
THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Anatomie der Messe.

Von

Dr. Wilhelm Joos.

Elfte Auflage.

Die Heiden sind versunken in der Grube, die sie zugerichtet hatten: ihr Fuß ist gefangen im Netz, das sie gestellet hatten. (Ps 9, 16.)

IHS

Schaffhausen.

Selbstverlag des Verfassers. (Preis 2 Franken = 56 Kreuzer.)

1870.

1

Anatomie der Messe.

Von

Dr. Wilhelm Joos.

Elfte Auflage.

Die Heiden sind versunken in der Grube, die sie zugerichtet hatten: ihr Fuß ist gefangen im Netz, das sie gestellet hatten. (Ps. 9, 16.)

IHS

Schaffhausen.
Selbstverlag des Verfassers. (Preis Franken 2 = 56 Kreuzer.)
1870.

Den

römisch-katholischen Volksschullehrern,

als den

hoffnungsvollsten Beförderern des Vernunftglaubens
gegenüber dem Trugglauben

widmet diese Schrift

Dr. Wilhelm Joos.

Druckfehler.

Seite	V.	Zeile	20	v. u.	statt	verlegt lies verletzt
„	32	„	29	v. o.	„	Verstellungsart lies Vorstellungsart
„	35	„	22	v. u.	„	leiblichen lies levitischen
„	41	„	7	v. o.	„	Geboten lies Gebeten
„	41	„	19	v. u.	„	zum lies am
„	59	„	13	v. o.	„	bleibender lies blinder
„	62	„	14	v. u.	„	Handlanger lies Handlangerthätigkeit
„	65	„	20	v. u.	„	abgeben lies abgehen
„	67	„	7	v. o.	„	es dazu gelangte lies gelangte es dazu
„	80	„	6	v. o.	„	immer lies minder
„	80	„	22	v. u.	„	IV. lies VI.
„	89	„	3	v. o.	„	weihlichen lies weiblichen
„	91	„	2	v. u.	„	die lies diese
„	93	„	8	v. o.	„	Gläubiger lies Gläubigen
„	94	„	15	v. u.	„	Naturzustand lies Normalzustand
„	95	„	6	v. o.	„	Glauben lies Glaubenden
„	100	„	23	v. o.	„	vermittelnde statt vermittelte
„	109	„	7	v. u.	„	nimmer lies immer
„	110	„	19	v. o.	„	n a ch lies nach
„	111	„	22	v. u.	„	der lies oder
„	115	„	23	v. u.	„	Apostels lies Apostels Johannes
„	116	„	13	v. o.	„	Glücklicherweise lies Gleicherweise
„	117	„	28	v. u.	„	Milene lies Mileve
„	130	„	27	v. o.	„	Irenäus lies Ignatius
„	162	„	8	v. u.	„	in der lies der
„	170	„	12	v. o.	„	1869 lies 1859
„	176	„	9	v. u.	„	legitimisches lies legitimistisches
„	180	„	26	v. u.	„	daß lies als
„	188	„	5	v. u.	„	Ehrengefühle lies Elterngefühle
„	202	„	22	v. o.	„	Fanatismus lies Fatalismus
„	220	„	4	v. u.	„	daß lies da
„	225	„	9	v. u.	„	welche lies welcher
„	235	„	26	v. u.	„	verkürzten lies unverkürzten
„	235	„	19	v. u.	„	sich lies sie sich
„	239	„	2	v. o.	„	Gnaden lies Gnade
„	239	„	22	v. o.	„	Augenblick lies Anblick
„	244	„	29	v. u.	„	eines lies e i n e s
„	252	„	15	v. u.	„	absolutesten lies absolutistischen
„	252	„	16	v. u.	„	zuläßig lies unzuläßig
„	254	„	19	v. u.	„	Wesen lies Wirken
„	266	„	21	v. o.	„	Anwesenden lies Abwesenden
„	272	„	6	v. u.	„	nicht lies leicht
„	272	„	8	v. u.	„	leicht lies nicht
„	275	„	8	v. u.	„	bestimmen lies beistimmen
„	277	„	13	v. o.	„	Wege lies leichtere Wege
„	279	„	7	v. o.	„	dann lies denn
„	279	„	29	v. o.	„	So v i e l wir lies So viel w i r
„	280	„	11	v. u.	„	geschimpft lies gespielt
„	283	„	13	v. o.	„	Stelle lies Rolle
„	291	„	8	v. o.	„	Leiden lies Lenden
„	303	„	19	v. u.	„	besänftige lies besänftigte
„	311	„	28	v. u.	„	gebotenen lies gebeteten
„	321	„	8	v. u.	„	Formen lies Formeln
„	321	„	16	v. u.	„	einzig lies einziger
„	325	„	26	v. o.	„	von lies vor
„	327	„	14	v. u.	„	jeder lies jener
„	348	„	15	v. u.	„	jenem lies jedem
„	348	„	25	v. u.	„	der lies des Menschen durch den

Druckfehler.

Seite	13	Zeile	22	v. o. statt	Schaaffinn lies Scharfsinn
„	15	„	28	v. o. „	beseelt lies beseelt
„	32	„	29	v. o. „	Verstellungsart lies Vorstellungsart
„	35	„	22	v. u. „	leiblichen lies levitischen
„	36	„	21	v. o. „	Alteften lies ältesten
„	41	„	7	v. o. „	Geboten lies Gebeten
„	42	„	8	v. o. „	Empfängniß lies Geheimniß
„	59	„	13	v. o. „	bleibender lies blinder
„	62	„	14	v. u. „	Handlanger lies Handlangerthätigkeit
„	63	„	8	v. o. „	gesetzt lies setzen
„	65	„	20	v. u. „	abgeben lies abgehen
„	73	„	4	v. u. „	wurden statt werden
„	80	„	6	v. o. „	immer lies minder
„	89	„	3	v. o. „	weihlichen lies weiblichen
„	91	„	2	v. u. „	die lies diese
„	93	„	8	v. o. „	Gläubiger lies Gläubigen
„	94	„	15	v. u. „	Naturzustand lies Normalzustand
„	95	„	6	v. o. „	Glauben lies Glaubenden
„	98	„	19	v. o. „	n a ch lies nach
„	100	„	23	v. o. „	vermittelnde statt vermittelte
„	109	„	7	v. u. „	nimmer lies immer
„	111	„	22	v. u. „	der lies oder
„	115	„	23	v. u. „	Apostels lies Apostels Johannes
„	117	„	28	v. u. „	Milene lies Mileve
„	127	„	21	v. u. „	Unversteht lies Universität
„	130	„	27	v. o. „	Irenäus lies Ignatius
„	135	„	7	v. u. „	unempfangenen Befleckniß lies unbefleckten Empfängniß
„	166	„	20	v. u. „	Generalvikars lies Kardinalvikars
„	166	„	22	v. u. „	Würgungskreis lies Wirkungskreis
„	167	„	28	v. u. „	Confusius lies Confuzius
„	173	„	18	bis 28 v. u.	Unsere Zeit bis aufgebaut ist. bleibt weg
„	176	„	9	v. u. statt	legitimisches lies legitimistisches
„	180	„	26	v. u. „	daß lies als
„	180	„	18	v. u. „	Trof lies Trolf.
„	188	„	5	v. u. „	Ehrengefühle lies Elterngefühle
„	202	„	22	v. o. „	Fanatismus lies Fatalismus
„	220	„	4	v. u. „	daß lies da
„	224	„	28	v. u. „	Muselmann lies Muselman
„	227	„	16	v. u. „	Arithmeik lies Arithmetik
„	235	„	26	v. u. „	verkürzten lies unverkürzten
„	239	„	2	v. o. „	Gnaden lies Gnade
„	251	„	19	v. o. „	viel lies viele
„	252	„	15	v. u. „	absolutesten lies absolutistischen
„	254	„	19	v. u. „	Wesen lies Wirken
„	272	„	6	v. u. „	nicht lies leicht
„	272	„	8	v. u. „	leicht lies nicht
„	277	„	13	v. o. „	Wege lies leichtere Wege
„	279	„	29	v. o. „	So viel wir lies So viel wir
„	280	„	11	v. u. „	geschimpft lies gespielt
„	282	„	15	v. u. „	maulhängcholischen lies melancholischen
„	283	„	13	v. o. „	Stelle lies Rolle
„	321	„	16	v. u. „	einzig lies einziger
„	348	„	15	v. u. „	jenem lies jedem
„	348	„	25	v. u. „	der lies des Menschen durch den

Die Bulle In Cœna Domini.

Urban, Bischof, der Knecht der Knechte Gottes.

Zum ewigen Gedächtniß der Sache.

Die Hirtenwachsamkeit und Sorgfalt des römischen Papstes beschäftigt sich seiner Amtspflicht gemäß nicht nur beständig damit, daß sie für allen Frieden und alle Ruhe der Christenheit besorgt, sondern sie thut sich auch vornehmlich dadurch hervor, daß sie die Einheit und Reinheit des katholischen Glaubens, ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen, erhält: damit nämlich die Christgläubigen keine hin- und herwankenden Kinder seien, noch sich durch jeden Wind der Lehre in der Bosheit der Menschen zum Betruge des Irrthums herumtreiben lassen, sondern Alle zur Einheit des Glaubens und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes gelangen und zum vollkommenen Mann werden; auch nicht sich in der Gesellschaft und Gemeinschaft dieses Lebens beschädigen oder einer dem andern Anstoß geben, sondern vielmehr durch das Band der Liebe vereinigt, gleichwie Glieder Eines Leibes unter dem Haupte Christus und seinem Statthalter auf Erden, dem römischen Papste, dem Nachfolger des allerseligsten Petrus, von welchem die Einheit der ganzen Kirche ausströmt, zur Erbauung vermehrt werden und so unter dem Beistand der göttlichen Gnade sich der Ruhe des gegenwärtigen Lebens so erfreuen, daß sie auch der künftigen Seligkeit ganz genießen können. Aus diesen Gründen haben ja auch die röm. Päpste, Unsere Vorgänger, am heutigen Tage, der wegen des Andenkens an das Abendmahl des Herrn feierlich ist, das geistliche Schwert der Kirchenzucht und die heilsamen Waffen der Gerechtigkeit durch den Dienst des höchsten Apostels zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen feierlich zu üben gepflegt. Wir also, die Wir nichts sehnlicher wünschen, als die unverletzte Reinheit des Glaubens, den öffentlichen Frieden und die Gerechtigkeit mit Hülfe Gottes zu schützen, folgen dieser alten und feierlichen Sitte und

Verbannen und verfluchen im Namen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, auch unter dem Ansehen der seligen Apostel Petrus und Paulus und dem Unsrigen, alle Hussiten, Wikleffiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, Hugenotten, Wiedertäufer, Trinitarier und vom christlichen Glauben Abgefallenen, wie auch alle und jede andern Ketzer, wie sie sein mögen, und Die, so ihnen glauben, und sie aufnehmen, ihre Gönner und überhaupt alle ihre Vertheidiger, und die, so ihre Bücher, die Ketzerei enthalten, oder von der Religion handeln, ohne Unser und des Apo-

stolischen Stuhles Genehmigung wissentlich lesen oder behalten, drucken, oder auf irgend eine Weise, aus irgend einem Grunde, öffentlich oder heimlich, unter irgendwelcher Beschönigung und Vorwand vertheidigen, ferner auch die Schismatiker und Die, so sich dem Gehorsam gegen Uns und den röm. Papst, so der Zeit regiert, hartnäckig entziehen oder von ihm abweichen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir Alle und Jede, welches Standes, Grades oder Ranges sie auch sein mögen; die Universitäten aber, Collegien und Capitel, welchen Namen sie auch führen mögen, belegen Wir mit dem Interdict, welche von Unsern und der römischen zu der Zeit regierenden Päpste Verordnungen oder Befehlen an ein allgemeines künftiges Concil appelliren, wie auch Die, mit deren Hülfe, Rath oder Gunst appellirt worden ist.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir alle Seeräuber, Corsaren und Seediebe, welche auf Unserm Meere umherstreifen, insbesondere vom Berge Argentaro an bis nach Terracina und alle ihre Gönner, Aufnehmer und Vertheidiger.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir Alle und Jede, welche aus den Schiffen irgend welcher Christen, mögen sie durch Sturm verschlagen worden sein, oder irgendwie Schiffbruch gelitten haben, Güter irgend einer Art, entweder von den Schiffen selbst, oder nachdem sie, aus denselben hinausgeworfen, im Meere oder auf der Küste sich befanden, sowohl in Unsern Gegenden und Ufern des tyrrhenischen und adriatischen, als denen jedes andern Meeres entwendet haben, so daß sie weder durch irgend ein Vorrecht, noch durch Gewohnheit oder den Besitz sehr langer, sogar undenklicher Zeit, oder durch irgend einen andern Vorwand entschuldigt werden können.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir Alle, welche in ihren Ländern neue Zölle oder Steuern, außer in den Fällen, wo es ihnen durch das Recht, oder nach einer besondern Erlaubniß des apostolischen Stuhles gestattet ist auflegen oder erhöhen, oder aber fordern, daß man auflege. und erhöhe.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir alle Verfälscher Apostolischer Briefe, auch solcher, die in Form eines Breve und von Bittschriften Gnade oder Gerechtigkeit betreffen, durch den röm. Papst oder Vicekanzler der röm. Kirche, oder ihrer Stellvertreter, oder auf Befehl eben desselben röm. Papstes unterzeichnet sind, wie auch Die, so fälschlich solche Bittschriften unter dem Namen des röm. Papstes, oder des Vicekanzlers, oder ihrer Stellvertreter unterzeichnen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir alle Die, so den Sarazenen, Türken und andern Feinden und Widersachern der Christenheit, oder Ketzern, welche durch Unsere oder dieses hl. Stuhles Aussprüche ausdrücklich und namentlich für Solche erklärt worden sind, Pferde, Waffen, Eisen, Eisendraht, Zinn, Stahl und alle andern Arten von Metall und Kriegswerkzeuge, Holz, Hanf, Seile sowohl aus Hanf, als jedem andern Stoffe und den Stoff selbst, und andere dergleichen Dinge bringen, sowie auch Die, so durch sich oder

Andere von Dingen, die den Zustand der Christenheit betreffen, zum Verderben und Schaden der Christen die Türken und die Feinde der christlichen Religion, wie auch die Ketzer zum Schaden der katholischen Religion berichten und ihnen hiezu irgendwie Hülfe, Rath oder Gunst erweisen; ungeachtet aller Privilegien, die irgend welchen Personen, Fürsten und Republiken durch Uns und vorbesagten Stuhl bis jetzt sind bewilligt worden, wenn darin eines solchen Verbotes nicht ausdrücklich erwähnt wird.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir alle Die, so diejenigen hindern oder angreifen, die Lebensmittel oder andere zum Gebrauche der röm. Curie nöthige Dinge zuführen, und auch Die, die solche Zufuhr verwehren, hindern oder stören, oder aber Die, welche dies thun, oder durch Andere vertheidigen, welchen Ranges, Vorzuges oder Standes sie auch sein mögen, selbst wenn sie in einer päpstlichen oder königlichen, oder irgend einer andern kirchlichen oder weltlichen Würde glänzen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir alle Die, so die zum Apostolischen Stuhle Kommenden und von demselben Zurückkehrenden durch sich, oder Andere tödten, verstümmeln, berauben, gefangen nehmen, festhalten, wie auch alle Die, so ohne eine ordentliche oder von Uns oder Unsern Richtern übertragene Gerichtsbarkeit zu haben, dieselbe frech sich anmaßend, das Gleiche gegen die an derselben Curie sich aufhaltenden zu unternehmen wagen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir Alle, so die aus Andacht oder als Pilgrime nach Rom Kommenden und daselbst Verweilenden, oder von dort Zurückkehrenden, tödten, verstümmeln, verwunden, schlagen, gefangen nehmen oder plündern, und Die, so dabei Hülfe, Rath oder Gunst erweisen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir Alle, so der hl. röm. Kirche Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe und des apostolischen Stuhles Legaten oder Nuntien tödten, verstümmeln, verwunden, schlagen, gefangen nehmen, festhalten, oder feindlich verfolgen, oder sie aus ihren Sprengeln, Gebieten, Ländern, oder Herrschaften vertreiben, wie auch Die, so dies befehlen, oder bestätigen, oder Rath, Hülfe und Gunst erweisen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir alle Die, so durch sich oder durch Andere irgend welche geistliche oder weltliche Personen, die sich wegen ihrer Rechtssachen und Geschäfte an die röm. Curie wenden, und an derselben Curie sie fortsetzen oder betreiben, und ihre Sachverwalter, Advokaten, Prokuratoren und Agenten, oder auch die Auditoren oder Richter, die in vorbesagten Rechtssachen oder Geschäften zugewiesen sind, aus Anlaß solcher Rechtssachen oder Geschäfte tödten, oder auf irgend eine Weise schlagen, sie ihrer Güter berauben, oder Die, so durch sich oder durch Andere, mittelbar oder unmittelbar, dergleichen Verbrechen zu begehen, auszuführen oder zu betreiben, oder dabei Hülfe, Rath oder Gunst zu erweisen, sich nicht scheuen, welches Vorranges und welcher Würde sie auch sein mögen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir Alle, sowohl Geistliche

als Weltliche, von welcher Würde sie auch sein mögen, die unter dem Vorwande einer nichtswürdigen Appellation von einer Beschwerde oder von der künftigen Exekution der apostolischen Briefe, auch in Form eines Breve's, mögen sie Gnade oder Gerechtigkeit betreffen, und auch der Vorladungen, Verbote, Sequester, Monitorien, Prozesse, Executionsbefehle und anderer Dekrete, die von Uns und besagtem Stuhle, oder den Legaten, Nuntien, Präsidenten Unseres Palastes und den Auditoren der apostolischen Kammer, den apostolischen Commissarien und andern Richtern und Delegaten ausgegangen sind, oder der Zeit gemäß ausgehen werden, an weltliche Gerichtshöfe und die weltliche Macht recurriren und machen, daß von ihr, auch auf Betreiben des Fiscalprocurators oder Advokaten solche Appellationen zugelassen, und die Briefe, Vorlagen, Verbote, Sequester, Monitorien und andern vorherbesagten Befehle mit Beschlag belegt und zurückgehalten werden, oder Die verhindern oder verbieten, daß sie schlechtweg, oder ohne ihr Gutachten und ihre Einwilligung oder Prüfung zur Ausführung gebracht werden, und daß die Boten und Notarien über die Ausführung solcher Briefe und Prozesse, Instrumente oder Akten aufsetzen, oder die aufgesetzten der betreffenden Partei übergeben, und sie sogar die Parteien oder ihre Agenten, Blutsverwandte, Schwäger, Freunde, Notarien, Executoren, Unterexecutoren der Briefe, Vorladungen, Monitorien und anderer vorgesagter Dekrete gefangen nehmen, schlagen, verwunden, einkerkern, festhalten, aus den Städten, Oertern und Reichen austreiben, der Güter berauben, in Furcht setzen und bedrohen, durch sich oder einen Andern, oder Andere, öffentlich oder geheim, oder Die sich sonst herausnehmen, mittelbar oder unmittelbar, irgendwelchen Personen, im allgemeinen wie im besonderen, zu verbieten, zu verordnen oder befehlen, sich nicht zur Betreibung irgendwelcher Angelegenheiten, oder zur Erlangung von Gnadenbezeugungen oder Briefen an die röm. Curie zu wenden oder Rekurs zu nehmen, oder Gnadenbezeugungen selbst, oder Briefe von besagtem Stuhle zu erlangen, oder von den erlangten Gebrauch zu machen, oder Die diese Schriften bei sich oder den Notarien, oder Boten, oder irgend sonst wie, zurückzuhalten sich unterfangen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir Alle und Jede, so durch sich oder Andere, eigenmächtig und mit Gewalt, unter dem Vorwande irgend welcher Exemtionen, oder anderer Gnadenbezeugungen und apostolischer Briefe, Benificial-, Zehend- und andere geistliche, oder mit geistlichen zusammenhängende Sachen von Unsern Auditorien und Commissarien und andern geistlichen Richtern abrufen und deren Lauf und Audienz, und die Personen, Kapitel, Convente, Collegien, welche diese Sachen betreiben wollen, verhindern und sich über die Erkenntniß derselben gleichsam als Richter aufwerfen; oder so die streitenden Parteien, die gemacht haben und machen, daß diese Sachen rechtlich eingeleitet werden, dazu anhalten, daß sie die Vorladungen oder Verbote, oder andere in denselben beschlossene Briefe widerrufen, und widerrufen machen, auch durch Verordnung oder auf

andere Weise dazu anhalten, daß sie machen oder darein willigen, daß Die, gegen welche solche Verbote ergangen sind, von den Censuren, und den in denselben enthaltenen Strafen freigesprochen werden; oder auch die Vollstreckung der Apostolischen Briefe oder Vollziehungsbefehle besagter Prozesse und Dekrete irgendwie hindern, oder ihre Gunst, Rath oder Einwilligung dazu geben, geschehe es auch unter dem Vorgeben, Gewaltthätigkeit zu verhindern, oder unter andern Vorwänden, oder auch, wenn man sagte, bis sie, um Uns zu berichten, gebeten haben, oder haben bitten lassen, wenn sie nicht dergleichen Bitten vor Uns und dem apostolischen Stuhle rechtmäßig betreiben, selbst wenn Die, so sich solches zu Schulden kommen lassen, Präsidenten von Kanzleien, Räthen, Parlamenten, Kanzler, Vicekanzler, ordentliche oder außerordentliche Räthe weltlicher Fürsten sind, mögen diese auch in kaiserlicher, königlicher, herzoglicher, oder irgend sonst einer Würde glänzen, oder Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Commendatarien oder Vicarien sein;

Oder, die nach ihrer vorgeblichen Pflicht, oder auf das Verlangen einer Partei oder anderer Leute, geistliche Personen, Capitel, Convente, Collegien irgend welcher Kirchen vor sich zu ihrem Tribunal, Audienz, Kanzlei, Rath oder Parlament gegen die Verordnung des canonischen Rechtes ziehen, oder ziehen lassen, oder mittelbar oder unmittelbar, unter irgend einem Vorwande, darauf hinwirken, wie auch Die, so Statuten, Verordnungen, Constitutionen, pragmatische Gesetze oder andere Dekrete irgend einer Art, sei es im allgemeinen oder im besondern, aus irgend einem Grunde und irgend einem Vorgeben, selbst unter dem Vorwande einer Gewohnheit oder eines Vorrechts, oder sonst irgendwie machen, wodurch die Freiheit der Kirche aufgehoben, oder in etwas verlegt oder unterdrückt, irgend sonst wie eingeschränkt wird, oder Uns und dem besagten Stuhle auf irgend eine Art, mittelbar oder unmittelbar, stillschweigend oder ausdrücklich, geschadet wird;

Ebenso auch Die, so Erzbischöfe und Bischöfe und andere höhere und niedere Prälaten und alle andern ordentlichen geistlichen Richter irgendwie aus diesem Grunde, mittelbar oder unmittelbar, dadurch, daß sie deren Agenten, Sachverwalter, Vertraute oder auch Blutsverwandte und Schwäger einkerkern oder belästigen, oder sonstwie verhindern, von ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit gegen Jedermann Gebrauch zu machen, so wie es die Kirchengesetze und die heiligen Kirchenverordnungen und die Beschlüsse der allgemeinen Concilien, besonders die des trientinischen, verordnen; sowie auch Die, so nach gefällten Urtheilen und Beschlüssen der ordentlichen Richter selbst, oder auch irgendwelcher von ihnen delegirten Personen, um dem Urtheilsspruche des geistlichen Forums zu entgehen, sich an weltliche Kanzleien und andere Gerichtshöfe wenden, und von diesen erwirken, daß Verbote und sogar Strafbefehle gegen vorbesagte ordentliche Richter und Delegirte erlassen und ausgeführt werden; wie auch Die, so diese Befehle erlassen und ausführen, oder Hülfe, Rath, Schutz und Gunst erweisen;

Oder, so Gerichtsbarkeiten oder Früchte, Einkünfte und Gefälle, welche Uns und dem apostolischen Stuhle und irgendwelchen geistlichen Personen in Ansehung der Kirchen, Klöster und anderer geistlicher Beneficien zustehen, widerrechtlich an sich ziehen, oder auch aus irgendwelcher Veranlaßung und Ursache ohne die ausdrückliche Erlaubniß des röm. Papstes oder Anderer, welche dazu rechtmäßige Gewalt haben, sequestriren;

Oder, so Collecten, Zehenden, Steuern, Auflagen und andere Lasten auf vorbesagte und andere geistliche Personen, und auf die Güter derselben, und der Kirchen, Klöster und anderer Beneficien, und auf deren Früchte, Einkünfte und Gefälle, ohne gleiche besondere und ausdrückliche Erlaubniß des röm. Papstes, legen, und auf verschiedene, sogar ausgesuchte Weise fordern, oder die also aufgelegten Lasten, selbst wenn sie willig gegeben und zugestanden werden, in Empfang nehmen; wie auch Die, so durch sich oder durch andere, mittelbar oder unmittelbar, das Vorbesagte zu thun, auszuführen oder zu betreiben, oder dabei Hülfe, Rath oder Gunst zu erweisen sich nicht scheuen, welchen Rang, Würde oder Stand sie auch haben mögen, selbst wenn sie in kaiserlicher oder königlicher Würde strahlen, oder Fürsten, Herzöge, Grafen, Barone und andere Große seien; auch Alle, so über Reiche, Provinzen, Städte und Länder irgendwie den Vorsitz führen, Räthe und Senatoren, oder irgendeine selbst vornehme, geistliche Würde bekleiden; indem Wir hierüber die Beschlüsse erneuern, die durch die heiligen Kirchengesetze sowohl auf dem jüngst gefeierten lateranensischen Concil, als auf den allgemeinen Concilien sind gegeben worden, sammt den darin enthaltenen Censuren und Strafen.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir alle und jede Obrigkeiten und Richter, Notare, Schreiber, Executoren und Unterexecutoren, die sich irgendwie in Capital- oder peinlichen Sachen gegen geistliche Personen verwenden lassen und dieselben prozessiren, des Landes verweisen, gefangen setzen, oder Urtheile gegen sie aussprechen oder ausführen, ohne besondere und ausdrückliche Erlaubniß dieses hl. apostolischen Stuhles, und Die eine solche Erlaubniß auf nicht ausgedrückte Personen und Fälle ausdehnen, oder dieselbe sonst übel mißbrauchen, wenn auch Die, so dies begehen, Räthe, Senatoren, Präsidenten, Kanzler, Vicekanzler, oder wie sie sonst heißen mögen, sein sollten.

Deßgleichen verbannen und verfluchen Wir alle Die, so durch sich oder Andere, mittelbar oder unmittelbar, unter irgendwelchem Titel oder Vorwande, entweder ganz oder zum Theil anzufallen, zu zerstören, zu besitzen und zu behalten sich unterfangen die hl. Stadt, das Königreich Sizilien, die Insel Sardinien und Corsica, die Länder diesseits des Pharus, das Patrimonium Petri in Tuscien, das Herzogthum Spoleto, die Grafschaft Venaisson, Sabina, die Mark Ancona, Massa, Trebara, Romandiola, Campagna und die Seeprovinzen, und ihre Länder und Oerter, und die Länder der Spezialkommission der Arnulphe, und Unsere Städte Cesena, Rimini, Benevent, Perugia, Avignon, Civita, Castello, Tuderzo, Ferrara, Comacchio

und andere Städte, Länder und Oerter, oder die Rechte, die der röm. Kirche selbst gehören und besagter röm. Kirche mittelbar oder unmittelbar unterworfen sind, wie auch die höchste Gerichtsbarkeit in denselben, die uns und derselben röm. Kirche zukömmt, mit Gewalt an sich zu bringen, zu stören, zu behalten und auf mannigfaltigste Weise zu plagen sich unterfangen, wie auch die ihnen anhängenden Gönner und Vertheidiger, oder die ihnen irgendwie Hülfe, Rath oder Gunst Erweisenden.

Und wollen, daß Unsere gegenwärtigen Prozesse und alles und jedes, so in diesem Schreiben enthalten ist, so lange, bis andere dergleichen Prozesse von Uns oder dem der Zeit regierenden Papste gemacht oder veröffentlicht werden, dauern und ihre Wirkung durchaus haben sollen.

Uebrigens soll von vorbesagten Aussprüchen Niemand durch einen Andern als den Papst, außer, wenn er dem Tode nahe ist, und dann auch nur, wenn die Gewähr geleistet ist, daß er den Befehlen der Kirche gehorchen und Genüge leisten wolle, losgesprochen werden können, selbst unter dem Vorwande irgendwelcher Vollmachten und Indulte, sei es, daß sie irgendwelchen Geistlichen oder Weltlichen, und den Regularen irgendwelcher Orden, auch der Bettel- und Militärorden, auch denen, so mit bischöflicher oder noch größerer Würde ausgerüstet sind, und den Orden selbst und ihren Klöstern, Conventen und Häusern und Capiteln, Collegien, wie auch den weltlichen, wenn sie auch in kaiserlicher, königlicher, oder sonst einer irdischen Hoheit strahlen, durch Uns und besagten Stuhl und die Beschlüsse irgend eines Concils, durch Wort oder Brief, oder irgend eine andere Schrift überhaupt und insbesondere, bereits bewilligt und erneuert wären, oder noch bewilligt und erneuert würden.

Sollten etwa Einige, gegen den Inhalt des Gegenwärtigen, solchen in Bann und Fluch Verstrickten, oder irgend einem derselben die Wohlthat der Absolution widerrechtlich zu spenden sich erkühnen, so verstricken Wir sie in das Urtheil des Kirchenbannes, und behalten Uns vor, noch schärfer gegen sie, geistlich und zeitlich, zu verfahren, je nachdem Wir es für dienlich erachten werden.

Indem Wir erklären und bezeugen, daß keinerlei Absolution, sollte sie auch feierlich durch Uns geschehen, vorbesagte, in Gegenwärtigem begriffene Verbannte begreife, noch ihnen so zu statten komme, wenn sie nicht zuvor von den vorgemeldeten Vergehen mit dem wahren Vorsatze, dergleichen nicht mehr zu begehen, abstehen, und wenn nicht Die, so wider die Freiheit der Kirche, wie vorausgeschickt worden, Statuten gemacht haben, zuvor dergleichen Statuten, Verordnungen, Constitutionen, pragmatische Gesetze und Dekrete öffentlich widerrufen und aus den Archiven, oder Registraturen, oder Büchern, in welchen sie aufgezeichnet stehen, austilgen und cassiren und Uns von solchem Widerruf in Kenntniß setzen; ja daß auch durch eine solche Absolution und irgendwelche andere zuwiderlaufende Handlungen, stillschweigende oder ausdrückliche, und auch durch Unsere und Unserer Nachfolger

Geduld und Toleranz, mag sie auch noch so lange gedauert haben, allen und jeden vorausgeschickten Stücken und jeglichen Rechten des Apostolischen Stuhles und der hl. röm. Kirche, mag sie dieselben woher und wann immer erworben haben oder künftig erwerben, in keiner Weise ein Nachtheil erwachsen könne, noch dürfe.

Ungeachtet aller Privilegien, Indulgentien, Indulte und allgemeiner und besonderer Apostolischer Briefe, so den Obgemeldeten, oder irgend Einem derselben, oder irgend Einigen andern, welches Standes sie auch sein mögen, selbst wenn sie, wie vorausgeschickt worden, in päpstlicher, kaiserlicher, königlicher oder sonst einer geistlichen oder weltlichen Würde strahlen; oder ihren Reichen, Provinzen, Städten oder Oertern von vorbesagtem Stuhle aus irgend einem Grunde, auch durch den Weg des Contrakts oder der Remuneration, und unter irgend einer andern Form und Gestalt, und mit irgend welchen Clauseln, auch denen, so den Derogirenden derogiren, bewilligt worden sind, auch wenn sie enthalten, daß sie nicht können verbannt, verflucht oder mit einem Interdikt belegt werden durch Apostolische Briefe, wenn sie nicht eine vollständige und ausdrückliche und von Wort zu Wort gehende Meldung von solchen Privilegien, Indulgentien und Indulten, und von den Orden, Oertern, Eigennamen, Zunamen und Würden derselben thun; wie auch unvordenklicher Gewohnheiten und der allerlängsten Verjährungen und anderer geschriebener und nicht geschriebener Observanzen, wodurch sie sich gegen diese Unsere Prozesse und Urtheilssprüche zu helfen und zu schützen vermöchten, daß sie nicht in dieselben eingeschlossen würden: welches alles Wir in Ansehung dessen sammt dem ganzen Inhalt desselben, als wenn er von Wort zu Wort, ohne das geringste auszulassen, eingerückt wäre, durch Gegenwärtiges für ausgedrückt halten, und so wie alles Uebrige, was diesem zuwider ist, ganz und gar aufheben und völlig widerrufen.

Damit aber Unsere gegenwärtigen Prozesse zur öffentlichen Kenntniß Aller desto leichter gebracht werden, wollen Wir die Papiere oder Pergamente, so die Prozesse selbst enthalten, an die Thüre der Kirche des hl. Johannes im Lateran und an der Hauptkirche des Fürsten der Apostel in der Stadt anhängen lassen, damit Die, welche diese Prozesse angehen, keine Entschuldigung vorschützen können, daß dieselben ihnen nicht zugekommen seien, oder daß sie dieselben nicht gewußt haben, da es nicht wahrscheinlich ist, daß das unbekannt bleibe, was Jedermann so offen kundgemacht wird.

Ueberdieß, damit die Prozesse selbst und gegenwärtige Bulle und alles und jedes in derselben enthaltene um so bekannter werde, als es in den meisten Städten und Orten wird kund gemacht worden sein, so übertragen Wir durch diese Schrift, und befehlen kraft des heiligen Gehorsams in ausdrücklicher Vorschrift allen und jeden Patriarchen, Primaten, Erzbischöfen, Bischöfen und Ordinarien der Oerter, und den Prälaten aller Orten, daß sie, durch sich oder durch einen Andern oder Andere, gegenwärtige Bulle, nachdem sie dieselbe

empfangen oder Nachricht davon erhalten haben, einmal im Jahre, oder, wenn sie es für zuträglich erachten, auch mehrere Male in ihren Kirchen, während in denselben eine größere Menge Volks zum Gottesdienst versammelt ist, feierlich kund machen und den Gemüthern der Christgläubigen einschärfen, verkünden und erklären.

Uebrigens sollen die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Ordinarien und Prälaten der Kirchen, wie auch die Rektoren und übrigen Seelsorger, und die weltlichen Priester und Regularpriester jeglicher Orden, die durch irgend eine Macht bestellt sind, Beichte zu hören, eine Abschrift von gegenwärtiger Bulle bei sich haben und sich bemühen, dieselbe fleißig zu lesen und zu verstehen.

Auch wollen Wir, daß einer Abschrift des Gegenwärtigen, selbst einer gedruckten, wenn sie von der Hand eines öffentlichen Notars unterschrieben und mit dem Siegel eines ordentlichen Richters des röm. oder einer andern in geistlicher Würde stehenden Person versehen ist, vor Gericht und außer Gericht aller Orten ganz derselbe Glaube geschenkt werde, welcher gegenwärtigem Briefe selbst geschenkt würde, wenn er vorgewiesen oder bezeigt würde.

Es ist also durchaus keinem Menschen erlaubt, dieses Blatt Unserer Verbannung, Verfluchung, Interdikts, Erneuerung, Verstrickung, Erklärung, Protestation, Aufhebung, Widerrufung, Uebertragung, Befehls und Willens zu brechen, oder mit verwegener Dreistigkeit zu widersprechen. Wofern sich aber Jemand unterfangen sollte, dies zu wagen, so möge er wissen, daß er dem Zorne des allmächtigen Gottes und seiner seligen Apostel Petrus und Paulus verfallen wird.

Gegeben zu Rom bei St. Peter im Jahre nach der Menschwerdung Christi tausend sechshundert zwanzig und sieben, den ersten April, Unseres Pontifikats im vierten Jahr.

[L. S.]

Audiatur et altera pars.

Im Zeitalter der gezogenen Kanonen wäre es nicht am Platze, falls ein Regent die Verbesserung seines Geschützwesens erst dann bewerkstelligte, wenn die alten Feldschlangen ausgeschossen sind. Was aus den Vorgängern der elften Erscheinung des Schooßkindes Meines Zorns geworden, kümmert Mich nicht; man werfe sie ins Feuer und hätschle dafür das Jüngste. ¿Und das Jüngste? ¿Sollte es etwa während des Ausstaffirens unter den Händen des Schwarzkünstlers bereits wieder eine Musterkarte überwundener Standpunkte bergen? Um so erwünschter, wenn dem so wäre. Hat doch mittlerweile die gegnerische Beschlußpartei es für zeitgemäß erachtet, ihre schmutzige Wäsche vor aller Welt herauszuhängen: eine Vogelscheuche für nicht Wenige ihrer Anbeter, die sonst Fünfe grad sein ließen und in süffisanter Bummelei dahinlebten; für Andere eine Art von Kriegszeichen, das sie zur Sammlung ruft, sie zwingt, Farbe zu bekennen, und wäre es die Isabellafarbe.

Das Doppelspiel Napoleons III. gegenüber von Herrn Mastai Ferretti eilt seinem Ende entgegen, schon weil die Natur kaum noch lange zögern dürfte, ihr Recht zu fordern. Seit mehr wie zwanzig Jahren ruhte in Rom der Angelpunkt des zwischen Beiden auf gemeinschaftlichen Gewinn betriebenen Geschäftes. Nur der Eine gewann; der Andere ist dem geistigen und finanziellen Banquerott nahegeführt worden. Auf alle Fälle also wird ein neues Bild die Kirchengeschichte bereichern, nachdem der leidlich geflickte Vorhang des Allerheiligsten so leichtfertig zerrissen. Auch dem blödesten Auge erweist sich heute der „weltbürgerliche“ Charakter des „Katholizismus“ als etymologische Sophisterei. Die curialistische Camarilla ist gedrängt, sich in ihrer Mehrheit ausschließlich aus Italienern zu ergänzen; sie muß darum je länger je mehr gewärtigen, daß ein gewisses Ehrgefühl die andern, geistig höher stehenden Häupter beschleiche und dieselben veranlaße, solche Zurücksetzung auf die Dauer unerträglich zu finden.

Wahrscheinlich wird dem intellektuellen Urheber der Schlächterei von Mentana ein mittelmäßiger, mithin seiner Stellung nicht gewachsener Mensch zum Nachfolger auserkoren werden; oder, wenn nicht, so wird Misère sur table gespielt. Es würde Mich nicht befremden, wenn der europäische Ultramontanismus in Bälde, Hand in Hand mit der rothen Republik, das Jahrhundert in die Schranken forderte; in den Vereinigten Staaten muß er bereits mit dem irischen Stimmvieh durch Dick und Dünn marschiren, will er anders große Zwecke erreichen. Inzwischen stärkt sich die Einheitspartei des Königreichs Italien; es zerstieben hunderte von Millionen Güterwerthe der todten Hand. Vielorts taucht auch die Frage der Abschaffung der priesterlichen Ehelosigkeit wieder auf; mit deren Erledigung auf Grundlage erleuchteter Kulturbegriffe und der Physiologie geht aber das eingreifendste Triebwerk papistischer Anmaßung aus den Fugen.

Der Kredit konkordatsfreundlicher Gesellschaftsretter gestaltet sich je länger je mehr nach dem Kurszeddel, die internationale Verfilzung des Materialismus nimmt überhand. Rußland und die Vereinigten Staaten wandeln ihre eigenen Wege der Machtentwicklung. Auf dem ehemals klassischen Boden des Adels und der Pfaffen handelt es sich nur noch um republikanische Ordnung, oder um monarchische Anarchie. Die Mehrheit der Volksvertreter Oesterreichs hat sich vernünftigen Idealen zugewendet. ¿Und was sehen wir am fünften Rade des Wagens der sogenannten heiligen Allianz? Junker- und Muckerthum, Söldnerei und Büreaukratenthum und sonstige Weisthümer brutaler Niederträchtigkeit, suchen in einem protestantischen Königthum von Gottes Gnaden ein Schönpflästerchen auf ihr abgezogenes Nichts. ¡O, über das ekelhafte Gesindel! Und weniger ekelhaft, als schrecklich, wenn man erwägt, daß um dergleichen leicht wieder Legionen braver Männer ihr Edelstes werden in die Schanze schlagen müssen. Doch Ich trage den Trost in Mir. Eine neuartige Fügung ist geschaffen, die Alle in Rechnung werden ziehen müssen,

die aber Niemand mit Sicherheit berechnen kann. Noch einige Jahre, und jedes System, das auf einer vernunftwidrigen, viehischen Schätzung des Menschenlebens fußt, wird vogelfrei erklärt. ¡Darum vorwärts, Ihr Paladine der umgekehrten Wissenschaft, die Ihr Euch erfrecht, Errungenschaften der Gesittung umzustülpen! „¡Hurrah, die Todten reiten schnell!"

Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Weltgesetze und völlige Ungebundenheit, ohne jeden Leitfaden, zeichnet von jeher die bankerotten Autoritätsprinzipien aus. ¿Warum dürften sie nicht, nachdem alle Stricke gerissen, versuchen, auf unbestimmte Zeit im Fahrwasser der Freiheit zu laviren? Dem humanen Jesuitismus ist's wahrlich einerlei, ob ihm von Westen oder von Osten, vom gekrönten Freibeuterthum oder von der gehetzten Bornirtheit, eine Beihülfe zur Wegräumung der Hemmnisse wird, wenn sie nur wird; denn es ist eine Schmach für die Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts, daß dem staatlichen, kirchlichen und gewerblichen Macchiavellismus das Heft noch nicht entwunden, das Bluthandwerk noch nicht gelegt ist.

Die Lehre vom Königlichen Priesterthum aller Christen liefert dem umfassenden Blicke des Weltmanns den stichhaltigsten Vorwand, seine Ebenbürtigkeit gegen wen immer zu behaupten. Daß man diese Lehre nach den verschiedenen Gestaltungen, die sie anzunehmen geschickt ist, kennen lerne, um sie überall wieder zu erkennen; daß man ferner ihr Verhältniß zu ähnlichen Lehren deutlich einsehe und genau den Punkt wisse, worauf es jeweils ankömmt, das halte Ich für ungemein nützlich. Ich nehme darum die Gottesgnadentheorie auch für Mich in Beschlag, und zwar ohne Titel und Kittel. Im einträchtigen Zusammengehen von Thron und Altar erkenne Ich keineswegs das Bild einer erhabenen doppelten Ordnung, sondern ein Spiel des Zufalls, einen naturwidrigen Irrweg, eine sündhafte Intrigue.

Eine der ergiebigsten Quellen der Erniedrigung schien Mir immer, daß man die Verwundbarkeit der Gewalthaber und ihrer Helfer unterschätzt und befangen ist in Ueberlieferungen heidnischer Blindheit und mittelalterlicher Abartung. Wer da einstehen will für Freiheit und Recht, der helfe dazu, daß jene Quelle versiege. Sie dünken sich stark, weil die Interessen der Willkür solidarisch sind. Doch auch die Interessen der Humanität sind solidarisch und gehorchen den geheimnißvollen, darum aber nicht weniger wesenhaften psychologischen Gravitationsgesetzen. Wer aber für irgendetwas den Zweck will, der muß auch das ausreichende Mittel wollen, und die Klugheit gibt den Rath, es sei das Zerstörungswerk vornehmlich auf die schwächsten Seiten der Lebensbedingungen des gegnerischen Organismus zu richten.

Das Mittel nun, eine Macht zu stürzen, besteht entweder darin, daß man ihr Werkzeug und ihren Träger vernichte, oder ihr Wesen verallgemeinere; im vorliegenden Falle, daß man den Spieß umwende, und die Lehre von der Majestätsbeleidigung nach Maßgabe des zum Gemeingut gewordenen Gottesgnadenthums zu einer ständigen Kriegserklärung zuspitze gegen Alles, was auf die Schlechtigkeit der Men-

schennatur und auf die Schwäche des Einzelnen berechnet ist und nur gedeiht im Schatten planmäßigen Frevels. Noch immer herrscht das entsetzliche Vorurtheil, daß Viele es sich zur Ehre anrechnen, sich wegen Dingen, die sie nichts angehen, zum Krüppel schießen zu lassen. Zehntausende auf Schlachtfeldern niederzuwerfen, die Früchte des Fleißes, den Frieden und berechtigten Lebensgenuß von Millionen den Launen Weniger dahinzugeben und sich mit der Ausbeutung oder „Rettung“ Verstümmelter befassen, das, sehe Ich, ist im Stande, den Enthusiasmus von Beschlußparteien des sog. christlichen Staats zu erwecken; aber der Hunger, die Massenarmuth und alle Arten von gehegtem Siechthum vermögen nicht, denselben Parteien den Muth zu großartiger Hülfe einzuflößen. Wer hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird auch das, was er hat, genommen: Körperliches und geistiges Wohlsein, diese angebornen Glücksgüter, fallen in unzähligen Fällen der Tyrannei einer geringen Minderzahl zum Opfer, und zwar nicht als Ausnahme, sondern als Regel. Lebendige Tempel Gottes werden zu lebendigen Denkmälern von Unwissenheit, Elend und Laster gestaltet. Ich frage: „¿Soll ein Wissender dergleichen Zustände zu den nothwendigen Uebeln rechnen, wie etwa das Abschlachten eines Lammes?“ Raubthiere mögen sich an den Leichnamen von ihresgleichen laben; der Mensch, der Aehnliches thut, erniedrigt sich zum Thiere und ist als ein solches zu behandeln.

Ich bekenne Mich zu der von selbst einleuchtenden Lehre, daß Alle vom Schöpfer mit unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, worunter die auf Leben, Freiheit und ungehindertes Streben nach Wohlergehen, und daß das Staatswesen nur zu dem Zwecke seine Thätigkeit entfalten soll, Jedermann den Genuß dieser Rechte zu sichern. Der normale Bürgervertrag ist eine fortdauernde Verbindung zu gegenseitigen Leistungen: Alle haben Allen ein Recht auf sich gegeben, und dagegen ein Recht auf sie übernommen; wenigstens ist das vorauszusetzen, weil anzunehmen ist, es seien ehrliche Leute. Die erste und bleibende Pflicht jedes Einzelnen ist die Pflicht der Selbsterhaltung. Die Gesellschaft ist nur das potenzirte Individuum; sie ist denselben Gesetzen unterthan, und das Unrecht soll an ihr vergolten werden, wie am Einzelnen.

Der allein hat ein Recht auf Unverletzlichkeit seiner Person und auf die Mittel der Erhaltung seines Daseins, der dasselbe Recht in Andern achtet. Vernichtet er es an Andern, so ist er nicht mehr Gleichberechtigter, sondern Empörer; und man braucht ihn nicht büßen zu lassen, nein, man stelle die verletzte Ordnung durch Beseitigung des Eindringlings her; man behandle ihn nach dem Gesetze, das er aufstellte: dem Rechte des Stärkern. Der Zweck heiligt das Mittel. Ueber den Dämon der Gewaltthat hänge man das Schwert des Damokles. Um Bestrafung nur ist es zu thun, nicht um Kampf; durch Furcht, und zwar auf mechanische Weise, sollen Diejenigen, die sich als die Gewaltigen dünken, auf dem Weg der Gerechtigkeit gescheucht

werden. Ein Krieg zwischen vielen Unterdrückten und wenigen Unterdrückern erscheint Mir jetzt schon als der baarste Unsinn. „¡Laßt uns kämpfen auf Tod und Leben," sprach der sogenannte König der Thiere zur Büffelheerde; — und beißen sei der unter uns gültige Comment!"

Alles ist Staat im Staate, oder soll es wenigstens da sein, wo nichts Geringeres, als die Herrschaft der Tugend gefordert wird. Der Bürger ist nichts, wenn er sich in seiner Sphäre nicht ebenso frei bewegt, wie der Staat. Rechtssophisten, Stockjobbern, Kriegsknechten, Höflingen, Frömmlern, Industrierittern, Pfaffen und sonstigen Anbetern des Zufalls und Possenreißern des blinden Gehorsams scheint der Sinn abzugehen für die Erkenntniß der geheiligten Majestät des Einzelnen. Ein ewig wandelbares Spiel mit undefinirbaren Gattungsbegriffen und verkörperten Abstraktionen, z. B. Volk, Börse, Krieg, Dynastie, Industrie, Kirche, Krone, Thron, Fahne, Schwert, Verfassung, Stuhl, Kabinet, Scepter, Altar und ähnlichem Apparat blendender Symbolik, bildet den Zauberkreis des goldenen Kalbes, über dessen Grenzlinie die historisch-politischen Duselhanse instinkt- und vorschriftgemäß nicht hinauszutaumeln wagen. Eine hündische Ehrfurcht vor der Thatsache der Verkoppelung von Privatinteressen Weniger reiht sie zur wuthschnaubenden Phalanx gegen jedes Wirken für die Interessen Aller. Aber Ich spotte ihres Grimmes; denn Ich durchschaue ihre Ohnmacht. Die letztinstanzliche Zerlegung ihres Gebahrens bedingt ein Verschieben und Nivelliren auch ihrer persönlichen Verhältnißwerthe.

Eine widernatürliche Begriffsverwirrung wäre es, wenn Jemand sein höchstes Gut für angebliche Nothwendigkeiten opferte. ¡Käme doch ein solches Opfer bei dem Wissenden einem Selbstmorde gleich! Das Streben der Gesittung soll immerdar dahin zielen, daß Jeder sich selbst regiere und bestimme. Ein nicht auf Annäherung an dieses Ideal begründetes Streben ist verfeinerter Molochdienst und dem Untergange verfallen zum größern Ruhme Gottes. Das Erreichbare ist dem jeweiligen Grade fortschreitender Einsicht anzupassen, sei es durch Güte, oder durch Zwangsgewalt. Wer darum beiträgt zum Sturze der Stillstandspartei, ist im innersten Grunde konservativ. Die Erfindungsgabe des Denkers, die Unzerstörbarkeit dessen, was recht und wahr ist, ruft der Erfüllung dessen, was sein muß. Plaudre man noch so schön von den Segnungen des jetzigen Friedenszustandes: so lange Menschenopfer inmitten eines sogenannten christlichen Staates geduldet, Abschaffungsvorschläge todtgeschwiegen werden, sind Diejenigen zu loben, welche die Wehen der gesellschaftlichen Wiedergeburt abkürzen oder mindern helfen.

Aus der Verallgemeinerung der Autoritätsprinzipien entsteht, nach Meiner Autorität, das Prinzip der individuellen Freiheit. In ihm, und nur in ihm, erblickt der Geist der Neuzeit das einigende Band. Das Naturrecht und die evangelische Weltanschauung erheischen heute, wie vor achtzehn Jahrhunderten, eine Umgestaltung der gesamm-

ten sozialpolitischen Denkart. In dieser begründet sich der Anspruch auf ein gleichberechtigtes Nebeneinandersein aller Christen und, um sich Geltung zu verschaffen, der Anspruch auf ein Gleichgewicht der Macht. Gemäßigt wird eine solche durch Anerkennung der Vervollkommnungsfähigkeit eines Jeden und durch freiwillige Unterordnung unter die Vorschriften eines auf Achtung der unantastbaren Hoheitsrechte jedes Einzelnen gegründeten und zur Erhaltung der gemeinsamen Wohlfahrt vereinbarten Zusammenlebens. Es ist diese Unterordnung des Einzelnen unter die Gattung lediglich als ein Ergebniß der Zweckmäßigkeit vernünftiger Arbeitstheilung, als eine zeitweilige Uebertragung der Gewalt an selbsterwählte Körperschaften zu qualifiziren. Ausnahmen thatsächlicher Art stellen sich von selbst ein, nachdem physische und geistige Schranken bislang den Meisten sogar die Ahnung ihrer Würde verschloßen.

Compromittirt wird die Folgerichtigkeit Meines Regulativs durch diese Ausnahmen nicht; dieselbe tritt bloß in den Hintergrund vor den offenkundigen Erscheinungen des Alltagslebens. Das Mißbräuchliche der Gewalt des Königlichen Priesterthums mag man anfechten, nicht aber die Gewalt selbst, als Ausfluß des Christenthums. Sämmtliche Vertheidiger des ausschließlichen Gottesgnadenthums und der verschiedenen Unfehlbarkeitssysteme setzen mit Nothwendigkeit das fortwährende Wunder einer Erbweisheit voraus. Die absolutistische Regiererei kann sich darum nur ausnahmsweise auf der Höhe ihrer Aufgabe bewegen und ihrer Aufsichtspflicht Formen anweisen, wodurch die Selbstständigkeit des Bürgers gewahrt wird. Neun Zehntheile der Träger fürstlicher Legitimität sind eigentlich nichts, als verkleidete Handlanger; sie bilden das Gerüste, um welches der Schmuck und die Beschönigung des höhern Blödsinns lagern. Der Zehnte ist in Meinen Augen nichts, als ein von der Hand in den Mund lebender Diktator. Auf mehr als vier Wochen hinaus denkt kaum Einer der heutigen Staatsmänner.

Wenn die Freiheit als höchstes Gut gelten soll, so muß sie als eine solche Fähigkeit und Thätigkeit gefaßt werden, welche unserer sinnlichen, wie auch sittlichen Natur und Bestimmung entspricht. Der Grundgedanke bürgerlicher Ordnung läuft immer da hinaus, daß ein Jeder sich der Ziele, der Beweggründe und der Handhaben seines Wirkens mehr und mehr bewußt werde; der Maßstab der Gerechtigkeit liegt nicht in der zeitweiligen Sitte, sondern in der unverrückbaren Sittlichkeit, unabhängig vom materiellen Interesse. Und weil es auf dem Gebiete des Sittengesetzes nur einen Willen gibt, so hat Jedermann dieselbe Befugniß, ja, in Folge der Gesammtverbindlichkeit der Humanitätsinteressen, dieselbe Pflicht, diesem Willen Geltung zu verschaffen. Eine Gesetzgebungskunst und Staatsweisheit, bei der irgendein Uebelthäter auf Straflosigkeit zählen darf, steht außerhalb des Entwicklungsganges menschheitlicher Bestrebungen und hat sowenig eine Fortdauer zu beanspruchen, als die Machenschaften des Herrschers von Dahomey.

Das Axiom „nur der Lebende hat Recht“ paßt Ungebornen und Verstorbenen gegenüber gleich gut, und Ich müßte der Vorsehung Hohn sprechen, wenn Ich dächte, daß dasjenige, was Ich für das Richtige halte, den Keim schlimmer Folgen in sich trüge. Mein Ziel ist zu bestimmt abgemessen, als daß Ich Mich zu seiner Erreichung nach etwas Anderem, denn nach der Verwundbarkeit des Feindes richtete: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Man darf von Niemandem mehr verlangen, als daß er nach bestem Gewissen zu Werke gehe. Traurig nennt Joh. Georg Forster die Wahl zwischen zwei großen Uebeln; allein es liege schon in der Natur der Sache, daß die Folgen der Anarchie, wie schwarz die Miethlinge des Despotismus sie auch schildern mögen, nur Kinderspiele sind gegen die Schandthaten beleidigter Sklaventreiber.

Der etwas renommistisch klingende, sprüchwörtlich in Umlauf gekommene, aber wahre Satz: „fiat justitia, pereat mundus“, das heißt zu deutsch: „es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesammt zu Grunde gehen,“ ist, sagt Immanuel Kant, ein wackerer, alle durch Arglist und Gewalt vorgezeichneten krummen Wege abschneidender Rechtsgrundsatz. Die materialistische Weltweisheit freilich anerkennt keine Rechtsgrundsätze; bei ihr läuft Alles auf ein Fressen oder Gefressenwerden hinaus. „Krieg Aller gegen Alle“ ist nur im Ausdruck weniger roh. ¡Meinetwegen! Aber auch Alle sollen es sein, und wir werden sehen, wohin der Kreislauf der Zerstörung führt. Es gilt Mir für einen der glänzendsten Geistesblitze Joh. Gottl. Fichte's, wo er sich dahin ausspricht, daß, wer einen einzigen lichten, thatbegründeten Gedanken in der Menschheit einheimisch macht, dem Feinde größeren Schaden thut, als ob er hunderttausend Feinde erschlüge; denn er bewirkt, daß Millionen auf eine gewisse Weise gar nicht feindlich werden können.

Ich bedaure, daß Ich in gegenwärtiger Schrift gar Manches noch zwischen den Zeilen lesen lassen muß. Ich nehme Diejenigen, welche in Folge der Taufe in die Hürde christlicher Gesammtverbindlichkeit gebannt sind, beim Worte mit ihrem Feldgeschrei: ¡Einer für Alle, und Alle für Einen! „Jeder ist sich selbst der Nächste“, denke auch Ich und halte dafür, es seien die Anschläge fluchbeladener Sonderbündelei entweder durch die Concurrenz der Humanität allmälig zu beseitigen, oder aber, sie seien rasch hineinzuziehen in den Strudel chaotischer Glaubens- und Kreditlosigkeit, welcher entstehen wird aus einer Verallgemeinerung der Mittel erbarmungsloser Selbstsucht. ¿Und was dann? Ich weiß es nicht. Aber das weiß Ich, daß der von unerträglichen Schmerzen Gequälte Alles daran setzen wird, seine Lage zu ändern: er hat ja nichts zu verlieren.

Unumschränkter Herr Meiner Handlungen, habe Ich Mich dem Mir zugefallenen Loose der Arbeitstheilung unterzogen und einen, wie Ich hoffe, nicht unerheblichen Beitrag geliefert zu dem Verdienste, den üppigsten Auswuchs lügenhafter Erkenntniß an Wurzel und Krone zu schädigen. Ein weltgeschichtlicher Schwindel, der noch ganze Völ-

ker umnebelt, für den noch Tausende Gut und Blut einsetzen, berechtigt zu der gewähltesten Vernichtungsmethode. Die Spartaner predigten ihren Kindern Mäßigkeit, indem sie dieselben hinwiesen auf besoffene Sklaven. Nicht als hielte Ich die Affiliirten der scharlachenen Rotte für würdig, an Meinen Schuhriemen zu zausen: Wenn Ich Mich zu ihnen herabließ, so geschah es eben, weil Ich Mir die Kurzweil nicht gerne versage, Larve und Panier aller Derer in den Staub zu treten, welche Mir auf der Bahn Meines Fortschritts in die Quere gerathen. Nähmen die alleinseligmachenden Knownothings die Flügel des Vogels Strauß, und rennten sie in die äußerste canonische Wüste, und streckten sie ihr Denkwerkzeug in den tiefsten Sand der Scholastik, so wird der Strahl Meiner Lauge sie dennoch erreichen, der Kopf ihnen von Mir dennoch gewaschen werden. Die Kerle figuriren bei Mir als unvermeidlicher Niederschlag im Destillirapparate des philosophischen Radikalismus. Mögen sie Meine Erlaße mit demjenigen Vertrauen entgegennehmen, welches Knechten der Knechte bei einer so unumwundenen Erklärung eines freien Mannes geziemt.

Angesichts der Zeitgeschichte, welche der öffentlichen Meinung mit der veränderten Richtung auch veränderte Maßstäbe von Größe vorzeichnet, mag eine elfte Auflage Meiner Schrift Vielen als ein verfehltes Unternehmen vorkommen. Verfehlt als Buchhändlerspekulation, das ist gewiß; verkannt als gutes Werk, das ist wahrscheinlich. Aber es genügt Meinem Stolze, daß Ich Mein Werk für ein gutes ansehe. Ich habe zudem zu Meiner eigenen Belehrung geschrieben und gestehe, daß Mein vielseitiges Wissen erst seit Kurzem Mir selber nicht mehr als zerstückte Mosaik erscheint. Ein paar hundert frisch eingefügte Griffel, sowie eine Anzahl neuer Rahmen, werden dem Kenner feinere Züge vor Augen führen. Etwaigen mit geistlicher Speise überfütterten Beurtheilern biete Ich ein Picknick aus attischem Salz und amerikanischem Pfeffer. Krittelnde Kleinigkeitskrämer im Stande der allbekannten Unschuld verweise Ich auf den Preis Meiner Schrift und frage, ¿ob sie für ihr Geld ein wunderlicheres Bündel reifer Früchte und morgenroth angeglühter Knospen erwarten? Zügellosigkeit in der Auffassungsweise und Unbeugsamkeit in den Folgerungen entspricht Meinem Naturell. Ich bin es zufrieden, wenn man auf dem von Mir durchfurchten Boden den Gang der Termite, die Fährte des Fuchses und den Sprung des Tigers gewahrt.

Gegeben zu Schaffhausen beim Rheinfall, im Jahre nach der Menschwerdung Christi tausend achthundert siebenzig, den ersten April, Meines Königlichen Priesterthums am neunundvierzigsten Jahrestage.

[L.S.]

Dr. **Wilhelm Joos.**

1. ¿Wer hat das heilige Abendmahl eingesetzt?

Unser Herr und Heiland Jesus Christus.

2. ¿Wie lauten die Worte der Einsetzung des heil. Abendmahls?

Matth. 26, 26—29. Da sie aber aßen, nahm Jesus das Brod, dankte und brach es und gab es den Jüngern und sprach: „Nehmet, esset, das ist mein Leib.“ Und Er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen denselben und sprach: „Trinket Alle daraus; das ist mein Blut des Neuen Bundes, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden. Ich sage Euch, ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit Euch in meines Vaters Reich.“

Mark. 14, 22—25. Und indem sie aßen, nahm Jesus das Brod, dankte und brach es und gab es ihnen und sprach: „Nehmet, esset, das ist mein Leib.“ Und nahm den Kelch und dankte und gab ihnen den, und sie tranken Alle daraus. Und Er sprach zu ihnen: „Das ist mein Blut des Neuen Bundes, das für Viele vergossen wird. Wahrlich, ich sage Euch, daß ich hinfort nicht mehr trinken werde vom Gewächse des Weinstocks, bis auf den Tag, da ich es neu trinke im Reiche Gottes.“

Luk. 22, 14—20. Und da die Stunde kam, setzte Jesus sich nieder und die zwölf Apostel mit ihm. Und er sprach zu ihnen: Mich hat herzlich verlanget, dies Osterlamm mit Euch zu essen, ehe denn ich leide; denn ich sage Euch, daß ich hinfort nicht mehr davon essen werde, bis daß es erfüllet werde im Reiche Gottes.“ Und Er nahm den Kelch, dankte und sprach: „Nehmet denselbigen und theilet ihn unter Euch; denn ich sage Euch: Ich werde nicht trinken von dem Gewächse des Weinstocks, bis das Reich Gottes komme.“ Und er nahm das Brod, dankte und brach es und gab es ihnen und sprach: „Das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird; solches thut zu meinem Gedächtniß. Desselbigen gleichen auch den Kelch, nach dem Abendmahl, und sprach: „Das ist der Kelch, der Neue Bund in meinem Blute, das für Euch vergossen wird.“

1. Kor. 11, 23—29. Der Herr Jesus, in der Nacht, da Er verrathen ward, nahm Er das Brod, dankte und brach es und sprach: „Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für Euch gebrochen wird; solches thut zu meinem Gedächtniß.“ Desselbigen gleichen auch den Kelch, nach dem Abendmahl, und sprach: „Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blute; solches thut, so oft Ihr es trinket, zu meinem Gedächtniß. Denn so oft Ihr von diesem Brod esset und von diesem Kelch trinket, sollt Ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß Er kommt. Welcher unwürdig von diesem Brod ißt, oder von dem Kelch des Herrn trinkt, der ist schuldig an dem Leibe und Blute des Herrn. Der Mensch prüfe aber sich selbst, und also esse er von diesem Brod und trinke von diesem Kelch. Denn welcher unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt ihm selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.“

3. ¿ Was lehrt die römische Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) vom heiligen Abendmahl ?

1. Daß Brod und Wein im hl. Abendmahl nicht mehr Brod und Wein sei, obwohl es nach Geschmack, Geruch, Farbe und Gestalt noch so aussehe, sondern daß unmittelbar nach den durch den Priester ausgesprochenen Worten der sog. Weihung (Consecration) eine Verwandlung

---

Die Aufklärung in Religionssachen besteht in der Unterscheidung des Religionsglaubens vom bloßen Kirchenglauben, in der Anerkennung des Religionsglaubens als obersten Auslegers und einzigen Zwecks des Kirchenglaubens, und in der Einsicht, daß das Geschichtliche höchstens als Mittel zur Erweckung und Belebung der moralischen Gesinnung zur Religion gehöre und in den Augen Gottes Werth haben könne. Eine ächte Religion muß sich eben so weit von der Vermessenheit des Unglaubens, als von der Schwärmerei des Aberglaubens entfernen, um vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit zu bestehen und für allgemein gültig anerkannt zu werden. Wenn Jemand versuchen wollte, über irgendwelche Materien zu raisonniren, wie die Sachwalter des Papstithums über das sog. Altarssakrament, so würden sie die Ersten sein, ihn der Verstandesverwirrung zu überführen. Man setzt röm. Seits als unbestreitbare Thatsache voraus, daß die amtlichen Erlaße des Bischofs von Rom, sowie die mit Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüsse gewisser Prälatsversammlungen, welche man allgemeine Concilien zu tituliren beliebt, jeweils den Stempel der göttlichen Wahrheit an sich tragen und also alle Weisheit der Mit- und Nachwelt beschämen. Da es hiernach mit der Lehre von der Messe seine Richtigkeit habe, so müsse sie sich auch vordemonstriren lassen. Die Wissenschaft wird zur Sklavin der Hierarchie gemacht; sofern nämlich das noch Wissenschaft genannt werden darf, Bestehendes in der Art zu betrachten, als müßte es so sein, hinter pfäffischen Ordonnanzen und einem Knäuel von Undenkbarkeiten als dienstfertiger Pudel herzulaufen und, in der unvermeidlichen Sackgasse angelangt, ein paar spärliche Seufzer hervorzustoßen. — Viele, die sich Katholiken nennen, machen kein Hehl aus ihrer Ansicht, daß eine Vereinbarung der Vernunft mit der Hauptlehre der papistischen Kirchenpartei unmöglich sei, halten aber doch das Verbleiben bei derselben nicht für unwürdig. Solche pflegen die Eingeweihten der röm. Genossenschaft mit der bescheidenen Zumuthung zu vertrösten, ihr Urtheil hinsichtlich der Messe für unbestimmte Zeit aufzuschieben: „Dem Stolze, meinen sie, „dem Stolze sei diese Lehre zu hart; aber die Demuth finde in dieser Schaale den Saft und die Kraft, den Rand und das Band, den Kern und den Stern und den Herrn und alle seine reinigenden und einigenden Tröstungen. Wenn dereinst die Vernunft das Dogma der Messe tiefer durchdrungen haben möge, dann werde es dem menschlichen Geiste mehr und mehr annehmbar erscheinen; er werde aufhören, das für Unsinn zu halten, was ihm jetzt so vorkomme. Freilich, fügen sie mit einem Anstrich wehmüthiger Ahnung hinzu, freilich, bis der Sieg der neubelebten Wissenschaft vollkommen erfochten und die Verklärung der alten Lehre in unbeflecktem Glanze strahle, könne es, vielleicht gar für unsere Kinder und Kindeskinder, alleweil noch manche trübe Stunde absetzen." Einverstanden mit dem wahrheitsgetreuen Zugeständnisse, daß die Verklärung des Meßdogma's viel zu wünschen übrig läßt, so ist nur zu hoffen, daß man recht bald keine Nachfrage mehr darnach halte. „Wenn," sagt Ferdinand Kürnberger, „wenn die fortschreitende Naturwissenschaft das Geheimniß des Stoffwechsels in den feinsten materialistischen Ausspitzungen ergriffen haben wird, so wird unser versteckter Ernst für diese Angelegenheit vielleicht offenbar sich an's Tageslicht wagen, ungefähr wie heute schon das Theekochen ein Obligatstudium an den japanischen Universitäten ist." — Die Verschmitztesten warnen vor jeder Meßphilosophie: „Der Verstand", meinen sie, „der Verstand reiße uns unmerklich zu seinen Gedanken hin und schwäche in ihrer Anwendung die Grundsätze, von deren Wahrheit wir in frühester Jugend betroffen wurden; das ewige Leben, welches uns alle diese Räthsel erschließen werde, wenn wir dessen würdig geworden seien, stehe uns zu nahe, als daß es sich der Arbeit lohne, an ihrer Lösung sich abzumühen. Eben jene hohe Ehrfurcht vor dem heiligen Geheimniß, jene gehorsame Demuth, jene heilige Scheu, mittelst der Geistesoperation der Fassungskraft begreiflich machen zu wollen,

(Transsubstantiation) des Brodes und Weines in die Wirklichkeit und Wesenheit des Leibes und Blutes, der Knochen und Nerven, der Seele und Gottheit Christi vor sich gehe, und also der nämliche Christus, den Maria geboren, der am Kreuz gestorben und zur Rechten des Vaters sitze, unter der Gestalt von Brod und Wein gegenwärtig sei und bei Strafe ewiger Verdammniß gleich Gott angebetet werden müsse.

---

was am Ende würdig und zum Heil der Seele nur der kindliche Glaube in reiner Hingebung an die Autorität (?) annehmen und sich zu eigen machen könne: eben das neutralisire die Erörterungen, die anscheinende Spitzfindigkeit, die zwischenein auftauchende Neigung zu Fragen, die der menschliche (?) Verstand zwar aufwerfen mag, denen aber der fromme (?) Glaube, als Cherub mit dem Flammenschwert an der Pforte des Gemüths, den Eingang in dieses und die Einwirkung auf dieses entschieden verwehre." Wer die Gewißheit besitzt, daß es mit seinen Finanzen schlecht steht, der thut gut, keine Bilanz vorzunehmen. Nur bei Jenen ist am Ende des Lebens die Erkenntniß, es an einen Irrthum verloren zu haben, wahrscheinlich, die mit einem fertigen Systeme in den Jahren, in welchen sie noch nicht prüfen konnten, heimgesucht, der Dienstbarkeit sich unterzogen hatten, es für ein unfehlbares geltend zu machen. Die Mehrheit der Mitglieder des Concils von Trient (Sess. XXII.) hat es für zweckdienlich erachtet, ihre Gläubigen durch das Schlagwort „furchtbares Geheimniß" vom näheren Eingehen in die Transsubstantiations-Theorie abzuschrecken. Die Verfasser des röm. Katechismus (De sacram. III, 34. 43.) meinen: „Bei Solchen, die noch unerfahren sind, wäre zu fürchten, sie möchten von der Erhabenheit des Gegenstandes niedergedrückt werden; man müsse die Größe dieses Geheimnisses mehr verehren, als seine Wahrheit vorwitzig untersuchen". Unsere Vernunft sollen wir bei der Erörterung der Frage, was in Bezug auf das hl. Abendmahl in der Bibel stehe, auf sich beruhen lassen und die Einfälle der röm. Exegese als Bibellehre hinnehmen, selbst auf die Gefahr hin, unter der Signatur untrüglicher Schriftlehre Unvernunft zu empfangen. Da sich die Sachwalter der Religion der Päpste einer Ueberzeugung rühmen, die außerhalb aller Vernunft ihren Grund habe, so versteht es sich, daß die Vernunft so wenig Anspruch an eine solche Ueberzeugung erhebt, als diese sich an die Vernunft kehren will; jene kann mit dieser, diese mit jener nichts zu schaffen haben. Nimmt man an, daß etwas nach der Offenbarung wahr sein könne, was nach der Vernunft unwahr ist, so untergräbt man das Wesen der Offenbarung; denn sie würde dann den Menschen als ein unvernünftiges Geschöpf behandeln. Könnte Einer nicht durch seine Vernunft Glauben und Unglauben von einander unterscheiden, so bliebe Jedermann demjenigen Kirchensystem unterthan, in das ihn zufällig seine Geburt warf. Wir halten dafür, daß Niemand die Lehre von der Transsubstantiation eigentlich glaubt, es habe denn Erziehung, Interesse oder Unterwürfigkeit seine Denkkraft in Fesseln geschlagen. Mancher huldigt darum auch dem Grundsatz, daß er alles dasjenige bei Strafe ewiger Verdammniß glauben müsse, was die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) lehrt, und daß der Glaube um so verdienstlicher sei, je unsinniger die zu glaubende Sache. Wenn ein Grundsatz zu falschen Folgerungen führt, so geschieht es eben, weil er selbst falsch ist. Wir bestehen darauf, daß Alles, was erkannt und geglaubt werden soll, auch untersucht werden dürfe, und daß weder eine vermeinte Gewissenhaftigkeit, noch irgend eine andere Rücksicht uns verpflichten könne, die genaueste Prüfung eines jeden Gegenstandes zu unterlassen. Unser Protestantismus ist eine Protestation gegen Alles, was unsere Vernunft empört. Er ist die Confession des Gedankens, der freien Ueberzeugung, welche nichts deswegen annimmt, weil eine Autorität dazu nöthigt oder überredet, sondern nur deswegen, weil es in sich nothwendig, also vernünftig und begreiflich ist. Er beansprucht die Untersuchung, inwieweit die Berufung auf das göttliche Recht begründet erscheint, oder aber nur auf eigener Anmaßung und fremder Täuschung beruht. Alle Mißbildung der Seele ist häßlicher, als die des Körpers, weil sie das Edlere im Menschen schändet. ¿Aber wer wird diesem Uebelstand abhelfen? Wo Vernunft fehlt, kann keine Leitung gegeben werden, und was als Gegenstand öffentlichen Spottes verworfen zu werden verdient, wird von Thoren für die Grundlage eingebildeten Beifalls genommen.

Wenn Jemand leugnet, daß in dem hl. Altarssakramente wahrhaft, wirklich und wesentlich der Leib und das Blut, zugleich mit der Seele und der Gottheit unseres Herrn Jesu Christi, und folglich ganz enthalten sei, sondern sagt, Er sei in demselben nur wie in einem Zeichen oder in einem Bilde, oder der Kraft nach: der sei verflucht. (Conc. Trid. sess. XIII. de euch. can. 1.)

Wenn Jemand sagt, in dem hochheiligen Altarssakramente verbleibe die Wesen-

---

Vergleicht man die Redensarten, deren sich röm. Theologen bei der Auseinandersetzung ihrer Meßtheorie zu bedienen pflegen, so kann man nicht umhin, von der verschiedenen Vortragsweise ein- und derselben Lehre betroffen zu werden. Wenige halten sich dogmatisch für hinreichend befestigt, um sich in geträumter Vollendung beschauen zu lassen. In vornehmer Verachtung der Vernunft drücken sie den Unsinn des röm. Dogma's so vollständig, in so dürren und verständlichen Worten aus, daß es wie eine Beschimpfung der Leichtgläubigkeit ihrer Leser klingt; in einem Brennspiegel sammeln sie gewissermaßen die Kleinodien und Reliquien ihres geistigen Kraftkapitals und erstarren in plumper Ungestalt zu einer Parodie des Denkens. Man kann Den nicht belehren, der nicht soweit entwickelt ist, daß er lernen will. Wenn Jemand sich selbst, statt Vernunft, das Gegentheil wünscht, so ist nicht mit ihm zu streiten. — Andere tragen Bedenken, Alles aufzudecken und für Alles einzustehen, was ihnen im eigenen Lager als Vorschrift oder Bekenntniß der „katholischen Kirche" nachgewiesen wird; zweifelsohne thun sie dieses nicht aus Furcht vor Abnahme der Messegelder, sondern aus Respekt vor dem „furchtbaren Geheimniß", um dasselbe nicht der Neugierde und unbarmherzigem Gelächter auszusetzen. Absichtlich behandeln sie blos einen Theil der Frage, allein so, als ob er das Ganze wäre; sie wissen, wie schwer es ist, einer komplexen Idee Eingang zu verschaffen, auch abgesehen von ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit. Sie kleiden sich darum in einen prunkenden Phrasenmantel, verhüllen ihre Blöße hinter einem Galimathias gelehrter Selbsttäuschung, Distinctionen und Fremdwörtern (z. B. Eucharistie, Transsubstantiation, Hypostase, Concomitanz), um das Publikum desto sicherer zu berücken. Man weiß da weder recht, was sie glauben, noch was sie nicht glauben, noch was sie zu glauben scheinen. Zu guter Letzt krönen sie dann ihren Jargon mit der Behauptung, daß sich die Lehre von der Messe sehr gut mit der Vernunft vertrage, „wie sie soeben bewiesen". Der Wahnwitz, wenn er epidemisch wird, legt sich den Namen der Vernunft bei. — Noch Andere nähern sich in ihrer Darlegung so sehr den in der evangelischen Kirche gebrauchten Ausdrücken, mischen in ihre wörtliche Auslegung so viel Figürliches, daß es ihnen Mühe kostet, sich mit den Worten zu begnügen, welche sie zur Beibehaltung ihrer Lehre gewählt hatten, ja, daß Protestanten keinen Anstand nehmen möchten, jene zu unterschreiben. So z. B. heißt es in den Beschlüssen des Concils von Trient (Sess. XIII. cap. 8.), wo von der Communion die Rede: „Die hl. Versammlung erinnert, ermahnt, bittet und beschwört mit väterlichem Wohlwollen alle und jede mit dem christlichen Namen Bezeichneten: in diesem „Zeichen der Einheit, in diesem Bande der Liebe, in diesem Sinnbilde der Eintracht doch einmal übereinzukommen und zusammenzustimmen." Es handelt sich bei solchen Taschenspielerkünsten nicht so sehr darum, die Menge zu täuschen; es sind Kluge, welche getäuscht, entschuldigt werden wollen. Sie untersuchen nichts, was sie nicht schon zum voraus wahr oder falsch finden wollen. Das subjective Rechthaben, zu bethätigen durch die Kunst der Dialektik, ist das Endziel; es handelt sich darum, die Eigenschaften von Worten zu verfechten und die Eigenschaften von Dingen zu zerstören. „Gleichwie Homer", sagt Herr Kardinal Düperron (Traité de l'Eucharistie), „gleichwie Homer den Göttern zweierlei Ausdrucksweisen beischreibt, eine, deren sie sich unter sich bedienen, eine andere im Umgange mit den Menschen, so hat die Kirche bezüglich dieses Mysteriums immer zwei Arten von Sprache: die eine klar und augenscheinlich, mit der sie die Kinder und Diener des Glaubens traktirt, die andere dunkel und räthselhaft, in welcher sie mit den Fremden, Profanen und Ungläubigen spricht." Erheiterung gewährt es, zu sehen, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) zur Zeit der Abfassung ihres mustergültigen Dogmeninventariums noch keine Ursache hatte, die Rabenfedern seines mittelalterlichen Ursprungs verschämt zu verdecken, während ihre Sachwalter im neunzehnten Jahrhundert sich alle Mühe geben, dasselbe mit den Pfauenfedern der bekannten

heit des Brodes und Weines zugleich mit dem Leibe und Blute unseres Herrn Jesu Christi, und jene wunderbare und eigenthümliche Umwandlung der ganzen Wesenheit des Brodes in den Leib, und der ganzen Wesenheit des Weins in das Blut läugnet, indeß nur die Gestalten des Brodes und Weines verbleiben, welche Umwandlung eben die katholische Kirche sehr passend Transsubstantiation nennt: der sei verflucht. (Ibid. can. 2.)

Fabel zu schmücken. Ich respektire zu sehr die Zeit und den schlichten Menschenverstand meiner Freunde, um sie durch Wiederaufwärmen frostigen, geschmacklosen transsubstantiellen Gezänks zu belästigen. So langweilig es ist, verrufene Materien zusammenzutragen, so nothwendig erscheint dieses leider zuweilen als Mittel zum Zweck. Ich habe übrigens die Last der Langweiligkeit auf mich genommen, und der billige Leser wird sich rücksichtlich seiner Mühsal dem Geständnisse nicht verschließen, daß ich ihn schadlos halte. Ich habe niemals die Absicht gehegt, mehr vorzubringen, als die Sonderbarkeiten der Sache und die rabulistischen Schleichwege, Schlupfwinkel, Querzüge, Umdeutungen, Abschwächungen, Wortklaubereien und Sprachwürgereien von Gegnern erheischen, welche nach ihrem eigenen Maßstabe gemessen, mit ihrem eigenen Lichte beleuchtet, mit ihren eigenen Vordersätzen geschlagen sein wollen. „Es genügt nicht," lehrt das Concil von Trient (Sess XIII. cap. 8.), „es genügt nicht, die Wahrheit zu sagen, wenn nicht auch die Irrthümer aufgedeckt und widerlegt werden." „Schneller", lehrt Franz Bacon, „schneller strahlt die Wahrheit aus dem Irrthum, als aus der Verwirrung hervor." Da nur die Wahrheit einfach, die Lüge aber immer vielzüngig und vieldeutig, daher ein verworrenes, in sich selbst verstricktes Gewebe ist, so wird sich Niemand wundern dürfen, daß die Darstellung der evangelischen Abendmahlslehre einen verhältnißmäßig unbedeutenden Raum in vorliegender Schrift einnimmt. Die unbefangene, möglichst vollständige Aufnahme des auf die Messe bezüglichen Glaubensmaterials war nothwendig zur Entwicklung und Prüfung der sich ergebenden Folgerungen. Einzelnheiten bilden hier den mühsamen Durchgang zur Erkenntniß. Da ich Einsichten, welche mir wichtig für Alle scheinen, zu verbreiten wünsche, so habe ich sehr klar zu sein gesucht. Man ärgere sich also nicht über gewisse Dinge, welche, jeder wissenschaftlichen Schminke ledig und auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgeführt, so deutlich scheinen, daß man es kaum der Mühe werth halten sollte, sie auszusprechen. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Leute, welche von gewöhnlichen Wahrheiten sich wegwenden, indem sie sagen: „Das weiß ja ein Jeder", gerade so handeln und sprechen, als ob sie dieselben nicht kennten. So viel als Einleitung.

I. 1. Wenn die Grundlage eines moralischen Glaubens mit dem Offenbarungsglauben vereinigt werden soll, so muß die uns zu Handen gekommene Offenbarung durchgängig in einem Sinne gedeutet werden, der mit den Regeln einer Vernunftreligion zusammenstimmt; die Auslegung muß eine moralische sein. Von moralischer Seite kann uns das Theoretische, das Geschichtliche des Kirchenglaubens nicht interessiren, es sei denn, daß es zur Erfüllung der Menschenpflichten mitwirke. In der Erfüllung dieser Pflichten, als göttlicher Gebote, besteht das Wesentliche der Religion. Die moralische Auslegung des Textes der Offenbarung ist darum der buchstäblichen vorzuziehen, wenn es nur möglich ist, daß der Text sie annimmt. ¿Worauf stützt nun die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ihre Wandlungslehre? Auf die, wie sie behauptet, buchstäbliche Auffassung der Einsetzungsworte Christi: „Das ist mein Leib"; „das ist mein Blut" u. s. w. „Buchstäblich" heißt es, „buchstäblich können diese Worte nur einen Sinn haben, wenn die Verwandlung vorausgeht; sie müssen aber buchstäblich genommen werden; folglich muß die Verwandlung vorausgehen." Dies ist die in den mannigfachsten Wendungen immer wiederkehrende Operation bei der Vertheidigung des Dogmas von der Transsubstantiation. Der Zirkel einer solchen Beweisführung liegt zu Tage: „Mit wenig Witz und viel Behagen dreht Jeder sich im engen Zirkeltanz." „Die röm. Kirche" (Papst und ein Theil des Klerus), meinen Einige unserer Gegner, „die röm. Kirche nehme und glaube die Worte des Herrn buchstäblich, sie nehme und glaube sie wie ein Kind; wer in protestantischer Weise künstliche Deutungen mache, der nehme das Reich Gottes nicht wie ein Kind. Das aber sei zufolge Goethe der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen könne."

Wenn Jemand sagt, in dem hl. Altarssakramente soll Christus, der eingeborne Sohn Gottes, nicht mit der Pflege der Anbetung, auch äußerlichen, hochgeachtet und weder durch eine besondere festliche Feier verehrt, noch in Zügen nach dem löblichen und allgemeinen Gebrauche und der Gewohnheit der hl. Kirche feierlich herumgetragen, oder nicht öffentlich, damit er angebetet werde, dem Volke ausgesetzt werden, und seine Anbeter seien Götzendiener: der sei verflucht. (Ibid. can. 6.)

Da sie verlangen, daß wir die beim hl. Abendmahl gesprochenen Worte buchstäblich nehmen in Bezug auf das Brod, so laßt uns vor Allem fragen, ob sie diese Worte buchstäblich nehmen. Die Verbindung zu einem Redesatze zwischen Subjekt und Prädikat durch das bloße Hülfszeitwort kann allerdings volle Einerleiheit bezeichnen, wenn wir etwa sagen, auf ein Buch hinzeigend: „dieses ist die hl. Schrift“; oder einen bestimmteren Gegenstand seinem allgemeineren Begriffe unterordnend: „Brod ist ein Nahrungsmittel; Semmel ist Weißbrod.“ Sagten wir aber: „Semmel ist Weißkraut,“ so würde Niemand an Einerleiheit denken, sondern nur an irgend ein Verhältniß, das zwischen diesen beiden verschiedenen Gegenständen stattfinden solle. So verschieden ist denn auch der beim hl. Abendmahl gebrauchte Stoff und der Körper Christi; die röm. Kirchenlehre ist so ferne davon, ihre Einerleiheit zu behaupten, daß sie vielmehr das Nichtmehrsein des Einen, das Verschwinden des Brodes und Weines ihrer Wesenheit nach behauptet, damit das Andere, der Leib, die Nerven und die Knochen u. s. w. Christi an deren Stelle trete. Sonach kann nur ein Verhältniß zwischen beiden gemeint sein, und es frägt sich, ¿welches? Nach röm. Lehre dasjenige einer Verwandlung. Im natürlichen Gange der Dinge und der Sprache könnte dies nur in Folge einer Entwicklung geschehen. So mögen wir uns ausdrücken von einem Schmetterling, der um Blumen spielt: „Dieses ist die Raupe, die vor Kurzem noch kriechend Blätter zernagte.“ Aber das ist hier nicht gemeint, sondern das Wunder, wodurch ein gewöhnliches Nahrungsmittel verschwinden und eine himmlische Substanz an seine Stelle treten soll. Man wird nicht behaupten, daß dieses nothwendig in den Einsetzungsworten liegt. Christus sagt von dem Brod, welches Er den Jüngern austheilt: „Das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird“; von dem Kelche, den Er ihnen reicht: „Das ist mein Blut des Neuen Bundes, das für Viele vergossen wird.“ Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) läßt dagegen den Herrn sagen: „Dieses Brod wird verwandelt in meinen Leib und in mein Blut; dieser Kelch wird verwandelt in mein Blut und in meinen Leib.“ ¿Wo bleibt denn hier die kindliche Einfalt und die vielgerühmte buchstäbliche Treue? ¿Ist das Eines und Dasselbe, zu sagen „es ist,“ oder zu sagen, „es wird verwandelt?“ Wenn ich sage: „Dieser Baum ist grün“, ¿ist das gleichviel, als ob ich sagte: „Dieser Baum wird (im Augenblick, wo ich rede) verwandelt in Grün?“ Soll die Verwandlung, d. h. der Vorgang derselben, ausgedrückt werden, so kann dies logisch nur durch ein „ist verwandelt worden“ geschehen. Das Hülfszeitwort „ist“ kann nur diejenige Eigenschaft, die ein Gegenstand gerade in demselben Augenblicke besitzt, niemals aber den Vorgang bedeuten, durch welchen der Gegenstand selbst ein anderer geworden sein soll, als er früher war. Es braucht einige Dreistigkeit, von „künstlichen Deutungen“ zu reden und im gleichen Athemzuge aus einem „ist“ ein „wird verwandelt“ herauszudeuteln. Christus hat sich bei den Worten „das ist mein Leib“ der gegenwärtigen Zeit bedient; als Er zu sprechen begann, war das Brod zugestandenermaßen nicht sein Leib, sondern sollte, nach röm. Theorie, erst in seinen Leib verwandelt werden. Hätte Christus gesagt: „Dieses Brod wird mein Leib sein, sobald ich diese Worte werde ausgesprochen haben,“ dann dürfte man vermuthen, Er habe etwas zu Gunsten der Transsubstantiation gesprochen. Eph. 1, 22—23, lesen wir: „Und hat ihn gesetzt zum Haupte der Gemeinde über alles, welche da ist sein Leib.“ Hieraus würde nach dem patentirten Prozeß der röm. Auslegung folgen, daß nicht bloß Brod und Wein, sondern auch die Kirche in den Leib Christi verwandelt ist; das Argument ist ebenso stark für die Transsubstantiation der Kirche, als für die Transsubstantiation von Brod und Wein. Mit demselben Rechte möchte Einer behaupten, es werde Licht, jedesmal wenn der Priester die Worte liest: „Es werde Licht“, weil Gott mit diesen Worten das Licht erschaffen hat. Aus der Formel, kraft welcher die Transsubstantiation bewerkstelligt werden soll, gienge auch hervor, daß entweder das

Damit das gläubige Volk, nachdem es eingesehen hat, daß man diesem himmlischen Sakramente göttliche Ehre erweisen müsse, auch die reichlichen Früchte der Gnade erhalten und dem gerechten Zorn Gottes entfliehen möge, sollen die Seelsorger mit Genauigkeit Alles erklären, was die Majestät desselben in ein herrlicheres Licht zu setzen vermag. (Catech. rom. de sacram. III, 1.)

Der Priester muß erklären, daß nicht nur der wahre Leib Christi und was

---

Brod und der Wein nicht verwandelt werden, oder, falls sie verwandelt sind, durch dieselben Worte der Meßpriester zugleich mitverwandelt wurde. Alle Stellen der hl. Schrift sind durch einander zu erklären und zu bestimmen, und insbesondere müssen die zweideutigen und dunkeln durch die hellen und klaren normirt werden. In der Bibel findet sich nirgends eine Spur, wodurch nur von Weitem angedeutet wird, es könne das Wörtchen „ist" für den Begriff „ist verwandelt" gebraucht werden. Ueberdies nehmen die Sachwalter der Religion der Päpste das Wort „Leib" auch nicht im eigentlichen Sinne. ¿Denn, wie kann das ein Leib im eigentlichen Sinne genannt werden, was nach röm. Theorie sämmtlicher in den Handbüchern der Physik aufgezählter Körpereigenschaften ermangelt? Die Lehre von der Ummwandlung von Brod, oder eines Laib Brodes in den Leib, die Nerven und Knochen u. s. w. Christi wird durch das Concil von Trient (Sess. XIII. cap. 4.) u. a. damit begründet: „Unser Erlöser habe gesagt, sein Leib sei wahrhaftig das, was Er unter der Gestalt des Brodes darbrachte." Allein daß Christus dies gesagt habe, ist eine Einbildung des Concils. Wenn Christus sprach: „Das ist mein Leib", so muß Er (da in den diese Worte enthaltenden Stellen zuvor gelehrt wird, Er habe das Brod genommen, gebrochen u. s. w.) mit jenem Das hindeuten auf das Etwas, welches hinsichtlich seines Wesens und seiner Gestalt von dem Brode nach Wesen und Gestalt gebildet wird. Er muß mit jenem Das auf das ganze Brod hindeuten. ¿Wie sollte es ihm nun in den Sinn gekommen sein, zu meinen, das Wesen des Brodes sei verschwunden, die Gestalt desselben sei zurückgeblieben, und das, was unter der Gestalt des Brodes sei, seien seine Nerven, Knochen u. s. w.? Gerade wenn das Wesen des Brodes nach der Weihung nicht zurückbliebe, so konnte nicht in Wahrheit von Christo gesagt werden: „Das ist mein Leib." Um dem Unsinn die Krone aufzusetzen, begieng die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) noch das größere Unrecht, in das schon vorhandene eine neue Verumständung hineinzutragen. Sie behauptet, daß kraft der Verwandlung des Brodes oder des Weines nicht nur der Leib und das Blut, Nerven und Knochen, sondern auch die Seele und Gottheit Christi gegenwärtig sei, genossen und einverleibt werde. ¿Ist etwa die Seele und Gottheit auch leibliche Speise? Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) beweist mit dieser substantiellen Allgegenwart offenbar zu viel; denn aus ihr folgt nothwendig, daß Christi Nerven und Knochen u. s. w. in jedem Brod und in allen Lebensmitteln überhaupt zugegen seien. Indessen beweist sie auch wieder zu wenig; denn eine solche Allgegenwart Christi reicht denn doch für die Messe nicht aus. Nun fordern wir die Sachwalter des Papalsystems auf, ihre Schlußweise durchzuführen und die Stelle buchstäblich zu nehmen, die sich auf den Wein bezieht. Aus den Worten: „Dieser Kelch ist der Neue Bund", müßten sie schließen, daß der Kelch buchstäblich in einen Neuen Bund verwandelt wurde. Aber sie nehmen die eine Hälfte buchstäblich, weil es in ihren Kram paßt, und die andere bildlich, aus demselben Grunde. Sie haben den Buchstaben ebenso mißhandelt, wie den Geist, der in ihm ist. Darum wären sie möglicherweise nachsichtig gewesen gegenüber jenem Nürnberger Pastor, der in Ermanglung eines Kelchs einen Löffel nahm und sprach: „Dieser Löffel ist der Neue Bund." Luther nannte den Mann einen blasphemischen Buben, der in den Thurm gehöre. Und doch sind Kelch und Löffel Gefäße in Ehren. Die Compilatoren des röm. Katechismus (De sacram. III, 20.) behaupten, die Worte „dies ist der Kelch meines Blutes", seien zu verstehen: „Dies ist mein Blut, das in diesem Kelche enthalten ist." (Beiläufig bemerkt, finden sich genannte Worte, so wie der röm. Katechismus sie anführt, nirgends im Neuen Testament.) Man sieht, die Herren haben sich mit ihrer bildlichen Auffassung einen Augenblick ins protestantische Lager verirrt. Aber nicht lange. Alsbald retiriren sie unter dem Schutze einer rationalistisch sein sollenden Wendung: „Mit Recht (sic) geschieht hier, indem das Blut, welches ein Trank der Gläubigen ist, geweiht wird, auch vom Kelche Erwähnung;

immer zur Vollständigkeit eines Leibes gehört, wie Knochen und Nerven, sondern der ganze Christus im Sakramente des hl. Abendmahls enthalten sei. (Ibid III, 27.)

---

denn Blut allein würde nicht genug ausgedrückt haben, daß es ein Trank sein sollte, wenn er nicht in ein Gefäß wäre aufgefaßt gewesen." Dem isolirten Buchstaben, ohne Rücksicht auf innere Nothwendigkeit und geistige Verknüpfung, soll man eben da sich unterordnen, wo's der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) beliebt. Die Aufrechthalter der verschiedensten Ausbeutungsmachenschaften, vorab der confessionellen, schätzen eine Wahrheit nicht an und für sich, sondern nur insoweit sie ihren Zwecken sich dienlich erweist, oder sich wenigstens gleichgültig gegen dieselben verhält. Ihr Lebensodem ist und bleibt das Prinzip der Willkür.

Der Zusammenhang, welchen die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) zwischen dem Glaubensartikel der persönlichen Gegenwart Christi im hl. Abendmahl und demjenigen der Anbetung der Hostie anerkennt, sollte sie zur Verwerfung des einen wie des andern bewegen. In der Erzählung der ersten Abendmahlshandlung steht kein Wort, was darauf hindeutet, daß die Apostel ihrem Meister irgend ein Zeichen von Anbetung erwiesen hätten. Man darf daraus schließen, daß sie an eine wirkliche Gegenwart Christi unter der Form von Brod und Wein nicht geglaubt haben. Christus hat überhaupt nie Jemanden zur Anbetung Seiner selbst verpflichtet, als Er auf Erden lebte. Wenn das Concil von Trient (Sess. XIII. cap. 5.) behauptet, Christus sei nach dem Zeugnisse der hl. Schrift (Matth. 18, 17.) in Galiläa von den Aposteln angebetet worden, so entrückt es den Ausdruck anbeten dem hier allein maßgebenden Zusammenhange: „Da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; Etliche aber zweifelten." ¿Und wozu brauchte Christus einen Vikar, wenn sein wirklicher Leib und Blut, Knochen und Nerven, Seele und Gottheit sich in den Hostien immerwährend auf Erden befinden? Weil der Meridian sich beständig verändert, so geschieht's, daß Messen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht gelesen werden. Hervorgegangen erst aus der Verwandlungslehre ist die Anbetung der Hostie bei der Messe und bei Aussetzungen des sog. hochwürdigen Guts in Prozessionen, besonders bei der Fronleichnamsprozession, sowie bei dessen Austragung zu Kranken. Immer wird vor diesem Brode, das vom Bäcker gebacken ist, als vor dem Herr-Gott niedergekniet, auf die Brust geklopft und angebetet; Land und Leute werden damit gesegnet. Von dieser Anbetung weiß das Alterthum nichts. Wohl hat man Christum beim hl. Abendmahl verehrt; aber nicht Brod und Wein. Man hat nicht auf äußerliche Weise durch Verbeugungen, Niederknieen, Kreuzmachen, Brustklopfen angebetet, sondern auf geistige Weise. Um sich in den Augen der großen Nation wegen ihrer Dreiviertelsketzerei rein zu waschen, hatten die Jansenisten im Kloster Portroyal die Anordnung getroffen, eine Hostie ohne Unterlaß Tag und Nacht anbeten zu lassen. Sie hatten mit Schrecken ihre eigenen Gedanken gesucht und nicht mehr gefunden. Das Kloster wurde auf Anstiften höfischer Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, geschleift und sogar sein Kirchhof von den Gräbern gesäubert: einige Dutzend Jahre bevor der Leichnam des königlichen Verfolgers aus der Gruft der Bourbonen in die Kalkgrube wanderte. Am 11. Oktober 1793, demselben Tage, an welchem hundert Jahre früher der Erbauer dieser Gruft, Ludwig XIV., die Kaisergräber zu Speier hatte zerstören lassen, wurde zu Saint-Denis die vom Convent beschlossene Zerstörung der Königsgräber begonnen. Ein Nachklang von Jansenismus ist's vielleicht, wenn derzeit zu Paris sämmtliche öffentliche Meßlokale in der Weise rubrizirt sind, daß die vierundzwanzigstündige tägliche Anbetung des (sic) hl. Sakraments, d. h. je einer oder mehrerer Oblaten, der Reihe nach stattfindet. Die Vermengung des Göttlichen und Materiellen, wie sie dem vulgären Pantheismus eigen ist, wenn er sagt: „dies oder jenes Materielle ist Gott," ist auch das Eigenthümliche des röm. Transsubstantiations-Dogmas. Man muß, wie hier über Brod und Wein, so dort über die äußerliche Erscheinung hinwegsehen, um darin Gott anzuschauen. Der Pantheismus läßt die Einheit des Stofflichen und Göttlichen unmittelbar unter der Form des Seins, das röm. Dogma, sofern der Priester die Nerven und Knochen u. s. w. Christi erst machen, oder die Materie in Gott verwandelt haben will, mittelbar unter der Form des Werdens und Gewordenseins hervortreten. Ist es aber mit der röm. Verwandlungslehre nichts, so ist es auch nichts mit allen daraus hervorge-

2. Daß Christus ganz und vollkommen unter der Gestalt des von einem Priester geweihten Abendmahlsbrodes, und nach dessen geschehener

---

gangenen Lehren, so ist es nichts mit der Vergötterung einer Bauchspeise, nichts mit der Anbetung und den Segnungen des sog. hochwürdigen Guts, nichts mit der Messe als Opfer, nichts mit der Lehre von der Gültigkeit eines Instituts christlicher Opferpriester. Was man nicht hat, kann man nicht opfern; man kann kein wirkliches Fleisch, Nerven, Knochen, Blut 2c. opfern, wenn man diese Gegenstände nicht hat. „Ein jeder Aberglaube", schreibt Justus von Liebig, „ein jeder Aberglaube versetzt uns in das Heidenthum. Darin liegt aber der hohe Werth und die Erhabenheit der Naturerkenntniß, daß sie das wahre Christenthum vermittelt." Wir werden in vorliegender Schrift öfters Gelegenheit nehmen, die innigen Wechselbeziehungen zwischen Romanismus und Heidenthum nachzuweisen.

2. Soll eine Religion die Vernünftigen verbinden, so muß sie allgemein mittheilbar, also tauglich zu einer *Weltreligion* sein. Hierin besteht eines der Merkmale des ächten Christenthums. Weltreligion zu werden, kann ihrem Inhalte nach nur diejenige Religionslehre geeignet sein, welche eine für *alle* Menschen gleich gültige und gleich erfaßbare Wahrheit kennt und nichts als unentbehrlich behauptet, was erst durch Ueberlieferung als geschehene Sache bekannt zu werden vermag. *Die* Weisheit ist verdächtig, die einer eigenen Sprache bedarf, um sich ihren Lieblingen zu offenbaren. Im röm. Katechismus (De sacram. III, 28.) ist zu lesen: „Da die Form, die zur Verwandlung des Brodes gebraucht wird, den Leib des Herrn bezeichnet, da gesprochen wird: *das ist mein Leib*, so wird der Leib (Knochen und Nerven) Christi des Herrn selbst durch die Kraft des Sakramentes in der Eucharistie sein. Weil aber mit dem Leibe das Blut, die Seele und die Gottheit verbunden sind, so ist dies Alles gleichfalls im Sakramente; nicht zwar durch die Wirkung der Wandlung, sondern weil es mit dem Leibe vereinigt ist. Und das heißt man, *begleitungsweise* (ex concomitantia) im Sakramente anwesend sein." Der deutsche Sprachschatz liefert kein Wort für dieses Gedankending, dem die entsprechende Wirklichkeit fehlt; man muß sich heute noch des scholastischen Kunstausdrucks *Concomitanz* bedienen. „Die Biegsamkeit des Deutschen," meint Frau von Staël, „die Biegsamkeit des Deutschen gestattet vielleicht einzig, die Naivetäten der Sprache jeden Landes zu übersetzen." Aus Gründen *wollen* Manche eine Ausdrucksweise nicht lernen, welche ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts verstehen kann. Jakob Moleschott schreibt: „Nach Andersons Untersuchung scheint die Weingeistbasis unter den Stoffen, welche die trockene Hitze aus den Knochen hervorbringt, nicht zu fehlen: Eine Zwischenstufe der Rückbildung." Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, verdeutlicht dem Volke (sic) die Idee jener Begleitung dadurch, „daß die Gottheit vermittelst der hypostatischen Union oder persönlichen Vereinigung des Wortes mit der menschlichen Natur hinzutrete." Dieser Musterdiener weiß den Anknüpfungspunkt zu finden, von wo aus man sich des Interesses der Hörer und Leser gleich von Haus aus bemächtigt. „Der Mensch", sagt Wilhelm von Humboldt, „der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, wie sie die Sprache ihm zuführt." Die Sprache bildet den Dichter ebensowohl, als sie von ihm gebildet wird. Die Lehre, daß der *ganze* Christus unter einer *jeden* der beiden Gestalten, Brod *oder* Wein, empfangen werde, ist ein dem Irrthume der Transsubstantiation entwachsenes Gebilde. Wäre sie wahr, dann bedürfte es nicht beider Gestalten, indem jede von beiden dem erwünschten Zwecke vollkommen genügte, für die Priester sowohl, als für die Nichtpriester; die Communion unter *beiden* Gestalten wäre so eine nutzlose Wiederholung. Niemand leugnet, daß die Communion unter *beiden* Gestalten in der christlichen Kirche ursprünglich stattfand; und in diesem Umstande liegt schon eine gegründete Muthmaßung für die Neuheit der Transsubstantiation. Papst Innocens III. (Myst. miss. lib. III. cap. 3.) schreibt: „Unter beiderlei Gestalt ist dasselbe enthalten, wiewohl nicht beiderlei Gestalt in *einerlei* Stoff verwandelt wird." Und (Ibid. lib. IV. cap. 21.): „Wiewohl aber unter der Gestalt des Brodes das Blut zugleich mit dem Leib, und unter der Gestalt des Weines der Leib zugleich mit dem Blut empfangen wird, so wird doch weder unter der Gestalt des Brodes das Blut getrunken, noch unter der Gestalt des Weines der Leib getrunken oder gegessen, weil, wie das Blut nicht gegessen, so der

Zertheilung in jedem kleinsten Theilchen oder Atome dieser Brodgestalt enthalten sei, ebenso ganz und vollkommen auch unter der Ge-

---

Leib nicht getrunken wird, obwohl zugegeben werden zu dürfen scheint, daß bei dem Trinken der Leib, bei dem Essen das Blut ebenfalls empfangen werde. Es gibt daher eine Weise, den Leib und das Blut zu empfangen, in welcher keines von Beiden gegessen oder getrunken wird." ¡Erkläre mir, Graf Orindur, diesen Zwiespalt der Natur! Nach Justus von Liebigs Angabe sind die in dem Traubensaft vorhandenen Gährungsvermittler ohne Ausnahme solche Materien, die eine mit dem Blute gleiche Zusammensetzung besitzen. Das Concil von Trient scheint das gewußt zu haben; wenigstens hat es (Sess. XXII. cap. 7.) den Priestern befohlen, „dem aufzuopfernden Weine (sic) im Kelche Wasser beizumischen, um die Vereinigung der gläubigen Gemeinde mit ihrem Haupte darzustellen." Diese Vereinigung, welche erst die Frucht des Sakramentsgenusses sein kann, wird hier bereits vor die Weihung verlegt. Einige Väter des trienter Concils äußerten sich dahin: „In der alten Kirche habe der Gebrauch geherrscht, den Bekehrten sogleich nach der Taufe die Communion zu reichen. Wie man nun deßwegen, weil Jemand in der Taufe Christum empfangen hat, nicht folgern könne, er empfange im hl. Abendmahl nicht noch weitere Gnaden, ebenso könne man auch aus dem Grunde, weil Einer unter der Gestalt des Brodes den ganzen Christus genossen hat, nicht behaupten, der Empfang des Kelches gebe ihm keine Gnade mehr; sonst wäre ja der Genuß des Blutes Christi in der hl. Messe abseiten des Priesters zwecklos." Amant von Brescia brachte vor: „Das Blut im hl. Abendmahl sei nach den Worten Christi ein vergossenes Blut, daher, weil es innerhalb des Körpers auch kein Trank sein könne, außerhalb der Adern, und könne unmöglich durch die Concomitanz in die Adern des Körpers zurückgebracht werden. Zudem sei das hl. Abendmahl zum Gedächtniß des Leidens und Todes Christi eingesetzt; der Tod aber sei erfolgt durch die Absonderung und Ausgießung des Blutes." Hier wurde Amant durch einen ungeheuren Aufruhr aller Anwesenden unterbrochen, so daß er, als er ob dem Krakeel wieder sprechen konnte, widerrief und sich damit entschuldigte, er habe in der Hitze der Rede die Gründe der Gegner, welche er habe widerlegen wollen, als seine eigenen vorgebracht. „Blut ist ein ganz besondrer Saft," spricht Mephistopheles in Goethe's Faust. Hätte in der ursprünglichen christlichen Kirche die Lehre von der Transsubstantiation bestanden, dann bestand auch die Lehre von der Concomitanz. ¿Warum hat denn nun sie nicht den Nichtgeistlichen den Kelch vorenthalten, gleich der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), genöthigt durch die Folgerungen aus ihrer Theorie? Wenn man sich auch denken kann, daß der Leib das Blut, die Knochen u. s. w. Christi enthalte, ¿wie sollen wir die Abgeschmacktheit hinnehmen, daß das Blut die Knochen u. s. w. Christi enthalte? Auf diese Weise genöße der Priester das hl. Abendmahl zweimal: indem er die Hostie ißt, äße und tränke er, und indem er die im Kelch enthaltene Flüssigkeit schlürft, tränke und äße er und celebrirte, ohne daran zu denken, zwei Messen, obgleich er bloß eine hätte lesen sollen; mit andern Worten: er empfienge für seinen Thatendurst eine doppelte Blutration, während ihm doch nur eine einzige gebührt hätte. Ziemlich räthselhaft erscheint da der Eindruck, welchen diese beiden Verwandlungs-Ereignisse in der priesterlichen Erinnerung zurücklassen, nachdem die Ueberzeugung walten muß, daß sie eine zeitliche Stufenfolge von Schöpfungsphasen durchliefen. Kein Aberwitz wird das Dogma, daß das Blut die Nerven und Knochen u. s. w. Christi in sich enthalte, aus der Reihe widersinniger Dinge streichen können; die röm. Streittheologen suchen es zu escamotiren, nachdem durch die Leichtfertigkeit der Zusammenstoppler des röm. Katechismus eine Gruppirung der Meßelemente möglich geworden ist, die alle Mystik einer willkürlichen Vergeistigung ausschließt. Fragliches Glaubensbuch windet sich aalglatt um die Weinfrage herum und spricht fast immer nur von einer Verwandlung des Weines in Blut. Man fühlt, es kostet ihm Mühe, der Bevölkerung des Erdballs die ganze trienter Verwandlungslehre einzutrichtern. Ungeachtet ihres Alterthums steht es nämlich fest, daß die Lehre von der Weinverwandlung nicht Schritt gehalten hat mit der Lehre von der Brodverwandlung. Es ist ein unwandelbares Gesetz, daß die einzelnen thierischen Flüssigkeiten sich stets in gleicher chemischer Verfassung zu erhalten suchen. Eine Glaubenslehre, die man praktisch negirt, hat keinen Bestand mehr im negirenden Individuum, ist ihm nur noch ein Ge-

stalt des mit Wasser gemischten und von einem Priester geweihten Abendmahlsweins, und in jedem kleinsten Theilchen dieser Flüssigkeit.

---

spenst der Vorstellung. Von Anbetung des verwandelten Weines, als Aequivalent der Anbetung der Hostie, ist im röm. Glaubensinventarium nirgends die Rede. Bei Prozessionen wird jeweils nur die Hostie herumgetragen; der Kelch, die von Christus selbst eingesetzte andere Gestalt des hl. Abendmahls, bleibt dabei außer Spiel. Die Sachwalter der Religion der Päpste lieben es nicht, die Schlüsse aus ihrer Theorie auch nach der flüssigen Seite hin zu verfolgen und schenken darum dem Weine, theoretisch, geringe Aufmerksamkeit: sie wollen dem Faß den Boden nicht ausstoßen. „Auch der Geist verzehrt sich, indem er zu sehr verfeinert wird; und wenn man zu viel melkt, kommt Blut," sagt Herr Balthasar Gracian, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird. Für mich lag in der Dürftigkeit der Nachrichten, bezüglich der Schicksale des Meßweins, eine Aufforderung, diesem Mangel an Ebenmaß durch Hervorheben der Zusammengehörigkeit zu steuern, damit der wissentlichen Lüge keine Lücke offen bleibe. Der Jesuit Raynaud hält dafür, es sei nicht rathsam, an die trunkene Andacht der röm. katholischen Völker kaltes Wasser zu gießen; und Balthasar Gracian meint, sich Ader lassen in gesunden Tagen heiße die Krankheit herbeirufen. Augenscheinlich steht die Weinverwandlungstheorie in einem zu seltsamen Contraste mit den sanguinischen Hoffnungen und pomphaften Prophezeihungen Derer, welche seit drei Jahrhunderten den nahen Sieg des Romanismus über den Protestantismus verkündigen.

Die Wissenschaft nimmt als Grundsatz an, daß eine jede Ansicht, um in der Lehre als wahr zu gelten, bewiesen werden müsse, und daß diese Beweise anerkannten Wahrheiten, z. B. daß zweimal zwei vier und nicht fünf sei, nicht widersprechen dürfen. Sie erkennt keinen Schluß für richtig an, der solchen Wahrheiten Hohn spricht; und es ist offenbar keine unbillige Zumuthung, wenn wir von den Vertheidigern des Papalsystems verlangen, daß sie den nämlichen Grundsatz zur Richtschnur für ihre Folgerungen annehmen. Es ist nun ein mißliches Zeichen für eine Wissenschaft, wenn sie in ihrer Entwicklung nach eigenen Prinzipien dahin gelangt, daß eine andere Wissenschaft sie Lügen straft, wie es z. B. der Fall ist, wenn Forderungen der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sich auflehnen gegen diejenigen der Astronomie. Und doch wird man einräumen, daß die Astronomie ebensogut eine Wissenschaft ist, als das Geschäft der „alleinseligmachenden" Theologie. ¿Wie stünde es mit der Erkenntniß, wenn Ergebnisse der geistigen Arbeit sich unter einander aufhöben? ¿Worauf sollte man sich denn noch verlassen? „Der mathematische Beweis," sagt Denys Diderot, „der mathematische Beweis steht höher, als der moralische, der moralische höher, als der geschichtliche. Aus der Umkehrung dieser Ordnung sind alle Irrthümer entsprungen, welche die Welt bedrücken. Nur weil man den geschichtlichen Beweis höher gestellt hat, als alle übrigen Beweise, sind falsche Religionen in Umlauf gekommen." Es gab eine Zeit, in welcher der röm. Bischof die Erdkunde für eine Glaubensangelegenheit hielt, über welche in Gemäßheit scholastischen Gutdünkens Se. Heiligkeit abzuurtheilen habe. ¿Und warum nicht? Etwas von der Materie kam doch in der Bibel vor: ob als Religionslehre, oder als Zeitmeinung, ließ der Papst nicht unterscheiden. Die Wortgläubigkeit besteht nur darauf, daß nichts, auch das Richtigste nicht, gegen das herkömmmliche Wort gebraucht werde. Ein gewisser Herr Winfried, d. h. Bonifacius, mit dem Uebernamen „der Apostel der Teutschen," erlebte das Unglück, daß zu seiner Zeit (746 bis 750) ein gescheidter Mönch existirte, der die Erde für eine Kugel zu halten und also die Möglichkeit von Gegenfüßlern zu denken wagte. Er hieß Virgilius. Gregor III. ertheilte besagtem Bonifacius die Anweisung, daß er den allzugescheidten Mann wegen seiner verkehrten und unrichtigen Lehre, die er wider Gott und seine Seele ausgesprochen, von der Kirche vertreiben und der Ehre des Priesterthums berauben solle. Als Christoph Columbus zu Salamanca vor einem Collegium, welches aus den gelehrtesten Professoren der Astronomie, Erdkunde, Mathematik und den angesehensten Würdeträgern der Staatskirche bestand, seine Ansichten von der Gestalt der Erde und der Möglichkeit ihrer Umschiffung zu vertheidigen hatte, da erschien er der Mehrzahl als ein Träumer, welcher Spott, oder als ein Abenteurer, welcher Ver-

Ich bekenne, daß auch unter einer Gestalt Christus ganz und ungetheilt sei und als ein wahres Sakrament genossen werde. (Professio fidei Pii IV.)

---

achtung verdiene. „¡Welche Anmaßung", hieß es da, „welche Anmaßung sei es für einen gemeinen Mann, zu glauben, es bliebe für ihn eine so große Entdeckung zu machen übrig, nachdem so tiefe Philosophen und Erdkundige die Gestalt der Welt zum Gegenstand ihrer Untersuchung erwählt hätten, und so mancher tüchtige Seemann vor abertausend Jahren auf ihr herumgeschifft wäre!" Zwei Jahre darauf kam Columbus aus Westindien zurück. Einen Verzögerungsgrund der Wiederentdeckung Amerikas bildete die Ansicht, daß eine keusche Coelibatsphantasie sich den Skandal von Gegenfüßlern gar nicht vorstellen dürfe. — Obschon nun die Geschichte lehrt, daß die physisch-theologischen Entscheidungen der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) nicht sehr unfehlbar sind, so nehmen wir doch mit Respekt ihre Entscheidung an, daß ein lebender Körper sein Blut schon in sich enthalte. Wir fragen aber: „¿Wozu dient denn noch hintennach die Verwandlung von Wein in Nerven und Knochen u. s. w. Christi?" Der Umstand, daß Christus, obgleich Er wenigstens ebensoviel anatomische und physiologische Kenntnisse besaß, als die röm. Priester, nichtsdestoweniger befahl, zu essen und zu trinken, ist ein Grund mehr, seine Worte bei Gelegenheit des hl. Abendmahls bildlich zu verstehen. Der Kanzler Franz Bacon hat zuerst gelehrt, daß man, um die Natur kennen zu lernen, nicht die Schriften des Herrn Aristoteles, sondern die Natur selbst durch verständige Beobachtungen und Experimente zu Rathe ziehen müsse. Herr Bacon wußte nicht, daß dieselbe Methode auf die moralischen und politischen Wissenschaften anzuwenden sei, daß sie hier gleiche Erfolge erringen werde. „Von dem Augenblicke an," schreibt Justus von Liebig, „von dem Augenblicke an, wo wir der Einbildungskraft allein die Führung überlassen und ihr das Recht zuerkennen, die noch übrig bleibenden Fragen zu lösen, hört die Forschung auf; die Wahrheit bleibt unermittelt. Dies wäre noch das kleinste Uebel; das schlimmste aber ist, wenn die Phantasie an ihre Stelle ein hartnäckiges, bösartiges, mißgünstiges Ungeheuer, den Irrthum, setzt, welcher der Wahrheit, versucht sie endlich Bahn zu brechen, entgegentritt, sie bekämpft und zu vernichten strebt. Immer und zu allen Zeiten stand die alte Lüge an der Thüre, wenn die junge Wahrheit Einlaß begehrte." Galileo Galilei schrieb: „Der hl. Geist lehrt uns, wie wir in den Himmel kommen können, aber nicht, wie sich der Himmel bewegt." Derjenige Gelehrte, welcher in religiöser und politischer Gleichgültigkeit dahin lebt, oder stets bereit ist, die Meinung der Mächtigeren zu der seinigen zu machen, ist des Namens eines Gelehrten unwürdig. Zweck jeder Wissenschaft ist, das Herz zu veredeln, den Geist zu erheben und die Harmonie und Ordnung der Körperwelt auch in den Gesellschaftsstaat einzuführen. Bekanntlich zweifelten die Alten nicht daran, daß sich die Sonne um die Erde drehe. Dem sinnlichen Menschen kommt nicht leicht ein Zweifel an der Richtigkeit dessen, was er mit den Sinnen wahrnimmt. ¿Aber dem Denkenden? Das Nachdenken bringt den Fortschritt in den Wissenschaften, wie im Leben. Ein einziger Fortschritt, ein genialer Gedanke, eine neue Betrachtung, kurz irgend eine Zuthat zu der bisher erbeuteten Summe der Erkenntnisse, führt nicht selten zu einer ganz anderen Art der Auffassung der Dinge. Darum sage Keiner, daß es schädliche Wahrheiten, nützliche Irrthümer gebe. Es ist ein schnöder Gedanke. Jede Wahrheit ist wichtig; aller Irrthum nachtheilig und verderblich. Es gibt nichts Höheres, als die Wahrheit. „Die Astronomen," sagt Berthold Auerbach, „die Astronomen haben der Altgläubigkeit das Dach überm Kopf abgehoben, und die Geologen ihr den Boden unter den Füßen weggezogen." Das hat freilich noch Niemand nachweisen können, was in aller Welt die Thatsache, ob sich die Erde um die Sonne, oder die Sonne um die Erde bewegt, mit der Stellung des Menschen zu Gott zu thun hat. Man möchte Papst Urban VIII. Dank dafür zollen, daß er durch die Verurtheilung Galilei's die Anmaßung, über die Lehre zu herrschen, in ihrer Erbärmlichkeit darstellte. Doch der Hochmuth der Gewalt erröthet selbst über dieses beschämende Beispiel nicht, und des Umstandes sich freuend, daß philosophische Wahrheiten, z. B. des natürlichen Rechts, so handgreiflich nicht sind, ob auch gleich unleugbar, als mathematische und physikalische Sätze, erlaubt er sich bis auf den heutigen Tag, Befehle ins Reich des Geistes zu erlassen, will vollgültig entscheiden über das, was er nicht kennt, daß Wahrheit sei, was ihm nützlich scheint,

Es ist ganz wahr, daß gleichviel unter einer von beiden Gestalten und unter beiden enthalten ist; denn der ganze und vollkommene Christus ist unter der

---

und Lüge, was er haßt. Galilei wurde als Märtyrer der Wahrheit auf die Folter gespannt und todt geschwiegen. Seine Widersacher lachten dabei ins Fäustchen. Würde er nachher, statt sich in sein Schicksal zu ergeben, außerhalb seines Vaterlandes die Ueberlegenheit seines Wissens zur Züchtigung der Bösewichte verwandt haben, so wäre mir und ihm viele Mühe erspart gewesen.

Je zahlreicher die Berührungspunkte sind, welche ein System bezüglich anderer wissenschaftlicher Forschungen bietet, desto mehr Gelegenheit ist vorhanden, seinen Werth zu erproben. Die Thatsachen der Natur, die als solche erwiesen sind, fordern die zureichende Erklärung so lange, bis sie ihnen zu Theil wird; die unzureichende, mit ihnen confrontirt, fällt immer wieder zu Boden, und der nach dem Sieg Trachtende kann daher nicht anders, als die zureichende suchen. Jeder Physiolog und jeder Chemiker weiß, daß ein in den Magen gebrachter Stoff niemals seine kleinsten Theile einbüßt, wenn er auch als solcher für unsere Sinne nicht mehr wahrnehmbar ist; er wird bloß in seine Elemente zerlegt, und diese sind sinnlich nachweisbar in den Ab- und Aussonderungsprodukten. Die Vertheidiger der Transsubstantiation sind darum mit Recht des Stercoranismus angeklagt worden. Wer bei Untersuchung der Bedeutung dieses Begriffs nicht bloß innert einem formellen Rahmen sich bewegen, sondern einigermaßen ins Wesen der Sache einzudringen wünscht, der blättere in den Schriften der Scholastiker, welche, gleich den Verehrern der pulverisirten Excremente des Tale-Lama, einen bewunderungswürdigen Schaafsinn im Angriff und Vertheidigung von Thorheiten aufweisen und u. a. fragliche Materie des Ausführlichen verarbeitet haben. Heute scheint man keinen Geschmack mehr daran zu finden: es sollen materialistische Grübeleien nichts dazu beitragen, das röm. Mysterium der Eucharistie in guten Geruch zu bringen und den Gedankenkreis der gebildeten Klassen mit der Vorstellungsweise des Volks zu vermitteln. Das Wissen um Naturgesetze errege leicht, wenn auch nicht gerade Uebermuth, so doch zu weidliches Vertrauen in deren Ergebnisse. „Die bescheidene Größe", spricht Lessings Nathan der Weise, „die bescheidene Größe flüchtet sich hinter das Abscheuliche, um der Bewunderung auszuweichen." Schon Paschasius Radbertus half sich mit der Annahme, daß der Leib und das Blut (beziehungsweise die Nerven und die Knochen) Christi etwas Geistiges sei, das sich mit dem geistigen Menschen vereine; daher es unehrerbietig wäre, an eine Verdauung und ihre Folgen zu denken. Es liegt allerdings weit ab vom religiösen Gemüth, bei der hehren Feier an solche Folgen zu denken; allein das an sich Wahre muß in allen seinen Folgerungen als wahr gedacht werden können. Gerade die Lehre vom Stoffwechsel läßt die Materie des Leibes als das Untergeordnete, relativ gleichgültig erscheinen im Vergleich zu der beherrschenden, durch Ausscheiden und Assimiliren neugestaltenden Formkraft. Die Ausflucht des Herrn Paschasius, klar erwogen, würde zu dem richtigen Lehrbegriffe führen, daß nur die Geistesgemeinschaft mit Christus in der gläubigen Feier des hl. Abendmahles bezeugt und genährt werde. Für den Materialismus ist die Seele weiter nichts als die Funktion der leiblichen Organe. Man hat dieser trostlosen Lehre einen gemüthlichen Anstrich zu geben versucht durch den Hinweis darauf, daß man fortleben werde in den Körperatomen, die durch und nach dem Prozeß der Verwesung in neue chemische, pflanzliche und thier-menschliche Verbindungen übergehen. Aber das letztere Vergnügen genießen wir schon im Stoffwechsel bei Leibesleben und haben außerdem das Leben extra; also kann diese Art der Unsterblichkeit keinen Ersatz für das Leben bieten. Wir kennen gegenwärtig einen einzigen Schriftsteller, der zum Stercoranismus seine Zuflucht nimmt, um die ihm eigenthümliche, von der „Kirche" noch nicht gutgeheißene Transsubstantiationstheorie zu begründen: es ist Herr Dr. Alban Stolz, außerordentlicher Professor der alleinseligmachenden Theologie zu Freiburg im Breisgau, in dem Werk „Diamant oder Glas". Der Wohlbestallte sucht durch manirirte Einfalt in Ausdrücken und Wendungen der Trägheit des Haufens zu schmeicheln. Zur Versinnlichung seines Leibdogma's, daß Unsinn nicht Unsinn sei, kommt es ihm auf ein paar bissige Ketzereien mehr oder weniger nicht an; in der reinen Wonne über seine Afterweisheit bebt er vor keiner Folgerichtigkeit zurück. Die Arbeit macht einen niederschlagenden Eindruck: sie erhebt uns nicht, wie der Don Quijote, durch Frei-

Gestalt des Brodes und unter jedem Theile dieser Gestalt, und ebenso ganz unter der Gestalt des Weines und unter jedem Theile desselben. (Conc. Trid. Sess. XIII. cap. 3.)

---

heit des Blicks über das Klägliche ihres Stoffs, sondern drückt ein unruhiges und unbehagliches Gefühl aus, welches, fortwährend geäfft, sich doch stets zu neuen thörichten Versuchen entschließt. Das Argument des akademischen Düftlers mag nicht ermangeln, seine Ueberzeugungskraft zu bewähren, wenigstens bei einigen materialistischen Hebammen, deren reflektirende Verstandesbetrachtung in die möglichst wenig durchlöcherte und doch sehr durchsichtige Durchdringung des Transsubstantiationsbegriffs zu gelangen wünscht: „Ein neugebornes Kind wiegt acht Pfund, ein ausgewachsener Mann im Durchschnitt hundertundfünfzig Pfund. Da nun der Heiland vollständig Menschennatur angenommen hat, so ist es auch bei ihm so gewesen. Ich, d. h. Herr Stolz, frage nun: Wenn Er bei seinem Tode einen viel größeren und schwereren Körper gehabt hat, als bei seiner Geburt, zwoher ist der Zusatz an Größe und Schwere gekommen? Unzweifelhaft aus der Nahrung, welche Er zu sich genommen hat. Ein beträchtlicher Theil seines Körpers ist somit auch einmal Brod gewesen, welches durch den Genuß in Blut und Fleisch übergegangen und sich verwandelt hat. Das, was nun dem Heiland auf natürliche Weise geschehen ist und in jedem Menschen geschieht, daß sich nämlich Brod in seinen lebendigen Leib verwandelt, das geschieht im hl. Abendmahl auf plötzliche und übernatürliche Weise." Die altfränkische Treuherzigkeit des unkritischen Doktors sieht etwas gemacht aus, wenn man erwägt, daß sein Trugschluß, vom Theil aufs Ganze, kaum unabsichtlich auf das Papier gebracht worden ist. Sokrates hat das Geschäft der Erziehung bildlich ausgedrückt, wenn er sie die Hebammenkunst an Geist und Gemüth ausüben läßt. Originell ist die stolze Theorie übrigens nicht; mit vergeßnen alten Schwarten schmiert er seine Autorstiefeln. Sie findet sich, nur weniger hartleibig, in den Schriften des englischen Doktors Thomas von Aquino (De sacram. altar. cap. 11.), woselbst uns dieser Pflanzenphysiolog belehrt, daß Wasser sich in einem Weinstock in Wein verwandle. Die „Kirche" hat sich, wie bemerkt, noch nicht bemüßigt gefunden, solcher Kleinmeisterei ihren Beifall zu spenden; im Gegentheil lehrt der röm. Katechismus (De sacram. III., 35.), „man habe weder in den natürlichen Umständen, noch selbst in der Erschaffung der Dinge irgend ein Beispiel, auf welche Art die Transsubstantiation geschehen könne; dessenungeachtet (Ibid. III, 34.) sollen die Seelsorger sich bestreben (sic), Jenen, die in der Erkenntniß göttlicher Dinge weiter vorgerückt sind, die Art dieser wunderbaren Verwandlung zu erklären." Es wird ihnen in dem Falle die Wahl gelassen, etwas was sie nicht gesehen, durch Fälle zu erklären, die sie ebenfalls nicht gesehen haben, oder durch eine Theorie, die ihnen unerklärlich ist. Es ist eine Täuschung, wenn man eine Sache weiter ausführt, ehe man einen deutlichen Begriff von ihr gegeben hat. Der Brunnquell jenes Humors, welcher prekäre Verhältnisse mit ihrem ironischen Gegenbilde aufzuheitern liebt, scheint bei der Mehrheit der Ausarbeiter dieses Glaubensbuches nicht versiegt gewesen zu sein. Das körperliche Dasein eines Dinges muß gewiesen und nicht bewiesen werden. Kein Schöpfer einer philosophischen Richtung wird von seinen Schülern ganz verstanden; Herr Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat genug darüber geklagt. Die röm. Metaphysik führt durch das Verkennen der Grenzen des Erkennungsvermögens bald zum Supranaturalismus, bald zum Naturalismus und begünstigt daher bald den Aberglauben, bald den Unglauben, begründet aber nie eine ächte Religion. Das Papalsystem, als ein System des Supranaturalismus, ist wesentlich Mystik; daher entzieht es sich der Wissenschaft. Der klare protestantische Gedanke, der Alles durchforscht, der auf keine Unbegreiflichkeit schwört, kann allein dem biblischen Inhalt die Gestalt organischer Wissenschaft geben. Die gefährlichsten Feinde des Christenglaubens sind Diejenigen, die den Buchstaben über den Geist setzen und das ewig pulsirende Leben in den Leichnam vergangener Bekenntnisse einschließen möchten. Wir meinen den Glauben zu vertheidigen, indem wir ihn auf eine Unterlage bauen helfen, die Stand hält, nämlich auf den Geist, der in alle Wahrheit führt.

Es kömmt vor, daß dasjenige, was in einem Zeitalter für Wahrheit galt, einem darauf folgenden Zeitalter als ein so gröblicher Irrthum erscheint, daß die einzige Schwierigkeit dann darin besteht, sich vorzustellen, wie so etwas je habe glaub-

Wenn Jemand leugnet, daß in dem hochwürdigen Altarssakramente unter jeder Gestalt, und nach geschehener Zertheilung unter jedem Theile beider Gestalten Christus ganz enthalten sei: der sei verflucht. (Ibid. can. 3.)

---

lich erscheinen können. Die Methode macht oft den ganzen Unterschied zwischen dem Vornehmen und Gemeinen, dem Dummen und Gescheidten, dem Rohen und Gebildeten. Man hat die Frage aufgeworfen, ob die einzelnen Theilchen der Abendmahlselemente in die einzelnen Theile des Körpers Christi, oder ob Alles in Alles, die Gesammtheit in die Gesammtheit übergehe. Der Meßpriester weiß hierüber keinen Bescheid, wenigstens nach Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 8.). Dieser Papst sagt, er verbrenne die Ueberbleibsel; denn man gebiete uns, zu glauben, und verbiete uns, zu discutiren. Die Frage selbst nennt er geradezu eine Unredlichkeit. So weit für's Brod. ¿Aber wie steht's mit der röm. Atomtheorie in Bezug auf den Wein? Niemand bezweifelt, daß der Einklang der verschiedensten sinnlichen und geistigen Wahrnehmungen die nothwendige Bedingung zur Gültigkeit eines Naturgesetzes ist, und daß die Wahrheit, unbeschadet ihrer Kraft als solcher, auf die Spitze getrieben werden kann. ¿Was geschieht nun, wenn der geweihte Wein eine Zeitlang stehen bleibt und eintrocknet? Durch ihre Lehre von den kleinsten Theilchen wollen die röm. Dogmenalchymisten wahrscheinlich eine Ideenassociation zwischen den Grenzbegriffen unserer Vorstellung und dem Begriffe der Unendlichkeit in den Kopf ihrer Adepten einschmuggeln. ¡Schöne Unendlichkeit, welche sich vor den Augen des Zuschauers verflüchtigt! Eine Art von kosmischem Universalgas. Sie denken, ein Gegenstand werde um so leichter den prüfenden Sinnen entrückt, in je ungewohnteren Verhältnissen er geboten wird. Mikrokosmische Freidenker (vom Schlage etwa jener Elfen, die sich in einem Thautropfen baden und das Gras wachsen hören), gewinnen durch die röm. Atomtheorie einen neuen Maßstab für das Erhabene; der Blick nach dieser Seite hin hat etwas Berauschendes und Schwindelerregendes; aber dieser Schauer, welcher in Gedankenlosigkeit gipfelt, wird zu keinem Gefühl der Bewunderung veredelt. Die Vorstellung, welche die Verwandlungstheoretiker unwandelbar beseelt, ist die gotteslästerliche Idee, daß der Priester Atome erschaffen könne. „Ihr werdet sein wie Gott", sprach die Schlange im Paradies (1. Mos. 3, 5.), und der röm. Katechismus (De sacram. VI, 2.) erfüllt ihre Prophezeihung mit den Worten: „Die Priester werden mit Recht nicht nur Engel, sondern Götter genannt." „Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange, Dir wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange," sprach Goethe in Weimar. Das Alterthum, das eine kindliche Scheu vor dem Neide der Götter trug, hätte die priesterliche Ueberhebung als ruchlosen Frevel verdammt. Es steht ebensowenig in der Macht des Menschen, ein Atom Stoff zu schaffen, als ein Atom zu vernichten. Der röm. Katechismus (De sacram. III, 35.) schärft den Seelsorgern Sorgfalt ein bei der Erklärung des Geheimnisses, wie der Leib Christi auch in den Atomen ganz enthalten sei; solche Erörterungen, meint er, sollen kaum jemals angestellt werden. Die ganze Mannichfaltigkeit der vor uns befindlichen Körper beruht auf der Zusammensetzung aus einer endlich begränzten Anzahl von Elementen, welche Elemente ihrer Qualität und Quantität nach absolut unveränderlich sind in allen Verbindungen, die in der Welt vor sich gehen. „Jeder Atom," sagt Louis Büchner, „jeder Atom trägt den Urgrund seines Schaffens, seiner Kraft und Bewegung von Ewigkeit her in sich selbst." In Fällen, wo zwei fremdartige, unvermittelte geistige Gebiete einander gegenüberstehen, tritt zu leicht das zweifelhafte Gefühl ein, ob man es auch mit Ernst zu thun habe. Kardinal Tolet, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, gehört auch nicht zu den Kleingläubigen; er behauptet (Instit. sacerd. lib. II. cap. 25.), „ein Priester habe die Macht, mehrere Körbe Brod und ein ganzes Faß Wein zu verwandeln." Der geistreiche Zecher liebt zuweilen die Ideale, die mit pausbackigen Phrasen einhertraben. Ein Concil zu Toledo hat indessen den Mund weniger voll genommen und beschlossen, man dürfe nur kleine Brode für die Communion weihen, damit der Magen des Priesters, welcher die Reste verzehrt, nicht überladen werde. In jedem Industriezweig weicht der individuelle Arbeiter mehr oder weniger vom Durchschnittsarbeiter ab. Ein verwandeltes Weinfaß geht noch über die rothe Tinktur und das große Elixir der Alchymisten. Nach der Lehre der Volkswirthschaft ist jede Waare zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch

Wie unter der Gestalt des Brodes nicht nur der Leib, sondern auch das Blut und der ganze Christus wahrhaft enthalten ist, so ist auch in der Gestalt des Weines nicht nur das Blut, sondern auch der Leib und der ganze Christus gegenwärtig. (Catech. rom. de sacram. III, 28.)

---

seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgend einer Art befriedigt. Ob dieselben dem Magen oder der Einbildungskraft entspringen, ändert nichts an der Sache. Einem Jünger, der sich Erfahrungswissenschaften widmen will, kann nicht leicht ein größeres Glück zu Theil werden, als wenn man ihm Gelegenheit bietet, einen schöpferischen Meister in seiner Werkstatt zu belauschen. Der selige Bruder Klaus von der Flue soll (nach Angabe Joh. von Müllers) in seiner Einsiedelei zwanzig Jahre lang ohne andere Speise gelebt haben, als der, die er einmal monatlich im Sakramente des Altars genossen. Es war, als solle der schöne Traum J. J. Rousseau's von der Rückkehr zur Natur eine geschichtliche Wahrheit werden. Ob dem Klausner fragliche Himmelskost in einem Brodkorb hinterbracht worden, etwa unter Beigabe etlicher Blutwürstlein, davon schweigen die Chronisten. Nicht er, sondern ein Anderer, soll nach Angabe des schweizerischen Tacitus den Lindwurm erschlagen haben. „Ein Naturgesetz," sagt Justus von Liebig, „ein Naturgesetz schreibt dem Menschen wie dem Thiere feste, aber nach seiner Lebensweise und seinem körperlichen Zustande wechselnde Verhältnisse von plastischen und stickstofffreien Bestandtheilen in seiner Nahrung zu. Eine Aenderung kann nicht geschehen, ohne die Gesundheit, die körperlichen und geistigen Thätigkeiten des Menschen zu gefährden. Die Wissenschaft hat den erhabenen Beruf, dieses Naturgesetz zum Bewußtsein zu bringen." Am 9. Mai 1869 wurde in Sachseln die zweite Säkularfeier der Seligsprechung des Niklaus von der Flue mit Glockengeläute, Kanonendonner, Hochamt, Predigt, Festessen zu 200 Gedecken, dann mit einer Predigt und solenner Vesper begangen. Herr von der Flue hatte seine Gemahlin und zehn lebendige Kinder verlassen. Heute würde ein Solcher in eine Zwangsarbeitsanstalt gesteckt, und mit Recht. Einige berühmte Doktoren der röm. Theologie (Thom. Aquin. opusc. 49. cap. 5.) haben gelehrt, „daß, wenn ein Priester, mit der Absicht zu weihen, durch sämmtliche Gassen gienge, in denen Brod, und in alle Keller, in denen Wein verkauft wird, und die Worte der Weihung über das Brod und über den Wein spräche, auch wenn keine Nothwendigkeit noch Nutzen dazu vorhanden wäre, sondern er dies einzig zum Spotte und zur Schmach Christi thäte, nichtsdestoweniger alles wahrhaft geweiht wäre." ¡Welch ein Publikum muß man vor sich zu haben glauben, um ihm zuzutrauen, daß es solche Großsprecherei hinnehme! Schon die altägyptischen Priester wollten dafür angesehen sein, als nähmen sie an der Allmacht Gottes Theil; daher wohl die potenzirte Arbeit im Bau der bergähnlichen Pyramiden. Jedenfalls faßten sie die Sache ernster auf und brachten den Leuten eine günstigere Meinung von ihrer Allmacht bei, als jener Jesuit, der an einem (nicht hoch gehängten) Brodkorb die höchste Bestimmung des Menschen und seiner Arbeit veranschaulichen will: die Natur zu beherrschen, den Geist zum Herrn über das Stoffliche zu machen. Es ist nicht vorauszusehen, daß die faßliche Ansicht des Herrn Tolet beim nächsten allgemeinen Concil eine festere und unerschrockenere Durchbildung erlangen werde. Ueberhaupt kann man eben von der Messe das sagen, was ein Fabeldichter von dem Knüttel erzählt, der auf des Meeres Wogen herumschwamm: „In der Ferne scheint etwas dran zu sein; aber in der Nähe sieht man, daß es gar nichts ist."

Frägt man sich, was heute, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, das Autoritätsprinzip der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) werth sein kann, so wird Niemand in Abrede stellen, daß alle Dinge auf der Welt eben mehr als eine Seite der Beurtheilung bieten, und daß es Thorheit wäre, die Wirkungen einer so großartigen geschichtlichen Erscheinung in Bausch und Bogen abzuurtheilen. Wir legen dasjenige vornehmlich dar, was es Falsches aufweist, und das genügt für unsere Aufgabe. Es ist mit der Glaubenslehre der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) etwas Anderes, als mit einer philosophischen Lehre. Diese gibt sich als eine menschliche; die Vernunft hat sie gemacht, und an die Vernunft wendet sie sich; die Vernunft, die frei berathende, läßt das Eine zu und verwirft das Andere. Das röm. Autoritätsprinzip gibt sich im Gegentheil für göttlich aus; man kann es in dieser Eigenschaft nicht halbiren; man muß es ganz annehmen,

3. Daß die durch die Weihung bewirkte Verwandlung der Wesenheit der irdischen in die Wesenheit der himmlischen Abendmahlselemente sich nicht beschränke auf die Dauer der Messe, sondern daß die verwandelten Stoffe als solche aufbewahrt werden dürfen.

---

oder ganz verwerfen. Wäre es anders, dann wäre die zur Sichtung seiner Erlaße herbeigerufene Vernunft als das Höhere anerkannt. Das Concil von Trient (Sess. XIII. cap. 2.) belehrt uns: „der Heiland habe gewollt, daß das Sakrament des hl. Abendmahls ein Sinnbild (symbolum) sei jenes Einen Leibes, dessen Haupt Er ist, und daß wir an diesen als Glieder durch die engste Verknüpfung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe gebunden seien, damit wir Alle dasselbe sagten und keine Spaltungen unter uns seien": eine Lehre, in welcher der Leib Christi, welcher am Kreuze gebrochen ist, verwechselt wird mit dem Leib Christi, welcher von der Anhängerschaft Christi gebildet wird. Eine andere schülerhafte Ungenauigkeit ist folgende. Nachdem die Versammlung (Sess. XIII.) mit Stimmenmehrheit erklärt hatte: „die Kirche sei allezeit (?) überzeugt gewesen, daß durch die Weihung des Weines eine Umwandlung der ganzen Wesenheit des Weines in die Wesenheit des Blutes Unsers Herrn Jesu Christi geschehe", so wurde später (Sess. XXI.) mit Stimmenmehrheit erklärt: „es sei zu bekennen, daß auch unter einer Gestalt (Brod oder Wein) der ganze und ungetheilte Christus und das vollkommene Sakrament genossen werde." Weit entfernt, den leisesten Tadel über die Leichtfertigkeit der Prälaten zu äußern, neigen wir Unsere Stirn vor der alle Sterblichen angehenden Maxime: Irren ist menschlich. Wenn das Spielen einer unnatürlichen Rolle schon mit Schwierigkeiten verknüpft ist, ¡wie dornig ist der Pfad, wenn man eine derartige Rolle von seinen Vorgängern übernommen hat und die Etiquette erheischt, sie jahrelang folgerichtig durchzuführen! In der Generalcongregation vom 24. Februar 1562 ermahnte Herr Herkules Gonzaga, päpstlicher Legat, die Prälaten des Concils in einem bescheidenen, aber eindringlichen Vortrage, das, was in den Congregationen gesprochen und verhandelt würde, geheim zu halten. „Denn", sprach er, „die seitherige Oeffentlichkeit konnte manches Unangenehme herbeiführen; und wäre dies auch nicht zu befürchten, so erzeige die Welt doch allezeit denjenigen Beschlüssen, die sie nicht schon vorher gewußt, mehr Achtung und Ehrerbietung. Ueberdies geschähen die Vorträge nicht immer mit dem gehörigen Anstande und der erforderlichen Umsicht, und die Veröffentlichung solcher Fehler gereiche der hohen Versammlung keineswegs zum Ruhme." Wir brauchen nicht zu der Komödiantenpraxis unsere Zuflucht zu nehmen, um den conciliatorischen Widerspruch zu erklären: vielleicht lag es im unergründlichen Rathschlusse der Prälaten der einundzwanzigsten Sitzung, die von der Beschlußpartei der dreizehnten Sitzung ausgesprochene widersinnige Meinung mittelst homöopathischer Kurmethode verdaulich zu machen; sie erwischten aber eine zu starke Dosis, wie's Pfuschern zu gehen pflegt. Auch das von den Charlatanen par excellence in die Welt hinausposaunte nagelneue und unanständige Dogma der unbefleckten Empfängniß der Madonna (8. Dez. 1854) wird sich, im Vorbeigehen sei es gesagt, je länger je mehr als eine zu starke Dosis gegen den Krebsschaden der Abgötterei ausweisen; die Ereignisse sowohl, als die Ideen, haben ihre Logik: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

3. Das hl. Abendmahl ist bis auf die Gegenwart Veranlaßung zu so heftigen und langweiligen Streitigkeiten geworden, daß es öfters schwer hält, einen ehrlichen Menschen in die Ideenreihe zurückzuversetzen, welche Unserm Herrn beim Sprechen der Einsetzungsworte und den Jüngern beim Hören derselben vorschweben mußte. Offenbar haben sie das ihnen dargereichte Brod gegessen und den ihnen dargereichten Wein getrunken. „Solches thut zu meinem Gedächtniß," lauten die Worte Christi. Er sagt nirgends: „Behaltet das, was ich Euch darreiche, auf, gebt den Segen damit, betet es an, tragt es in Prozession herum," sondern: „Esset und trinket," (d. h. doch wohl „sogleich, nicht erst so und so lange darnach, oder gar nicht"). Er hat also die Handlung des Essens und des Trinkens an das Sakrament geheftet. Wer nun bei der Abendmahlsfeier vom Kelche nicht trinkt und vom Brode nicht ißt, sondern schließt es in eine Monstranz und braucht es zu etwas anderem, als wozu es bestimmt war, der hat kein Sakrament, der hat nicht das Abendmahl,

Es ist nichts Widersprechendes, daß unser Heiland auf eine natürliche Weise immer im Himmel zur Rechten des Vaters sitzt, und dessen ungeachtet an vielen andern Orten geheimnißvoll mit seiner Wesenheit bei uns ist. (Conc. Trid. sess. XIII. cap. 1.)

Wenn Jemand sagt, nach vollbrachter Weihung sei nicht in dem wunderbaren Altarssakramente der Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi, sondern nur bei dem Gebrauche, während es vergossen wird, aber nicht vorher oder nachher; und

---

welches Christus eingesetzt hat. Nur die von den Jüngern unmittelbar nach der Danksagung zu genießenden Abendmahlselemente nennt Christus seinen Leib und sein Blut; das beweisen die Worte 1. Kor. 11, 25., wo lediglich vom genossenen Brod die Rede ist und der Kelch „nach dem Abendmahle" gereicht wird. Wie das Wasser der Taufe seine Kraft, die Seele zu reinigen, bloß dann besitzt, wenn es zu dieser Handlung gebraucht wird, also ist auch beim hl. Abendmahl außer dem Gebrauche kein Sakrament. Nirgends lesen wir in der hl. Schrift, daß das Abendmahlsbrod und der Abendmahlswein als Schaugericht sollen ausgestellt werden. Ueberall ist von deren Genusse die Rede. Weiter drängt die Frage: ¿Ist der Leib Christi, als Er die Worte sprach: „Das ist mein Leib," unsterblich und unsichtbar gewesen? Nein. ¿Ist den Jüngern der sterbliche, oder aber der unsterbliche Leib Christi gegeben worden? Wenn Ersteres, dann folgt, daß er ihnen auch sichtbar gegeben wurde; denn unsichtbar war er nicht sterblich. Wenn das Zweite der Fall, dann widerstritte dieser Umstand der hl. Schrift, der zufolge der Leib Christi erst nach der Auferstehung unsterblich geworden ist. Das Selbstbewußtsein, das durch alle Bahnen menschlicher Entwicklung hindurchgeht und nur durch Schlaf, Fieber oder Wahnsinn unterbrochen wird, ¿wie wollen es die Vertheidiger der Brod- und Weinverwandlung erklären nach der Entdeckung, daß nach Verlauf weniger Jahre kein Atom des alten Körpers mehr geblieben ist, eine fortgehende Erneuerung, ein Stoffwechsel stattfindet? Unter all diesem Wechsel bleibt Eins identisch: das Selbstbewußtsein, die Seele. ¿Wodurch wird dieses einheitliche Selbstbewußtsein erzeugt? Durch die Atome nicht; denn sie wechseln. ¿Oder soll aus diesem Wechsel der Atome das Beharrende hervorgehen? Aber der Wechsel ist das Nichtsein des Beharrenden; so müßte das Sein aus dem Nichtsein hervorgehen, was ein Widerspruch ist. Auch Innocens III. (Myst. miss. lib. IV, cap. 12.) erwähnt die Frage: ob Christus im hl. Abendmahl seinen sterblichen oder seinen unsterblichen, seinen leidensfähigen oder seinen nicht-leidensfähigen Körper gegeben habe. „Ich", sagt er, „ich benutze die hl. Sakramente mehr zur Verehrung, als zur Erörterung und halte dafür, es genüge der Einfachheit des Glaubens, zu sagen: Christus gab ihn so, wie Er wollte; und wie Er ihn gab, das wußte Er." Herr Innocens gehört zu jenen Verbildeten, welche sich überall eher zurechtfinden, als in natürlichen Verhältnissen. Er hat die Heimlichkeiten der Messe in sechs Büchern mit zweihundertsechsundzwanzig Kapiteln einer minutiösen Erörterung unterworfen; und dabei schwatzt er von Einfachheit. Genannte Schrift ist zwar eines der wichtigsten, aber noch nicht das unsinnigste Phantasiestück des Verfassers. Und dieser ist der Mensch, der in einem ansehnlichen Theil der röm. Partei einen Enthusiasmus erweckt, welcher abgöttischem Taumel wenig nachsteht. ¡So viel vermag ein schimmerndes Geflunker, eine methodische Thorheit mit Aberglauben vermischt und sich mit Gegenständen befassend, die allein auf die Einbildungskraft wirken, so viel vermag das über den Geist des Pöbels in allen Ständen!

Weniger unklug als das trienter Concil benahm sich die Diözesansynode von Pistoja, als sie nach reiflicher Berathung beschloß, über die Ungewißheit hinsichtlich der Folgen der Transsubstantiationstheorie ritterlich hinwegzustürmen. ¡Umsonst! Pius VI., griesgrämigen Andenkens, donnerte ihr ein burschikoses: „¡Halt den Gaul an!" entgegen. In seiner gegen besagte Synode geschleuderten Verdammungsbulle, einem Meisterstück weitschweifiger Schlangenwindungen, heißt's: „Die Lehre der Synode, wo sie beabsichtigend die Glaubenslehre vom Consecrationsritus vorzutragen, mit Hinweglassung aller scholastischen Fragen über die Weise, in welcher Christus in der Eucharistie gegenwärtig ist, vor denen sie die das Lehramt verwaltenden Pfarrer warnte, nachdem sie nun das zweifache aufgestellt: 1) daß Christus nach der Weihung wahrhaftig, wirklich und wesentlich unter den Gestalten sei; 2) daß dann jede Wesen-

in den geweihten Hostien oder Theilchen, welche nach der Communion aufbewahrt werden oder übrig sind, verbleibe nicht der wahre Leib des Herrn: der sei verflucht. (Ibid. can. 4.)

Wenn Jemand sagt, es sei nicht erlaubt, das hl. Altarssakrament im Heiligthume aufzubewahren, sondern es müsse nothwendig sogleich nach der Weihung den Umstehenden ausgetheilt werden; oder es sei nicht erlaubt, daß es ehrfurchtsvoll zu den Kranken getragen werde: der sei verflucht. (Ibid. can. 7.)

---

heit des Brodes und Weines aufhöre, so daß nur die Gestalten übrig bleiben; völlig auch nur zu erwähnen unterließ, die Wesensverwandlung, oder die Verwandlung der ganzen Wesenheit des Brodes in den Leib, und der ganzen Wesenheit des Weines in das Blut, welche das trienter Concil als einen Glaubensartikel bestimmte und das feierlichste Glaubensbekenntniß enthält, inwieweit durch diese unbedachte und verdächtige Auslassung die Kenntniß sowohl des zum Glauben gehörigen Artikels, als auch der von der Kirche zum Schutze jenes Bekenntnisses wider die Ketzer geheiligten Benennung entzogen wird und sie sein Vergessenmachen erstrebt, gleich als wenn es sich um eine wahrhaft scholastische Frage handelte, verdammen Wir als verderblich, die Erklärung der katholischen Wahrheit rücksichtlich des Dogma's der Wesensverwandlung beschränkend und den Ketzern günstig." Allzu unwirscher Eifer streift mitunter an's Komische, und verstellte Ernsthaftigkeit dient der Unwissenheit und der Thorheit zum Deckmantel. Man vermißt hier den bei päpstlichen Erlaßen sonst ziemlich ausgeprägten Schein von liebenswürdiger Unbefangenheit und ungeheuchelter Sanftmuth. Die geistige Eigenthümlichkeit eines Menschen offenbart sich häufig in seinem Style. Wir werden öfters Gelegenheit haben, auf jene Prälatenversammlung zu Trient zurückzukommen. Die Päpste billigen es nicht, wenn Auslegungen über Beschlüsse gegeben werden, welche, mit Stimmenmehrheit gefaßt, im Namen des hl. Geistes erlassen worden sind. In der Bestätigungsbulle Pius' IV. vom 26. Jan. 1564 heißt es: „Wir verbieten mit apostolischem (?) Ansehen Allen, sowohl den kirchlichen Personen, von welchem Orden, Stand und Range immer, wie auch den Laien, mit was immer für Ehre und Gewalt sie begabt sein mögen, und zwar den Prälaten unter der Strafe des Verbots, die Kirche zu betreten, den Andern aber, wo sie immer seien, unter der Strafe der Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, d. h. unter der Strafe der ewigen Verdammniß ipso facto, daß Keiner ohne Unser Ansehen was immer für Bemerkungen, Glossen, Erklärungen, Erläuterungen oder überhaupt irgend eine Art von Auslegung über die Beschlüsse dieses Concils herauszugeben wage." Auffallend erscheint die Verschiedenheit der Strafen für dasselbe Verbrechen. Wir hegen für diese und andere Bullen den nämlichen Respekt, wie für die Erlaße des Großmufti, Tale-Lama, Mikado und Consorten, und wünschen sehnlichst, daß ein protestantischer Theologe sich den Wink des Beherrschers der Gläubigen bald zu Herzen nehme und einen kritischen Commentar zu den gedruckten Concilsverfügungen liefere. Bald dürfte die Zeit erscheinen, in der es gestattet sein wird, das gedruckte Exemplar mit dem Wortlaute des in der Vatikansbibliothek aufbewahrten Originalprotokolls zu vergleichen. Die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche stellen dasjenige Maß von Verständniß der Person Jesu dar, welches mit den Mitteln ihrer Zeit zu erreichen möglich war; sie wollen nicht hindern, daß mit den reichern und bessern Mitteln unserer Zeit ein höheres Maß dieses Verständnisses erstrebt werde, selbst auf die Gefahr hin, daß hiebei ungenügende und irrthümliche Versuche mit unterlaufen. Wie Christus einst in ein Felsengrab gelegt wurde und die Pharisäer wähnten, sie hätten ihn in ihrer Gewalt, als sie ihr Siegel beigedrückt: dasselbe hat die röm. Theologie mit ihrer dogmatischen Hülle gethan. Man darf kühn behaupten, daß Christus mit seinen Lehren, wie sie die Evangelisten berichten, von der röm. Curie als Nationalist bezüchtigt würde; denn was Er sagt und als das einzig Nothwendige lehrt und gebietet, das ist klar und einfach, wendet sich an den gesunden Geist und ernsten Willen seiner, größtentheils theologisch nicht gebildeten, Zuhörer. Er lehrte z. B. nichts von einer mystischen Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur, in der Weise, wie später kirchliche Vorsteher nach langen Streitigkeiten, unter gegenseitigem Haß und Verfolgung es festsetzten und fortwährend vermehrten, unter fortwährender Verminderung der christlichen Liebe. Was Christus selbst gelehrt, muß das Wichtigste, ja das allein Entscheidende sein. ¿Denn sollte Er eine göttliche Offen-

4. Daß jeder röm. Katholik wenigstens zur Osterzeit, nach vorhergegangener Ohrenbeichte und Sündenvergebung, das hl. Abend-

---

barung verkündet und gerade das Wichtigste verschwiegen haben? ¿Oder sollte Er eine göttliche Offenbarung dem Volke verkündet haben, und gerade den Sinn derselben verhüllt und das Wichtigste unklar angegeben, das Unwichtige hingegen klar ausgesprochen und dringend vorgeschrieben haben? Wir halten dafür: Was wahrhaft göttlich und sittlich ist, das bleibt es zu jeder Zeit und unter allen Umständen. Christus hat seinen Jüngern kein Glaubensbekenntniß, sondern die Verheißung seines Geistes gegeben. Er hat nicht einen andern Glauben und andere Sittengesetze für's Mittelalter, andere für's apostolische, noch andere für unser Zeitalter vorgeschrieben. Die Religion war ihm Leben, nicht Lehre, und die Moral besteht nicht aus willkürlichen Vorschriften und Geboten, sondern entspringt aus dem Wesen der Dinge.

4. Es ist zu rügen, wenn man die Feier des hl. Abendmahls auf Ausschließung anderer Bekenntnißgemeinschaften einrichtet und nicht vielmehr, soweit es ohne Beeinträchtigung des von Christus angeordneten, also beim hl. Abendmahl Wesentlichen, möglich, dahin strebt, daß auch Andere daran theilnehmen. Die Satzung, man solle wenigstens zu Ostern zum hl. Abendmahl gehen, ist vom Concil von Trient mit Stimmenmehrheit gebilligt und jede abweichende Behauptung mit dem Fluche der ewigen Verdammniß gebrandmarkt worden. Das Artigste ist, daß die Prälaten sich hiebei nicht auf Christi Befehl, sondern allein auf das Gebot der hl. Kirchenmutter (Papst und ein Theil des Klerus) berufen. So geben sie sich den Schein, als ehrten sie das hl. Abendmahl, ob ihnen schon am Meßopfer unendlich mehr gelegen ist. Auf die Gesinnung der Nichtpriester kommt nach ihrer Theorie (Sess. VII. de sacram. can. 6.) nicht gar viel an; um Theil zu nehmen an der Gnade eines Sakramentes, reicht es hin, daß man ihr kein Hinderniß entgegensetze. Eigentlich werden die Leute vom öftern Abendmahlsgenusse abgehalten, weil demselben jedesmal die Beichte und priesterliche Sündenvergebung vorausgegangen sein muß; eine so strenge Vorbereitung hat man bei der Messe nicht nöthig. Der röm. Katechismus (De sacram. III, 43) lehrt: „Wir sollen uns noch weiter fragen, ob wir uns jener Worte Petri bedienen dürfen (Joh. 21, 17.): Herr, Du weißt wohl, daß ich Dich liebe. Denn wir müssen uns erinnern, daß Jener, der ohne hochzeitliches Kleid beim Gastmahle des Herrn erschien, in einen finstern Kerker sei geworfen und zu ewigen Strafen sei verdammt worden." Man vergleiche Matth. 22, 11—13., um sich von der trügerischen Zweideutigkeit des Wortes Herr zu überzeugen. Aufgedunsene Phantasten pflegen da von einem „heiligen Brautschmuck der Hochzeitsgäste des Lammes an seiner Bundestafel" zu deklamiren. „Es ist," schreibt Heinrich Heine, „es ist den Volkssagen eigenthümlich, daß ihre furchtbarsten Katastrophen gewöhnlich an Hochzeitsfesten ausbrachen. Als Herr Peter von Stauffenberg beim Hochzeitmahle saß und zufällig aufwärts schaute, erblickte er einen kleinen weißen Fuß, der durch die Saalesdecke hervortrat. Er erkannte den Fuß jener Nixe, mit der er früher in zärtlichem Liebesbündnisse gestanden; und an diesem Wahrzeichen merkte er wohl, daß er durch seine Treulosigkeit das Leben verwirkt. Er schickt zum Beichtiger, läßt sich das hl. Abendmahl reichen und bereitet sich zum Tode" u. s. w. Nie ist unseres Wissens einem röm. Theologen eingefallen, zu behaupten, die Ohrenbeichte habe im Alten Bunde schon bestanden. Selbst Herr Kardinal Robert Bellarmin (De poenit. lib. III. cap. 3.) bezeichnet die Unterredungen Gottes mit Adam und Kain, sowie die Verordnung 3. Mos. 5, 5—6., nur als Bilder der sakramentalen Beichte. „¿Durfte aber," so muß jeder Verständige fragen, „durfte aber das Bild, der Schatten der Beichte (denn nur das konnte etwa als bestehend vorausgesetzt werden) Christo genügen, wo es galt, dieselben durch das wahre und wesentliche Gut zu ersetzen?" Der Auftrag, die Sünde zu erlassen, oder zu behalten, ist nicht richterlicher Natur. Die Sündenvergebung ist kein Akt der Gerechtigkeit, sondern der Gnade; und die Apostel, welche Christus mit Verkündigung der Sündenvergebung beauftragte, sind nur das gewesen, wofür sie sich selbst hielten und von Jedermann gehalten sein wollten: Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse (1. Kor. 4, 1.), Botschafter, die an Christi Statt bitten: Lasset Euch versöhnen mit Gott (2. Kor. 5, 17.). Jeder Versuch der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), eine richter-

mahl genießen müsse, wobei er sich jedoch mit der Hostie zu begnügen habe, da es nur dem Meßpriester zukomme, auch den Kelch zu empfangen.

---

liche Gewalt des apostolischen Amtes biblisch zu begründen, hat sich als Sophisterei erwiesen und ist längst als solche aufgedeckt. Die Behauptung vollends, daß nach göttlichem Rechte jede sog. Todsünde nur vergeben werde, wenn sie einem röm. Priester gebeichtet, oder doch das Verlangen nach solcher Beichte vorhanden sei, stirbt an ihrer eigenen Geschichte: in den alten Liturgien betet der Priester um Sündenvergebung und verkündet sie ohne jene Bedingung. Die Ohrenbeichte stammt weder von Christus, noch von den Aposteln; sie ist eine Einrichtung, die entweder zum Lügen verführt, oder in nichtswürdige Abhängigkeit vom Priester bringt, sobald dieser nicht ein humaner Mann im strengsten Wortsinn ist. Vermöge der angelobten Geheimhaltung der erhaltenen Mittheilungen wird von einem Priester über Verbrechen aller Art eigenmächtig und ohne Controle abgeurtheilt. Wir halten dafür: Hat Jemand ein Verbrechen begangen, für das er gehängt wird, dasselbe seiner Zeit erwiesen gebeichtet, und hat der Beichtvater davon der ordentlichen Behörde keine Anzeige gemacht, den Verbrecher wohl gar absolvirt, so sollte man diesen mit jenem zusammen aufknüpfen. Ein guter Theil des italienischen Räuber- und Mörderwesens kömmt auf Rechnung der priesterlichen Sündenvergebungstheorie; das wissen die Gebildeten. Gleichwohl läßt Seine Heiligkeit die Einrichtung bestehen. In dem mit Erlaubniß seiner Ordensobern erschienenen Werke des Jesuiten Busembaum, welches den Titel trägt: „**Medulla theologiæ moralis**“ ist lib. **VI. cap. 3. dub. 7. art. 2.** mit dürren Worten der Satz zu lesen: „Es ist erlaubt, wenigstens vor dem Richterstuhl des Gewissens, die Wächter (mit Ausnahme von Gewalt und Unbilden) zu täuschen, indem man ihnen z. B. eine Speise oder einen Trank gibt, der sie einschläfert, oder indem man Vorsorge trifft, daß sie abwesend sind; ebenso auch, Schloß und Riegel zu erbrechen; denn, wenn der Zweck erlaubt ist, so sind auch die Mittel erlaubt.“ ¿Sollte wohl Busembaum so beschränkt gewesen sein, daß er geglaubt hätte, es gebe Menschen, denen erst gesagt werden müsse, daß die Anwendung eines erlaubten Mittels zur Erreichung eines erlaubten Zwecks erlaubt sei? Er würde sich dadurch lächerlich gemacht haben, währenddem er jetzt als **enfant terrible** seines Ordens paradirt.

Das System des Papismus sucht den Menschen nicht durch innere Vermittlung mit dem absoluten zu vereinigen, sondern durch äußere Mittelglieder; es erzielt damit nichts als eine äußerliche Identification, welche immer wieder in eine spröde Dualität zerfällt. Die Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, sind unerschöpflich in Anpreisungen der unbegränzten Vollmachten des sog. Richterstuhles der Buße: Beispiel und Lehre werden angewandt, um das Lösemittel in Aufnahme zu bringen, bei dem das Bindemittel sich von selbst versteht. Um aber die Gewissen im Beichtstuhl zu beugen, werden sie möglichst skrupulös gemacht. Man muß sie drängen, zwängen, ängstigen; man muß ihnen allen Muth nehmen, selbstständig die Wege der Tugend zu suchen. Sie müssen wie Wachs werden in des Priesters Hand, sich allein auf seinen Ausspruch verlassen, als auf das Wort des Mannes, der Gottes Stelle vertritt. Darum nimmt denn z. B. Herr Joh. Peter Gury auf die Skrupulanten die zarteste Rücksicht, und seine Casuistik hat nicht allein den Zweck, daß der Beichtiger die Skrupel lösen lerne, sondern augenscheinlich, daß er auch wieder neue Skrupel wecke, um neue Lösungen erscheinen zu lassen. Die Skrupulosität wird möglichst genau definirt, ihre Kennzeichen werden angegeben und Regeln für Skrupulanten aufgestellt; die Behandlungsweise derselben wird vorgeschrieben. Die jesuitische Casuistik hat die Moral der sündigen Welt mundgerecht zu machen gesucht. So lehrt Busembaum (**Medulla theol moral. lib. I. Tr. 2. cap. 3.**) mit Erlaubniß seiner Ordensobern: „Wer drei Messen hören muß, eine des Kirchengebots, die andere eines Gelübdes wegen, die dritte als auferlegte Buße, der thut hinreichend genug, wenn er sie von drei Priestern hört, die gerade zur selben Zeit lesen.“ Der röm. Katechismus (**De sacram. IV, 61.**) hält dafür, es könne Einer für einen Andern genug thun, was gerade diesem Theile der Buße besonders eigen sei. Er rechtfertigt diese Ansicht damit, daß wir Alle durch die Taufe eines Leibes Glieder geworden seien. Gesellschaftsrettende Theoretiker wissen das beichtväterliche Gesetz sogar zur Anpreisung des Romanismus als Staatsreligion zu benutzen: „Ein-

Wenn Jemand sagt, der Glaube allein sei eine hinreichende Vorbereitung zum Genusse des hl. Altarssakraments: der sei verflucht. Und damit ein so großes Sakrament nicht unwürdig und so zum Tode und zur Verdammniß genossen werde, so verordnet und erklärt diese hl. Versammlung, daß Diejenigen, welche im Gewissen mit einer Todsünde beschwert sind, wie sehr sie sich auch für reuig halten mögen, wenn ein Beichtvater zu haben ist, nothwendig zuerst eine sakramentale Beicht ablegen müssen. Wenn aber Jemand sich vermessen sollte, das Gegentheil zu lehren, zu predigen und hartnäckig zu behaupten, oder auch in öffentlicher Unterredung zu vertheidigen: der sei verflucht. (Conc. Trid. sess. XIII. can. 11.)

---

zig in der röm. Kirche," meinen sie, „bestehe ein Gesetz, welches allen Christen die Verpflichtung auferlege, wenigstens einmal im Jahre zu communiciren; dieses Gesetz stütze sich auf die Beichte, Buße und richterliche Sündenvergebung. ¡Welche Sicherheit, welche Bürgschaften werden so nicht von jedem Individuum erheischt für die Erfüllung seiner Pflichten!" „Derjenige," lehrt Joh. Peter Gury, „derjenige sündigt nicht, welcher ein geschworenes Geheimniß entdeckt, wenn er es ohne eigenen oder des Andern großen Schaden nicht mehr geheim halten kann, weil das Versprechen, eine Sache geheim zu halten, nur unter der Bedingung verpflichtet: wenn es nicht sehr schädlich ist." Wir ziehen die persönlichen Fragen den theoretischen Fragen vor und lieben es, von der Erhabenheit der alleinseligmachenden Orakel zur thatsächlichen Gestaltung der Dinge herabzusteigen. Der Charakter des röm. Priesters ist bei der Beichte nothwendig befehlend, da er sein Beichtkind im Namen des Himmels auffordert, alle seine Fehler mit allen Einzelheiten unter vier Augen zu bekennen, und es mit dem göttlichen Zorne bedroht, falls etwas verheimlicht werden sollte. Wenn Protestanten, frei von jenen erheischten Bürgschaften, verderbt sind, ¿was soll man von Denen sagen, welche ungeachtet des durch ihre Confession aufgelegten Zwanges um nichts besser sind? Die röm. Sündenvergebungstheorie ist als eine reine Abstraktion zu betrachten, welche die Wirklichkeit nicht erklärt, also keinen Nutzen bringt; sie ist längst in die Geschichte übergegangen und hat sich da als lockere Grundlage der Moral erwiesen. Man mag Länder anführen, deren Einwohner in der Abhängigkeit vom Krummstabe gediehen; man müßte aber zuerst darthun, bis zu welchem Grade dieses Gedeihen ein wahrhaftes gewesen, und ob es nicht aus Ursachen entsprang, welche dieser Abhängigkeit fremd sind, so daß es ihre Entwicklung nicht begünstigt, sondern gehemmt hat. Indem man nun fortwährend die Theorie mit der Praxis und die Praxis mit der Theorie entschuldigt, setzt man zuletzt den gesunden Verstand ganz außer Augen, und die Entscheidung übt ein gewisses Immerrechthaben aus. Steigert Religiösität die Thatkraft und Verstandesbildung, wie sich nicht leugnen läßt, dann ist, abgesehen vom religiösen Glauben, Jesu Behauptung eine unwiderlegbare Wahrheit: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches Alles (materielle Güter) zufallen." Im Musterstaate der röm. Kirche, in welchem richterliche Sündenvergebung und Segen mit vollen Händen gespendet wird, werden die Zustände immer trauriger, statt daß das Volk immer glücklicher werden müßte, wenn etwelcher Segen auf einer solchen Sündenvergebung ruhte. Allerdings gibt es keine Einrichtung, in der nicht manche Spuren des Guten, keine, in der nicht manche Spuren des Bösen aufzufinden wären; aber so wie im Leben der Geschworne trotzdem ein bestimmtes Urtheil über Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen hat, so ist's auch in der Geschichte. Man muß wissen, wen man mit moralischen Fußtritten zu entlassen hat, und die weichliche Rücksicht, daß Fußtritte wehe thun, darf bei diesem Schlusse nicht stören. Das Individuum, welches sich über das Gesetz und außerhalb des Rechts stellt, wird, indem es sich von der sittlichen Schranke zu befreien glaubt, zum Unterthan seiner Gewaltthat und hat sich nicht zu beklagen, wenn sein eigenes Prinzip gegen es aufsteht und es vernichtet. Ferdinand II., König von Neapel, hörte alle Tage Messe, beichtete fleißig, blieb meineidig, schloß ein Konkordat und führte auch in den Jahren, da die letzten Schwingungen der Revolution schon verklungen waren, eine Schreckensherrschaft ein, wie sie kaum vorgekommen seit Caligula und Nero. Auf Befehl und mit Wissen des Busenfreundes Pius' IX. sind die längst verschollen geglaubten Folterwerkzeuge in der ausgesonnensten Weise bei Hunderten von politischen Untersuchungsgefangenen angewendet worden, um Geständnisse zu erpressen. Der Legitimste der Legitimen entrann dem Agesilao Milano und

Wenn Jemand leugnet, daß alle und jede Gläubigen beiderlei Geschlechts, wenn sie zu den Unterscheidungsjahren gekommen sind, verpflichtet seien, alle Jahre, wenigstens zur Osterzeit nach dem Gebote der hl. Mutter, der Kirche, die Communion zu empfangen: der sei verflucht. (Ibid. can. 9.)

Die Gewohnheit der Kirche erklärt, es soll Niemand im Bewußtsein einer Todsünde, wie sehr er auch reuig scheinen möge, ohne vorhergegangene sakramentale Beichte zum hl. Abendmahl gehen. Und diese hl. Versammlung beschloß, daß solches von allen Christen und auch von denjenigen Priestern, welchen von Amtswegen das Messelesen obliegt, allezeit beobachtet werden soll, falls es nicht an einem Beichtvater mangelt. (Ibid. cap. 7.)

---

starb in seinem Bette. Die nach Blut dürsten, wollen es umsonst, wenigstens nicht mit dem ihrigen es kaufen. Wie jener von Gewissensqual gepeinigte König in Shakspeares „Hamlet", mag Ferdinand wohl etwa in einsamem Monologe sein Herz geöffnet und gesprochen haben: „¡O, meine That ist faul, sie stinkt zum Himmel!" Der Wüstling hat seine bizarre Wollust am Unglück mit der Krankheit des Herodes beschlossen. In seiner Einleitung zu der Schrift von Adam Mickiewicz „Buch der polnischen Pilgrime" schildert der Graf Karl von Montalembert die Staaten Europa's und ruft hierbei aus: „¡Sehet alle jene unwürdigen Souveräne Italiens (der Papst wird nicht ausgenommen), denen es gelungen, aus jenem Paradies der Völker eine politische und geistige Hölle zu machen!" Die höchste, alle andern überragende „Pflicht" des verwerflichen Absolutismus (denn die Extreme begegnen sich) besteht in der unverkürzten Erhaltung ihrer Befugnisse gegen jeden Versuch, ihnen Grenzen zu ziehen. Es beschönigt dieser Wahnwitz, gleichviel, ob er sein Antlitz hinter die Maske einer Scheinverfassung verbergen muß, jede Eingebung der rücksichtslosesten Laune, die unbedenkliche Anwendung selbst der frevelhaftesten Mittel: von der Hinwürgung Tausender bis herab auf die feige Lüge, die Verstellung, den Meineid. Hat eine solche Lehre auch Macht genug, das Gewissen verstummen zu machen, so vermag sie doch nie, zu überzeugen und jenen Muth zu entzünden, der einsteht für das erkannte Recht. Dieses Recht nun ist im gegebenen Falle das Wiedervergeltungsrecht. Wer also eine Politik wählt und befürwortet, welche die erprobten Mittel der humanitären Entwicklung verwirft oder verkümmert und die Gewaltthat auf ihre Fahne schreibt, um den Fatalismus roher Naturkraft ins Feld zu führen, der werde mit derselben Münze heimbezahlt. Vernichtung, oder beständige Furcht vor Vernichtung halte ich, Menschenschindern gegenüber, für die geeignetste Strafe.

Als Hauptkunststücke der Casuistik erscheinen die Lehren vom Vorbehalt im Geiste, von der Probabilität (Wahrscheinlichkeit) und von der Anleitung, wie man die Absicht lenken soll. Nach letzterer ist jede Sünde erlaubt, sobald man ihr nur in seinen Gedanken eine an sich nicht verwerfliche Absicht zu Grunde legt. Man meint oft, diese Lehre zusammenzufassen in der Formel „Der Zweck heiligt das Mittel." Allein diese Formel beschönigt eigentlich die Sache; denn da bis zum Nachweise des Gegentheils von Jedem anzunehmen ist, eine gute Absicht sei der Beweggrund seiner Handlungen, so setzt sie einen guten Zweck in der Seele des Handelnden als gegenwärtig voraus und gestattet ihm dann, im eifrigen Verfolgen jenes Zweckes, es mit der Wahl der Mittel nicht so genau zu nehmen. Dagegen stellen die Casuisten die Absicht gar nicht als das Erste, sondern als das Zweite hin: überall wird zuerst der Fall gesetzt, daß Jemand eine Sünde begangen habe, oder begehen wolle, und nun frägt es sich, wie der Fall zurechtzulegen, daß die Sünde keine Sünde sei, daß der Beichtvater absolviren könne,und daß der Sünder im Gewissen sicher sein möge. Die Folge ist, daß z. B. der Diebstahl erlaubt ist, wenn er die Mittel bietet, einen guten Zweck zu erreichen, z. B. einen Armen zu unterstützen. Nach diesem vielgradigen Grundsatz scheint bereits der hl. (?) Crispinus gehandelt zu haben, von dem die Legende erzählt, er habe Leder gestohlen, um einem Armen zu Schuhen zu verhelfen. Die Verleugnung der Sittlichkeit ist der rothe Faden, der sich durch die Richtschnur des Jesuitismus zieht. Das hat der Volksinstinkt, auch ohne die Constitutionen des Herrn Ignaz von Loyola zu kennen, aus dem Leben und Wirken des Jesuitenordens längst herausgefühlt, und deßhalb ist derselbe in den Augen einiger Völker ein Scheusal. Gebildete und rechtskundige Männer können es nicht wohl begreifen, daß Bücher, welche Lehren enthalten, die strafrechtlich verboten sind, von röm. Bischöfen für den

Das vollständige Sündenbekenntniß ist vom Herrn Jesus Christus eingesetzt und allen nach der Taufe Gefallenen zufolge göttlicher Anordnung nothwendig, weil Unser Herr, ehe Er zum Himmel fuhr, seine Stellvertreter gleichsam (sic) als Vor-

---

Unterricht heut zu Tage noch eingeführt sich finden; noch weniger erscheint es ihnen glaublich, daß von den betreffenden Behörden immer noch keine Schritte hiegegen gethan werden. Das Handbuch der Sittenlehre des Jesuiten Joh. Peter Gury dient u. a. in mehreren schweiz. Priesterseminarien als Leitfaden. Wir lesen daselbst: „Wenn ein Beichtvater von einem Tyrannen gefragt wird, ob ein gewisser Titus einen Meuchelmord gebeichtet habe, so kann und muß er antworten: Ich weiß es nicht, weil der Beichtvater es nicht weiß nach einem mittheilbaren Gewissen." Hier könnte Mancher sagen: „Das ist einmal Beichtgeheimniß". Allein Herr Gury bleibt nicht dabei stehen; er geht weiter und sagt: „Ja, auch wenn der Tyrann darauf bestünde und sagen würde: ¿Weißt Du es mit Deinem sakramentalischen Gewissen? so kann er ebenfalls antworten: Ich weiß es nicht. Der Grund ist, weil der Tyrann wohl weiß, daß er kein Recht hat, darnach zu fragen." Kaiser Heinrich VII. wurde von seinem Beichtvater, dem Dominikaner Bernhard von Montepulciano, mit einer Hostie vergiftet. Jakob Jaureguy und Balthasar Gerard, Mörder Wilhelms III., Prinzen von Oranien, wagten nicht, eine solche That zu unternehmen, ohne vorerst ihre Seelen, der erste zu den Füßen eines Dominikaners, der andere zu den Füßen eines Franziskaners und eines Jesuiten zu läutern und durch das hl. Abendmahl zu stärken. Nach der Hinrichtung Gerards wurde dessen Familie von Sr. Katholischen Majestät, Philipp II., König von Spanien und beider Indien, in den Adelsstand erhoben. Der Satan des Südens, wie man diesen Schandmenschen nannte, betrachtete ein auto da fé als eine Hoflustbarkeit. „Alle gemachten Leute," schreibt Goethe an Zelter, „alle gemachten Leute haben ihr eigenes Wesen und sehen dieselben Dinge wenigstens als anders verbunden und verknüpft." Papst Benedikt XIV., aufgeklärten Andenkens ließ dem Voltaire für die Zusendung des „Mahomet" ein Dankschreiben überreichen. „Ich habe in diesem Werke zeigen wollen," schreibt Voltaire an César de Missy, „zu welch fürchterlichen Ausschweifungen der Fanatismus schwache Seelen führt, wenn diese unter der Leitung eines Schuftes stehen; mein Stück stellt unter dem Namen Mahomets den Prior der Jakobiner dar, welcher den Dolch in die Hand Jacques Clement's legt." „Ich kenne wohl Handlungen," schreibt Denys Diderot, „ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich Alles hingäbe, was ich besitze. Mahomet ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wiederhergestellt haben." „Voltaire," schreibt K. A. Varnhagen von Ense, „Voltaire war ein Apostel christlicher Gesinnungen; nur führten die ihm feindlichen diesen Namen, und er selbst wußte es nicht anders." „Sie sagen," schreibt Ludwig Börne, „sie sagen, Voltaire sei gottlos gewesen, weil sie selbst nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit hl. Schauer erfüllt." Heinrich III., König von Frankreich, wurde von dem Dominikaner Jacques Clement erdolcht. Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, rühmten laut die Missethat. In der Schrift des Herrn Joh. Mariana (De rege et regis institutione, lib. I. cap. 6.), Mitglied genannten Ordens, wird die Frage aufgeworfen: „¿Ob es erlaubt sei, einen Tyrannen aus dem Wege zu räumen?" In der Antwort heißt es: „Als durch seine (Heinrichs III.) willkürliche und grausame Regierung beinahe alles verloren war, stellte die Kühnheit eines einzigen jungen Menschen, des Dominikaners Jacques Clement, die öffentlichen Angelegenheiten wenigstens auf eine kurze Zeit wieder her, indem derselbe, nachdem er von den Theologen erfahren hatte, daß der Tyrann mit Recht umgebracht werden könne, sich in dieser Absicht in Heinrichs Lager begab. Die Mörder der Tyrannen sind jederzeit sehr gepriesen worden, und diese gleichen ohnedem wilden Thieren, die man tödten muß, um nicht von ihnen zerrissen zu werden." Ein Mitglied des nämlichen Ordens, Herr Pater Joh. Guignard, erklärte: „Clement hat einen Nero ermordet, indem er Heinrichen den Dolch in den Unterleib stieß. ¿Kann man wohl einen Nero oder Sardanapal von Frankreich, einen Fuchs aus Bearn, einen Löwen aus Portugal, einen Greif aus Schweden Könige, oder ein Schwein aus Sachsen Herzog nennen? Mit Recht ist die treffliche That des Clement, die ihm gleichsam der hl. Geist eingegeben hat, gelobt." Herr Guig-

steher und Richter zurückließ, vor welche alle Todsünden, in welche die Christgläubigen gefallen sind, gebracht werden sollen. (Ibid. sess. XIV. de sacr. poen. cap. 5.)

---

nard wurde nach dem auf Heinrich IV. verübten Mordversuche des Jesuitenzöglings Joh. Chatel gehängt und seine Collegen (1594) aus Frankreich hinausgejagt. Bald wieder zurückgeschlichen, wurde nach Ermordung Heinrichs IV. durch Franz Ravaillac (1610) der schwarzen Compagnie abermals der Laufpaß ausgestellt. Ravaillac gestand, daß sein Beichtvater, der Jesuit Aubigny, ihn in der Beichte zum Morde des Königs angestiftet. Aubigny wurde verhaftet und verhört; aber er leugnete standhaft, bis er überführt wurde. Er entschuldigte sich dann damit, daß er von Gott die Gabe empfangen habe, alle Beichtgeständnisse zu vergessen. Im Hauptcollegium der Jesuiten zu Paris war auf einem Bilde zu sehen, wie der einstmalige Hugenottenkönig von Teufeln in die Hölle geschleift, Ravaillac von Engeln in den Himmel erhoben wird. Vom Pariser Parlament wurde aktenmäßig erwiesen, wie die Lehre von der Erlaubtheit des Königsmordes durch 114 Schriftsteller der sog. Gesellschaft Jesu vertheidigt, deren Werke von 43 Obern genehmigt, die selbst wieder von 10 Ordensgeneralen zu Censoren bestellt waren. „Jeder sei überzeugt", heißt es in den Regeln fraglicher Gesellschaft, „Jeder sei überzeugt, daß Diejenigen, welche unter dem Gehorsam leben, sich von der göttlichen Vorsicht durch ihre Obern leiten und regieren lassen müssen, als ob sie ein todter Körper wären, der sich überall hinlegen und auf jede Weise behandeln läßt, oder auch wie der Stab eines Greisen, der ihm überall zum beliebigen Gebrauche dient." Dem Gebote eines Stellvertreters der Vorsehung gegenüber hat weder Ueberzeugung noch Gewissen ein Recht, und hört jede Zurechnungsfähigkeit auf. Wir sagen: Der in ihn gelegten Norm des G u t e n soll der Mensch entsprechen, ihr Verständniß in sich wachsen lassen. Diesem Zweck ordnen sich alle andern unter: er ist von absolutem Werth; alle übrigen empfangen von ihm ihre Begrenzung. In Bezug auf das, was einem Menschen der höchste Zweck ist, gilt ihm alles Uebrige nur als Mittel. Setzt sich daher Einer etwas als höchsten Zweck, was in Wahrheit der höchste Zweck nicht sein kann, so macht er möglichst Vieles einem Zwecke dienstbar, das auf solche Herrschaft kein Recht hat. Eine widerrechtliche Herrschaft aber kann sich nur durch unrechte Mittel halten, und es wird der wahrhaft höchste Zweck unter Umständen einem andern weichen. „¡Gott bewahre uns", ruft Voltaire, „Gott bewahre uns vor einem Priester, welcher seinen König mit geweihtem Dolch ermeuchelt; Gott bewahre uns aber auch vor einem jähzornigen und grausamen Despoten, der, weil er nicht an Gott glaubt, sich selbst sein Gott ist!" Und Derselbe schreibt an Friedrich den Großen: „Die da glauben, die Zeiten schändlicher Verbrechen, wie sie der Aberglaube und Fanatismus verübt haben, seien vorüber, erweisen der menschlichen Natur zu viel Ehre. Der Giftstoff ist noch da, wenn auch gerade das Gift nicht wirkt. Die Zeit kann ihn entwickeln und als verheerende Seuche wieder über die Erde senden." Man kann die Kunst nicht genug bewundern, welche dazu gehört, viele Monarchen noch immer glauben zu machen, die röm. Hierarchie sei die Stütze der Monarchie. ¿Wo und wann ist jemals ein Fürst von einem protestantischen Fanatiker ermordet worden? ¿Wo und wann hat jemals ein protestantischer Moralist den Königsm o r d gerechtfertigt? ¡Kaum ein Land, das nicht einen Fürsten gehabt, der das Racheopfer röm. Geistlicher geworden! Wenn d i e s e einen König morden, so ist das ehrwürdiger heimlicher Richter Spur, eine vom Genius der Geschichte mit eiserner Faust hingestellte Nothwendigkeit; wenn aber, wie es in Europa nur zweimal geschehen, nach hundertjähriger Geduld Volksvertreter einen König hinrichten, so ist das ewig bejammernswürdig. So sprechen Die, welche ihre Vorrechte zu wahren wissen. Recht, Legitimität und Verträge sind ihnen nicht mehr als Schlagwörter, um gelegentlich ein Profitchen zu machen.

Die Geschichte Isabellas II. und ihres Verhältnisses zu ihrem Günstling Marfori und ihrem Beichtvater Pater Claret ist zu bekannt, als daß wir aus einem andern Grunde hier auf sie verweisen, als aus demjenigen, daß wir dafürhalten, es spiegle sich in ihr der Typus des neuern Jesuitismus und Papismus. Unendlich schlimmer als die geschlechtlichen Ausschweifungen der Freundin Pius' IX. schien uns immer der Umstand, daß ein mit der goldenen Rose beschenktes Mensch absolvirt werden durfte, nachdem es so lange Jahre hindurch Reihen von Patrioten zu Pulver und Blei begnadigt hatte. Unsere Gegner werden uns Dank wissen, wenn wir auch

Wenn Jemand sagt, es seien zur Beichte nicht alle Christgläubigen beiderlei Geschlechts gemäß der Verordnung des großen Lateranconcils einmal im Jahre verpflichtet: der sei verflucht. (Ibid. de poenit. can. 8.)

Darin muß man die unendliche Güte und Milde Gottes aufs höchste loben und dankend preisen, daß er der menschlichen Schwachheit die Gnade erwies, daß Einer für den Andern genugthun könne. (Catech. rom. de sacram. IV, 61.)

---

die ältern Muster umständlicher portraitiren und auf den Typus eines männlichen Trägers des Autoritätsprinzips abstellen. Die Nachgiebigkeit der königlichen Beichtväter gehört nicht zu den geringsten Skandalen des Zeitalters Ludwigs XIV. Für die Buhlerin, Frau Montespan, gab es am Ende einen Ausweg, indem nach der mit Erlaubniß der Ordensobern veröffentlichten Lehre des Jesuiten Joh. Sanchez (Disput. 35. 9.) ein Weib, um ihren eifersüchtigen Mann zu beschwichtigen, sich stellen darf, als nähme es am hl. Abendmahl Theil: „Denn Pfaffentrug und Weiberlist geht über Alles, wie Ihr wißt." Für den reumüthigen Bourbonen hingegen war die Sache schwieriger. Der Jesuit Caussin (Respons. ad theolog. moral. Baunyi) antwortet auf die Frage: „¿ob man Jemanden absolviren müsse, der da beichtet, er habe in der Hoffnung auf Absolution immer drauf los gesündigt, was er nicht gethan haben würde, wenn er diese Hoffnung nicht gehabt hätte? Für die verneinende Meinung sprechen folgende Gründe: — — — Indessen muß man sich an die bejahende Meinung halten." Er fügt zur Vertheidigung dieser Ansicht hinzu: „Wenn sie nicht wahr wäre, so würde der Gebrauch der Beichte den meisten Menschen versagt sein, und den Sündern bliebe kein Mittel übrig, als ein Baumast und ein Strick." Man hat nun dennoch Mühe, zu begreifen, wie ein Priester dem im doppelten Ehebruch lebenden Monarchen die sakramentale Sündenvergebung ertheilen konnte. ¿Hatte der König versprochen, aufzuhören mit seinem ehebrecherischen Wandel? Das ist sehr wenig wahrscheinlich; denn entweder wäre dieses Versprechen eine Lüge gewesen, und wir denken nicht, daß der „getreueste Sohn der Kirche" sich zur Lüge erniedigte, — oder das Versprechen wäre aufrichtig gewesen und ein Anfang gemacht worden, dasselbe zu halten. ¿Hatte der König über dieses Kapitel geschwiegen? ¿Oder hatte er dem Beichtvater Schweigen auferlegt? ¿Oder hatte er ihm gedroht, sich an einen andern zu wenden? Sicher ist, daß die Gewissenscontroleure Sr. Allerchristlichsten Majestät den unrechten Weg einschlugen, die Provinzialbriefe Pascals vergessen zu machen. Der Herzog Heinrich von Saint-Simon erzählt, die Osterzeit habe beim Leibbeichtiger Franz von Lachaise öfters politische Unpäßlichkeiten verursacht, zufällig jeweils am Vorabend oder am Morgen des Tages, an welchem er das Sündenregister des Königs anhören sollte. Der große Ludwig fand selbstverständlich keine Ursache, dem Vorgeben des Jesuiten auf den Grund zu gehen, sondern ließ sich einen Lückenbüßer ausbitten. Der Hochwürdige sandte seinen Mann: immer einen der Dümmsten, oder einen der Verschmitztesten des Ordens. In beiden Fällen waren Ohrenbeichte und sakramentale Sündenvergebung glimpflich abgethan, und der in den Stand der Gnade zurückversetzte Ehebrecher (nec pluribus impar) blieb eines unbequemen Drängers und unzweideutiger Beweise seiner Heiligung enthoben. „Pünktlichkeit", soll Seine Majestät einst geäußert haben, „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige." Im Richterstuhl der Beichte mochte es leicht geschehen, daß man die Convertitenkassen und gestiefelten Missionen (Dragonaden) des Allerchristlichsten Königs als genugthuende Abfindungen schätzte. „In moralischen Dingen," lehrt Joh. Peter Gury, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, „in moralischen Dingen muß man nicht allezeit nach der Gewißheit forschen." Es gibt kein Land, auf dem der Fluch des Fanatismus nicht geruht, keine Leidenschaft, die ihm nicht zum Beweggrunde, keine Tugend, die ihm nicht zum Vorwande gedient hätte; die feinsten Berechnungen von Staatsmännern gingen von ihm aus, wie die brutalsten Aufwallungen des Pöbels. Aber als das Eigenthum der Eitelkeit und der Schmeichelei, als den Stolz vornehmer Beschränktheit, als die Larve des um Herrengunst buhlenden Ehrgeizes, Ränke schmiedend im Vorzimmer und im Beichtstuhle Blut gegen Sündenvergebung einhandelnd und Gewissensbisse in Verbrechen umsetzend, erblicken wir ihn kaum irgendwo in so vollendeter Bösartigkeit, als am Hofe obenerwähnten Ludwigs. Vielleicht enthüllt uns die Lebensbeschreibung der Madame Isabella-Marfori-Patrocinio und ihres Beichtvaters Claret

4. ¿Was lehrt die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) von der Einsetzung des Meßopfers?

1. Daß Christus mit den Worten: „Solches thut zu meinem Gedächtniß" den Aposteln und ihren Nachfolgern, beziehungsweise den

---

dereinst nicht weniger schlimme Figuren. Der Faden der Begebenheiten schlängelt sich zuweilen durch Bettvorhänge, die wir nicht zu lüften vermögen. „In der Geschichte soll man nicht mehr wissen wollen, als sich wirklich wissen läßt", sagt Friedrich Christoph Schlosser. Ludwig XVIII. hatte eine entschiedene Abneigung zu erkennen gegeben, vor seinem Tode den geistlichen Beistand anzunehmen. Man rief darum den von der königlichen Familie gelegentlich benutzten Einfluß der Favoritin Dücayla an. Die Vermittlerin so vieler häckeliger und unheiliger Intriguen folgte dem an sie ergangenen Rufe und es gelang ihr, den Träger des französischen Autoritätsprinzips zur Annahme der „Heilsmittel der Kirche" zu bewegen. Als Douceur erhielt sie (aus dem Beutel der geliebten Unterthanen) eine Jahresrente von 25,000 Franken. „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt," sagt Goethe. Auch die Neuzeit liefert Exempel von Beispielen, daß Loyola und Lola bis auf einen gewissen Grad sich ganz konkordatsmäßig vertragen. Einige haben behauptet, es kommen im Richterstuhle der Buße alle möglichen Familiensachen zur Sprache, und es seien hauptsächlich die geschlechtlichen Verhältnisse Gegenstand der Gewissensberathung, dem gerade die jüngern Beichtiger ihre Aufmerksamkeit zu widmen pflegen. Johann Joachim Winckelmann schrieb einem Freunde aus Rom: „Ich habe auch gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser in Latein, als in der Fraumuttersprache sagen lassen. Sieben Vaterunser und sieben Ave soll ich beten; zum Unglück kann ich das Ave nicht, Paternoster brauche ich nicht. ¿Sollte ich Dir nicht bald Lust machen, Katholik zu werden?" In den französischen Priesterseminarien ist die Moechialogie des Trappisten P. J. C. Debreyne eingeführt: ein Lehrbuch, voll der zotenhaftesten Erläuterungen. Solch breitgelegter Schmutz, mit dem die jungen Gemüther während der Lehrzeit besudelt werden, trägt denn auch seine Früchte. Aber nicht „Obere", nicht Bischöfe decken diese Verbrechen auf, nicht sie überliefern diese Verbrecher dem Richter; sie vertuschen die Verbrechen und helfen den Sündern zu heimlicher Flucht, wie in bekannten Fällen protestantische Orthodoxe in Deutschland es thaten. ¿Ists ein Wunder, wenn die Ansicht sich immer mehr verbreitet, solche Orthodoxie vertrage und dulde nicht nur die Unsittlichkeit, sondern sie erzeuge, ja wolle dieselbe? ¡Das sei ihre Seelsorgertreue für die Wohlfahrt, das Heil und die Seligkeit der Menschen: blinder, fanatischer Eifer für veraltete, todte Glaubenssätze bei sittlicher Verwilderung! Auch auf den Gebrauch von Büchern bezieht sich das alte Wort: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist." Alle Propaganda, welche einer Emporhebung der niedern Gesellschaftsschichten entgegenarbeitet, hat seit jeher deren Niederhaltung durch Verderbung des sittlichen Volksgehaltes zu bewerkstelligen gesucht. Der Haß fürstlicher Beischläferinnen war den Jüngern Loyola's freilich schon zu wiederholten Malen verderbenbringend. Höchst anffallend erschien mir, als Arzt, häufig die Art und Weise, mit der sich protestantische und röm. katholische Patienten über Geschlechtsverhältnisse ausdrücken: bei Ersteren verschämte Prüderie, bei den Andern ein Wiederholungskurs in der topographischen Physiologie. Die geistige Desinfektion ist unter Umständen eine gebotene Vorsichtsmaßregel. Die Spitze der Klugheit besteht nicht darin, hintennach für Ereignisse Vorwände zu erfinden, sondern darin, zu entdecken, welches die wirklichen Beweggründe derselben waren. Ein Fortschritt der Gesittung ist's jedenfalls, daß stiftsfähige Hofschranzen von sechszehn vollblütigen Ahnen (pater est, quem nuptiae demonstrant) und schmollende, schwänzelnde, schäckernde, schnüffelnde, schmunzelnde, spöttelnde, schielende, schmarotzende Prälaten einer feilen Dirne nicht mehr das Kleid küssen dürfen, um den Willen eines christlichen Regenten zu bestimmen. Diese goldene Zeit hat die Sturmfluth von 1789 für immer weggeschwemmt, beginnt doch selbst die ultramontane Partei sich jener kupplerischen Schaustellungen zu schämen.

4. 1. Man hat nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht, daß Christus, wenn Er wieder erschiene und für rechtgläubig gelten wollte, erst einen Lehrkurs an der

Päpsten, Bischöfen und Priestern der röm. Kirche, Macht gegeben habe, seinen Leib und sein Blut, seine Knochen und seine Nerven, seine

Hand des röm. Katechismus, der Beschlüsse der sog. allgemeinen Concilien, der Geisteserzeugnisse sog. Kirchenväter u. s. w. u. s. w. durcharbeiten müßte. Er trete wieder auf und erkläre, daß Er nur das annehme, glaube und befolge, was Er selbst gelehrt und durch sein Beispiel zur Nachahmung aufgestellt habe, sonst aber nichts, so würde Er alsbald nicht bloß für einen Rationalisten erklärt, sondern geradezu als ein unwürdiges Mitglied der röm. Kirche ausgestoßen werden. Als das entstehende Priesterthum sein Vorbild im Alten Testament erkannte, mußte es sich zur Vollständigkeit seines Begriffes nach einem Opfer umsehen, das es darzubringen habe, und es fand sich dazu, wie in vorausbestimmter Harmonie, das hl. Abendmahl, das, wie wir zeigen werden, durch eigenthümliche Ausbildung zum Meßopfer wurde. Dieser geschichtliche Verlauf wird nun von den röm. Streittheologen umgekehrt: „Eben das darzubringende Opfer habe ein Priesterthum erfordert, und Christus habe mit der Einsetzung dieses fortan darzubringenden Opfers die Apostel und ihre Nachfolger zu Priestern eingesetzt. Das Sakrament der Eucharistie werde durch die Weihung vollendet; des Opfers ganze Kraft dagegen beruhe darin, daß es dargeboten, d. h. geopfert wird. Deßhalb habe die Eucharistie, während sie im Gefäße enthalten ist, oder zu einem Kranken getragen wird, die Beschaffenheit des Sakraments, nicht des Opfers. Sodann bringe die Eucharistie, insofern sie Sakrament sei, Denjenigen, welche die Hostie nehmen, eine Kraft des Verdienstes; wie sie aber Opfer sei, enthalte sie die Kraft nicht bloß des Verdienstes, sondern auch des Genugthuns." Als Christus das hl. Abendmahl einsetzte, lesen wir von keinem Altar, auf welchem Er seinen Körper, Blut, Nerven und Knochen geopfert habe, ebensowenig davon, daß das hl. Abendmahl ein Sühnopfer für die Sünden Lebender und Todter sein sollte. Wenn Christus beim ersten hl. Abendmahl sich selbst opferte, ¿weßhalb hätte Er sich den folgenden Tag zum zweitenmal, d. h. am Kreuze geopfert? Sein bei Gelegenheit des ersten hl. Abendmahls gebrachtes Opfer wäre ja von unendlichem Werthe gewesen, hätte mithin vollkommen ausgereicht. Nach röm. Theorie fand das Kreuzesopfer statt nach dem Opfer des ersten hl. Abendmahls, wofern man nämlich annimmt, Christus habe bei der Gelegenheit die erste Messe gelesen; daraus würde folgen, daß das Kreuzesopfer die Erneuerung des Abendmahlsopfers war, und nicht die Messe die Erneuerung des Kreuzesopfers. Christus sagte nicht: „Nimm hin, mein Vater; denn das ist mein Leib": sondern: „Nehmet, esset, das ist mein Leib." Wenn er hinzusetzte: „Solches thut zu meinem Gedächtniß", so lag darin eine Aufforderung an die Jünger, dieses Mahl fortzufeiern und immer seines Todes und ihrer Erlösung dabei zu gedenken, wie Paulus (1. Kor. 11, 25.) erklärt. Eine Versöhnung durch Essen kommt überhaupt nirgends, selbst bei den Heiden nicht vor, überall nur eine Versöhnung durch Opfer. Und vorausgesetzt selbst, daß bei Christi Lebzeiten eine Verwandlung von Brod und Wein in Nerven und Knochen u. s. w. stattfand, und daß sich Christus bei Gelegenheit seines letzten Abendmahls als ein Sühnopfer für die Sünden Lebendiger und Todter darbrachte, so würde es noch immer des Beweises bedürfen, daß den Aposteln und ihren Helfern und Nachfolgern im Dienste des Evangeliums Vollmacht verliehen wurde, das Nämliche zu thun. Der Befehl lautet: „Nehmet, esset, das ist mein Leib, welcher für Euch gegeben", aber nicht, „welchen Ihr opfern sollt." Christus hat durch seine Worte seine Jünger zu nichts anderm aufgefordert, als das zu thun, was sie Ihn thun sahen. Essen sollte ihre Handlung sein, nicht Opfern. Wäre Christus unter der Gestalt von Brod und Wein persönlich, körperlich in dem bei Christi letztem Mahle gespendeten Sakramente gegenwärtig, mit Nerven und Knochen, Seele und Gottheit, so gebührte ihm darin auch die Anbetung, die somit weder vom Sakrament noch vom Opfer sich trennen ließe; denn eben aus dieser seiner leibhaftigen Gegenwart ergäbe sich ja nach röm. Anschauungsweise die Nothwendigkeit des Opfers, als Schlußaktes seines Daseins, analog mit dem Kreuzesopfer. „Kein andres Sakrament enthält wirklich Christi Leib, sondern es sind nur sichtbare Zeichen, in denen die Gnade der Heiligung wirksam enthalten ist; und mehr gehört nicht zum Wesen eines Sakramentes. Auch die Eucharistie hätte zu ihrem sakramentalischen Charakter nicht mehr bedurft." ¿Warum also enthält sie in Wahrheit

Seele und seine Gottheit zu opfern, und dieses Opfer für die Vergebung der Sünden Lebender und Todter Gott fortwährend darzubringen.

Christi Leib, wenn nicht dazu, daß er wahrhaft und im eigentlichen Sinne von uns geopfert werde?" ¡Wie folgerichtig bestraft sich doch Irrthum mit Irrthum!

Nach der Meinung der trienter Prälaten ward durch die Worte: „Solches thut zu meinem Gedächtniß", nicht allein das Meßopfer, sondern auch das röm. Sakrament der Priesterweihe eingesetzt. Diese Meinung braucht man nur zu kennen, um sie zu verwerfen. Würde durch jene Worte das Priesterthum und das Meßopfer eingesetzt worden sein, so wären alle Theilnehmer am hl. Abendmahl Priester und Opferer der Nerven und Knochen u. s. w. Christi. Es müßte befremden, wenn Christus mit den nämlichen Worten zwei Sakramente sollte eingesetzt haben; es wäre dies ein Zusammenwerfen ganz verschiedener Dinge. Ueberdies waren die Apostel schon vorher zu ihrem Amte ernannt worden. Wären die Apostel dadurch zu Priestern eingesetzt worden, daß Christus zu ihnen sagte: „Solches thut zu meinem Gedächtniß", dann folgt, daß sie haben können Messe lesen (wie man heutigen Tages sich ausdrückt), während Christus am Kreuze hieng, oder im Grabe lag. Gesteht man dieses ein, so etablirt man am selben Orte und zur selben Zeit ein zwieschlächtig Ding: einen Christus, der am Kreuze litt, und einen Christus, der nicht litt, in den Hostien und im Abendmahlswein, — einen Christus, der zur selben Zeit im Grabe lag, und einen andern, der lebendig in der Messe verweilte. Daraus würde auch folgen, daß die Apostel eine Zeitlang Priester ohne das Amt der Schlüssel gewesen wären, daß sie hätten können Messe lesen, aber nicht Sünden vergeben; denn letztere Gewalt ist ihnen erst nach der Auferstehung übertragen worden. Zwei Evangelisten, Matthäus und Markus, lassen die Worte: „Solches thut zu meinem Gedächtniß" in ihrem Berichte vom hl. Abendmahl unerwähnt. Nur Lukas und Paulus haben diesen Satz in wörtlicher Uebereinstimmung, und Lukas hat ihn wohl von Paulus abgeschrieben; Paulus aber hat nur aufgezeichnet, was er gehört. Hat nun Christus mit diesen Worten die Priesterschaft des Neuen Bundes gestiftet, wie die Mehrheit des Concils von Trient will, so wird folgen, daß beide Werkzeuge des hl. Geistes, deren eines (Matthäus) selbst mit bei der Handlung gewesen, uns eine verstümmelte Beschreibung der Einsetzung liefern und die Stiftung des so wichtigen röm. Sakraments der Priesterweihe ausgelassen haben. Hätten sie es gemacht, wie der Apostel Johannes, welcher der Einsetzung des hl. Abendmahls gar nicht gedenkt, so würde es weniger befremden, wenn Matthäus und Markus die Einsetzung des hl. Abendmahls sowohl, als die Stiftung eines Instituts christlicher Opferer ausgelassen hätten. Dieweil sie aber die Einsetzung des hl. Abendmahls beschreiben und dennoch die Worte, mit welchen Christus ein Sakrament der Priesterweihe gestiftet haben soll, nicht mit hinzusetzen, so ist es handgreiflich, daß sie von besagtem Opferer-Institute nichts wußten. Der Apostel Paulus befand sich nicht am Abendmahlstisch, als Christus zu seinen Jüngern sprach: „Solches thut zu meinem Gedächtniß". Wir wissen, wie Paulus ins Apostelamt eingesetzt worden ist; und dieses Amt, zu welchem ihn Christus berief, ist nicht etwa, daß er ein Meßpriester sei, sondern „daß er als auserwähltes Rüstzeug Christi dessen Namen trage vor den Königen und vor den Kindern Israels" (Apg. 9, 15.). Wir haben also hier an Paulus einen Apostel ohne Priesterschaft; und es erhellt aus keiner Stelle des Neuen Testaments, daß Christus jemals zu ihm gesagt hätte: „Opfere mich zu meinem Gedächtniß." Das röm. Religionssystem selbst reicht in seinem Dogmenarsenale die Mittel, zum Ziele seiner dialektischen Selbstvernichtung zu gelangen.

Keine Vorstellung und keine Verbindung von Vorstellungen eignet sich zum Thema einer Rede, welche ihrer Natur nach nicht im Stande ist, das ganze Gemüth zu beschäftigen und einen entschiedenen Einfluß auf die Bestimmung des Willens zu äußern. Die Meinung der Mehrheit jener Prälatenversammlung, daß Christus durch die Worte „Solches thut zu meinem Gedächtniß" die Apostel zu Priestern geweiht habe, wurde nach Angabe Payva's von ungefähr zwanzig Vätern angefochten. Der Franziskanermönch, Peter Ramirez, meinte auf dem trienter Concil, „man könne nicht sagen, daß die Priesterweihe ein Sakrament sei, da sie unsichtbar und permanent bestehe, während alle Sakramente sichtbar seien, und mit Ausnahme der Eu-

Christus hat beim letzten Abendmahle die Apostel zu Priestern des Neuen Bundes aufgestellt und ihnen und ihren Nachfolgern im Priesterthume zu opfern befohlen mit den Worten: „Thut das zu meinem Gedächtniß“, wie es die katholische Kirche immer verstanden und gelehrt hat. (Conc. Trid. sess. XXII. cap. 1.)

---

charistie in einer Handlung beständen. Um Anstoß zu vermeiden, müsse man daher nicht die Priesterweihe, sondern die Ordination für ein Sakrament annehmen. Diesem Vortrag wurde heftig widersprochen, da alle Theologen und, was man wohl beachten müsse, auch das florentinische Concil die Priesterweihe ein Sakrament nannten und es allzufrech wäre, alle Doktoren, ein allgemeines Concil und mit diesem die ganze Kirche einer ungeschickten Ausdrucksweise zu bezüchtigen. Beachtenswerth ist, was die Prälaten unter dem durch das röm. Sakrament der Priesterweihe eingedrückten unauslöschlichen Charakter verstanden und in was sie ihn setzten, besonders da die Scholastiker so verschiedene Ansichten hegen: „Einige wollten, er sei eine Qualität, und diese theilten sich wieder in vier Meinungen, nach den vier Arten der Qualität. Dieser hielt ihn nämlich für eine geistige Macht; Jener für eine Fertigkeit oder Disposition; der Dritte für eine geistige Figur; und der Vierte für eine sinnlich wahrnehmbare metaphorische Qualität. Andere wollten, der in Frage stehende Charakter sei eine wirkliche Relation; wieder Andere, er sei ein erdachter Begriff, welche Letztere sich aber vorbehielten, zu zeigen, wie weit ein solcher Begriff von einem Nichts zu unterscheiden sei.“ Die Ausstudierung neuer dergleichen Formeln bildet noch jetzt ein Stück der wichtigsten Fakultätsgeschäfte. Die Spitze des Verkehrten sehen wir in der vielverbreiteten Meinung, wer solche Künste und Trugschlüsse mit Eifer und Gewandtheit handhabe, der habe ein gutes und sehr verdienstliches Werk gethan. „Nicht minder schwierig,“ bemerkt Paul Sarpi, „nicht minder schwierig war die Untersuchung in Betreff des Subjektes, in welchem der unauslöschliche Charakter sitzen sollte, indem ihn Einige in die Seele, Andere in den Verstand, und wieder Andere in den Willen versetzten, ja es fehlte nicht an Solchen, die ihn sogar an den Händen und an der Zunge suchten.“ Lessings Wort: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß“, ist der Wahlspruch eines vernünftigen Charakters. Ein solcher Charakter befestigt bei dem Menschen die Freiheit, die sein Leben und Handeln der Willkür entzieht, indem er beides unter die zwingende Nothwendigkeit des erkannten Guten stellt. — Es gibt in der römischen Kirche sieben Weihen, wie die katholische Kirche, meinen die Compilatoren des röm. Katechismus (De sacram. IV, 12.), immer gelehrt habe. Daß die Eintheilung in sieben die richtige sei, kann, meinen sie, durch jene Dienste bewiesen werden, welche bei dem hl. Meßopfer und bei der Wandlung oder Ausspendung der Eucharistie, weßwegen sie besonders eingesetzt worden, nothwendig scheinen. Thomas Dassio, Canonicus von Valencia, sprach auf einer Congregation des trienter Concils: „Die Irrthümer bezüglich der Hierarchie der Kirche schrieben sich von den durch ihr Streben nach Subtilität Alles verdunkelnden Scholastikern her, welche sich den Canonisten, die die erste Tonsur und den Episcopat unter die Weihen gezählt, widersetzt hätten. In Ansehung des Episcopats könne er sich nicht genug verwundern, ihn, der doch eingestandenermaßen allein firmeln, ordiniren und so manche andere Weihungen, die von anderen nicht vorgenommen werden dürften, verrichten könne, nicht unter die Weihen zählen zu wollen, während die Ostiarii eine Weihe ausmachen sollten, deren Geschäft doch in Nichts bestehe, als die Thüren zu öffnen und zu schließen, was jeder Laie nicht minder gut zu besorgen vermöge. Was aber die Tonsur anbelange, so habe er immer von Theologen gehört, ein Sakrament sei ein äußeres Zeichen einer inneren Gnade. Nun aber finde man ja bei der Tonsur ein äußeres Zeichen und eine bezeichnete Sache, nämlich die Bestimmung zu himmlischen Dingen; es komme ihm daher sonderbar vor, daß man sie nicht als Sakrament wollte gelten lassen, besonders da sie noch den ersten Schritt zum Kleriker bilde und der kirchlichen Immunitäten (privilegirter Gerichtsstand, unbeschränkte Erwerbsfähigkeit, Freiheit von Abgaben und Staatsleistungen) theilhaftig mache. Sei sie nicht von Christus eingesetzt, so sei dies weder der Klerus, noch dessen Exemption. Die Hierarchie bestehe offenbar in nichts anderem, als in den kirchlichen Weihen und bedeute dem Wortlaute nach nichts anderes, als die Unterordnung der niederen Weihen unter die höheren, was aber ganz widersinnig lautete, nähme man nicht, wie die Canonisten mit Recht, eine unterste Weihe an,

Wenn Jemand sagt, in der Messe werde Gott nicht ein wahres und eigentliches Opfer gebracht, oder was aufgeopfert werde, sei nichts Anderes, als daß uns Christus zur Speise gegeben werde: der sei verflucht. (Ibid. can. 1.)

Wenn Jemand sagt, Christus habe durch jene Worte: „Thut dieses zu meinem

---

das ist die Tonsur, und eine höchste, das ist den Episcopat. Durch diese Annahme stelle man die Hierarchie in ihrer Vollendung, durch die Constatirung des untersten und obersten Gliedes, zwischen welche sich naturgemäß die Mittelglieder reihten, die ohne jene bestandlos zerfielen." Die Frage, ob die Berufung und Einwilligung des Volkes oder der weltlichen Obrigkeit zum Empfange der Ordination nothwendig sei, beantwortete er: „Es erhelle zwar aus den alten Canonen deutlich, daß bei der Wahl der Bischöfe, Priester und Diakone, Hoch und Nieder aus dem Volke mitgestimmt, wenigstens mitgesprochen haben; dies sei aber bloß mit der ausdrücklichen oder auch schweigenden Erlaubniß des Papstes geschehen, und kein Laie habe das Recht, ohne päpstliche Bewilligung sich in kirchliche Dinge zu mischen. Es sei damals gestattet worden in Rücksicht auf die Frömmigkeit des Volks und der Großen, in Rücksicht ihres Eifers für geistliche Angelegenheiten und in Rücksicht ihres Gehorsams gegen den Klerus und ihrer Ehrfurcht gegen diesen, vermöge welcher sie Opfer und Gaben gespendet, durch welche die Kirche ihren jetzigen Standpunkt erschwungen habe. Aber nach Erkaltung dieser Ehrfurcht hätten sie nur die Güter der Kirche an sich ziehen und solche Subjekte zur Ordination zu bringen getrachtet, die nach ihrem Willen getanzt. Mit Recht habe man ihnen daher jenes Privilegium entzogen und sie so von den Weihungen und von den Wahlen ausgeschlossen. Es sei eine teuflische Behauptung der neueren Ketzer, daß die Laien jenes Recht, das man ihnen früher nur als Gnade zngestanden, gesetzlich ansprechen könnten; das sei eine von den pestilenzartigsten Ketzereien, die je ausgebrütet worden, ganz geeignet, die Kirche, ohne die der Glaube nicht bestehen könne, umzustürzen." Er that hierauf mit vielen Gründen dar, daß die Ordination ganz in der Willkür des Ordinirenden liege, erhärtete diese Behauptung aus den Dekretalen der Päpste und schloß: „Er trage nicht nur auf die Verdammung der Meinung an, als wäre die Zustimmung des Volks zur Ordination nothwendig, sondern auch auf die Streichung der hierauf bezüglichen Stellen im Pontificale. Das Pontificale müsse davon gesäubert werden; denn diese Stellen verleiten nur die Ketzer immer zu der Behauptung, es sei die Zuziehung des Volks zur Ordination nothwendig. Eine solche Stelle wäre z. B. die, worin der Bischof bei der Ordination spreche: Nicht umsonst haben die Väter bei der Wahl Derjenigen, so sie zum Dienste des Altars bestimmen wollten, die Stimme des Volks eingeholt; denn begreiflicher Weise gehorche dieses dem Priester lieber, zu dessen Weihung es seine Zustimmung gebe. Verbleiben diese und ähnliche Stellen im Ritus, so würden die Ketzer sich immer an sie anhängen und die katholische Kirche verlästern und sagen, wie Luther es gethan, die Ordination von heutzutage sei nur eine leere Ceremonie." Die Fragen, ob es ein sichtbares Priesterthum gebe, ob alle Christen Priester seien, ob das Amt des Priesters bloß die Predigt sei, ob der Priester wieder Laie werden könne, regten nicht sowohl eine verständige Erörterung an, als vielmehr ein unordentliches Geschrei gegen die Lutheraner, „welche alle Verbindung der Kirche mit Gott auflöseten, die Mittel, Ihm zu gefallen, vernichteten, die Kirche dadurch in Anarchie stürzten, und sie ihrer Schönheit und ihrer Zierde beraubten." Es liegt in der Tendenz eines jeden Priesterthums, sich für „die Religion" auszugeben; gerade so, wie die ehrlosen Angehörigen der industriellen Ausbeutungspartei ihre Interessen mit denjenigen der „Industrie" zusammenwerfen. Der Florentiner Adamantio, Mönch und Theologe des Kardinals Madruzze sprach: „Er habe von den meisten Rednern vor ihm nur probable und längst hergebrachte, conventionelle Gründe vernommen, die aber hier, wo es sich um Festsetzung von Glaubensartikeln handle, die Gegner nicht nur nicht überwiesen, sondern in ihrer Ansicht noch verstockten; auf den Concilien müsse eine andere Art zu reden herrschen, als in den Schulen. In den Schulen gelte es für um so besser, je genauer und spezieller man einen Gegenstand zerlege; auf den Concilien aber schicke es sich nicht, etwas anderes vorzubringen, als was deutlich, spiegelklar vor das Auge und vor den Verstand hingelegt werden könne. Es gebe viele Dinge, auf deren Erkenntniß wir in diesem Leben, wo wir nach Gottes Anordnung nicht Alles einsehen dürften, Verzicht leisten müßten." „Die Versiche-

Gedächtniß", die Apostel nicht zu Priestern angestellt, oder nicht dazu eingeweiht, daß sie und die andern Priester seinen Leib und sein Blut aufopfern sollen: der sei verflucht. (Ibid. can. 2.)

Wenn Jemand sagt, durch die Priesterweihe werde der hl. Geist nicht mitge-

---

rungen", sprach Joh. Baptist Cigala, Bischof von Albenga, „die Versicherungen der Doktoren, sich dem Ausspruch der Kirche fügen zu wollen, seien bloß Worte, auf die man, klug die Mitte zwischen den Parteien haltend, mit gleich gehaltlosen Phrasen antworten müsse, nach der Sitte der Welt: Wer Ehre verlange, der gebe gleiche Ehre, ohne dabei zu glauben, daß Derjenige, der sich einen gehorsamen Diener nenne, es auch sein wolle, wenn es darauf ankäme." Mehrere päpstliche Dekretalen, ächte oder unächte, sprechen aus, daß gewisse Privilegien des Klerus, z. B. Freiheit von weltlicher Gerichtsbarkeit, von Abgaben, juris divini seien. Innerhalb der Pfründnertheologie treten hauptsächlich dreierlei Ansichten in dieser Beziehung einander gegenüber. Die eine derselben behauptet, daß die persönlichen und realen Immunitäten des Klerus im ganzen und im einzelnen dem natürlich-göttlichen oder positiv-göttlichen Recht entstammen, und nur quoad declarationem dem menschlichen Recht. Eine entgegengesetzte Ansicht behauptet, daß dieselben dem menschlichen Recht entspringen, dem civilen oder canonischen, daß sie aber dem natürlich-göttlichen und positiv-göttlichen Recht sehr angemessen seien. Eine dritte, vermittelnde Ansicht geht dahin, daß die persönlichen und realen Immunitäten des Klerus ihrer allgemeinen Wurzel nach im göttlichen Rechte gründen, ihren Einzelgestaltungen nach aber im menschlichen Recht. Der röm. Katholik soll den hierarchischen Würdeträgern vertrauen und mit dem ruhigen Blicke der Ewigkeit in das Gewühl des zeitlichen Lebens hineinschauen.

Im röm. Religionssystem gilt das Meßopfer als die hauptsächlichste Obliegenheit des priesterlichen Amtes, während der Dienst des Wortes, die Mittheilung der Gnade Christi, als von ziemlich untergeordneter Bedeutung erscheint; Predigt und Austheilung des hl. Abendmahls sind so in den meisten Fällen kaum mehr, als eine Beigabe. Diese Verstellungsart sagt der Bequemlichkeit der Priester und ihres Publikums zu. ¡Wie manche glänzende Messe kann man in Rom mit ansehen! Aber das hl. Abendmahl wird in einer Nebenkapelle zu früher Morgenstunde leichthin abgethan; ein Priester bringt die schon geweihten Hostien, murmelt einige Gebete, und die um den Altar Knieenden sind abgewandelt. Der gewöhnliche Ausdruck eines röm. Katholiken für seinen Gottesdienst ist: „Ich gehe in die Messe." Das erste kirchliche Gebot der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) lautet: „Du sollst an Sonn- und Festtagen Messe hören." Der Schlendrian glaubt, mit dem Messehören den Forderungen der Sonntagsfeier Genüge geleistet zu haben. Eine Menge Priester, zumal in Südeuropa und Südamerika, predigen weder jemals, noch ertheilen sie den geringsten Religionsunterricht. Der Priesterstand, als solcher, schließt nicht die Befugniß in sich, das Wort Gottes zu verkündigen; es bedarf dazu einer besonderen Erlaubniß. Es kann Jemand röm. Geistlicher sein, ohne jemals zu predigen; aber er kann dies nicht sein, wenn er nicht Opferpriester ist. Einer der bewährteren Kunstgriffe der ultramontanen Politik besteht in der Verwendung berühmter Kanzelredner an confessionell gemischten Orten, um durch Concurrenz die Gunst der öffentlichen Meinung zu gewinnen, Protestanten herbeizulocken und bei denselben ein günstiges Vorurtheil für die röm. Kirche zu erwecken. Bei dem honigsüßen Gebabbel von Duldsamkeit sollte man denken, die Nachtmahlsbulle wäre bereits widerrufen. Es ist den Schwätzern damit entweder nicht Ernst, oder sie wissen nicht einmal, was sie glauben müssen. Daß sie im Grunde nur bewußte oder unbewußte Werkzeuge sind, versteht sich: lieblich fistelt der Vogler, bis erst der Vogel bestrickt ist. Blaustrümpfe lieben das leise Auftreten; aber nirgends kömmt unter ihnen solche Rohheit vor, wie hie und da bei gelehrten Männern. Man kennt die conciliatorischen Filzschuhe der Affiliirten des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird; erst bei näherem Zusehen blickt der Pferdefuß aus den Formen heraus. Mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse bewilligt die hochwürdige Pastoralklugheit einzelnen Priestern und Laien mitunter einen Dispens von disziplinarischen Handlungen. Kaum erstarkt, so tritt das „Autoritätsprinzip" massiver auf. Es hängt den Mantel nach dem Winde und verschmäht durchaus nicht die hl. Allianz frecher

theilt, und die Bischöfe sprechen daher vergebens: „Empfanget den hl. Geist," oder durch dieselbe werde kein Charakter eingeprägt, oder Der, welcher einmal Priester gewesen ist, könne wieder Laie werden: der sei verflucht (Ibid. sess. XXIII. de sacram. ordin. can. 4.).

Demagogen. Eine Schonung protestantischen Gefühls mag Derjenige später erwarten, welcher nicht weiß, daß die Nachtmahlsbulle alljährlich wenigstens einmal den Gemüthern der röm. Katholiken eingeschärft, verkündigt und erklärt merden muß. Die spezifischen Lehren und Anmaßungen Roms bleiben trotz aller poetischen und sentimentalen Verhüllungen immer dieselben. Napoleon I. pflegte zu sagen: „Kratzet den Russen, so findet Ihr darunter den Tartaren." Es ist mindestens ebensowahr, zu sagen: „Kratzet den Pfaffen, und Ihr findet darunter den Inquisitor." ¿Wo hat die Papstmacht auch nur eine der in jener Bulle ausgesprochenen Verdammereien je zurückgenommen und wahrheitsliebend sie für Uebertreibung anerkannt, da doch nur Anerkenntniß und Bekenntniß des Unrechts gegen künftiges Begehen einigermaßen sichert? Noch überall hat der Grundsatz gegolten, daß ein nicht aufgehobenes Gesetz Gesetz bleibt. Der bloße Sachverhalt, daß ein oder der andere ordinirte röm. Geistliche bezüglich der Nachtmahlsbulle seine Pflicht nicht erfüllt, etwa aus Furcht vor Injurienprozessen, oder aus selbstgenügsamer Bonhommie, beweist nichts Anderes, als daß ordinirte röm. Geistliche zuweilen pflichtvergessen sind. „Man gehe", heißt es wohl, „man gehe in irgendeine röm. Kirche, und man wird nirgends finden, daß die Nachtmahls- oder Gründonnerstagsbulle am Gründonnerstage gelesen wird." Herr Joh. Peter Gury, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, hat ein Lehrbuch der Moral verfaßt, das in vielen bischöflichen Seminarien eingeführt ist. Dort wird die Frage aufgeworfen, ob die Nachtmahlsbulle für abgeschafft angesehen werden dürfe, nachdem die alljährliche öffentliche Vorlesung derselben seit der Zeit Clemens' XIV. unterblieben ist. Die Antwort lautet: „Nein; denn obwohl die Klugheit den Päpsten rieth, von einer solchen Veröffentlichung abzusehen, so haben sie doch gewollt, daß das Gesetz in seiner vollen Kraft bleibe." Es erhellt aus der Praxis der röm. Kanzlei, wo bei Gelegenheit der Vollmachten, welche täglich Beichtvätern eingeräumt werden, ausdrücklich des Vorbehaltes der in der Nachtmahlsbulle aufgeführten Fälle Erwähnung geschieht. Also nach röm. Kirchenrecht besitzt die Nachtmahlsbulle ihre Gültigkeit, und noch gibt es bigotte Fanatiker genug, welche sich der Hoffnung überlassen, daß man durch Konkordate, organische Artikel, authentische Auslegungen, normative Instruktionen, reglementarische Bestimmungen, widerrufliche Erlaubnisse, vorbehaltene Genehmigungen, einschüchternde Prophezeiungen und dunkle Winke an schwachköpfige Regierungen, abgedrungene Zugeständnisse, stufenweise Angriffe auf Staats- und Privatrechte, Fanatisirung der Confessionsgenossen, deren Bearbeitung im Beichtstuhl, angeordnete Meidung der Protestanten, ihrer Schriften, ihrer gottesdienstlichen Handlungen, Verweigerung ihrer Begräbnisse in röm. Kirchhöfen, oder Verweisung derselben auf besondere, zugleich für Selbstmörder bestimmte Plätze, Anfeindung der gemischten Ehen, Ablockung des Versprechens rein röm. Erziehung der Kinder u. s. w. endlich dahin gelangen werde, daß die jetzt erniedrigte röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) wieder zu ihrem alten Glimmer gelange und nach ihren „heiligen" Gesetzen frei leben könne. „Die Gesetze", sprach General Ulysses Grant bei Gelegenheit seines Amtsantritts als Präsident der Vereinigten Staaten, „die Gesetze sind bestimmt, über Alle zu herrschen, sowohl über Diejenigen, deren Beifall sie haben, als über die, welchen sie widerstreben. Ich kenne keine Methode, die Zurücknahme schädlicher Gesetze zu sichern, welche so wirksam wäre, als genaue Durchführung derselben." Und General Grant steht in der Achtung der Welt jedenfalls höher, als Pius IX. Die Encyclica vom 8. Dez. 1864, die vor einigen Jahren noch als eine Variation herkömmlicher Uebertreibung vielleicht unbeachtet geblieben wäre, hat sich zu Unserer Befriedigung in erschöpfender Weise über die Stellung der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) zu den Fragen ausgesprochen, welche die Gesittung des neunzehnten Jahrhunderts bewegen. Man schaudert bei der Erinnerung an die Vergangenheit, wo solche Auslassungen nicht eine zwerghafte Rodomontade gewesen sind. Dank der bezaubernden Spiegelung hitzig gewordener Leidenschaften hat die röm. Beschlußpartei aus ihrem gehorsamen Diener eine Art Wehrwolfs gemacht, bereit, in der fortschreitenden Weltordnung

2. Daß Christus sich selbst in der Messe auf's Neue dem himmlischen Vater opfere, ebensowohl wie damals am Kreuz, und daß das unblutige Opfer der Messe, dargebracht für Lebendige und Todte, die

---

keinen Stein auf dem andern zu lassen. Einem Nachtwandler gleich klettert er hinwiederum an steiler Wand empor; kühn geht er auf dem Dachfirst einher. Der aufrichtige röm. Katholik, der auf die Ideen jener Circulardepesche eingeht, kann den auf die Rechtsgleichheit Aller basirten Grundgesetzen nicht ferner anhängen; er kann sich jeder Freiheit nur bedienen, indem er sie verwünscht und gegen sie die Erfolge kehrt, die er durch sie erreicht. Die französischen Bischöfe z. B., welche das Verdammungsurtheil gegen die moderne Bildung unterstützten, beriefen sich zu ihrer Rechtfertigung auf „Gewissens- und Preßfreiheit," von denen die eine wie die andere durch den Papst als „Ausgeburt der Hölle" bezeichnet wurde. Da die Geschichte lehrt, daß die canonischen Ansprüche der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sich mit dem friedlichen Zusammenleben der Confessionen nicht vertragen, so müssen sich die Träger der Staatsgewalt in ihrem Gewissen für gebunden fühlen, die Ziehung von Folgerungen, welche die Rechtsgleichheit verneinen, weder in der Form der Lehre, noch in der Form des Handelns gewähren zu lassen. Der vorzüglichste Unterschied zwischen den Wortführern der Rückschrittspartei und uns besteht am Ende darin, daß wir in Gewissenssachen um mehr als ein Jahrtausend weiter zurückgreifen, als sie.

2. Jedermann kann sich von irgend einem Ereignisse einen ihm zusagenden Begriff bilden; dieser ist aber nur subjektiv gültig, so lange nicht das objektiv gültige Gesetz dazu gefunden ist. Sowohl die römische als die protestantische Lehre vom hl. Abendmahl hat zwei verschiedene Seiten. Die römische betrachtet es aus dem doppelten Gesichtspunkte eines Sakraments und eines Opfers; die protestantische theilt sich in zwei Hauptformen: die lutherische und die reformirte. In Hinsicht der Frage der Gegenwart Christi im hl. Abendmahl besteht zwischen den Letztern ein größerer Unterschied, als zwischen der römischen und lutherischen Lehre, da sich diese an den röm. Transsubstantiationsbegriff so genau anzuschließen sucht, als es bei einer Ansicht möglich ist, die zwischen dem Wunderbaren noch eine gewisse Grenzlinie ziehen zu müssen glaubt. Darin aber vereinigen sich Lutheraner und Reformirte wieder, daß beide den röm. Opferbegriff aufs entschiedenste verwerfen. Wir sprechen hier von den Fakultäts-Lutheranern; denn gebildete Leute sind darüber hinaus, in Luthern ihren Papst zu erblicken. So reichhaltig und verschieden sind übrigens die Quellen christlicher Wahrheit, daß wir zugestehen könnten, es habe mit der Transsubstantiation seine Richtigkeit; und dennoch fällt uns der Schriftbeweis nicht schwer, daß das sündenvergebende Opfer (Sühnopfer) der Messe unhaltbar ist. Wenngleich der Körper, die Knochen und Nerven u. s. w. Christi thatsächlich in des Meßpriesters Händen wären, so geziemte es ihm noch lange nicht, sie zu opfern, wofern Christus oder ein Apostel das nicht befohlen hätten. Und einen solchen Befehl sucht man vergebens. Das Heiden- und Judenthum, sowie das röm. Religionssystem, faßt den Opferbegriff äußerlich und denkt dabei an Gaben und Geschenke (blutige und unblutige Dank- und Sühnopfer); der Geist des Evangeliums innerlich, als eine Hingabe des Geistes und Herzens an Gott. Jede andere Vorstellung des Opfers ist ihrem Wesen nach unchristlich, weil sie den Begriff Gottes und der göttlichen Gerechtigkeit rein äußerlich, als an dem Blute des Unschuldigen zur Sühne für fremde Schuld Gefallen findend, auffaßt und die Ausdrucksweise des Neuen Testaments mit dem Sinn und Geist seines Inhalts verwechselt. Bei der Frage, ob das hl. Abendmahl ein Opfer genannt werden könne, liegt somit das ganze Gewicht auf dem Wort sündenvergebend oder genugthuend; denn es gibt nur ein einziges sündenvergebendes Opfer: das Opfer Christi am Kreuze. Papst Innocenz III. verfällt in eine Ketzerei, wo er (Myst. miss. lib. III. cap. 4.) schreibt: „In dem Opfer der Eucharistie bringen wir dar das Brod der Einigkeit, den Wein der Liebe, das Wasser der Treue; das Brod für den Leib, den Wein für die Seele, das Wasser für das Volk." ¡Eine Opferung von Wasser! Herr Ignaz von Loyola gibt in seinen „geistlichen Uebungen" Anleitung, dem Meßopfer mit Frucht beizuwohnen. „Will man", heißt es da, „will man dem heiligsten Meßopfer mit Frucht beiwohnen, so scheint uns hiezu die beste und dem

nämliche **sündenvergebende** Kraft besitze, wie das Opfer am Kreuz. Außerdem sollen durch das sogenannte Meßopfer die Früchte des Kreuzesopfers im reichsten Maße mitgetheilt werden.

Geiste der Kirche am nächsten entsprechende Weise, daß man sich mit den Gesinnungen des Priesters am Altare vereinige." Offenbar meint unser Loyola mit seinem „man" hier einen Nichtpriester. Schauen wir nun, wie er diesen alsbald die Begriffe von eigentlichem und uneigentlichem „Opfer" durcheinander mengen läßt: „¡Ach, vom Schmerze durchdrungen, hasse und verabscheue ich aus ganzem Herzen meine unzählbaren Sünden: zur Genugthuung dafür opfere ich (Nichtpriester) Dir Deinen geliebten Sohn, der sich selbst auf dem Altare zum Sühnopfer darbringt. Ich opfere Dir alle Verdienste Jesu, das Blut Jesu, diesen nämlichen Jesus, der als Sühnopfer sich nochmals auf dem Altare schlachtet!" Neuere röm. Streittheologen nehmen sich die Freiheit, das anstößige Wort **sündenvergebend**, worin der Irrthum steckt, zu vermeiden; sie sprechen nur immer von „Opfer". „Das ganze Leben," schreibt Herr Joh. Adam Möhler, „das ganze Leben Christi auf Erden, sein Wirken und Leiden, ist mit seiner fortgehenden geheimnißvollen Gegenwart im hl. Abendmahl ein großer Opferakt; sein Wille, in der Eucharistie sich gnadenvoll zu uns herabzulassen, bildet in seinem großen Werke nicht minder einen integrirenden Theil, als alles Uebrige. Das sakramentale Opfer ist daher auch ein wahrhaftes Opfer, ein Opfer im eigentlichen Sinne, jedoch so, daß es in keiner Weise von allem Uebrigen, was Christus für uns noch that, getrennt werden darf." Hierin läge nichts, was nicht als eine bloße Entwicklung des lutherischen Begriffs der sakramentalen Gegenwart Christi anzusehen wäre. Die Apostel waren weit entfernt, die Anwendung der Opferidee, die, geistig gefaßt, von der Idee der Religion nicht abgelöst werden kann, im christlichen Kultus auszuschließen. Sie konnten dies schon darum nicht, weil das Priesterthum aller Erlösten ein wesentlicher Bestandtheil urchristlicher Anschauung war, der schon im Alten Bunde seine vorbildliche Bezeugung fand (1. Pet. 2, 9., 2. Mos. 19, 6.). Wie aber dieses neue Priesterthum nur als ein geistiges gefaßt werden konnte, so konnten auch die Opfer, zu deren Darbringung alle Christen vermöge ihres priesterlichen Charakters berufen waren, nur geistiger Natur sein (1. Petr. 2, 5.): „Und auch Ihr, als die lebendigen Steine, bauet Euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind, durch Jesum Christum." Redet darum die hl. Schrift von Opfern des Neuen Bundes, so redet sie nie von eigentlichen, sondern immer von uneigentlichen. d. h. geistigen Opfern. Als solche wurden vor Allem die aus der Gottes- und Nächstenliebe entspringenden Thaten angesehen, die bereits Christus über die leiblichen Darbringungen gestellt hatte. In diesem Sinne faßt der Hebräerbrief (13, 16.) den Preis des Herrn und die brüderliche Wohlthätigkeit als Opfer zusammen, an welchem der Herr Wohlgefallen hat; in diesem Sinne ermahnt Paulus die röm. Christen (Röm. 12, 1.), ihre Leiber Gott zum lebendigen, heiligen Opfer zu begeben, und er setzt darein ihren vernünftigen, d. h. geistigen Gottesdienst; in diesem Sinne nennt er das von der Gemeinde zu Philippi erhaltene Geschenk einen lieblichen Geruch, ein angenehmes Opfer (Phil. 4, 18.); in diesem Sinne versichert Jakobus (1, 27.): Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten, sei ein reiner Gottesdienst. Ueberall liegt dabei der Gedanke zu Grunde, daß die Bedeutung des Opfers die auch durch Thaten bezeugte innere Hingebung an Gott und völlige Ergebung in seinen Dienst sei. „Denn das ist der Wille Gottes, daß Ihr mit Wohlthun verstopfet die Unwissenheit der thörichten Menschen, als die Freien, und nicht, als hättet Ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit (1. Petr. 2, 15—16.)." Die Protestanten entbehren übrigens nicht das Mindeste, wenn sie das Meßopfer verwerfen; denn Alles, was die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) als Wirkungen desselben aufführt, besitzen auch sie kraft des Verdienstes Christi und kraft seiner fortdauernden hohenpriesterlichen Fürbitte. Sie empfangen den Segen von Beiden, theils durch die Verkündigung des göttlichen Wortes, theils durch den Abendmahlsgenuß, theils durch das Gebet. Alles, was die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) in ihrer Lehre vom Meßopfer sonst noch behauptet, nämlich, „daß Christus, in seine Herrlichkeit eingegangen, sich noch weiter und immer aufs Neue

Weil in diesem göttlichen Opfer, das in der Messe verrichtet wird, der nämliche Christus enthalten ist und unblutiger Weise geopfert wird, welcher sich selbst auf dem Altare des Kreuzes einmal blutiger Weise geopfert hat; so lehrt die hl. Versammlung, daß dasselbe in Wahrheit ein Versöhnungsopfer sei. Durch dieses Opfer versöhnt, gewährt nämlich der Herr die Gnade und Gabe der Buße und verzeiht auch schwere Verbrechen und Sünden. Denn es ist ein und dasselbe Opfer, und durch

---

seinem Vater für Lebende und Todte durch die Handlung der röm. Priester aufopfere; daß die Kirche durch ihre Diener etwas anderes, als Dank und Bitte, oder etwas anderes, als sich in der Individualität ihrer Glieder Gott zum Opfer bringe," sind Vorstellungen, die im Christenthum, wenn es im Geiste der Apostel gedacht und gelebt wird, schlechthin unvollziehbar bleiben. Die Geschichte der Messe bestätigt diese Bemerkungen. Sie zeigt uns, wie die Idee eines Sühnopfers sich erst nach der eines Standes christlicher Opferpriester, um diese zu rechtfertigen und zu ergänzen, festsetzte. Der röm. Priester ist nicht für die Messe, sondern die Messe ist für den Priester geschaffen. Daher kommt es denn, daß das Transsubstantiations-Dogma röm. Seits so ziemlich als eine bloße Zubehör zur Lehre vom Meßopfer behandelt wird.

Was die sog. Kirchenväter betrifft, so haben allerdings Einige zu Zeiten das hl. Abendmahl ein Opfer genannt; aber nicht in dem Sinne, als ob das Sühnopfer Christi darin wiederholt würde, sondern auf die Weise, wie das Predigtamt, das Beten, das Almosengeben oftmals ein Opfer genannt wird. Die Altesten zumal unter dieser Klasse von theologischen Schriftstellern können es nicht nachdrücklich genug versichern, daß Gott in äußerlichen Darbringungen kein Wohlgefallen habe; sie sehen in dem levitischen Opferwesen nur vorübergehende Gesetzesbestimmungen, unter deren Joch das knechtisch gesinnte Volk für die Freiheit erzogen werden sollte, und in denen darum die religiöse und sittliche Idee des Opfers nicht zu ihrem Rechte kam. Die wahren, dieser Idee allein gleichkommenden Opfer sind ihnen ein gottgeheiligtes Leben. Nur sie haben nach dem Erlöschen des levitischen Priesterthums Werth und Bedeutung; ihre Nothwendigkeit beruht auf dem allgemeinen Priesterthum aller Christen. Jene frühesten Theologen der christlichen Kirche lebten mitten unter den Opfern der alten Welt, die als Opferschmäuse und durch feilgebotenes Opferfleisch tief ins gesellige Leben eingriffen; sie haben denn auch seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts das hl. Abendmahl im Gegensatze, zum Ersatze uud zur Ueberbietung dieses Opferkultus, ein Opfer genannt. Wie aber diesen ältesten Zeugnissen der Gedanke noch fern lag, daß hier ein wirkliches Opfer der Nerven und Knochen u. s. w. Christi dargebracht werde, erweist die offenbar bildliche Beziehung des Opfers auf das Dankgebet, zunächst als Nahrungsmittel, das Tischgebet des hl. Abendmahls. So Irenäus (Lib. IV, 17. 5.): „Christus hat ein neues Opfer des Neuen Testamentes gelehrt, welches die Kirche in der ganzen Welt Gott darbringt, der die Nahrungsmittel uns gewährt, die Erstlinge seiner Gaben." Justinus der Märtyrer (Dialog. c. Tryph. cap. 116.) schreibt: „Ihr seid das wahrhaftige hohenpriesterliche Geschlecht Gottes; Gott erwartet Opfer durch Niemanden, außer durch seine Priester." Neuere Sachwalter des Papalsystems citiren die letzten Worte mit Auslassung der ersten, um zu beweisen, daß nur Männer, welche die von der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) vorgeschriebenen sieben Weihen empfangen haben, das Meßopfer celebriren dürfen. Und derselbe (Dialog. c. Tryph. cap. 117.): „Von den Opfern, welche Christus verordnet hat, d. h. bei der Danksagung über das Brod und den Kelch, die an jedem Orte der Erde von den Christen dargebracht worden, hat Gott vorgreifend bezeugt, daß sie ihm angenehm sind. Gebete und Danksagungen, von Würdigen dargebracht, sind allein vollkommene und der Gottheit angenehme Opfer. Die übliche griechische Bezeichnung des hl. Abendmahls (für das Sakrament auch von der röm. Theologie festgehalten), Eucharistie, bezeichnet ursprünglich nichts anders, als diese Danksagung. In den frühesten Jahrhunderten brachten die Leute das Brod und den Wein zum hl. Abendmahle selbst mit und legten sie nebst andern Gaben, die für den Unterhalt der Diener des Evangeliums und für Arme bestimmt waren, auf den Altar. Diese Darbringung war ein Gemeinde-, nicht ein specifisch klerikaler Akt; ein Dankopfer, nicht ein Versöhnungsopfer. Brod und Wein werden da etwa als unblutige Opfer bezeichnet, im Gegensatz zu den blutigen Opfern der alten Welt, nicht zu dem Opfer am Kreuze. Waren die Liebesgaben beisammen,

den Dienst der Priester jetzt derselbe Opferer, welcher damals am Kreuze sich opferte, mit dem einzigen Unterschied der Opferungsweise. Auch werden durch dasselbe in der That die Früchte des blutigen Opfers im reichsten Maße mitgetheilt, so daß dieses durch jenes durchaus nicht beeinträchtigt wird. (Conc. Trid. sess. XXII. cap. 2.)

Wenn Jemand sagt, das Meßopfer sei nur ein Lob= und Danksagungsopfer, oder eine bloße Erinnerung an das am Kreuz vollbrachte Opfer, nicht aber ein Ver=

---

und die zum hl. Abendmahl bestimmten von den andern Gaben für Geistliche und Arme geschieden, so wurden die Abendmahlsbrode und der dazu bestimmte Wein oder Kelch gesegnet. Solches geschah mit Gebet; denn auf andere Weise kann man nicht segnen. Dieses Dankgebet (daher eucharistia anfangs das Gebet, dann die ganze Handlung), zu welchem sich die Gemeinde mit ihrem Amen bekannte, war ein wesentlicher Bestandtheil der Darbringung der Gemeinde. Aller Gottesdienst insgemein kann auf Lateinisch sacrificium (a faciendo sacra) genannt werden. Daß die sog. Kirchenväter das hl. Abendmahl für ein Versöhnungsopfer gehalten haben, ist nicht zu erweisen. Endlich wäre nicht genug, daß man bewiese, dieser oder jener Privatgelehrte habe das hl. Abendmahl ein Sühnopfer genannt, sondern man beweise, daß Christus es so genannt hat. Ueberhaupt ists mit den Auszügen aus Werken der sog. Kirchenväter so eine Sache; schon im Ausdruck „Kirchenvater" liegt ein trügerisches Gemenge von Behauptung und Schluß. Es eignet sich vortrefflich für jene Freunde zweideutiger Vorbehalte, bei welchen ein doppelsinniges Wort in einem andern Sinne genommen wird, als der ist, welchen der Hörende damit verbindet. Man soll sich aber bei einem Worte nicht etwas Beliebiges, sondern das Richtige denken. Wir hoffen, den Leser dieser Schrift bald genug zu überzeugen, daß Wir Keiner von Denjenigen sind, welche Blindekuh mit sich spielen lassen. Es gibt Schriftgelehrte, welche die Perlen der kirchenväterlichen Stylistik allenfalls schätzen, aber nicht besitzen können, weil dieselben am Grunde einer Fluth von „sämmtlichen Werken" versunken liegen, zu welchen niederzutauchen die Leichtigkeit ihres Geldbeutels verbietet; Andere, welche Stückwerke um sich haben, ohne Wahl und Zusammenhang, denen aber noch keine Ahnung gekommen ist von dem netten Ebenmaß des Baues, welcher sich über ihnen in den anderthalb hundert wohlbeleibten Folianten des kirchenväterlichen Literaturgebäudes emporwölbt. Wenn man von Jemandem fordert, er solle die Lehren, worin sich die protestantische Kirche gegenüber der römischen im Rechte befindet, aus den sog. Kirchenvätern beweisen, so läuft dieses auf's nämliche hinaus, als wenn Einer verlangte, die Protestanten sollen vom Papste Zeugniß für ihre Lehre beibringen, nachdem, röm. Theorie zur Folge, keines Kirchenlehrers Zeugniß tüchtig sein kann, ohne des Papstes Bekräftigung. Man sieht, die Schlange beißt sich in ihren eigenen Schwanz, damit man sie an keinem Ende packen könne. ¿Was nun beginnen? Man zertritt ihr den Kopf und den Schwanz zugleich und schreitet über den Cirkelschluß hinaus. Papst Alexander VIII., ehrwürdigen Andenkens, verdammte folgenden Satz: „Wenn Jemand eine Lehre deutlich im hl. Augustin begründet findet, so kann er sie unbedingt annehmen und lehren." Seine Heiligkeit hat mit dieser Verdammung einem guten Theil des kirchenväterlichen Wortgeklingels den Boden unter den Füßen weggezogen. Die Bulle Pius' IX., durch welche die erbsündlose Empfängniß der Madonna zum erstenmal als Glaubensartikel angepriesen wird, würdigt allerdings „die Väter und kirchlichen Schriftsteller, die im Worte Gottes wohl gelehrt sind", wieder einer besondern Aufmerksamkeit, und gelangt aus haltlosen und ungenügenden Voraussetzungen zu dem Schlusse: „Maria hat also zugleich mit Christo und durch ihn der Schlange den Kopf zertreten." Interessant ist, wie auch diese Bulle die Welt über dem Abgrunde des Zweifels schweben läßt, wer denn eigentlich die „Väter" sind. Als „den letzten der Kirchenväter" pflegen die Gelehrten des röm. Kirchensystems den heiliggesprochenen Bernhard von Clairvaux zu bezeichnen. Nach Angabe Paul Sarpi's geschah es ums Jahr 1136, daß die Stiftsherrn zu Lyon es zuerst wagten, das Fest der erbsündlosen Empfängniß in die Kirchenagende aufzunehmen. „Der hl. Bernhard," bemerkt Sarpi, „der hl. Bernhard, der zu jener Zeit blühte, der durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit alle Theologen seines Jahrhunderts überstrahlte und vom Lobe Maria's so überfloß, daß er sie irgendwo den Hals der Kirche nennt, durch welchen der Strom aller Gnade vom Haupt zu den Gliedern sich ergießt, tadelte dennoch mit scharfen Worten jene Stiftsherrn, die ohne Grund und gegen die Praxis

söhnungsopfer, oder nütze nur dem, der es genießt, und müsse nicht für Lebende und Verstorbene, für Sünden, Strafen, Genugthuungen und andere Nöthen dargegebracht werden: der sei verflucht. (Ibid. can. 3.)

Wenn Jemand sagt, dem heiligsten am Kreuz vollbrachten Opfer Christi werde durch das Meßopfer eine Lästerung zugefügt: der sei verflucht. (Ibid. can. 4.)

---

der alten Zeit eine solche Neuerung eingeführt hatten. Diese Neuerung sei eine Mutter der Verwegenheit, eine Schwester des Aberglaubens und eine Tochter des Leichtsinns und könne der also Verehrten unmöglich wohlgefallen." Anderswo bezeichnet er fragliche dogmatische Neuerung als eine solche, „welche die Kirche nicht kennt, die Vernunft nicht billigt, die alte Ueberlieferung nicht empfiehlt." Wenn nun der hl (?). Bernhard dieses Dogma nicht kannte, so dürfen wir annehmen, daß es auch seinen Vorgängern unbekannt war.

Sobald ein Prinzip, durch das man sich leiten läßt, fehlerhaft ist, läuft man Gefahr, durch Verbesserungen, welche man an seiner Ausführung anbringen will, die Mängel zu vergrößern. Es ist bezeichnend, daß das trienter Concil die Lehre vom Abendmahl und vom Meßopfer abgesondert behandelt hat; das Dekret und die Canones über jene wurden in der 13. Sitzung am 13. Okt. 1551, die Bestimmungen über das letztere in der 23. Sitzung am 11. Sept. 1562 veröffentlicht. Absichtlich sollte hiemit wohl dargelegt werden, daß das Sakrament des hl. Abendmahls und das sog. Meßopfer verschiedene Begriffe seien und aus entgegengesetzten Prinzipien herfließen, nur zufällig und lose durch eine Handlung, die priesterliche Weihung, die sie beide zu ihrer Verwirklichung voraussetzen, verknüpft. Das Meßopfer kann nun nicht zu derselben Zeit ein Sühnopfer und ein Sakrament sein. ¿Was ist ein Sühnopfer? Es ist eine Handlung, durch welche der Gottheit in religiöser Verehrung etwas dargebracht wurde, was mindestens theilweise für die sinnliche Anschauung vernichtet ward. ¿Was ist ein Sakrament? Es ist ein sichtbares Zeichen einer unsichtbaren Gnade; also etwas, was wir von Gott empfangen. Diesen Gaben im Sakramente gegenüber haben wir uns, wie auch der Gabe des Wortes gegenüber, lediglich empfangend, nicht in irgend einer Weise mitwirkend zn verhalten. Wäre daher das Meßopfer ein von Gott erhaltenes Sakrament, so könnte es nicht ein der Gottheit dargebrachtes Sühnopfer sein, und wiederum: wäre es ein Sühnopfer, so könnte es kein Sakrament sein. Da nun nach der Lehre des Evangeliums nicht wir den Sohn dem Vater geben, sondern der Vater den Sohn uns gab, und der Sohn, wie Er sich für uns am Kreuze dargegeben, desgleichen im Sakrament durch die Worte: „Nehmet, esset, das ist mein Leib u. s. w." uns eine Einsetzung zu seiner Erinnerung gibt, so wird dem Denkenden klar, wie ungereimt es ist, aus dieser Gabe Gottes an die Menschen eine Gabe der Menschen an Gott zu machen. Opfer bringt man vom Eigenthum, nicht vom fremden, sondern vom eignen. Hat das Meßopfer nicht die Beschaffenheit einer rein sakramentalen Handlung, stellt es sich eben deßwegen nicht als rein subjektiv, sondern als eine objektive Vermittlung zwischen den Gläubigen und die objektive That des Erlösers, so kann es nur als eine objektive Ergänzung der ursprünglichen Opfers angesehen werden. Hieraus folgt, daß ohne dasselbe die Erlösung ihrem objektiven Grunde nach noch nicht vollendet und mit dem Opfertode Christi das Ende aller Opfer noch nicht gekommen ist, sondern immer noch neue Opfer nöthig sind, wenn Gott die Gläubigen als erlöst und gerechtfertigt anschauen soll. Und wenn auch die Lehre des Concils von Trient diese aus der hl. Schrift erhobene Einwendung leicht dadurch zu beseitigen meint, daß es doch immer ein und dasselbe Opfer sei, so kann doch der wesentliche Unterschied nicht geleugnet werden, daß es in der Messe nicht Christus ist, sondern der Priester, welcher das Opfer darbringt. Es geht hieraus hervor, daß der wichtigste Theil der erlösenden Thätigkeit Christi, um nicht für sich unzureichend und unvollständig zu sein, zu seiner Vollendung erst einer ergänzenden Handlung bedarf. Das Concil von Trient (Sess. XXII. cap. 1.) behauptet: „Nachdem Christus das Alte Osterlamm, welches die Menge der Kinder Israel zum Andenken an den Auszug aus Aegypten opferte, genossen, setzte Er ein Neues Osterlamm ein, indem Er selbst von der Kirche durch die Priester unter unsichtbaren Zeichen aufgeopfert werden will." Mit dieser Behauptung ist der Gedanke, daß Christus am Kreuze sich als Opfer dargebracht hat, nicht ausgesprochen; im Gegentheil, indem das Concil davon spricht, daß Chri-

Wie Christus der Herr in seinem Leiden Verdienste für uns gesammelt und genug gethan hat, so verdienen Jene, die dieses Opfer darbringen, die Früchte des Leidens Christi des Herrn und leisten Genugthuung. (Catech. rom. de sacram. III, 55.)
Wir bekennen, daß das Opfer, welches in der Messe begangen wird, und jenes, welches am Kreuze vollbracht worden, eines und das nämliche sei und für das-

---

stus als das Neue Osterlamm sich selbst eingesetzt habe, deutet es darauf hin, Er habe diese Einsetzung im ersten hl. Abendmahl vollzogen. ¿Was ist aber solche Hindeutung anders, als ein Machtspruch? Durch die Urkunden des Christenthums, welche bloß davon wissen, daß Christus am Kreuze als das Neue Osterlamm sich selbst eingesetzt habe, wird die Hindeutnng nicht gerechtfertigt. Der Zusatz: „dies" (d. h. nach dem Zusammenhange das Neue Osterlamm, als welches Christus sich selbst eingesetzt habe, damit es von der Kirche durch die Priester unter sichtbaren Zeichen geopfert werde) „dies ist das reine Opfer, welches durch keine Unwürdigkeit oder Bosheit Derjenigen, die es darbringen, befleckt werden kann", — dieser Zusatz weist auf die Unkunde des Concils, daß das Osterlamm, als welches Christus sich am Kreuze geopfert hat, allein das reine Opfer sei. Aus diesem Zusatze wird von Neuem klar, wie sehr die Untrüglichkeit der conciliarischen Ausführungen eine Einbildung ist. Noch mehr: Die so nachdrücklich behauptete Identität des Meßopfers mit dem Kreuzesopfer hebt sich durch eine Nebenbestimmung auf, welche in der anscheinend unschuldigsten Absicht, wie zur Bekräftigung, beigefügt wird: „Das Opfer am Kreuze brachte Christus unmittelbar; das in der Messe soll er durch den Dienst des seine Person vorstellenden Priesters bringen." Eben daraus ergibt sich dann auch wieder eine so durchgreifende Verschiedenheit beider, daß sogar Kardinal Robert Bellarmin, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, darauf die quantitative Verschiedenheit ihrer Wirkungen gründen konnte. Es ist daher gewiß nicht zufällig, daß das Concil von Trient gelegentlich auch den Begriff der bloßen Repräsentation aufnimmt, während der röm. Katechismus (De sacram. III, 54.) von einer Erneuerung oder Wiederholung spricht. An solchen sich widersprechenden Behauptungen ist die röm. Klerisei reich. Sie verrathen, wie grundsätzlich verschiedene Anschauungen früherer Zeit in einem System künstlich vereinigt sind, und gewähren dem Vertheidiger Bequemlichkeit für den Rückzug; „denn ein vollkommner Widerspruch bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren." Fragen wir, worin die versöhnende Wirkung des Meßopfers bestehe, so kann diese nur die Sündenvergebung sein. Aber auch darin treten uns sofort zwei entgegengesetze Behauptungen unter das Auge. Nach Sess. XXII. cap. 1. wirkt die Kraft desselben zur Vergebung unserer täglichen Sünden, worunter nur die sog. läßlichen Sünden verstanden sein können; nach cap. 2. vergibt der durch dasselbe versöhnte Gott auch schwere Verbrechen und Sünden, d. h. Todsünden. Dies ist nicht ein zufälliger Widerspruch, sondern die Andeutung eines zweifachen Charakters, der dem Meßopfer, als sündvergebendem Opfer, eignet, und in beiden Rücksichten stellt es sich von ganz verschiedenen Seiten dar. Das Dekret (cap. 1.) sagt nämlich ausdrücklich, „daß es Christus gestiftet habe, damit durch dasselbe die Heilskraft seines blutigen Kreuzesopfers zur Vergebung jener leichtern, täglichen Sünden angeeignet werde." ¿Allein was bedarf es dazu eines Opfers? Abgesehen von der Abgeschmacktheit, daß die Verdienste des einen Opfers durch ein anderes angeeignet werden sollen, widerspricht die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) mit dieser Erklärung von Zweck und Wirkung der Messe sonstigen Festsetzungen über diese und die Sakramente überhaupt. Nach Innocens III. (Myst. miss. lib. I. cap. 9.) „wartete Christus des priesterlichen Amtes, als Er nach dem Abendmahl Brod und Wein durch seine göttliche Kraft in seinen Leib und sein Blut verwandelte. In unendlich höherem Maße aber wartete Er dieses Amtes, als Er für die Sünden des Menschengeschlechts sich selbst auf dem Altare des Kreuzes darbrachte, Priester und Opfer zugleich." Ein münchener Professor, Herr Joh. Adam Möhler, meint: „Als der am Kreuze sich Opfernde ist Christus uns noch fremd; im Kultus aber unser Eigenthum, unser Opfer. Dort ist Er das allgemeine Opfer: hier das Opfer zugleich für uns insbesondere, für jeden Einzelnen aus uns. Dort wurde die objektive Versöhnung vollzogen; hier die subjektive theils gepflegt und gefördert, theils ausgedrückt." Das am Kreuze geopferte Fleisch und Blut Christi würde nach röm. Lehre in der Messe geopfert, und die opfernde Person wäre dieselbe, näm-

selbe müsse gehalten werden; so, wie es auch nur ein und das nämliche Schlachtopfer, nämlich Christus unser Herr ist, der sich selbst am Kreuze nur einmal als

---

Christus, dargestellt durch den Priester. Demnach ist der Schluß unvermeidlich, daß auch Zweck und Wirkung dieselben wären. Durch jede Darbringung des Meßopfers wird erklärt, daß das Kreuzesopfer den beabsichtigten Zweck nicht erfüllt habe. ¿Wo in aller Welt ist je ein Opfer dargebracht worden, um die Früchte eines andern Opfers, mit dem es identisch und von dem es doch wieder verschieden ist, anzueignen? Jenes Aneignen kann ja nur durch den sakramentalen Genuß erfolgen, und dieser ist dazu eigens bestimmt. In der That zeigt sich hier, wie der trienter Kirchenrath, trotz seines Bestrebens, das Opfer vom Sakrament zu trennen, beide wieder wesentlich zusammenfließen läßt. Besagter Kirchenrath erklärt sodann die versöhnende Kraft des Meßopfers nach einer neuen Seite, wenn er behauptet, „durch dieses Opfer versöhnt, gewähre Gott die Gnade und Gabe der Buße und verzeihe auch schwere Verbrechen und Sünden." Wenige Nichtprofessoren werden wissen, was Todsünde sei und was nicht, sintemalen auch die Professoren es nicht sicher wissen; daher Joh. Adam Möhler den sehr unbestimmten Begriff der schweren Sünde als gleichbedeutend braucht. Der Jesuit Busembaum (Medull. theol. moral. lib. III. tr. 5. cap. 1. dub. 3.) lehrt, daß schwer sündigt, wer die Absicht hat, durch mehrere kleine Diebstähle, an Einem oder an Mehreren verübt, allmälig sich zu bereichern, oder Jemandem einen beträchtlichen Schaden zuzufügen. Als Grund wird angegeben, „weil solche den Staat beschädigen und eine derartige Praxis sehr verderblich für die menschliche (sic) Gesellschaft ist; z. B. wenn ein Schneider Tuchstücke von Verschiedenen entwendet, wenn Kaufleute zu kurzer Ellen sich bedienen." Herr Busembaum fährt fort: „Indessen sind diese doch zu entschuldigen von einer schweren Sünde, wenn sie nämlich dies thun, um sich schadlos zu halten, oder weil sie sonst keinen Gewinn machen würden, oder den Preis erhöhen müßten und dann keine Abnehmer fänden." Im Uebrigen fällt der Umstand auf, daß das Concil rücksichtlich der Messe als eines Sühnopfers lehrt, „es geschehe durch dasselbe, daß wir, wenn wir u. a. bußfertig zu Gott hintreten, Barmherzigkeit und Gnade finden." Nach dieser Lehre gienge das Büßen dem Darbringen des Meßopfers voraus, und wiederum wäre die Gabe der Buße eine Folge und Wirkung solcher Darbringung. Einige Symboliker behelfen sich da mit der Ausrede, „das Büßen, welches der Darbringung des Meßopfers vorausgehe, sei ein schwaches und mangelhaftes; die Gabe der Buße dagegen, welche als Folge und Wirkung gesetzt wird, bestehe in dem Geschenke einer starken und von Mängeln freien Buße." Nach andern Symbolikern soll das Meßopfer, insofern es zur Vergebung der Todsünden dient, das sog. Bußsakrament nicht schmälern oder gar überflüssig machen. Das Darbringen des Meßopfers würde demnach nur insofern auf den Todsünder wirken, für den es gebracht wird, als Gott ihm die Gabe der Buße, also einen besondern Gnadenbeistand zur Bekehrung verleiht. Läßt der Sünder sich durch diesen zur wahren Reue, Beichte und Genugthung leiten, so gelangt er allerdings zur Vergebung auch der Todsünden, aber auf einem Umwege: er empfängt sie, genau genommen, nicht durch das Opfer, das ihn nur dazu disponiren kann, sondern durch das sog. Bußsakrament, das allein dirikt und ausdrücklich zur Tilgung aller nach der Taufe begangenen Todsünden bestimmt ist (Bellarm. de missa lib. II. cap. 5.). Ist das, wie wir nicht zweifeln können, der Sinn des Dekrets, so hat der allerheiligste Oberkirchenrath unberechtigt und mit absichtlicher Zweideutigkeit die Vergebung der Todsünden als Wirkung des Meßopfers bezeichnet. Paul Sarpi schreibt, „er finde in den Denkbüchern über das trienter Concil wenig kritische Anmerkungen über das Dekret vom Meßopfer, vielleicht deßhalb, weil es sehr schwer zu verstehen sei; denn es sei mit so vielen Zwischensätzen durchsäet, daß wer nicht mit der angespanntesten Aufmerksamkeit die Hauptconstruktion im Auge behalte, durchaus verwirrt werden müsse, und, wenn er an's Ende kommt, unmöglich begreifen könne, was er gelesen hat." Die Schlußnahmen dieser Behörde zeichnen sich häufig durch combinirte Räthselhaftigkeit aus, damit Rom nicht beim Worte genommen und nachher doch sagen könne, es habe ja immer das und das gewollt.

Die röm. Theologie sieht sich in peinlicher Verlegenheit, wenn sie die Frage zu beantworten versucht, in welcher Kultushandlung der Priester das Opfer des Neuen Bundes vollziehe. Geben wir für einen Augenblick zu, daß jeden Tag auf den röm.

ein blutiges Opfer dargebracht hat. Denn das blutige und das unblutige Opfer sind nicht zwei, sondern ein Opfer. (Ibid. III, 60.)

Altären ein Sühnopfer für Lebendige und Todte dargebracht werde, dann wird uns wohl vergönnt sein, daß wir uns darnach erkundigen, in welchem Theile der Messe die Thätigkeit des Opferers als solchen ersichtlich ist. Darin stimmen die meisten Dogmatiker überein, daß das Opfern nicht im Offertorium und den zu demselben gehörigen fünf Geboten geschehen kann, die vielmehr auf den eigentlichen Opferakt nur vorbereiten sollen. ¿Besteht er in den Worten, mit welchen der Priester Christum der Gottheit darbringt? Aber Christus hat im hl. Abendmahl seinem Vater nichts dargebracht. ¿Besteht er in der Emporhebung der Hostie? Auf die Weise wird Christus nicht geopfert haben, sintemalen nirgends geschrieben steht, daß Er das Abendmahlsbrod emporgehoben. ¿Oder etwa im Brechen der Hostie? Sie antworten: Nein. Brod wird nicht gebrochen; denn es hat aufgehört, Brod zu sein und ist der Leib Christi geworden, welcher nicht gebrochen werden kann, da er nach der röm. Theorie sich in jedem Atom der Hostie befindet, ebenso vollständig als da, wo er ans Kreuz geheftet war; Atome aber sind unzerbrechlich. ¿Was wird also gebrochen? Sie antworten: Ein Attribut, eine Accidenz, etwas Unwesentliches; Geschmack, Form, Gestalt, Größe, Farbe, Geruch. Aber das, was die Priester brechen, ist das, was sie opfern; und da sie nach ihrer eigenen Ansicht etwas Unwesentliches brechen, so müssen sie auch ein Opfer von Unwesentlichem, Ungreifbarem haben, vorausgesetzt, daß dieses überhaupt gebrochen werden kann. „Bevor man nach der Ursache einer Sache frägt," sagt Bernhard von Fontenelle, „muß man genau nach der Sache selbst fragen." Wenn die Hostie gebrochen ist, und der Leib Christi nicht zerbrechlich ist, ¿wie kann da die Hostie der Leib Christi sein? Man sieht, unsere Gegner sind zu dem Geständniß gezwungen, daß der Priester etwas Anderes bricht als das, was Christus gebrochen hat. Setzt man nun das Opfer in die Nießung, so wird des Meßpriesters Mund der Altar des Opfers, und alle communicirenden Gläubigen werden Opferpriester sein. Auf dem Concil zu Konstanz scheint noch die Ansicht obgewaltet zu haben, der flüssige Theil des Opferprozesses vollziehe sich im Kelche, indem bei der Komödie der Ausstoßung des Joh. Huß aus dem Priesterstande ihm die Bischöfe den Kelch mit den Worten abnahmen: „Da nehmen wir den Kelch von Dir, in welchem das Blut Jesu Christi zur Erlösung geopfert wird." Und die Sentenz des Verbrennungsprozesses endete mit den Worten: „So schneiden wir denn diesen Joh. Huß als ein räudig Schaf und als ein faules, stinkendes Glied von der Kirche ab und übergeben ihn der weltlichen Obrigkeit, jedoch mit der Bitte, daß sie ihm an Leib, Leben und Blute nichts zufügen möge," — eine Bitte, die sie ihren Verdammungsurtheilen immer anzuhängen pflegten, aber nie erfüllt wissen wollten. Nach der Ansicht des Herrn Thomas von Aquino (Summ. III, 76. 77.) opfert der Priester den Leib Christi, so jedoch, daß die zur Opferhandlung gehörige Zerbrechung und Bewegung überhaupt nicht am Leibe Christi selbst, der unzerstörbar und ruhig im Himmel thront, überdies unter jedem Theil des Brodes und Weines ganz empfangen wird, sondern nur an der sakramentalischen Gestalt des Brodes vor sich geht. Nach der Ansicht des Herrn Kardinal R. Bellarmin (De missa lib. I. cap. 27.) vollzieht sich das eigentliche Opfer 1) in der Weihung; 2) in dem Niederlegen der verwandelten Gegenstände auf den Altar; 3) in der priesterlichen Communion, welche dem Opferobjekt die durch seinen Begriff geforderte Vernichtung gibt. Die Vernichtung oder Zerstörung der Bestandtheile des Meßopfers geschähe so erst etliche Stunden nach vollendeter Messe, und wäre der Magen des Priesters der eigentliche Altar. Eine mystische Hinopferung geschähe, nach Einigen, durch die getrennte Weihung, zuerst des Leibes, dann des Blutes Christi, beziehungsweise seiner Nerven, Knochen u. s. w. Herr J. B. Bossuet meint, „das Blut werde in der Weihung geheimnißvoll vom Leibe gesöndert; denn Jesus Christus sprach besonders, das ist mein Leib, und wieder besonders, das ist mein Blut (des Neuen Bundes). Das schlöße eine lebendige und wirkliche Vorstellung des gewaltsamen Todes in sich, den Er für uns gelitten hat." Neuere Theologen halten nur die Weihung für unbedingt nothwendig zum Opfer: offenbar zum Nachtheil ihrer Lehre; denn, wollte man diese Ansicht durchführen, so ergäbe sich als unabweisbare Folgerung, daß der Gegenstand der Weihung auch der Gegenstand der Opferhandlung sein müsse, daß also nicht Leib und Blut,

3. Daß Christus, im Altarssakramente dargereicht, nicht nur geistiger Weise, sondern wirklich, sammt Nerven und Knochen u. s. w. genossen werde, daß jedoch die Frucht des Meßopfers den Gläubigen auch dann zu Theil werde, wenn die Messe nicht durch wirklichen Empfang und Genuß eines oder des andern verwandelten Bestandstückes des hl. Abendmahls, sondern durch bloß geistigen Antheil gefeiert werde.

Hinsichtlich des Gebrauchs haben unsere Väter richtig und weislich drei Arten, dieses hl. Geheimniß zu empfangen, unterschieden. Denn Einige, lehrten sie, genießen

---

Nerven und Knochen u. s. w. Christi, sondern Brod und Wein geopfert würde, womit sich der Gedanke des Dogma's selbst aufhöbe. Uneinig sind sie nun freilich darüber, welches die Worte seien, durch welche Christus geweiht habe. Papst Innocens III. (Myst. miss. cap. VI. lib. 4.) hält dafür, Christus habe nicht durch die Worte, „das ist mein Leib," sondern schon zuvor, durch seine göttliche Kraft geweiht. Heut zu Tage meint man, die Weihung geschehe durch die Worte „das ist mein Leib." Es sind das keine Worte eines Opfers, sintemalen sie Gott dem Herrn nichts darbieten, auch nicht Gott, sondern die Apostel durch sie angeredet worden. Herr Dr. Hermann Rolfus meint, „die Opferung geschehe dadurch, daß der Priester die Hostie auf der Opferplatte vor die Brust halte, weil er auch sein Herz mit diesem Opfer darbringen wolle und seine Augen bittend zu Gott emporwende; alsbald aber schlage er sie wieder nieder im Gefühle der Unwürdigkeit." Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, hält dafür, „es finde auf dem Altare ein in wirklicher Hinopferung bestehendes Opfer nicht statt, sondern ein rückbezügliches oder Erinnerungsopfer. Man solle bedenken, daß es bei jedem Opfer zwei wesentliche Theile gebe, die Hinopferung und die Aufopferung, und daß beide die Opferhandlung bilden. Hieraus (?) könne das Volk (sic) entnehmen, daß der Kreuzestod und die hl. Messe ein und dasselbe bilden." An diesen Unklarheiten zeigt sich, wie unhaltbar das Opferinstitut der Messe auch im gegnerischen Lager erscheint, so scharf sonst einzelne Sätze und Lehren durchgeprägt sein mögen. Instinktmäßig gibt man da zu, daß in Folge des Fortschritts der Kultur das furchtbare Pfaffengeheimniß mehr oder weniger von gröblichen Vorstellungen zu reinigen sei; d. h. man fängt an, mehr oder weniger aus dem Schafstalle hinaus zu wollen. Die Fratze Gottes setzt das Bild Gottes voraus. Der freisinnige Geschichtschreiber De Thou blieb röm. Katholik; „aber," bemerkt Hugo Grotius, „mit dreißig Ausnahmen."

3. Die kindisch-rohe Phantasie kann sich keine Einheit oder Vereinigung denken ohne räumliches Beieinander. Es ist dies aber eine blos mechanische Einheit. „Kenne ich", schreibt Goethe, „kenne ich mein Verhältniß zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß ichs W a h r h e i t. Und so kann Jeder seine e i g e n e Wahrheit haben, und es ist doch immer d i e s e l b i g e. Christus unter seinen Jüngern ist eine schönere Erscheinung, als der sterbende Christus. Indem Er das Vorbild eines reinen, göttlichen Lebens in die Welt gestellt hat, ist Er der rechte Erlöser; sein Tod vollendete nur sein Werk. „Erst wenn erkannt wird," schreibt David Friedrich Strauß, „erst wenn erkannt wird, daß im Christenthume die Menschheit selbst tiefer als bis dahin sich bewußt geworden, daß Jesus nur derjenige Mensch ist, in welchem dieses tiefere Bewußtsein als eine sein ganzes Leben und Wesen bestimmende Macht aufgegangen ist, daß Entsündigung eben nur im Eingehen in diese Gesinnung, ihrer Aufnahme gleichsam in das eigene Blut, zu finden ist, erst dann ist das Christenthum wirklich christlich verstanden." Wenn nun Fleisch und Blut, Nerven und Knochen Christi, genommen allein durch den Mund, zu nichts hülfen, und wenn das Heil darin bestünde, uns durch den Glauben mit Christus zu vereinen, so würde das unnütz, was die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) noch weiter ins hl. Abendmahl legt. Die g e i s t i g e Einigung ist der Grund des Heils. ¿Was fruchtete es uns, wenn Christus unter der Gestalt von Brod und Wein vorhanden wäre, aber nicht in unserm Geiste? ¿Und welchen Schaden nehmen wir, wenn wir Christum im Geiste besitzen, aber nicht im Magen, unter der Gestalt von Brod und Wein? Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) läugnet nicht, daß Diejenigen, welche die

es nur geheimnißvoll, wie die Sünder; Andere nur geistig, wie Jene, welche im Verlangen dieses vorgesetzte himmlische Brod essend durch den lebendigen, in der Liebe thätigen Glauben dessen Frucht und Nutzen inne werden; die Dritten endlich geheimnißvoll und geistig zugleich, wie Die, welche sich zuvor so prüfen und vorbereiten, daß sie mit dem hochzeitlichen Gewande angethan zu diesem göttlichen Tische treten. (Conc. Trid. sess. XIII. cap. 8.).

Wenn Jemand sagt, Christus im Altarssakramente dargereicht, werde nur geistiger Weise genossen, und nicht auch geheimnißvoller Weise und wirklich: der sei verflucht. (Ibid. de euch. can. 8.).

Die hochheilige Versammlung möchte zwar wünschen, daß in jeder Messe die

---

Taufe und das Wort Gottes empfangen, ohne das hl. Abendmahl, ebenso gut erlöst und mit Christus vereinigt sind, als Diejenigen, welche Christi Nerven und Knochen als Bauchspeise erhalten. Das, was die röm. Katholischen mehr zu empfangen meinen, als wir, d. h., daß sie den Körper, das Blut, die Knochen und die Nerven Christi mit ihrem Munde empfangen, fügt hiemit nach ihren eigenen Grundsätzen nichts, weder zur Bewerkstelligung, noch zum Verständniß dieser Einigung bei. In den röm. Tempeln hält man jeden Tag Messen, auch ohne Communicanten und ohne Zuhörer, wobei der Priester sagt: „Nehmet und esset"; aber es ist Niemand da, der nähme und äße. Im christlichen Alterthum finden wir keine Spur von Communion ohne Communicanten. Selbst bei den öffentlichen Messen ißt der Priester gewöhnlich allein, obgleich die Worte „Nehmet und esset" in der Mehrzahl stehen. Wenn man bei den stillen Messen nicht communicirt, so ist dies, röm. Streittheologen zufolge, nicht Schuld der Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), sintemal in den gedruckten Akten des Concils von Trient zu lesen sei: „Die hochheilige Versammlung möchte zwar wünschen, daß in jeder Messe die beiwohnenden Gläubigen nicht nur durch das geistige Verlangen, sondern auch durch den sakramentalischen Empfang des hl. Abendmahls communicirten." Herr Jakob Benignus Bossuet meint, „die Kirche gleiche so einem reichen Wohlthäter, dessen Tafel immer offen und immer servirt ist, wenn auch keine Gäste kommen." Leider hat jede Medaille ihre Kehrseite. Im nämlichen Kapitel heißt's ferner: „Sie verwirft aber doch, wenn dies nicht immer geschieht, deßwegen die Messen, in welchen der Priester allein sakramentalisch communicirt, nicht als geheime und unerlaubte, sondern genehmigt und empfiehlt sie sogar," d. h. der reiche Wohlthäter wünscht, seine Gäste möchten essen, jedoch empfiehlt er ihnen, die Speisen nicht zu berühren. Eine Communion, die eigentlich keine Communion ist, hat als sakramentale Handlung keinen Werth, und das Wahre der Sache ist nun vielmehr eben dies, daß dieselbe Handlung, die als sakramentalische keinen Werth besitzt, um so mehr als Opferhandlung einen selbstständigen Werth haben soll. Nur diese Bedeutung kann die Handlung des Priesters haben, welcher ohne die Theilnahme der Gemeinde die sakramentalische Handlung verrichtet; und nur dies macht den wesentlichen Unterschied des Opfers und Sakraments aus, daß die Opferhandlung allein durch den Priester verrichtet wird, die Feier des Sakraments aber ohne die Gegenwart und Theilnahme der Gemeinde gar nicht stattfinden kann. Was der Priester vollzieht, ist ein rein objektiver Heilsvermittlungsakt, dessen Wirkungen dem Ganzen und den Einzelnen, deren er in spezieller Absicht gedenkt, auch dann zu Gute kommen, wenn Niemand anwesend ist. Es mag wünschenswerth sein, daß sie sich persönlich dabei einfinden; es mag noch wünschenswerther sein, daß sie mit der geistlichen Communion die sakramentale verbinden; aber nothwendig ist es keineswegs; es ist das nur die eine Seite des Meßopfers, vermöge deren es zugleich Sakrament ist. ¿ Welches Interesse kann die Gemeinde haben, an einer Handlung selbstthätigen Antheil zu nehmen, von welcher ihr gesagt wird, daß sie auch ohne eigene selbstthätige Theilnahme ihr heilbringend sei; daß es vollkommen an dem Priester genüge, welcher ja das Opfer für die Anwesenden und für die Abwesenden darbringt? Nicht der Lauheit der Mehrzahl der Gläubigen ist daher die Schuld beizumessen, daß bei der Messe gewöhnlich die Communion der Gemeinde fehlt, sonderm dem Uebergewichte, welches der Opferbegriff über den Sakramentsbegriff erhalten hat. Die trienter Versammlung erklärte ja nicht, „sie wünsche, daß bei jeder Messe die Gläubigen auch das Sakrament wirklich genießen," sondern „sie möchte wünschen (optaret quidem)", gleichsam um eine höhere Rücksicht anzudeuten, die dem Wunsche unabweisbar im Wege

beiwohnenden Gläubigen nicht nur durch das geistige Verlangen, sondern auch durch den sakramentalischen Empfang des hl. Abendmahls communiciren möchten, damit die Frucht dieses heiligsten Opfers ihnen um so reichlicher zu Theil würde; sie verwirft aber doch, wenn dies nicht immer geschieht, deßwegen die Messen, in welchen der Priester allein sakramentalisch communicirt, nicht als geheime und unerlaubte, sondern genehmigt und empfiehlt sie sogar; zumal auch diese Messen wirklich für gemeinschaftliche gehalten werden müssen, theils, weil in ihnen das Volk geistiger Weise communicirt, und theils, weil sie von dem öffentlichen Kirchendiener nicht nur für sich, sondern auch für alle Gläubigen, welche zum Leibe Christi gehören, gehalten werden. (Ibid. sess. XXII. cap. 6.).

---

stehe. Es kam ihr darauf an, die Privatmessen zu retten und zu billigen, in denen das Meßopfer sein Wesen weit schärfer darlegt, als in den mit Gemeindecommunion verbundenen Messen; sie beruft sich daher auf den Umstand, daß in solchen das Volk geistlich communicire. Aber auch in dieser Aeußerung hat sie mehr vorsichtig verschwiegen, als redlich bekannt; sie verbreitet nämlich den Schein, als würden alle Messen unter Theilnahme der Gemeinde celebrirt, als gebe es keine Privatmessen, in denen außer dem Priester und seinem Ministranten Niemand zugegen ist. Und dennoch werden solche nicht allein gehalten, sondern sie lassen auch allein den Charakter des Meßopfers nach seiner innersten Bedeutung erkennen. Der Wunsch eines Gläubigen, und wäre derselbe ein Priester, ihm die Hostie zu spenden, würde den messelesenden Priester in Verlegenheit setzen. Es scheint noch eine offene Frage zu sein, ob der Messeleser überhaupt verbunden sei, Nichtpriestern, welche das Sakrament fordern, es zu reichen. Alle Liturgien setzen die Vertheilung voraus. Herr Kardinal Bellarmin (De euch. VI, 10. 13.) hat es für Pflicht erklärt, den zum Empfange Bereiten die Hostie zu gewähren; wozu Herr Joh. Perrone, der die Worte nimmt, je nachdem er sie brauchen kann, bemerkt: „jene Pflicht sei nicht im eigentlichen Sinne zu verstehen", sondern: „unter übrigens gleichen Umständen." Als die Synode zu Pistoja eine gemeinsame Theilnahme für einen wesentlichen Bestandtheil des Meßopfers erklärte, ohne diejenigen Messen als unerlaubt verdammen zu wollen, bei denen die Anwesenden nicht communicirten, da sie doch geistig, obwohl minder vollständig an dem Opfer Theil hätten, hat Pius VI. diese Meinung, wiefern sie indirekt die ganz einsame Messe ausschließt, als falsch, irrig und nach Ketzerei schmeckend verworfen. Jedes Ideal wird in dem Maße unpoetisch, als es psychologisch unwahr ist. Man muß sich wundern, wie es möglich wurde, eine christliche Gemeinde durch einen Knaben vertreten zu lassen; wie man noch im neunzehnten Jahrhundert einer ganzen Gemeinde zumuthet, daß sie auf alle Mitwirkung beim Gottesdienste verzichte, und für sich dem Priester eine Art Vollmachtträger hinpflanze, der mit ihm die Altargebete herhaspelt, ohne ein Wort davon zu verstehen, ohne die richtige Aussprache zu treffen, ohne nur die Laute treu im Gedächtnisse zu haben. Ein Kaplan, der, wie es häufig geschieht, mit einem einzigen Chorknaben die „Gemeinde" ausmacht und in deren Namen handelt, gleicht einem Offizier, der einzig mit einem Tambour ein Bataillon vorstellen und dasselbe auf den Exerzierplatz führen möchte, oder der Besitzerin der goldenen Rose, die sich anschickte, mit einem aus ihrem Ehegemahl, Herrn Marfori und Pater Claret bestehenden Kriegsheere die Bidassoa zu überschreiten. An solcher Gemeindevertretung will nun auch heute noch die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) nichts ändern. Da auch stemmt sie sich der Vernunft mit aller Kraft entgegen, mit der sich seit jeher Eigennutz und Kastengeist der bessern Einsicht verschloßen. Es ist immer der nämliche Geist des Festhaltens an einem System, wo in allen kirchlichen Fragen das Priesterthum allein entscheidet, das Volk, die Gemeinde von jeder Mitwirkung ausgeschlossen ist.

Die Maximen der Jesuiten zur Erleichterung des Gottesdienstes haben einst Furore gemacht. Ihre Gottesgelehrten, Kaspar Hurtado und Conink lehren: „Es sei genug, wenn man mit dem Körper bei der Messe zugegen sei, wenn man gleich mit der Seele anderswo wäre; nur müsse man in einer guten und ehrerbietigen Stellung des Körpers bleiben." Herr Vasquez behauptet: „Man thue dem Befehl, die Messe zu hören, schon Genüge, wenn man nur gegenwärtig sei, mit dem Vorsatz, dem Befehl kein Genüge zu thun." Herr Escobar lehrt: „Bei der Erfüllung des Gebots, die Messe zu hören, schade es nicht, wenn man mit dem Vorsatz, Messe zu hören, auch

5. ¿ Was lehrt die evang. Kirche von der Einsetzung des hl. Abendmahls?

1. Die Einsetzung des hl. Abendmahls steht mit der Feier des alttestamentlichen Osterfestes in enger Beziehung, enthält aber zugleich die Erklärung Christi, daß sein Tod ein sühnender Opfertod sei. Es ist als Mahl der Einigung mit Christus, sowie der Gläubigen untereinander, nach Christi Einsetzung allezeit gefeiert worden, obwohl die eigentlichen Liebesmahle seit dem vierten Jahrhundert abgekommen sind.

---

andere, sogar sündliche Vorsätze verbinde, wofern nur die Aufmerksamkeit da sei; wenn man z. B. die Nebenabsicht habe, aus Wollust und mit unreinen Begierden die Frauenzimmer zu sehen." „Du fragst", heißt es in der Erklärung des hl. Meßopfers, vom ehrwürdigen Pater Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, „Du fragst, ¿ ob es denn nicht besser ist, mehrere hl. Messen zugleich zu hören?" Ich antworte Dir: „Was das Gebet betrifft, das für Dich von allen Messe lesenden Priestern gesprochen wird: ja; was die Aufopferung des göttlichen Vermittlers Jesu Christi betrifft, der auch für Dich Gegenwärtigen von allen diesen Priestern dem himmlischen Vater dahin gegeben wird, so muß ich es offen aussprechen, daß es ein großes Glück ist, mehreren hl. Messen zugleich anzuwohnen, vorausgesetzt, daß Du dich nicht stören lassest durch das viele Geräusch, das gemeiniglich entsteht, wenn mehrere hl. Messen zugleich gelesen werden." Noch anderweitige Bequemlichkeiten, sowie raschere Gangarten findet man bei jesuitischen Casuisten, besonders bei dem gelehrten Turrianus: „Man kann", spricht dieser, „man kann die eine halbe Messe bei dem einen Priester, die andere bei dem andern hören; man kann sogar die letzte Hälfte der einen Messe zuerst, und die erste Hälfte der andern zuletzt anhören. Noch mehr: es ist sogar erlaubt, die zwei halben Messen zugleich zu hören, wenn, wie Escobar sagt, der eine Priester die Messe anfängt, der andere schon bei der Weihung ist, weil man wohl zwei Priestern Aufmerksamkeit schenken kann, und weil die Kirche nur befohlen hat, daß man Messe hören soll, zwei halbe Messen aber eine ganze ausmachen." Aus diesem Allem macht Escobar folgenden Schluß (im Kapitel von der Praxis in Anhörung der Messe nach den Grundsätzen der sog. Gesellschaft Jesu): „Man kann in sehr kurzer Zeit die ganze Messe hören; wenn man z. B. vier Messen zugleich fände, die so passeten, daß der eine Priester anfinge, der andere schon beim Evangelium, der dritte bei der Einsegnung und der vierte beim Genuß wäre, so würde man die ganze Messe zugleich hören." ¡ Wie natürlich ist der Schritt zum röm. Katholizismus; wie angemessen einer freien und stolzen Seele! Ueber Vieles, was die Jesuiten für erlaubt erklären, haben Päpste das Verdammungsurtheil gesprochen, so z. B. Alexander VII. unterm 24. Sept. 1665 über 28 Sätze; derselbe unterm 18. März 1666 über weitere 17 Sätze; ferner Innocens XI. unterm 2. März 1679 über 65 Sätze; Alexander VIII. unterm 20. Dez. 1690 über 31 Sätze. Clemens XIV. bedauert in seinem Aufhebungsbreve des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, daß mehrere Anordnungen seiner Vorfahren fruchtlos geblieben seien, z. B. über den Gebrauch und die Erklärung solcher Lehrsätze, welche der päpstliche Stuhl als ärgerlich, und gegen gute Zucht und Sitten offenbar anstoßend, mit Recht verdammt hätte; sodann über andere höchst wichtige Dinge, welche zur Erhaltung der Reinigkeit des christlichen Lehrbegriffs unumgänglich nothwendig wären." Die Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, haben ein feierliches Gesetz, daß kein Ordensglied etwas ohne Censur seiner Oberen drucken lassen darf. „Die Oberen", belehrt uns der Jesuitengeneral Claudius Aquaviva, „die Oberen sind für jeden Irrthum ihrer Untergebenen verantwortlich. Sie können sich nicht damit entschuldigen, sie hätten den oder jenen Irrthum nicht bemerkt, der nachher in einem Buche angetroffen wird; denn sie hätten ihn sollen bemerken." Sämmtliche eben angeführte Schnurrpfeifereien jesuitischer Sittenprediger sind Pascals Provinzialbriefen entnommen.

5. Das Evangelium ist nicht ein Glaubensgesetz, nicht ein Joch der Ueberzeugungen, sondern die Botschaft, daß der Geist Gottes bei uns sein und die Armen trösten, die zerstoßenen Herzen heilen, die Blinden erleuchten und die Gefangenen

2. Christus hat an das gesetzlich vorgeschriebene Passamahl nur angeknüpft, um in unmittelbarer Verbindung mit demselben ein anderes Mahl, das Mahl des Neuen Bundes zu stiften. Er, der Königliche Hohepriester, ist des Gesetzes Ende und hat nicht wieder Priester und Leviten, sondern Apostel eingesetzt.

3. Das hl. Abendmahl, dessen wiederholte Feier Christus geboten hat zu seinem Gedächtniß, ist nicht ein Opferakt für sich, nicht eine selbstständige Wiederholung eines Opferaktes, sondern eine auf den ein für allemal geschehenen Opfertod Christi bezogene Erinnerungsfeier.

4. Die evangelische Kirche gibt nicht zu, daß eine Abendmahlshandlung für Abwesende, sei es für Lebende oder für Verstorbene, auf

losmachen will. Das Alte Gesetz hat das Evangelium vorgebildet; dieses sollte jenes erfüllen, aber so, daß es dasselbe zugleich aufhob. Das Gesetz ordnete Opfer an; das Evangelium hat nur Eines, aber ein solches, welches ein für allemal das bewirkte, was die früheren unaufhörlich erneuerten, Tag für Tag zu bewirken suchten. Das Gesetz hatte einen Hohenpriester, der gehalten war, jedes Jahr die feierliche Handlung der Sühne für die Sünden des Volkes zu erneuern; das Evangelium dagegen hat einen Hohenpriester, der diese Sühne in einem Male für alle Sünden vollendet hat; denn das dargebrachte Opfer war kein anderes, als Er selbst. Aus der Einzigkeit und Nicht-Erneuerung des Opfers folgt, daß die Messe keineswegs ein Opfer ist; aus der Einzigkeit des Hohenpriesters folgt, daß der die Messe celebrirende Geistliche keineswegs ein Opferpriester ist. — Die jüdischen Priester opferten ihre Opfer auf einem Altar; wenn die Lehre von der Messe wahr wäre, so würde Christus sich darauf einlassen, auf wenigstens 150,000 Altären geopfert zu werden. Möge uns ein röm. Priester darüber aufklären, wie er dies mit den Worten des Apostels (Hebr. 10, 12.) in Einklang bringen will: „Er aber, nachdem Er Ein Opfer für Sünden dargebracht, hat Er sich für immer zur Rechten Gottes gesetzt." Bei keinem Evangelisten finden wir, daß Christus befohlen hat, statt seiner die von ihm im hl. Abendmahl gesprochenen Worte nachzusprechen. Wenn ein Meßpriester sagt: „Das ist mein Leib," so thut er dergleichen, als ob er Christus wäre. Gleichwohl gibt er vor, Christum zu opfern und hält sich daher für einen Opferpriester. „Was der Mensch ißt, das ist er," meint Louis Büchner. Während der Hohepriester im Allerheiligsten verweilte, fand kein Opfer statt (3. Mos. 16, 18). Christus ist nun im Himmel, vorgebildet durch das Allerheiligste (Hebr. 9, 2. 4.); mithin soll kein Opfer stattfinden, während Er sich im Himmel befindet. — Christus setzte sein Sakrament nach dem Mahle ein; der röm. Priester verrichtet seine Messe nüchtern; denn nach dem Mittagessen möchte sich die sog. Priesterwürde oft etwas possirlich ausnehmen. Messe lesen nach dem Frühstück gilt im röm. System für eine Todsünde. — Es ist zu vermuthen, daß etliche Jünger ihr Abendmahlsbrod gegessen haben, ehe Christus die Worte gesprochen hatte: „Das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird;" denn Er hat es nicht gemacht, wie die röm. Priester, welche eine Oblate nehmen, darüber die sog. Consecrationsworte murmeln, sie hernach brechen, oder ungebrochen austheilen; sondern Er hat das Brod genommen, es gebrochen, dankgesagt, jenen gegeben oder heißen nehmen und essen, darauf angezeigt, was es bedeuten soll, und dann die sog. Consecrationsworte gesprochen. Mark. 14, 23. lesen wir: „Und Er nahm den Kelch und dankte und gab ihnen den, und sie tranken Alle daraus. Und Er sprach zu ihnen: Das ist mein Blut des Neuen Bundes, das für Viele vergossen wird." Nun soll die Transsubstantiation stattfinden vor dem Akt des Kauens, unmittelbar nachdem die Worte: „Das ist mein Leib" ausgesprochen sind; gleicherweise soll sie stattfinden vor dem Akt des Trinkens, unmittelbar nachdem die Worte „Das ist mein Blut" ausgesprochen sind. Hier aber ist der Wein getrunken, bevor die Worte erklangen: „Das ist mein Blut des Neuen Bundes." Mithin müßte die Verwandlung des Weines in Knochen, Nerven u. s. w. Christi im Magen der Apostel stattgefunden haben, und nicht auf dem Altar, wie die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) lehrt. — Christus hat das Brod gebrochen, bevor Er

Bestellung hin und nach Absicht des Spenders, mit irgendeiner gedeihlichen Folge verrichtet werden könne.

5. Christus hat das Brod und den Wein im hl. Abendmahl gegeben, damit man davon esse und trinke, nicht aber, damit man die beim hl. Abendmahl zu verwendenden Stoffe anbete, aufbewahre und in Kästchen einschließe.

6. Es verstößt gegen den Wortlaut nicht minder, als gegen den Geist der Einsetzung dieses Sakraments, wenn nicht allen Theilnehmern am hl. Abendmahl der Kelch gereicht wird, nachdem in den Einsetzungsworten des hl. Abendmahls gesagt ist: Trinket Alle daraus.

---

die Worte sprach, in welchen nach Angabe der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) die Weihung enthalten sein soll; der Priester bricht die Hostie nach diesen Worten, damit die Zuschauer glauben, er opfere nun Nerven und Knochen u. s. w. Christi. Wenn dasjenige, was man bei jedem, mithin auch beim ersten hl. Abendmahle brach, geopfert ward, so muß Christus nur Brod geopfert haben. Der Priester bricht die Hostie in drei Theile und wirft den einen davon in den Kelch, d. h. er läßt Christum in seinem Blute schwimmen. Wenn nun das Brechen der Hostie ein Akt des Opferns für die Sünde ist, so folgt daraus, daß Christus, der das Brod brach, bevor Er die Worte aussprach, welche man die Worte der Weihung nennt, ein Opfer von nicht-geweihtem Brod, d. h. nach röm. Theorie, von eitel Brod für die Sünden gebracht hat. In Rücksicht hierauf wurde Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 6. 17.) bewogen, zu sagen, es habe Christus mit den Worten, „das ist mein Leib“ nicht die Weihung ausgesprochen. Hieraus folgt, daß die Worte, „das ist mein Leib“ größere Kraft besitzen im Munde eines Meßpriesters, als im Munde Christi. — Christus hat seinen Jüngern Brod und Wein gegeben, als Er die Abendmahlsworte sprach. Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) hat für gut gefunden, diese beiden Handlungen während der Messe durch Gebete und Ceremonien zu trennen; denn die Verfahrungsweise Christi, wonach das Wesentliche des Sakramentes im Empfange besteht, ist ihrer eingepöckelten Aufbewahrungstheorie ungünstig. — Christus sprach zu seinen Jüngern: „Nehmet, esset.“ Eine Sache nehmen, um sie zu essen, heißt doch wohl, daß man sie mit der Hand nehme. Ein röm. Priester würde sich einer strafbaren Handlung schuldig machen, falls er die Hostie einem Laien in die Hand gäbe. — Christus bediente sich bei der Abendmahlsfeier keiner Spendeformel; seine Worte sind Einsetzungsformel, die Er sprach, während Brod und Wein aus einer Hand in die andere ging. In der Messe murmelt der Priester, daß Christus, nachdem Er den Kelch in die Hände genommen, mit zum Himmel gehobenen Augen gesagt habe: „Dies ist der Kelch meines Blutes, des Neuen und ewigen Bundes, das Geheimniß des (?) Glaubens.“ Die Compilatoren des röm. Katechismus (De sacram. III, 20.) möchten uns gerne weiß machen, die Worte: „das Geheimniß des Glaubens“ und „ewigen“ habe uns eine hl. mündliche Ueberlieferung, die Dollmetscherin und Bewahrerin der katholischen Wahrheit, gelehrt. Se. Heiligkeit, Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 5.) ist derselben Ansicht; „denn,“ frägt er mit affektirter Naivetät, „¿wer besäße Anmaßung und Kühnheit genug, diese Worte nach seinem Gutdünken einzuschieben?“ Das Einschiebsel „Geheimniß des Glaubens“ kömmt vornehmlich der Kelchentziehung zu statten: der Kelch sollte den Nichtpriestern so fremd werden, daß ihnen die Ursache seiner Entziehung ein Geheimniß bleibt. Die Meinungen über eine Frage ändern sich durch Wechslung der Ausdrücke, oder Zusetzung anderer; auf diese Art werden Ansichten biegsam gemacht und dem Zwecke angepaßt. Den Worten „das ist mein Leib“, sowie den (von keinem Evangelisten in der Weise erwähnten) Worten „das ist der Kelch meines Blutes“ wird im Meßcanon das Wörtchen „denn“ vorgeflickt; eine ungebührliche Erklärung wird so in die Einsetzungsformel hineingetragen. — Christus befahl seinen Jüngern nicht, das ihnen Dargereichte anzubeten, und man findet nirgends, daß die Apostel bei Gelegenheit des ersten hl. Abendmahls irgendwie Miene zur Anbetung gemacht hätten. Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus)

1. Petr. 3, 18. Sintemal auch Christus einmal für unsere Sünden gelitten hat, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns Gott opferte, und ist getödtet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist.

Hebr. 7, 26—27. Einen solchen Hohenpriester sollten wir haben, der da wäre heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert und höher denn der Himmel ist; dem nicht täglich noth wäre, wie jenen Hohenpriestern, zuerst für eigene Sünde Opfer zu thun, dann für des Volkes Sünde; denn das hat Er gethan einmal, da Er sich selbst opferte.

Hebr. 9, 11. Nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, sondern Er ist durch sein eigenes Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erlangt.

Hebr. 9, 25—28. Auch nicht, daß Er sich oftmals opfere, gleichwie der Hohepriester gehet alle Jahre in das Heilige mit fremdem Blut; sonst hätte Er oft leiden müssen von Anfang der Welt her. Nun aber am Ende der Welt ist Er einmal erschienen, durch sein eigenes Opfer die Sünde aufzuheben. Und wie den Menschen

---

fordert, daß die geweihte Hostie und der geweihte Meßwein gleich Gott angebetet werden, und sie verflucht Diejenigen, welche das Gegentheil lehren. — Christus hob das Abendmahlsbrod und den Kelch nicht empor, und die Apostel blieben am Tische sitzen. Wenn sich heute Einer nach den Aposteln richten und bei Gelegenheit der Emporhebung der Hostie sich so benehmen würde, wie sie sich bei der ersten Abendmahlsfeier benahmen, ¿würde die Klerisei ihn nicht für einen Gottlosen halten? — Matth. 26, 26. steht: „Jesus nahm das Brod, dankte und brach es." Den Begriff „danken" (im Griechischen „Gott loben") hat das päpstliche Religionssystem in den Begriff „segnen, weihen" umgewandelt, also einen passiven Begriff in einen aktiven. Die Verfasser des röm. Katechismus (De sacram. III, 18.) sagen hiebei listig: „Dies Wort des Evangelisten „Er segnete", scheine (sic) gerade so zu verstehen zu sein, als wenn er gesagt hätte: als Jesus das Brod nahm, segnete Er es und sprach: Das ist mein Leib." Jesus segnete beim ersten hl. Abendmahl nichts; sondern Er sagte Dank, und darnach brach Er das Brod. Dies spricht noch bestimmter das im folgenden Vers in Bezug auf den Kelch gewählte Wort aus, das niemals etwas Anderes als Danksagen bedeutet, und das sogar Lukas (22, 19.) und Paulus (1. Kor. 11, 24.) in ihrem Bericht über das hl. Abendmahl allein gebrauchen. Dieselbe Danksagung war bei allen Mahlzeiten gebräuchlich, wie sie denn Christus bei der Brodaustheilung in der Wüste auch verrichtete. Herr Dr. Hermann Rolfus bestrebt sich, den Begriff des Dankens sowohl, als denjenigen des Segnens zu verwerthen. „Christus," belehrt uns Rolfus, „Christus nimmt Brod und Wein, blickt zum Himmel empor, dankt dem Herrn, daß er ihm die Gewalt gegeben, ein so großes Wunder zur Offenbarung seiner Ehre und seiner unendlichen Barmherzigkeit zu verrichten, segnet dasselbe und spricht nun: Nehmet hin und esset." — Der röm. Priester genießt die Hostie selbst und scheint daher nicht Gott, sondern sich selbst ein Opfer darzubringen, was gegen alle Gewohnheit des Alten Testaments streitet, wo das, was geopfert werden sollte, entweder auf den Altar gesprengt, oder verbrannt, nie aber von den Priestern verzehrt wurde, obgleich diese einen Theil von dem Opfer bekamen. — Die Diener des Evangeliums haben das hl. Abendmahl nur auszutheilen (1. Kor. 4, 1—2.); wenn Niemand zum hl. Abendmahl geht, brauchen sie es nicht zuzubereiten. Nicht für Andere sollen sie es genießen, wie es auch Christus nicht für seine Jünger genossen hat. Das Concil von Trient (Sess. XIII. cap. 8.) hat beschlossen, „es sei beim Genusse des Geheimnisses (?) jederzeit in der Kirche Gottes der Brauch gewesen, daß die Meßpriester sich selbst communicirten, welcher Brauch, als aus apostolischer (?)Ueberlieferung herstammend, recht und billig beibehalten werden müsse." Das Selbstcommuniciren mag in Nothfällen angehen; in der Regel aber sollen Spender und Empfänger nicht in einer Person vereinigt sein. Christus reichte nicht ausschließlich sich, sondern seinen Jüngern, d. h. der damaligen Gemeinde das hl. Abendmahl, und zum Selbstcommuniciren werden sämmtliche Messeleser doch nicht täglich ein Bedürfniß fühlen. Wenn das Concil von Trient nun dennoch behauptet, die Sitte des Selbstcommunicirens steige aus apostolischer Ueberlieferung hernieder, so ist im Weiteren zu bedenken, daß Christus das hl. Abendmahl mögli-

ist gesetzt, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht: Also ist Christus einmal geopfert, wegzunehmen Vieler Sünden.

Heb. 10, 10—14. In welchem Willen wir sind geheiligt, einmal geschehen durch das Opfer des Leibes Jesu Christi. Und ein jeglicher Priester ist eingesetzt, daß er alle Tage Gottesdienst pflege und oftmals einerlei Opfer thue, welche nimmermehr können die Sünden abnehmen. Dieser aber, da Er hat ein Opfer für die Sünden geopfert, das ewiglich gilt, sitzt Er nun zur Rechten Gottes und wartet hinfort, bis daß seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden. Denn mit einem Opfer hat Er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden.

Joh. 19, 30. Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach Er: ¡Es ist vollbracht!

Matth. 26, 27. Er nahm den Kelch und dankte und gab ihnen denselben und sprach: Trinket Alle daraus.

Mark. 14, 23. Jesus nahm den Kelch und dankte und gab ihnen den, und sie tranken Alle daraus.

---

cherweise nicht mitgenoß, wenigstens nicht im Sinne der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus). Mich will bedünken, Christus habe am hl. Abendmahl theilgenommen; Er zeigt dies, nachdem Er den Kelch gegeben, durch die Worte: „Ich werde nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken." Herr J. B. Bossuet meint: „Es beziehen sich diese Worte nicht speziell auf den in Blut umgewandelten Wein, sondern auf den beim hl. Abendmahl servirten Wein im Allgemeinen." Christus hat beim hl. Abendmahl in der Landessprache und mit verständlicher Stimme gesprochen; Er hat nicht gesungen, die sog. Consecrationsworte nicht gemurmelt, wie dies heute in der Messe geschieht. Innocens III. (Myst. miss. lib. III. cap. 1.) gibt als Grund dieser Aenderung an: „Es haben eines Tages Hirten die Worte der Weihung gehört und auf ihr Abendbrod ausgesprochen, welches dann alsbald in Fleisch verwandelt worden sei; Gott habe dann im Zorne Feuer vom Himmel gesandt, welches die Hirten verbrannte." Der Name des Herrn Innocens bürgt für die Wahrheit dieser Idylle. Wir wollen ihm großmüthig auf's Wort glauben; der Reiz jedes Märchens liegt in der kindlich einfachen, unbefangenen Auffassung der Menschen und Lagen. Das Concil von Trient (Sess. XXII. cap. 6.) gibt sich zwar den Schein, als wolle es die Anordnung, daß ein großer Theil der Messe leise gesprochen werde, nur aus dem Gesichtspunkte der rituellen Zweckmäßigkeit rechtfertigen; Herr Robert Bellarmin dagegen gesteht (De missa lib. II. cap. 12.), „es handle sich dabei eigentlich um die Natur des Opfers als solchen; denn Opfern sei nicht ein Reden, sondern ein Thun; und wenn es dennoch in gewissem Sinne auch zugleich ein Reden sei, so sei es ein Reden nicht in oder zu der Gemeinde, sondern zu Gott; nicht mit Menschen, wenn schon sein Handeln keinen Privat-, sondern einen öffentlichen Charakter trage, weil er nicht bloß für sich, sondern für die ganze Kirche handle." Auch die Worte, welche die Wesensverwandlung bewirken sollen, werden leise gesprochen; sie gehen die Gemeinde nicht an, sondern gelten dem Brod und dem mit Wasser gemischten Weine, um an diesen Stoffen in magischer Kraft die Veränderung in Nerven, Knochen u. s. w. Christi hervorzubringen. — Christus hat während des hl. Abendmahls an einem Tische gesessen; der Priester steht vor einem Altar. Christus hat bei dieser Gelegenheit gewöhnliche Kleider getragen; der Priester ist mit allerlei hieroglyphischen Ornamenten aufgeputzt. Christus hat Brod gebrochen; der Priester bedient sich einer Oblate, und Niemand wird diesen getrockneten Brei „Brod" nennen. Christus hat beim hl. Abendmahl weder dem Erzengel Michael gebeichtet, noch Gebete für die Todten gesprochen, noch hat Er das Brod liegen lassen, noch es zur Schau gestellt, noch es herum getragen. Der Priester thut dieses und noch manches andere; wenn immer möglich, kehrt er z. B. seiner Gemeinde absichtlich den Rücken. Was Christus für uns gethan hat, ist in den Hintergrund getreten; was der röm. Priester thut, kömmt bei der Messe allein in Betracht. ¿Wer will nun in dem eucharistischen Zerrbild das ursprüngliche, von Christus gestiftete hl. Abendmahl erkennen? ¡Aber was ist der Partei zu dumm, das sie nicht als Hocus-Pocus vorzubringen wagte! ¡Wozu hat sie sich nicht erkühnt, um die Menschen zu nöthigen, nach dem Phantome zu greifen, welches sie ihnen bietet!

6. ¿Was lehrt die evangelische Kirche vom Wesen des hl. Abendmahls?

1. Beide Sakramente des Neuen Bundes, die Taufe und das hl. Abendmahl, sind äußerliche Zeichen der durch den wahren Glauben empfangenen Gnade und bestimmte Merkmale, durch welche sich die Gläubigen von den Ungläubigen unterscheiden.

2. Jeder Christ, welcher in der allein hinreichenden Vorbereitung des wahren Glaubens im hl. Abendmahl das Brod ißt und den Kelch der Danksagung trinkt, wird auf's Neue in dem Bunde befestigt, welchen Christus durch seine Hingebung gestiftet hat.

---

6. Es ist die Weise der Hierarchie, ihre großentheils aus reiner Willkür fließenden Forderungen über alle Verhältnisse des Lebens zu erstrecken, schon um die Gläubigen an eine überall über ihnen waltende Macht zu gewöhnen. Das Nichtbeachten dieser Forderungen wird insgemein schärfer gerügt, als die Vernachläßigung sittlicher Pflichten, und höher als diese die Erfüllung der von der Hierarchie geäußerten Wünsche geachtet, als da sind: Wiederholung von Gebeten, Fasten, Wallfahrten, Kirchenbau, Messen lesen und lesen lassen, Gelübde des Klosterlebens und geistlichen Ritterthums. So entstand die Vorstellung, opus operatum genannt, dem wörtlichen und ursprünglichen Sinne nach: das nach dem Gebote oder Rath der Kirche (?) vollbrachte Werk, das schon dadurch, daß es gethan ist, vor Gott Werth habe. Das Mittelalter hat dadurch gewaltige Thaten vollbracht; der Weg war gefunden, wie den kirchlichen Glauben, so auch das kirchliche Werk von der christlichen Gesinnung abzulösen. Für den weitaus größten Theil der Staatsangehörigen ist heutzutage Religion und Moral identisch; für ihn ist letztere nur insoweit verständlich, als sie in ersterer gleichsam begründet ist. Ja noch mehr: die Religion bildet den Inbegriff und die Summe des Ideals für die Mehrzahl der Menschen. Einer der hervorragendsten Zweifler an der Gültigkeit des opus operatum der Messehandlung ist Gregor VII. Nachdem er (1074) den Beschluß gefaßt hatte, daß verheirathete Geistliche durchaus keine geistlichen Verrichtungen vornehmen sollten, ließ er durch seine Legaten und Mönchsmissionäre den Wahn verbreiten, daß die Messe der verheiratheten Priester nicht kräftig, nicht heilig genug, also das Meßgeld, das man ihnen gebe, verloren sei. Die Dominikaner auf dem Concil von Trient behaupteten: „die Gnade sei zwar eine von Gott unmittelbar erschaffene, geistige Eigenschaft; in den Sakramenten aber liege eine werkzeugliche, schaffende Kraft, welche die Seele in die Verfassung setze, dieselbe zu empfangen; daher könne man sagen, daß die Gnade in den Sakramenten sei, nicht wie in einem Gefäße, sondern wie die Wirkung in ihrer Ursache." Sie erläuterten dies spitzfindig mit dem Gleichnisse des Meisels, welcher das Instrument sei, nicht zur Ausgrabung und Herbeischaffung des Felsens, sondern zur wirklichen Schaffung der Bildsäule. Die Franziskaner entgegneten: „sie fänden es unbegreiflich, wie Gott, die geistige Ursache, zur Hervorbringung einer geistigen Wirkung, nämlich der Gnade, sich eines körperlichen Instrumentes bedienen sollte. Nein, die Sakramente hätten keine werkzeugliche schaffende Kraft; sie seien nur die Träger der göttlichen Verheißung, da Gott versprochen habe, seine Gnade zu spenden, so oft ein Sakrament gebraucht werde. Daher könne man freilich sagen, daß die Gnade in den Sakramenten enthalten sei, aber nicht als eine in ihnen liegende Kraft, sondern nur in dem Verbande, daß die Sakramente kräftige Zeichen von ihr seien, nach dem Versprechen Gottes, seine Gnade dem Gebrauche der Sakramente unzweifelhaft zu verbinden. So müsse das Sakrament als die Ursache der Gnade angesehen werden, weil auf seinen Gebrauch die Gnade als Wirkung folge, nicht kraft des Sakraments selbst, sondern kraft der göttlichen Verheißung, im bestimmten Falle die Gnade zu verleihen; gleich wie man sage, das Verdienst sei die Ursache der Belohnung, obgleich dasselbe ohne Aktivität." Diese Ansicht erhärteten sie nicht allein aus Scotus und Bonaventura, den ruhmreichen Theologen ihrer Sekte, sondern auch aus dem hl. (?) Bernhard, welcher erklärte, daß man die Gnade durch die Sakramente erhalte, wie der Domherr durch ein Buch und der Bischof durch einen Ring seine Würde empfange." Die Gründe wurden beiderseits mit nicht enden

3. Es handelt sich im hl. Abendmahl um keine Lebenseinheit mit Christus, welche nicht in der Zurechnung des Todes Christi ihren Zweck hätte. Deßhalb kann der Empfang des hl. Abendmahls nicht an sich, gleichsam als ein verdienstlicher Akt, Vergebung der Sünden wirken.

4. Die Gemeinschaft der Gläubigen unter sich, nach den Gesetzen der Gleichheit, ist beim Genuß des hl. Abendmahls wesentlich und ein nie zu trennendes Element.

1. Kor. 11, 27—29. Welcher nun unwürdig von diesem Brod isset oder vom

---

wollendem Wortaufwande vorgetragen und mit nicht geringerem Ernste angehört. Dabei fehlte es nicht an gegenseitigen Verunglimpfungen und Verdammungen. Die Dominikaner sagten: „Die Nachgiebigkeit der Franziskaner rieche nach dem Lutherthum.“ Diese erwiderten: „Die Dominikaner wollten Unmöglichkeiten aufstellen und so den Ketzern zur Verhöhnung und Beschimpfung der katholischen Kirche das Recht in die Hand geben. Umsonst versuchten, nach Angabe Paul Sarpi's, einige gutgesinnte Prälaten, Frieden zu stiften, indem sie vorstellten, wie ja beide Theile im Schluß einig wären, nämlich, daß die Sakramente die Gnade enthielten, und die Ursache der Gnade seien, und wie ja wenig daran liege, zu wissen, wie dieses zugehe; es sei das beste, beim Allgemeinen stehen zu bleiben und sich nicht in solche Einzelnheiten einzulassen. Man entgegnete ihnen, es handle sich hier nicht bloß um Worte, sondern um den wichtigen Satz, ob die Sakramente Kraft hätten, oder keine. Der Streit wäre zu keinem Ende gediehen; aber der Legat Cervinus befahl die Vornahme anderer Materien, mit dem Bemerken, am Ende diesen streitigen Punkt wieder aufzunehmen, und es der Prüfung der Congregation anheimgeben zu wollen: was das Beste sei, ihn fallen zu lassen, oder wirklich zu entscheiden. Genaue Begriffsbestimmungen pflegen eine gefährliche Sache zu sein, zumal in der mittelalterlichen Philosophie, welche ihre Argumente mehr auf Wörter, als auf Gegenstände stützt: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten.“ Ein aus protestantischen Büchern gezogener und dem Concil zum Behufe des Tadels unterbreiteter Artikel war: „Das hl. Abendmahl ist nur zur Vergebung der Sünden eingesetzt.“ Die censirenden Theologen theilten sich in zwei Meinungen. Die Einen sagten: der Satz sei katholisch, wenn das Wort „nur“ gestrichen würde; und da in der That kein Ketzer dasselbe dem Satz beisetze, so müsse der Artikel nach Recht und Billigkeit übergangen werden. Die Andern behaupteten dagegen: wenn man auch das Wort „nur“ streiche, so sei der Satz dennoch ketzerisch; denn das hl. Abendmahl sei nicht zur Vergebung der Sünden eingesetzt worden. Die Debatten vervielfältigten sich in den Congregationen; das Concil aber wich zuletzt der Schwierigkeit aus (wie manchen andern Schwierigkeiten) und schlug einen Ausweg ein. Es kam folgende Redaction (Sess. XIII. can. 5.) zu Stande: „Wenn Jemand sagt, die vornehmste Frucht des hl. Abendmahls sei die Vergebung der Sünden, oder dasselbe gewähre keine andern Früchte: der sei verflucht.“ Man vergleiche die Worte des Canons mit denen des aus den protestantischen Büchern gezogenen Satzes, welcher den Beweggrund zu dem Gezänk der theologischen Censoren abgegeben hatte, und man wird sehen, daß die conciliatorische Definition die Ausdrücke der Streitfrage änderte. — Als bezeichnend für den Geist dieses Kirchenraths erwähnt Paul Sarpi der in der nämlichen Sitzung erfolgten Ablesung des Beglaubigungsschreibens, welches Joachim, Churfürst von Brandenburg, seinen Gesandten mitgegeben. Der Eine, Christoph Straßer, hielt eine lange Rede, worin er aber alles auf den Glauben Bezügliche vermied und nur die Hochachtung seines Herrn für die Väter der Synode ausdrückte. Ihm antwortete im Namen der Synode der Promotor: „Die Väter hätten mit vielem Vergnügen seine Rede vernommen und besonders die Zusage, daß der Fürst sich der Synode gänzlich unterwerfen und deren Decrete annehmen wolle; auch lebten sie der Hoffnung, die That werde den Worten entsprechen.“ Nicht klein war die Verwunderung über die Antwort der Synode, wegen ihrer zierlichen und einträglichen Kunst im Rechnen, da sie einen Einsatz von zehn, und eine Gegenforderung von zehntausend machte; denn ein besseres Verhältniß bestand nicht zwischen den Worten, mit denen der Churfürst seine Hochachtung vermelden ließ, und zwischen den Worten der Synode, nach

Kelch des Herrn trinket, der ist schuldig an dem Leibe und Blute des Herrn. Der Mensch prüfe aber sich selbst, und also esse er von diesem Brod und trinke von

---

denen diese seine Unterwerfung erwartete. Doch fanden Einige darin eine Entschuldigung, daß die Synode nicht darauf Rücksicht genommen, was gesprochen wurde, sondern darauf, was nach ihrem Wunsche hätte gesprochen werden sollen; denn dies sei der gewöhnliche fromme Kunstgriff der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), um die Schwachen zu gewinnen, daß sie am Gehorsam derselben nicht zu zweifeln sich den Anschein gebe. Aehnlich verfuhr man mit dem Grafen von Helfenstein, dem Gesandten des Kaisers Maximilian, Wahlkönigs von Ungarn. Paul Sarpi erzählt, „es sei nach langer Berathung in der Generalcongregation der Kardinäle der Beschluß zu Stande gekommen: in der Antwort an den Gesandten, obschon nicht um Bestätigung der Wahl gebeten und auch kein Gehorsam gelobt werde, diesen Mangel auszufüllen und zu sagen, daß Seine Heiligkeit die Wahl des Königs bestätige und seinen Gehorsam annehme; aber keine Erwähnung davon zu thun, daß jene nicht nachgesucht und dieser nicht beschworen wurde." Es erinnert das an gewisse Berichte der amtlichen Wiener Zeitung, welche in der vorbeustischen Periode bei jeder Gelegenheit bestätigte, daß die Regierung seiner K. K. Apostolischen Majestät an das Vorhandensein einer versöhnlichen, aber terrorisirten Mehrheit in Ungarn glaube; oder an die Allocution vom 30. Sept. 1861, worin Pius IX., freilich bloß in Frageform, sich folgendermaßen ausläßt: „¿Habt Ihr nicht selbst, ehrwürdige Brüder, vielmal die so aufrichtigen, so unverhüllten, so herzlichen Kundgebungen gesehn, durch welche dieses röm. Volk, zu dem Wir solche Liebe hegen, die Gefühle seines altüberlieferten Glaubens an den Tag gelegt habe, welche mit vollem Recht das größte Lob verdienen?" Nirgends herrlicher, als unter den Händen der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sollen die zartesten Geistesblüthen mit ihrem wunderbaren Schmelz gedeihen. Das herkömmliche Gottesgnadenthum, wie berechtigt es sich auch dünken mag, frei nach eigenem Belieben zu schalten, konnte sich doch wohl niemals des Bewußtseins völlig entschlagen, daß ihm die Macht nur übertragen sei, um den Willen des Volks zu vollstrecken. Demgemäß war es denn auch zu allen Zeiten bestrebt, glauben zu machen, das Volk im Ganzen sei mit seinem Thun einverstanden, und aller Widerstand rühre nur von einer kleinen Zahl Böswilliger, Ehrgeiziger und Gewinnsüchtiger her. Gleichwie Wilhelm IV. in einer Proklamation während des Märzkampfes zu Berlin (1848) den Aufstand vornehmlich fremden Bösewichtern zugeschrieben, so mußte auch Pius IX. die gleiche Abgeschmacktheit in die Welt hinaus schicken. Circa 15,000 geworbener und einige tausend Mann französischer, von der Sphinx des neunzehnten Jahrhunderts abgelassener Truppen bewahren die unverhüllten Kundgebungen der päpstlichen Unterthanen vor Störungen.

Das Wort Sakrament kommt in der Bibel nirgends vor. Es ist lateinischen Ursprungs und bedeutet so viel, als etwas Geweihtes. Bei der lange Zeit bestehenden Unbestimmtheit des Begriffs konnte von einem Interesse an bestimmten Zahlen nicht die Rede sein. Als eine Zusammenstellung und Zählung begann, schwankte sie von zwei bis zu zwölf, daneben die unbestimmte Vielheit. Die Siebenzahl kam im zwölften Jahrhundert zur Geltung und wurde auf dem Concil von Trient (Sess. VII. de sacram. can. 1.) so festgestellt, daß nun Jedem der Fluch der ewigen Verdammniß angedroht ist, der da sagt: „die Sakramente des Neuen Gesetzes seien nicht Alle von Christus eingesetzt, oder es gebe ihrer mehr oder weniger als sieben." Der Protestantismus hat nach einigem Schwanken nur die beiden Sakramente der Alten Kirche als seine Sakramente festgehalten, wiefern sie allein von Christus eingesetzt sind und einen sinnlichen Stoff des übersinnlichen Inhaltes darbieten. Die Sakramente dienen als Zeichen dazu, durch sinnliche Vergegenwärtigung den Glauben zu unterstützen; als Handlungen aber, den Einzelnen als Glied der Gemeinde darzustellen und zu christlichem Leben zu verpflichten. Jede Handlung, durch welche die Frömmigkeit angeregt wird, erzeugt Gnade, welche Gnade aber nicht durch die Handlung an sich (ex opere operato) hervorgebracht wird, sondern durch den Gemüthszustand, in dem sich der Handelnde befindet (ex opere operantis). Die Gnade ersetzt das, was der Naturzustand nicht vermag. Der Mensch muß sich der Gnade würdig machen, was nur durch freien Entschluß und möglichste Standhaftigkeit im Guten geschehen kann. Die Bedeutung eines Pfandes göttlicher Gnade ist

diesem Kelch. Denn, welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.

---

ein bildlicher Ausdruck für das Gefühl der wachsenden Gemeinschaft mit Gott. Alles was sich nicht mit unserer Besserung und Tugend in Verbindung bringen läßt, sondern als ein eigenthümliches, davon abgesondertes Verdienst, als eine an und für sich schon gültige Stellvertretung rechtschaffenen Lebens, den Beifall Gottes erwerben soll, das ist nicht Religion, das hilft nicht zum Gewissensfrieden oder zum Himmel. Die göttliche Gnade ist nicht ein Schatz, in dessen Mitbesitz der Priester sich befindet, und der folglich davon ertheilen oder zurückhalten kann, wie viel er will; sondern ihre Erlangung hängt von dem Empfänger des Sakraments ab, der den Nutzen der Handlung nach dem Maße des Glaubens zu berechnen hat, womit sein Gemüth erfüllt ist. In der evangelischen Lehre, daß das Sakrament allein durch den Glauben wirke, liegt sonach die Anerkennung seiner religiösen, im Gegensatz jeder magischen Wirkung. Je mehr das Sakrament mit Empfänglichkeit genossen wird, desto weniger ist es bloßes Zeichen der Lebensmittheilung Christi, desto mehr diese Mittheilung selbst. Als hl. Handlung und durch individuelle Beziehung ist es dazu angethan, auf ein williges, mitunter selbst auf ein verschlossenes Gemüth eine religiöse Macht zu üben, die das bloße Wort ohne diese sinnliche Umhüllung zu üben insgemein nicht vermocht hätte. Nicht der Grad der Reinheit der Vorstellung von dem Wesen des hl. Abendmahls bedingt den Segen seines Genusses, sondern die Lauterkeit der Sehnsucht nach Stärkung. Demnach können auch Diejenigen, welche sonst die verschiedensten Vorstellungen vom hl. Abendmahl hegen, dasselbe mit Segen genießen, dafern in ihnen die Empfänglichkeit für die von Christus dargebotenen Kräfte des Lebens waltet. Unter Erlösung von den Strafen der Sünde ist nach den Begriffen des Christenthums keine solche Befreiung von verdienter Strafe zu verstehen, bei der wir uns lediglich dem priesterlichen Gutdünken zu überlassen und die Glaubensartikel eines sich für alleinseligmachend anpreisenden Kirchensystems anzunehmen hätten, ohne uns vor Allem die Gesinnung anzueignen, durch welche wir aufhören, strafbar zu sein; sondern unter der Erlösung, wie unter der stellvertretenden Genugthuung wird eine derartige Enthebung von der einmal zugezogenen Verschuldigung gedacht, welche als eine Gunst zu betrachten ist, die nur in Rücksicht auf gewissenhafte Besserung erwartet werden darf. Eine solche Vorstellungsart ist nothwendig, weil das freie, vernünftige Wesen, sofern es endlich ist, dem ihm eingepflanzten Triebe nach Glückseligkeit nicht entsagen kann, sondern dessen Forderungen mit den Forderungen des Sittengesetzes in Einklang bringen muß. Dieses ist moralischer Weise einzig durch Unterordnung der sinnlichen Forderungen unter die sittlichen möglich. Alle von der rein moralischen Gesinnung verschiedenen Mittel, sich den Beifall und die Gnade des Höchsten zu erwerben, sind nichts als Abgötterei. Nach der stehenden röm. Lehrform, wie sie die Reformation vorgefunden und aufgefaßt hat, bringt jedes Sakrament die Gnade kraft des opus operatum, so daß dabei eine innerlich gute Bewegung nicht erfordert wird, dadurch die Gnade verdient würde, sondern es reicht hin, daß der Empfangende keinen Riegel einer sog. Todsünde vorschiebe. Die Synode von Trient hat auf die reformatorische Verwerfung dieser Lehre geantwortet durch die Bestätigung der Wirksamkeit des opus operatum, im Gegensatz der alleinigen Bedingung derselben durch den Glauben. Hier also ist unleugbar der hergebrachte Lehrbegriff vorausgesetzt, wie ja auch sonst die trientinische Satzung, zumal wo sie vertrakte Kunstausdrücke gebraucht, auf der scholastischen Theologie zu beruhen pflegt. Gibt es, wie zugegeben ist, Messen, bei welchen nicht einmal die Gegenwart Derer, für die sie heilbringend sein sollen, nöthig ist, so erhellt eben hieraus, daß der Begriff des Meßopfers an und für sich nichts weiter erfordert, als das opus operatum der priesterlichen Handlung. Eine Geltung des frommen Werkes an sich selbst, da wenig nach der Gesinnung gefragt wird, aus der es kömmt, oder das auch ein Anderer um Bezahlung für uns thut, wird uns noch mehrfach im röm. Glauben begegnen. Bei der Zergliederung unseres corpus delicti, beziehungsweise des verdienstlichen Herunterschluckens einer Oblate, oder eines Schluck Weins, erleidet die Herrlichkeit des röm. Kirchendogmas keinen wesentlichen Abbruch, wenn auch der Ernst und die Tiefe der innern Beweggründe fehlt, die als solche letzte Ursache alles Kultus sein sollten.

7. ¿ Was lehrt die evangelische Kirche von der Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl?

Christus ist im hl. Abendmahl, wie überall, geistig gegenwärtig, und es findet eine geistige Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm statt; im übrigen ist und bleibt Er im Himmel bis zum Tage des jüngsten Gerichts. Die Worte: „Das ist mein Leib"; „dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blute" sind bildlich zu verstehen: „Das ist das Sakrament, welches meinen Leib bedeutet"; „dieser

---

7. Alle großen Gedanken müssen sich Beschränkungen und Formen gefallen lassen bei der Ausführung, die sonst oft nicht möglich ist; sie werden nicht selten erst dadurch Vielen zugänglich. Das Bedürfniß nach Sakramenten erscheint begründet in der sinnlichen Beschaffenheit der Menschen; und Christus hat dadurch, daß Er einfache Natur- und Kunstprodukte gleichsam zu Trägern des Göttlichen einsetzte, der Natur selbst eine Weihe gegeben, welche jeden hochmüthigen Spiritualismus von der Religion des Geistes abweist. Immanuel Kant hat die Sitte des gemeinsamen Mahles, als solchen, als ein geeignetes Mittel anerkannt, die enge, eigenliebige und unvertragsame Denkart der Menschen, vornehmlich in Religionssachen, zur Idee einer weltbürgerlichen moralischen Gemeinschaft zu erweitern und die Gemüther zu sittlicher Gesinnung der brüderlichen Liebe zu beleben. Nicht Leib und Blut als solche, sondern der durch sie gestiftete Bund soll in Erinnerung gebracht werden. Nur auf den Tod Christi, nicht auf seine erhöhte Menschheit beziehen sich die Symbole. Nicht das Zeichen als solches gibt von sich aus die Gnade, sondern Christus gibt sie mit dem Zeichen; das Zeichen ist Pfand einer gleichzeitigen Wirkung Christi. Wenn Christus körperlich und persönlich im Sakramente des hl. Abendmahls zugegen wäre, ¿ was ist denn das sichtbare Zeichen, welches einen der zwei wesentlichen Theile eines Sakraments ausmacht? ¿ Wie könnte die Taufe ein Sakrament sein, wenn man das Dasein des Wassers leugnete? Das Sakrament des hl. Abendmahls würde vernichtet, falls eine Transubstantiation stattfände. Man durchgehe sämmtliche Sakramente, sowohl des Alten als des Neuen Bundes, man schließe selbst die Ceremonien der röm. Kirche, welche sichtbare Zeichen einer unsichtbaren Gnade vorstellen, mit ein: das Osterfest, die Beschneidung unter dem Gesetz, die Taufe unter dem Evangelium, das was die röm. Kirche Firmelung und letzte Oelung nennt, und man wird überall Sachen und Worte finden, welche im bildlichen Sinne zu verstehen sind. ¿ Und einzig beim Sakrament des hl. Abendmahls sollte kein Bild sein? Das Concil von Trient (Sess. XIII. cap. 1.) nennt die bildliche Annahme der Abendmahlsworte „die unwürdigste Schändlichkeit". Herr Dr. Hermann Rolfus schreibt mit Approbation des hochwürdigsten erzbischöflichen Ordinariats zu Freiburg im Breisgau: „Gerade an dem Abend vor seinem Tode hätte der Heiland ein weit besseres Sinnbild gefunden, wenn er ein Sinnbild hätte brauchen wollen; denn es wurde ja an diesem Tage das Osterlamm geschlachtet. Der Herr aber glich einem Lamme, weil Er, wie die Lämmer, als Opfer für die Sünden sich hingab, weil Er unschuldig wie das Lamm geopfert wurde und seinen Mund nicht öffnete vor Dem, der es scheerte." Matth. 26, 11. heißt's: „Arme habt Ihr allezeit bei Euch, mich aber habt Ihr nicht allezeit." Wenn Christus sich überall befände, wo man Messe liest, so hätten wir ihn immer bei uns, und zwar noch besser, als die Apostel. Es hilft nichts, zu sagen: „Christus sei nicht mehr auf dieselbe Weise mit uns, wie damals." Er spricht jene Worte bei Gelegenheit der Ausgießung eines Gefäßes mit kostbarem Parfüm über sein Haupt. Die Jünger waren ungehalten darüber und sagten: „¿ Wozu diese Vergeudung? Dieser Parfüm hätte mögen theuer verkauft und das Geld den Armen gegeben werden." Wäre nun Christus nach seinem Tode unter seinen Jüngern geblieben, befände Er sich unter uns in dem Sinne, wie die röm. Lehre ihn in der Messe annimmt, so hätten sie ihm erwiedern können: „Wir werden Dich, Herr, ebenso lange unter uns haben, als die Armen; und die Verschwendung dieser Frau ist nichts im Vergleich zu derjenigen, welche einst stattfinden wird, wenn Straßen mit Teppichen belegt werden, wenn man Dich in Monstranzen einschließt und Dir prächtige Ruhealtäre errichtet." Mark. 13, 21. heißt's: „Wenn nun Jemand zu der Zeit wird

Kelch enthält ein Sakrament des Neuen Bundes." Brod und Wein sind Zeichen des am Kreuze geopferten Leibes und vergossenen Blutes; der Genuß der Abendmahlselemente ist ein Sinnbild der Aufnahme Christi in uns. Wir nennen das „Zeichen, Sinnbild", im Gegensatz zur röm. Verwandlungslehre. Das zum hl. Abendmahl verwendete Brod und der zum hl. Abendmahl verwendete Wein bleiben Brod und Wein; eine Verwandlung geschieht damit ebensowenig, als mit dem Taufwasser.

---

zu Euch sagen: Siehe, hier ist Christus, siehe, da ist Er, so glaubet es nicht." Nach röm. Theorie ist die Hostie nur Christus und nichts anderes mehr; der Römling muß in einfachem, definirendem Urtheil sagen können: „Hier ist Christus." „Christus," schreibt Herr J. B. Bossuet, „Christus hat sich selbst als Schlachtopfer für uns hingegeben, daß wir in der Wirklichkeit von dem Fleische dieses Opfers genießen sollen, damit die wirkliche Theilnahme an diesem anbetungswürdigen Fleische (?) für einen jeden aus uns ein würdiges Zeichen (?) sei, daß er dieses (?) Fleisch unsertwegen angenommen und für uns geopfert habe." Wenn die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) den fast ausschließlichen Gebrauch der Worte „wirkliche Gegenwart" usurpirt hat, so ging es eben damit, wie mit dem Wort „katholisch;" es bekundet wenig Einsicht, dafern Einer meint, daß die Begriffe „römisch" und „katholisch" einander decken. Gott ist in Folge der Unendlichkeit seines Wesens überall, mithin auch beim hl. Abendmahle gegenwärtig. ¿Wozu also ein besonderes Annäherungsmittel? ¿Weßhalb soll der Allgegenwärtige in einer Büchse, Monstranz genannt, noch besonders gegenwärtig sein? Es gehört mit zum Wesen der von Christus verkündigten Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit (Joh. 4, 21—24.), daß diese Anbetung keinerlei örtlicher Beschränkung unterliege. Nicht Gott, der unsichtbare, allgegenwärtige Geist, wird in der Messe angebetet, sondern das sichtbare Backwerk und der Inhalt eines Bechers, welche Dinge der Priester zwischen seinen Fingern in die Höhe hält, gleich als hätte er sein Sächelchen aus der Luft gegriffen. Daß die Protestanten diesen Götzen nicht statt Gottes wollen gelten lassen, dafür stellen Viele den Protestantismus und Atheismus auf eine Linie. Ist aber das verwandelte Backwerk und der verwandelte Traubensaft anzubeten in der Monstranz, so auch im Priester, in jedem Geschöpf, das die Hostie genossen hat; der Gläubige hätte sie anzubeten in ihm selbst; vor sich selbst hätte er niederzufallen. Nicht unberechtigt erscheint der Vorwurf des arabischen Philosophen Averroes: „Die Christen beten an, was sie essen." Und doch machte man damals noch nicht viel Aufhebens von dem priesterlichen Verklärungsprozeß. Wenn die Töne des wirklichen Lebens in den Traum hineinklingen, wenn der Traum so lebhaft wie das wahre Leben wird, dann zerreißt auch der sinnliche Verstand den Schleier der Seele, dann erwachen wir auch. So lange wir aber noch träumen, ringt das Traumdelirium mit dem Verstande. „Wir sehen," sagt Herr Pater Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden,* „wir sehen unter der Aufhebung Christum am Kreuze erhöht und hören ihn mit unsern innerlichen Ohren für uns bitten und sprechen: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun." Die Extreme begegnen sich.

Niemand darf unter dem Vorwand einer von Gott gekommenen Offenbarung von uns verlangen, einer im Widerspruch mit der Vernunft stehenden Lehre beizupflichten; denn da die Geisteskräfte, vermöge welcher wir die Offenbarung annehmen, niemals höher stehen, als unsere Kenntnisse, so dürfen wir nie etwas als wahr annehmen, was diesen widerspricht. Die Vorstellung eines Körpers und eines Ortes stimmt so unabweisbar mit einander überein, und der Verstand besitzt einen so deutlichen Begriff ihrer Uebereinstimmung, daß es auch dem gewandtesten Sophisten nimmer gelingen wird, uns glauben zu machen, daß der nämliche Körper gleichzeitig an mehreren Orten sich befinden könne. Es hieße alle Grundlagen des Wissens umstürzen, und es wäre kein Unterschied mehr gelassen zwischen Wahrheit und Falschheit, kein Maßstab für Glaubwürdiges und Unglaubliches, wenn widersinnige Sätze den Vorrang vor an und für sich einleuchtenden einnähmen. Hiebei ist von keinem Belang, ob jene Sätze als Dogmen aufgestellt werden, oder nicht. Sie können uns

Matth. 15, 18. ¿Merket Ihr noch nicht, daß alles, was zum Munde eingeht, das gehet in den Bauch und wird durch den natürlichen Gang ausgeworfen?

Matth. 18, 20. Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Matth. 23, 39. Ich sage Euch, Ihr werdet mich von jetzt an nicht mehr sehen, bis Ihr sprechet: Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn.

---

weder unter diesem, noch unter einem andern Titel zur Beistimmung vermögen; denn wir sind außer Stand, zu begreifen, daß das von Gott kömmt, was, wenn richtig, alle von ihm gegebenen Grundfesten unserer Kenntnisse in Frage stellen und uns in eine Lage versetzen müßte, wo wir weniger Licht, weniger Führung besäßen, als das von seinem Naturtriebe geleitete Thier. Eine Art von Vermittlung der Transsubstantiations-Lehre wird zwar nicht selten auch von Gelehrten versucht, welche sich Protestanten nennen. Allein hier ist das Markten unstatthaft; denn, räumt man erst die Möglichkeit einer Abweichung von dem ursprünglichen Wesen des Brodes und Weines ein, so kann man nicht umhin, sämmtliche sich hieraus ergebenden Folgerungen ebenfalls einzuräumen, sowohl diejenigen, welche Rom will, als diejenigen, welche es von sich abzuwälzen sucht, weil gar zu ungereimt, wenn auch folgerichtig. ¡Zu welch leeren Bemühungen ließ sich nicht sogar ein Leibniz noch herabziehen und von Knoten umgarnen, welche zu lösen weder ein Löwe, noch eine Maus nöthig gewesen wären! Auch der Geistreichste spielt eine traurige Figur, wo er sich abmüht, hergebrachte Sätze zu stützen und neu aufzustutzen, statt allererst zu fragen, ob der Satz, wenn er nicht eben hergebracht wäre, noch jetzt bei einem Gebildeten entstehen könnte, und ihn bei der Verneinung dieser Frage einfach als unbegründet zu streichen. „Die Phantasie," schreibt Justus von Liebig, „die Phantasie schafft in hunderttausend Fällen hunderttausend Irrthümer, und nichts ist schädlicher für die Fortschritte der Wissenschaft, nichts hemmender für die Einsicht, als ein alter Irrthum; denn es ist unendlich schwer, eine falsche Lehre zu widerlegen, eben weil sie auf der Ueberzeugung beruht, daß das Falsche wahr sei." „Würde mir," schreibt G. E. Lessing, „würde mir Gott in der einen Hand die Wahrheit reichen, in der andern das Streben nach derselben, so würde ich nach dem Streben greifen und sagen: ¡Dir allein, o Gott, gehört die Wahrheit; lasse mir das Streben nach der Wahrheit!" Es ist das Recht des Protestantismus, in seiner Verwirklichung der Kirche auch Gebrechen zu haben, nämlich sich ihrer bewußt zu werden, um sie abzustellen. Nach dem Dafürhalten Lessing's finden bei der Vorstellung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im hl. Abendmahle, außer dem päpstlichen Mißglauben noch viele andere heterodoxe Vorstellungen statt; und Impanation, Consubstantiation, Assumtion, Augmentation sind der Vernunft nicht weniger entgegen, als Transsubstantiation. „Es ist der Herren eigner Geist, in welchem sich die Zeiten spiegeln." Martin Luther, Baruch Spinoza, Gottfried Wilhelm Leibniz, glaubten noch an den Stein der Weisen und an die Möglichkeit der Metallverwandlung, und es bedurfte eines mehr als hundertjährigen Ringens der Chemie, um sich von dieser Fessel des Aberglaubens zu befreien. König Heinrich IV. von England forderte im Jahr 1423 in vier aufeinanderfolgenden Dekreten alle Adeligen, Professoren und Geistlichen auf, sich dem Studium der Kunst des Goldmachens nach Kräften zu widmen, damit man Mittel gewinne, die Staatsschulden zu bezahlen. Die Geistlichen namentlich sollten sich um die Erfindung des Steins der Weisen bemühen: „da sie ja Brod und Wein in Christi Leib und Blut verwandeln könnten, so werde es ihnen mit Gottes Hülfe auch gelingen, eine Verwandlung der unedlen Metalle in Gold zu bewirken." In engem Zusammenhange mit jenen Vorstellungen stand der Glaube an Hexerei und die Fortdauer der im Schooße der Inquisition großgezogenen Hexenprozesse. Man hätte denken sollen, daß der Kampf gegen das Papstthum sich auch gegen eine Einrichtung, die jenes hauptsächlich veranlaßte, wenden würde; allein dem war nicht so, weil Luther nebst seinen Genossen die Macht wie die Versuchungen des Teufels vertheidigten und die gebräuchlichen Maßregeln dagegen in Schutz nahmen. Da sie nämlich das Böse in seiner überall hervortretenden Gewalt zu bekämpfen suchten, so schien ihnen das Wüthen gegen eine Seite des im Finstern schleichenden Versuchers, gegen die wie Gotteslästerung angesehene Zauberei und Hexerei gerechtfertigt. Hätten wir nicht auch in neuerer Zeit Beispiele von geistigen Epidemien, so müßte es fast

Matth. 24, 26. Wenn sie zu Euch sagen werden: Siehe, Christus ist in der Kammer, so glaubet es nicht.

Matth. 26, 11. Arme habt Ihr allezeit bei Euch; mich aber habt Ihr nicht allezeit.

Mark. 13. 21. Wenn nun Jemand zu der Zeit wird Euch sagen: Siehe, hier ist Christus; siehe, da ist Er, so glaubet es nicht.

---

unglaublich erscheinen, daß Jahrhunderte lang die Christenheit unter dem Drucke dieses furchtbaren Wahns gelitten, von welchem merkwürdiger Weise die Opfer desselben meistens ebenso ergriffen und überzeugt waren, wie das übrige Volk hohen und niedern Standes. Das Verdienst, das Dämonenwesen und die damit verbundenen Gräuel zuerst mit Nachdruck bestritten zu haben, gebührt dem deutschen Arzte Joh. Weyer. Aber auch lange nach ihm noch vermochten die Aufgeklärten Europas nicht zu hindern, daß man Menschen als Zauberer verbrannte; und als sich Joh. Kepler nach Tübingen begab, um seine Mutter vom Feuertode zu retten, gelang es ihm nur, zu beweisen, daß ihr die Erfordernisse einer Hexe abgingen. Man hat Mühe, sich die Rohheit vorzustellen, mit der lange nach der Reformation fanatische Vorurtheile sich noch festgebissen hatten. Die Türken hatten so unrecht nicht, ihre Gegner „Christenhunde" zu schelten. Die Unwandelbarkeit der Naturgesetze ist wohl erst im neunzehnten Jahrhundert völlig erkannt worden. „Ohne richtige Vorstellungen über Kraft, Ursache und Wirkung," schreibt Justus von Liebig, „ohne praktische Einsicht in das Wesen der Naturerscheinungen, ohne gründliche physiologische und chemische Bildung ist es kein Wunder, daß sonst verständige Menschen die widersinnigsten Ansichten vertheidigen. ¿Kann man von solchen Männern erwarten, daß sie aus den Entdeckungen der Chemie und Physiologie auch nur den kleinsten Nutzen ziehen; kann man sie für fähig halten, auch nur die unbedeutendste Anwendung davon zu machen, sie, die nicht das Wesen der Naturforschung mit philosophischem Geiste erfassen, die nicht gelernt haben, die Sprache der Erscheinungen zu interpretiren?" Auf den Boden von Halbheiten läßt sich niemals eine gerade Politik bauen. Die Halbheit der Vermittlung führt den Unaufrichtigen zur Lüge, den Aufrichtigen zur Unklarheit. „Das bekenne ich," schreibt Luther an die Christen zu Straßburg am 15. Dez. 1524, „das bekenne ich, wo Doktor Karlstadt oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte berichten mögen, daß im Sakrament nichts als Brod und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab wohl so harte Anfechtung erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gerne heraus gewesen wäre, weil ich wohl sahe, daß ich damit dem Papstthum hätte den größten Puff geben können." Zwingli bewies ihm, daß, „wenn Christus leiblich in der Hostie sei, auch der große Christoffel und alle Heiligen darin sein müssen, weil Christus gesagt: Wo ich bin, soll mein Diener auch sein." Wir würden jene gelehrten Kleinigkeitskrämer, welche einige wörtliche Anklänge an die Meßtheorie für die Quintessenz des Protestantismus zu halten scheinen, bloß bemitleiden, nährten sie sich nicht durch ihr gestaltloses Ideal die Neigung Vieler zum Müßiggang in den höchsten Angelegenheiten der Civilisation. Zwingli und Luther hatten (1529) zu Marburg eine Unterredung bezüglich der Auffassung der Abendmahlslehre, konnten sich aber nicht verständigen, „entweder," wie Paul Sarpi schreibt, „entweder weil der Streitpunkt schon so weit gediehen war, daß das Ansehen seiner Urheber vom Ausgange der Verhandlung abzuhängen schien; oder weil, was bei Wortstreiten gewöhnlich ist, die Geringfügigkeit des in Frage stehenden Punktes die Hartnäckigkeit der Gemüther nur noch mehr vermehrte; oder endlich aus der Ursache, die Luther einige Zeit nachher in einem Briefe an einen Freund dafür angab, nämlich: da er überall schon so vielen Anreiz zur Feindseligkeit gewahrte, so wollte er durch Annahme der Zwinglischen Wortdeutung über das hl. Abendmahl, die der päpstlichen so sehr entgegen war, seine Fürsten nicht noch verhaßter machen und sie noch größern Gefahren aussetzen." Die Wahrheit ist kein Gegenstand des Vergleichs; eine Kirche oder eine Glaubensrichtung siegt nur in dem Zeichen, das sie vor der strengsten Wissenschaft rechtfertigt. Die Wissenschaft, die als göttlich anerkannt und angenommen wird von der Stimme Aller, ist die Herrscherin der Welt. So ist jede Stillstands- oder Rückschritts-Opposition, jedes von der überlieferten Satzung oder der Selbstsucht vorgeschlagene Ruheziel, von welchem ab nichts Neues aufzunehmen sei, entschieden beseitigt. Niemand war mehr als Luther von

Joh. 6, 35. 63. Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brod des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten. Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und Leben.

Joh. 16, 28. Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater.

Apg. 1, 11. Ihr Männer von Galiläa, ¿was stehet Ihr und sehet gen Him=

---

dem Gedanken entfernt, ein Parteihaupt zu werden, oder als Stifter dessen aufzutreten, was man wohl im beschränkteren Sinne als Lutherthum bezeichnet hat. Mit den stärksten Worten verwahrt er sich hiegegen in seiner „Vermahnung" vom Jahre 1522: „Zum ersten bitt' ich, man wolle meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. ¿Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein: so bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Paulus wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten heißen Paulisch oder Petrisch, sondern Christen. ¿Wie käme denn ich armer, stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi sollte mit meinem heillosen Namen nennen?" Die Reformation ist aus der freien Forschung hervorgegangen. Was aber sie und die nächstfolgende Zeit zu Tage gefördert, was sie in den sog. Bekenntnißschriften niederlegt, das soll nicht für ewige Zeiten als unantastbarer Buchstabe gelten. Das Recht, welches die Reformatoren in Anspruch nahmen, nehmen auch wir in Anspruch. Mit den vermehrten und vervollkommneten wissenschaftlichen Mitteln muß die heutige Theologie im Stande sein, ihren Gegenstand richtiger zu erfassen, als die der vorangegangenen Jahrhunderte, und es ist ihre Pflicht, sich dieser Aufgabe nicht zu entziehen und nicht lediglich auf ihrem ererbten Besitzstande zu beharren. Die Zeitgenossen, die eben anders geartete, aber darum nicht etwa schlechtere Christen sind, als die des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, hegen das Bedürfniß nach einer solchen Auslegung, die für sie verständlich ist, von ihnen angeeignet werden kann. Es darf von jedem evangelischen Geistlichen gefordert werden, daß ihm die doppelte Einsicht nicht fremd sei: einmal, daß diejenigen Christen, die innerhalb des Bildungskreises der Gegenwart stehen, zum großen Theil die begriffliche Fassung, welche Wortführer einer vergangenen Kulturperiode ihrer Vorstellung von der Person Christi gegeben haben, nicht mehr unbedingt theilen, und für's andere, daß die Gewinnung eines wirklich=menschlichen, das heißt nothwendig zugleich wirklich=geschichtlichen Bildes Christi die unerläßliche Voraussetzung der Erkenntniß seiner Sendung sei. Ein neues System, eine neue Theorie ist immer die Folge von mehr oder weniger umfassenden, der herrschenden Lehre widersprechenden Beobachtungen. Daß eine Kirche, welche durch Festhalten an starren Dogmen einen großen Theil der Gebildeten von sich ferne hält, ihrer Aufgabe nicht entspricht, dies Gefühl ist so vollkommen und lebendig geworden, daß es vergebliche Mühe bleibt, auch dem protestantischen Volke ein non possumus zuzurufen. Allzu lange an Autoritätsglauben gewohnt und ohnehin von dem Erbübel der Herrschsucht nicht gereinigt, suchen Viele trotz ihrer Protestation gegen einen mit Stimmenmehrheit und Gewalt aufgedrungenen Glauben, gar bald für das, was nun ihr Glaube geworden ist, ihre Autorität unterzuschieben und von Denen, welche sich ihnen zugesellen wollen, nicht nur die Billigung ihrer Grundsätze, sondern auch die Zustimmung zu allen Eigenthümlichkeiten ihrer Universitätstheologie zu fordern. „Ich bin," schreibt G. E. Lessing, und ein Mancher stimmt ihm bei, „ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache als die meinige zu reden. Ich bedaure alle ehrlichen Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchen sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts, als sie verachten." Sehr bald nach dem Zeitalter der Reformation hat innerhalb der protestantischen Kirche ganz im Gegensatze zu dem Grundgedanken der Reformation, daß die Weltlichen und die Geistlichen gleichberechtigte Christen seien, eine erneuerte klerikale Richtung überhand genommen. Man hat auch da wieder die „Schlüsselgewalt" betont. Es sind Versuche zur Herstellung einer Theologen= und Pastorenherrschaft gemacht worden, welche um so unerträglicher ist, als die theologischen Fakultäten größtentheils dem Geiste der freien Forschung ungetreu geworden

mel? Dieser Jesus, welcher von Euch ist aufgenommen gen Himmel, wird wieder kommen, wie Ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren.

Apg. 2, 42. Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre, und in der Gemeinschaft und im Brodbrechen und im Gebet.

Apg. 3, 21. Welcher muß den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an.

---

sind und einer kirchlichen Restauration dienen. Protestantische Hofprediger unterzeichnen sich „Fürbitter bei Gott", so bescheiden, als das „Knecht der Knechte" des angeflehten Vikars der Gottheit. Auf eine erträumte Einheit der Dogmen auszugehen, ist ein Bestreben, welches sich das Unmögliche zum Ziele setzt und am Ende in Verfolgungen ausschlägt. Allerdings soll sich der schwächere Geist dem stärkeren unterordnen; aber zu bleibender Folgsamkeit, zu dauernder Unmündigkeit nimmermehr. Das vom stärkeren Geist Aufgenommene soll der schwächere selbst in sich zu seinem Eigenthum verarbeiten. Wenn das bei Verschiedenen verschieden geschieht, so ist das eben dem Wesen des Geistes gemäß; und wenn die Tüchtigern die Kraft in sich spüren, das geistig Ueberkommene zu läutern, zu berichtigen, zu bessern, so ist das ein Stück ewiger Ordnung. Formeln, welche Einige dekretirt und auferlegt haben, als enthielten sie die Grundwahrheiten und den vollendeten Ausdruck der Religion: man hat sie entstehen und vergehen sehen, während das Christenthum blieb. Es thut dem Vertrauen zum geistlichen Stande keinen Eintrag, wenn seine Angehörigen nicht Alle übereinstimmend lehren von den Dingen, an deren Verständniß die Christenheit sich noch lange abzumühen haben wird; dagegen wird es beeinträchtigt, sobald „Diener der Kirche" jede freiere Richtung bemäkeln. Wir sind überzeugt, daß die Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts darum nicht weniger Früchte des Christenthums sind, weil die „Kirche" sie nicht unmittelbar erzeugt hat. Daß unsere Sonderanschauungen gegenüber unserer gemeinsamen Religion zurücktreten können, das tritt gerade durch die religiöse Erregung der Jetztzeit von Tag zu Tag deutlicher hervor. Die Männer der Kirche müssen begreifen, daß es ihre eigene Schuld ist, wenn der christliche Geist seinen Weg je länger je mehr außer ihr nimmt, und liegt ihr die Verpflichtung ob, nicht etwa der Zeitentwicklung sich feindselig gegenüberzustellen, sondern sie zu erfassen, damit sie nicht ihren Mittelpunkt verliere und entarte. Ueberall in den Kernlanden der modernen Gesittung gewahren wir ein bald offenes, lautes Drängen, bald ein geheimes, stilles Sehnen nach neuen Gütern, nach neuen staatlichen und gesellschaftlichen Gestaltungen. Es ist nicht sowohl ein Kampf gegen den Materialismus als solchen, der namentlich im Bunde mit den Naturwissenschaften seine Berechtigung hat, und dessen naturgemäße Gaben von Jedem erstrebt werden; es ist vielmehr das wiedererwachende Bewußtsein der Völker, daß mit den Schätzen dieser Welt noch lange nicht das größte Glück erreicht ist, daß auch der Geist seine Nahrung und seine Lust bedarf, daß er Fühlung behalten soll mit dem Ewigen und Unvergänglichen, in welcher allein der Einzelne ein gottähnliches Wesen sein, die Völker eine geschichtliche Bestimmung erfüllen und die Menschheit alle ihre Ziele erreichen kann. Zum Kampfe kömmt es nur da, wo man dem Rechte dieses Strebens nach Entwicklung Gewalt oder stumpfe Gleichgültigkeit entgegensetzt; der Sieg aber neigt heutzutage entschieden auf Seite der idealen Tendenzen.

Die Orthodoxie, als die angemaßte alleinige Rechtgläubigkeit der Lehrer oder Häupter einer Genossenschaft in sämmtlichen Artikeln des Kirchenglaubens, scheidet Immanuel Kant in die despotische und in die liberale Orthodoxie. Man kann eine Kirche, die ihren statutarischen Glauben für allgemein verbindlich ausgibt, eine katholische, diejenige aber, die sich gegen dergleichen Ansprüche verwahrt (wiewohl sie öfters ihren statutarischen Glauben für allgemein verbindlich aufdringen möchte), eine protestantische Kirche nennen. Nach dieser Wortbestimmung wird ein aufmerksamer Beobachter manche rühmliche Beispiele von protestantischen Katholiken, und dagegen noch mehrere, anstößige von erzkatholischen Protestanten antreffen: Die ersten von Männern einer sich erweiternden Denkungsart, gegen welche die letzteren mit ihrer voreiligen Abzirklung einer auf wenigen Fährten erforschten Gedankenwelt, gar sehr abstechen. Nichts erfüllt mit stärkerem Mißtrauen gegen „Diener des Worts",

Apg. 7, 48. Der Allerhöchste wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gebaut sind.
Apg. 20, 7. Auf einen Sabbath aber, da die Jünger zusammen kamen, das Brod zu brechen u. s. w.

---

als dieses nun einmal nicht leugbare Romanisiren, diese Art von Bewunderung für die mittelalterliche, halbchristliche Kirche. Es ist eine berechtigte Entrüstung des Volksgefühls, wenn es unerträglich gefunden wird, daß mit steter Berufung auf Reformation und Bekenntniß eine wahre Schutzherrschaft röm. Lehre auftritt; und es scheint dem einfachen, unverdorbenen Protestanten Einleitung zum Verrath zu sein, wenn man ihm zumuthet, daß er zurückkehre zur Mittlerschaft der Geistlichkeit. Verglichen mit dem Aufschwunge der Geister in Italien, Oesterreich und Spanien erscheint z. B. das Gebahren der Verfechter des orthodoxen Lutherthums in einem Lichte, wobei nur zweifelhaft ist, ob die Geistlosigkeit, oder die Heuchelei, oder beides miteinander vorherrscht. Man fühlt sich versucht, in dem Streite gegen diese modernen Goeze's den seligen Lessing zu Hülfe zu rufen, wo er Luthern als einen verkannten Mann bezeichnet: „Und von Niemandem mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Narrköpfen, die Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreitend, aber gleichgültig daherschlendern. Du hast uns von dem Joch der Tradition erlöst. ¡Wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens!" Wie zu allen Zeiten eine gemachte Schwärmerei und Phantasterei ernüchternd wirkt, so ist es auch auf kirchlichem Gebiete der Fall. Die ganze aufgewärmte orthodoxe Weltanschauung ist so unbedingt aus dem Volksbewußtsein gewichen, daß es schwer hält, den gebildeteren Theil der öffentlichen Meinung für einem Kampf gegen die Orthodoxie zu interessiren. „Mögen sie sich mit ihren Kindermärchen lustig machen; es glaubt ja doch kein Mensch daran," — das ist der Bescheid, den man vielorts vernimmt, wenn man von der Schädlichkeit der Orthodoxie spricht. Zu einer Fortsetzung der Reformation drängen gerade im gegenwärtigen Augenblick die Bildungsverhältnisse eben so unabweisbar hin, als sie vor vierthalbhundert Jahren zum Beginne derselben gedrängt haben. Auch wir leben in einer Krisis, die das Peinliche hat, daß uns wie den damals Lebenden ein Theil des geltenden Glaubens ebenso unerträglich geworden, als ein anderer unentbehrlich geblieben ist. Dabei hatte das Reformationszeitalter den Vortheil, daß, was ihm unerträglich geworden war, lediglich auf Seiten der Lehre und Praxis der röm. Kirche lag, wogegen es in der Lehre der Bibel und einer nach deren Vorschriften vereinfachten Kirchenverfassung noch immer seine Befriedigung fand. Hier machte sich die Ausscheidung verhältnißmäßig leicht; und da die Bibel als unangetastetes Ganze göttlicher Offenbarungen und Heilslehren verblieb, so war die Krisis, wenn auch erschütternd, doch ungefährlich. Jetzt hingegen ist auch das, was den Protestanten damals noch geblieben war, die Bibel mit ihrer Geschichte und Lehre, von dem Zweifel in Anspruch genommen; in ihr selbst soll eine Scheidung vorgenommen werden zwischen dem, was für alle Zeiten wahr und verbindlich, und dem, was in vorübergehenden Zeitvorstellungen und Zeitverhältnissen begründet, für uns unbrauchbar, ja unannehmbar geworden ist. Und auch jenes für uns noch Gültige und Verpflichtende wird als solches nicht mehr deßwegen anerkannt, weil es als göttliche Offenbarung verkündet worden, sondern weil es von der Vernunft und Erfahrung als an sich wahr, als begründet in den Gesetzen des menschlichen Wesens und Denkens erkannt wird. Gerade die Sehnsucht nach Religiosität treibt strebende Geister über bindende Glaubensformeln hinaus. Erhalten nun Diejenigen, die sich dem geistlichen Stande widmen, nicht schon während ihrer Vorbereitungszeit einen Einblick in die Fülle von Problemen und Fragen, die heute dem Kirchenthum vorliegen, und in die Bedenken und Zweifel, welche in den weitesten Kreisen die Gemüther der Zeitgenossen bewegen, so stehen sie nachmals im Amte verlassen da. Dann kennen sie weder die Anschauungsweise einer großen Zahl Derer, denen sie Lehrer und Leiter sein sollen, noch wissen sie sich für ihre eigene Person zurecht zu finden in dem Labyrinth von ihnen bisher unbekannten Schwierigkeiten, die jetzt zum ersten Male den Vorstellungen entgegen treten, an die sie sich ketteten, im Zutrauen, sie seien auf dem Standpunkte des Glaubens unanfechtbar. Die Reformation wußte ihre Waffen fast nur der Bibel zu entnehmen; die Naturwissenschaften, die Geschichte, die Völkerkunde lagen noch in der Wiege. ¡Wie viel haben die seitdem vergangenen Jahrhunderte, und ganz besonders das jetzige gethan, um uns zu unbefangenerem Urtheil

1. Kor. 11, 26. So oft Ihr von diesem Brod esset und von diesem Kelch trinket, sollt Ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß Er kommt.

---

zu verhelfen! ¡Wie viel leichter ist es uns gemacht, die Dinge von allen Seiten anzusehen und auch dem Gegner gerecht zu werden! Indem die Freiheit als ein Grundgesetz für alle Bestrebungen immer mehr Anerkennung findet, kann es nicht fehlen, daß auch der Verschiedenheit ihr Recht zuerkannt werden muß; und Viele mögen das gepriesene Wort „Duldsamkeit" nicht mehr gebrauchen, weil es klingt, als sei es eine Gnade, dem Andern Raum zu lassen, da es doch nur Gerechtigkeit ist.

Wenn in einem Punkt der Religionsauffassung die Gebildeten einig sein sollten, so ist es in der Einsicht, daß der Hauptzweck des Christenthums nicht ein dogmatischer, sondern ein sittlicher ist, daß folglich nicht sowohl mit diesem oder jenem Dogma, sondern mit dem Dogmatismus überhaupt, d. h. mit dem Wahne zu brechen sei, als ob von dem Fürwahrhalten gewisser Zeitvorstellungen, in die das Christenthum während seines Weltlaufes da und dort sich hüllte, Heil und Seligkeit abhange. Wer irgend einen Begriff davon hat, in welcher Ausdehnung der Glaube an die Haltbarkeit von derlei Vorstellungen dem jüngern Geschlecht geschwunden ist, der kann nur mit schwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogen Tausende einem Lippenglauben huldigen, der ihrem Herzen fremd geworden. Der Name Jesu, des sittlichen Befreiers, wird dort genannt, wo man tief unter dem Judenthum steht, gleichsam als wäre Er in der Menschheit erschienen, um sie noch tiefer in die Knechtschaft und in die mit ihr nothwendig verbundene Furcht zu führen. Durch das Gesetz der Freiheit, wie es das Christenthum verkündet, ist die Würde, die dem Menschen angeboren ist, an Alle gleich vertheilt und das Urtheil über den sittlichen Werth des Einzelnen jedem Andern außer Gott entzogen. Auf dem Gebiete des sittlichen Glaubens ist für Willkür und Herrschsucht nichts zu machen. Da liegt nun die Versuchung nahe, den sittlichen Glauben entweder durch einen dogmatischen zu verdrängen, oder jenen erst als die Blüthe von diesem auszugeben. Im Dogmatischen soll aber das kritische Element nur so weit in den Vordergrund treten, als es zum positiv-theoretischen und dann zum sittlich-religiösen Aufbau der Gemeinde nöthig ist. Unentbehrlich, aber auch unverlierbar, bleibt uns vom Christenthum dasjenige, wodurch es die Kulturstaaten aus der sinnlichen Religion der Griechen auf der einen Seite, der jüdischen Gesetzesreligion auf der andern, heraushoben: also nach jener Seite hin der Glaube, daß es eine sittliche Macht ist, welche die Welt beherrschen soll, nach dieser die Einsicht, daß der Dienst dieser Macht, in den wir uns zu stellen haben, nur ein Dienst der Gesinnung sein kann. Schon von der letztern Einsicht übrigens läßt sich eigentlich nicht sagen, daß sie, in ihrer Reinheit wenigstens, je im Großen zur Geltung gelangt sei. Ein großer Theil selbst der protestantischen Christenheit hängt noch an einer Reihe von Handlungen, die nicht besser als die altjüdischen Ceremonien sind, und doch für wesentlich zur Seligkeit gehalten werden. Die Einsicht, daß nur das Civilisatorische das Wahre und Bleibende am Christenthum, alles andere nur verwesliche und schon halbverweste Hülle sei, liegt in unserer Zeit als Ahnung in den Gemüthern. Man findet die einfachsten Menschen der untersten Volksschichten ihr oft ebenso nahe, als Viele in den obersten Gesellschaftsklassen ihr, wie noch manchem andern Guten und Schönen, verschlossen. Man findet aber auch bei der engen Verbindung, worin in den neutestamentlichen Schriften beide Bestandtheile mit einander stehen, manche Gemüther in Gefahr, mit der Schale zugleich den Kern zu verlieren, oder doch einem aufreibenden Kampf, einem bedenklichen Schwanken zwischen ausgelassenem Klauben und blindem Glauben, zwischen Freigeisterei und Frömmelei, preisgegeben. Dieser Rathlosigkeit zu Hülfe zu kommen, ist die Pflicht eines Jeden, der sich dazu im Stande fühlt. Es kann aber nicht anders geschehen, als dadurch, daß die Grenzlinie erkennbar gemacht wird, welche die bleibenden Bestandtheile des Christenthums von den vergänglichen, die Heilswahrheiten von den bloßen Zeitmeinungen scheidet. Wem einmal ein Begriff davon beigebracht ist, daß die Menschheit und alles in ihr, auch die Religion nicht ausgenommen, sich geschichtlich entwickelt, dem muß einleuchten, daß auf keiner Stufe innerhalb dieser Entwicklung ein schlechthin Höchstes gegeben sein kann, daß der Vorstellungskreis von Religionsurkunden, die vor mehr als anderthalb tausend Jahren unter äußerst un-

2. Kor. 5, 16. Und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr.

Kol. 3, 1. Seid Ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes.

Jak. 1, 17. Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab,

---

günstigen Bildungsverhältnissen entstanden sind, nicht mehr ohne Weiteres der unsrige sein kann, sondern daß, wenn er für uns eine Geltung haben soll, erst eine Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen vorgenommen werden muß. Man glaube nicht, daß man Natur und Geist, Stoff und Prinzip trennen könne; vergebens würde man bei einer solchen Scheidung nach einem festen Maßstab, nach einem sichern Unterscheidungsmerkmal sich umsehen. Alle Prinzipien stehen in einem gegenseitigen Zusammenhange und bestätigen eines das andere. Es gibt kein Interesse in der Gesellschaft, welches einen Vorzug verdiente, um das Wohl der ganzen Gesellschaft zu fördern. Betrübend ist die Wahrnehmung, daß Diejenigen, welche aus dem Studium des religiösen Menschen einen Beruf gemacht haben, zurückzustehen pflegen gegen die Bebauer profaner Wissenschaften überall, wo es sich um Angabe anwendbarer Mittel handelt, die Massen zu einer höhern Daseinsstufe zu bringen: eine Klasse von Halbwissern, so vernagelt, daß sie nicht einmal merken, wie sie sich selber beschämen. Besonders nehmen gerade die Besten Aergerniß an Geistlichen, welche vielmehr Menschenfurcht, als Gottesfurcht aufweisen und noch dazu diesen ihren Mangel an letzterer zu beschönigen suchen. In dem Kriege der preußischen gegen die bundestreue Beschlußpartei müssen doch entweder die Einen oder die Andern die ungerechten Urheber der Menschenschlächterei gewesen sein. Aber kein Pfarrer hat gewagt, zu predigen, daß sein Landesherr im Unrecht sei, sondern sie haben überall Dem Recht gegeben, der sie bezahlte, und gegen Die gezeugt, von welchen sie nicht bezahlt wurden. Sie sagen, daß der Soldat nicht entscheiden dürfe, ob ein gerechter Krieg geführt werde. Aber sie und ihre Kirchenbehörden wollen es auch nicht entscheiden. ¿Wer soll es denn entscheiden? ¿Der Landesherr? Der wird allemal sich selbst Recht geben. So lange man es nicht durchgesetzt hat, daß die protestantische Kirche überall auf sich selbst beruht, so lange z. B. in Preußen die Einrichtung fortbesteht, daß der Landesherr der oberste Bischof der protestantischen Kirche ist, ohne daß ein anderes Glied ihm gleichberechtigt wäre, so daß er seinen Willen absolut zur Geltung bringen kann, so lange werden die preußischen Unterthanen trotz eines constitutionellen Systems, trotz Reichstag und Landtag, den Absolutismus auf geistigem Gebiet haben. Von der einen Seite den Absolutismus im Militär, auf der andern Seite den Cäsaropapismus in der Kirche. Zwischen dem Fortschritt, welcher die Einheit des Geistes auf allen Gebieten der Erkenntniß erstrebt, und dem ewigen Gewinde beziehungsweise dem Mühlroßgang blasser Unionsbestrebungen, besteht kaum mehr eine äußerliche Wahlverwandtschaft. Wahre Kulturpflege kann Denjenigen nicht am Herzen liegen, die Mehreres für zweckmäßig halten, was seit Jahrzehnten erkennbar zum Gegentheil führt. Heute gilt es, die Mündigkeit zu bewähren; Hauptaufgabe ist, nachzuweisen, wie die Verbindung des Menschen mit der bewußtlosen Schöpfung, wie seine sinnliche Natur der Sporn zu seiner geistigen und sittlichen Vervollkommnung wird und werden soll. Wir sind von den gemeinsten Verrichtungen unserer Natur und, was das soziale Dasein anbetrifft, von den Verrichtungen der gemeinsten Handlanger abhängig. ¿Werden wir aber um dieses Umstandes willen auf unsern Verstand verzichten, das natürliche Rangverhältniß auf den Kopf stellen und das Duldende für das Edlere gelten lassen? Nein. Die vielgelästerte Bildung wird ihrerseits, dem barmherzigen Samariter vergleichbar, den Nothständen auch da mit vorsorglicher Pflichterfüllung abzuhelfen suchen, wo Pharisäer und Leviten die Opfer am Wege liegen lassen. Das einseitige Zurückziehen auf das überirdische Lehrgebiet, sowie die unfreie confessionelle Stellung vieler protestantischer Geistlicher macht diese unfähig, die Gesinnungen des Reformationszeitalters auszubilden und den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen. Die ihnen eigenthümliche Scheu vor allem Realen bestimmt sie, sich dem Einflusse der Gesundheits- und Wohlfahrtslehre zu verschließen. Sie legen darum lieber ein schablonisirtes Schulbild, ein gleichförmiges Exerzirreglement an all die tausendfach verschiedenen Lebensäußerungen. Wenn die religiöse Reformation zunächst über die gutmüthige Nachgiebigkeit und später die eigensinnige Beschränktheit Derjenigen, die ihr freies Wesen an Sym-

von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß.

Off. 1, 7. Siehe, Er kommt mit den Wolken, und es werden ihn sehen Aller Augen.

---

bole knüpften, einen großen Theil ihres Werthes und einen größern ihrer Kraft einbüßte, so haben wir auch in der politischen Reformation Manchen über eine leidenschaftliche Vorliebe für politische Symbole, Verfassungen genannt, den Geist der Sache, der jede Form beseelt und an keine gefesselt erscheint, bei Seite gesetzt gesehen. Ueber der Menschheit werden häufig die Menschen, über der Form das Leben vergessen. Das Kennzeichen des wirklich Guten muß immer darin bestehen, daß es allen Betheiligten dauernden Nutzen bringt und zu diesem gehört das Materielle mit, weil man ohne dasselbe nicht leben kann. Kopfscheu rennen die meisten „Gebildeten" des christlichen Europa mit Sack und Pack ins Lager der herrschenden Gewalt, so lange dieselbe in den durch die Träger und Helfer der Ausbeutungspartei geschaffenen und unterhaltenen Brutstätten der Schwindsucht und des langsamen Hungertodes wünschbarere Horte des „Wohlstandes" erblickt, als in der Weckung und Verwerthung der unermeßlichen Fähigkeitskapitale, welche in den Massen schlummern. Die tonangebenden Philosophen und Theologen, Staatsmänner und Bourgeoisiefürsten nehmen so gut wie keine Notiz von den neben ihnen herlaufenden Erscheinungen der sozialen Gährung. Um tiefeingreifende Gewissensfragen, welche Klarheit bringen müßten in das Verhältniß der Kirche zum Volksleben, bemüht sich kein Kirchentag und keine Pastoralkonferenz. Männer, die sich mit Sicherheit und Gewandtheit in dem Gedankenkreise ihrer Gelahrtheit bewegen, werden ungemein welk und blöde von Begriffen, führt man sie auf Gebiete, auf denen sie nicht gewohnt sind, sich zu tummeln. Eine Religion, die frei machen will, lügt im verkündeten Ziele, wenn sie nicht gerecht macht gegen Jeden. Die Neuzeit verhält sich zum Reformationszeitalter ungefähr wie die Reformationszeit zum Zeitalter der Scholastik. „Die Scholastik," sagt Samuel Pufendorf, „die Scholastik bietet nicht nur nichts zur Linderung, sondern sie ist besonders darum so unendlich verderblich, weil sie die wahre und gemeinnützige Wissenschaft verdunkelt, die Geister durch Scheinwissen verwirrt und zur Erfassung der ächten Weisheit unfähig macht. Alle, welche an ihr sich nähren, sind für das scharfsinnige Durchbrechen der vom Reiche der Finsterniß gelegten Fallstricke auf immer verloren." Fast alle europäischen Gemeinwesen sind Abstracta geworden, in denen das Bestehende für das Vernünftige erklärt wird. Die kalte, unpersönliche Beziehung des Unternehmers auf den Arbeiter, als auf eine Sache, die wie jede andere Waare auf dem Markte nach dem Gesetze der Herstellungskosten erzeugt wird, das ist es, was die durchaus spezifische, durchaus entmenschte Physiognomie der maßtbürgerlichen Periode bildet. Daher der Haß der nimmersatten Canaille gegen den Staat, nicht gegen einen bestimmten Staat, sondern gegen den Begriff des Staats überhaupt, weil in ihm die Arbeiter doch noch als Menschen in Betracht kommen. An die unveräußerbaren Bedingungen des menschlichen Wesens, aus deren Bedürfnissen jeder Staatsverband, entsprechend der Ausbildung der ökonomischen Verhältnisse hervorgehen soll, wird von den Regierungshandlangern schon darum nicht gedacht, weil das Studium der Physiologie und Anthropologie schwieriger ist, als das Beschlagensein mit obligatorischen Lernfächern. Gewiß trägt die bei vielen der beredtesten Prediger vorherrschende Geistesrichtung, welche sich selbstgefällig abwendet von der concreten Noth und Schmach der Ebenbilder Gottes, welche sich immer noch darin gefällt, Mücken zu seigen und Kameele zu verschlucken, zum guten Theile die Schuld an der Entfremdung und Haltlosigkeit der Massen. Die Gelegenheit zum Denken ist den meisten Leuten so wie so karg zugemessen; hüte man sich darum, das Bischen Denkkraft vollends in Beschlag zu nehmen, indem man es in einseitig theologische Vorstellungen bannt. Von der sozialpolitischen Bildung eines Volks hängt dessen Wohl größtentheils ab. Ein Volk in Dummheit erzogen sinkt in Knechtschaft, verarmt und verliert sein Selbstbewußtsein. So lehrt die Geschichte zur Genüge. Wir dürfen ohne zu große Härte behaupten, daß die Anschauungen vieler Kanzelredner unter dem soziologischen Bildungsniveau stehen und die Grundsätze der gesunden Politik ebensosehr verkennen, wie diejenigen der gesunden Volkswirthschaft. Als Daniel Bernoulli (1731) bei der französischen Akademie der Wissenschaften den Preis für seine Forschungen über die Planetenbah-

8. ¿ **Welche Beweise mögen vorgebracht werden, daß die von Christus beim hl. Abendmahl gesprochenen Worte bildlich zu verstehen sind?**

1. Christus bediente sich gerne bildlicher Ausdrücke, als am besten berechnet, einzelne Wahrheiten dem Verstande beizubringen, welcher geistige Dinge nur langsam zu erfassen pflegt. Er sagte: „Ich bin der wahre Weinstock“ (Joh. 15, 1.); „Ich bin der Weg“ (Joh. 14, 6.); „Ich bin das Thor“ (Joh. 10, 7.). Die Annahme, daß Christus bild-

---

nen davontrug, gestand er ein, daß er seinen Kranz nur den Schonungen verdanke, die er für die Wirbelwinde gezeigt habe.

8. 1. Alle denkenden Wesen fühlen das Bedürfniß, zu den höchsten Begriffen ihrer Vernunft eine sinnliche Handhabe, eine Art von Erfahrungsbestätigung zu erlangen; und auf dieses Bedürfniß mußte bei der Absicht, der reinen Christuslehre überallhin Eingang zu verschaffen, Bedacht genommen werden. Zur Bestimmung der Frage, wie sich das spezifisch Höhere im hl. Abendmahl zu dessen Bestandstücken verhalte, wird die Berücksichtigung des Zusammenhangs erfordert, in dem die Abendmahlslehre mit dem übrigen Lehrkreise des Evangeliums steht, zufolge des Grundsatzes der Auslegung nach der Analogie des Glaubens. Wie das fleischgewordene Wort (Joh. 1, 14.) das Fleisch nicht in sich verwandelte, oder sich in das Fleisch, so auch im hl. Abendmahl. Im Begriff „bedeutet“ spricht sich bloß der allgemeine Gegensatz wider jene Annahme aus, wonach das „ist“ das Brod und den Wein für den Körper, Knochen, Blut und Nerven Christi erklärt. Weder die hebräische, noch die syrische Sprache besitzt einen besondern Ausdruck zur Bezeichnung des Begriffs „bedeuten.“ Christus müßte im Syrischen das Hülfszeitwort gebraucht haben; im Hebräischen hätte eine bloße Nebeneinanderstellung der betreffenden Einsetzungsworte stattgefunden; sie hätten gelautet: „Das mein Leib — — Das mein Blut u. s. w.“ Auf jeden Fall hat Er nicht die lateinischen Formeln „Hoc est enim corpus meum“, „hic est enim calix sanguinis mei“ gewählt, so großes Gewicht man auch röm. Seits auf diese der Vulgata entnommenen Sätze legen will. Es ist nicht bekannt, welche Sprache Christus bei Gelegenheit des hl. Abendmahls gesprochen hat, wahrscheinlich doch die hebräische, oder die aramäische. Nach der Aussage des Kardinals Niklaus Wiseman besitzt die altsyrische Sprache etliche vierzig Worte für den Ausdruck „bedeuten“. Ich könnte diese Behauptung füglich dahin gestellt sein lassen, da ein so überschwänglicher Synonymenreichthum, wenn vorhanden, nichts zur Stützung der röm. Theorie beitrüge, sondern höchstens dazu diente, einen von tausend Einwürfen zu entkräften; ich habe indessen bei meinem Aufenthalte in Palästina die Gelegenheit wahrgenommen, mich bei eingebornen Sprachkennern über die Richtigkeit der Aussage Herrn Wisemans zu erkundigen: Die Richtigkeit wurde einstimmig verneint. Die Errungenschaft des allzu kecken Linguistikers liefe also im allergünstigsten Falle darauf hinaus, daß Christus möglicherweise sich eines besonderen Ausdrucks für „bedeuten“ bedient habe. Im Neuen Testament findet sich übrigens kein Beispiel, wo die betreffenden Verfasser nicht das Hülfszeitwort „sein“ setzen, wenn sie „darstellen, bedeuten“ ausdrücken wollen. Weil der Leib Christi nicht dadurch nützte, daß er gegessen würde, sondern dadurch, daß Christus gekreuzigt wurde und wir in seinem Tod einen sühnenden Opfertod erkennen, darum muß „ist“ eine andere, als die substantielle Auffassung haben. Daß man Jahrhunderte hindurch das „ist“ nicht im Sinne von „bedeutet“ verstanden hat, beweist nichts gegen die Richtigkeit der bildlichen Erklärung; denn man hat ja in jenen Jahrhunderten am Ende fast Alles falsch verstanden und falsch ausgelegt. Treue Liebe zu alten Vorbildern ist etwas recht Schönes; aber mehr Werth noch hat die Selbstverleugnung, diese Vorbilder, wenn altbacken, ohne Zaudern über Bord zu werfen. Gleichwie man die Ausdrücke, welche ein Gleichniß erläutern, nicht wörtlich nehmen soll, so soll man auch die Ausdrücke nicht wörtlich nehmen, welche ein Sakrament erläutern; in dieser Hinsicht stellt ein Sakrament ein Zeichen vor, indem es ein sichtbares Zeichen ist, welches eine sichtbare Gnade bedeutet. Der Grund, weßwegen man die Worte, welche ein Gleichniß erklären, nicht wörtlich nehmen soll, ist, wie man sieht, daß es sich um eine Sache handelt, welche eine andere vorstellt, mithin diese nicht wirklich sein kann.

lich geredet habe, als Er sagte: „Das ist mein Leib", entspricht daher ganz der Analogie ähnlicher Schriftstellen. Nach derselben Manier, wie bewiesen werden will, daß die Oblate und der geweihte Wein Christus seien, möchte Einer beweisen, daß Christus ein Thor, ein Weg, ein Weinstock sei.

2. In den auf das hl. Abendmahl bezüglichen Schriftstellen finden sich mehrere bildliche Ausdrücke: „Das ist mein Blut des Neuen

---

Der Sprachgebrauch der hl. Schrift in vielfachen ähnlichen Wortfügungen weist nirgends auf den Gedanken einer Verwandlung hin. Dan. 7, 24. steht geschrieben: „Die zehn Hörner sind zehn Könige." Jes. 40, 5. lesen wir: „Alles Fleisch ist Heu." Matth. 5, 13. sagt Christus zu seinen Jüngern: „Ihr seid das Salz der Erde." ¿Meinte Er hiemit, daß seine Jünger, wie weiland Loth's Weib, in Salz verwandelt wurden? Matth. 13, 38.: „Der Acker ist die Welt; das Unkraut sind die Kinder der Bosheit." Im Gleichnisse vom Säemann: „Der Samen ist das Wort Gottes" (Luk. 8, 11.). ¿Meinte Er hiemit, daß der Same in das Wort Gottes verwandelt werde? Vom Kreuze (Joh. 19, 26—27.) herab sprach Er zu seiner Mutter: „Weib, siehe, das ist Dein Sohn", und zu Johannes: „Siehe, das ist Deine Mutter." Und doch war oder wurde Maria nicht die Mutter Johannis, noch Johannes der Sohn Maria's. Röm. 3, 13. sagt Paulus: „Ihr Schlund ist ein offenes Grab"; 1. Kor. 10, 4.: „Sie tranken von dem geistlichen Fels, der mit folgte, welcher Fels war Christus"; 1. Kor. 12, 27.: „Ihr seid aber der Leib Christi"; Gal. 2, 19.: „Ich bin mit Christo gekreuzigt"; Kol. 1, 24.: „Nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für Euch leide und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib, welcher ist die Gemeine"; Phil. 12: „Du aber wollest ihn, das ist, mein eigen Herz, annehmen." Off. 1, 3. steht geschrieben: „Die sieben Sterne sind die Engel der sieben Kirchen"; Off. 13, 18.: „Die Zahl des Thieres ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundert und sechsundsechzig"; Off. 17, 9. 18.: „Die sieben Häupter des Thieres sind die sieben Berge, auf welchen das Weib sitzt; und das Weib, das Du gesehen hast, ist die große Stadt u. s. w." Aber selbst in der deutschen Sprache, die doch gewiß nicht an Kargheit der Ausdrücke leidet, ist nichts gewöhnlicher, als der Gebrauch des Wortes ist für das Wort bedeutet. Wenn wir uns in einer Gallerie von Statuen befänden und Jemand auf die eine oder andere mit den Worten hinwiese: „Das ist Johann Calvin, das ist Oliver Cromwell, das ist William Penn, das ist Abraham Lincoln", so würde es Keinem einfallen, zu vermuthen, daß diese Personen körperlich gegenwärtig seien. Als allgemeine Regel gilt: So lange nichts nöthigt, von dem gewöhnlichen und durch deutliche Beispiele bestätigten Sinn abzugeben, ebensolang ist diejenige Erklärung allen andern vorzuziehen, durch welche der ungezwungene Sinn eines Wortes beibehalten wird. Jeder Geschichtsglaube ist, ohne seine Beziehung auf den moralischen, todt an sich selber, tödtender Buchstabe; und die hl. Schrift ist nur insofern von Gott eingegeben, als sie nützlich ist zur Lehre, Strafe und Besserung. Hierin besteht das oberste Criterium der Göttlichkeit der Offenbarung; und weil sittliche Besserung der Zweck aller Vernunftreligion ist, so wird die Vernunftreligion das oberste Prinzip aller Schriftauslegung enthalten.

2. Wenn Zweifel über den Sinn von etwas entstanden sind, so untersucht der Vernünftige die ursprünglichen Verhältnisse selber und verläßt sich nicht auf Andere, welche die Sache geprüft zu haben versichern. Die Unwahrscheinlichkeit des Stattfindens einer Transsubstantiation wäre niemals frappanter gewesen, als zur Stunde der Abhaltung des ersten hl. Abendmahls. ¡Es ist Jesus in Fleisch und Bein, dem die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) das doppelte Wunder aufbürdet, daß Er, sitzen bleibend in der Mitte der Apostel, unter ihren Augen seinen eigenen Leib darreichte, bräche! ¡Und sie, die immer so langsam zum Glauben, so schnell zum Zweifeln und sich Verwundern waren, sie sollten gleichwohl hier nichts gesehen und nichts gehört haben, das sie in Erstaunen setzte! ¿Wo aber lesen wir etwas von diesem ihrem Erstaunen? Nur eine Erklärung ist möglich: sie haben den Vorgang geistig aufgefaßt. Der, welcher soeben gesagt hatte: „das ist mein Leib", „das ist

Bundes“; „das ist der Kelch, der Neue Bund in meinem Blute.“ Ein bildlicher Ausdruck liegt ferner in den Worten: „Das ist mein Blut, welches vergossen wird;“ „das ist mein Leib, welcher gebrochen (hingegeben) wird.“ ¿War das Blut Christi schon vergossen,

---

mein Blut des Neuen Bundes“, ist Derselbe, den sie hundertmal in Bildern haben reden hören. In den Worten (Luk. 22, 20.) „Das ist der Kelch, der Neue Bund in meinem Blute“ ist die Copula ist ausgelassen: ist der Neue Bund, d. h. versinnbildet den Neuen Bund. Der Gedanke ist der nämliche, wie bei Matth. 26, 28., nur daß durch einen Sprung der Bund selbst anstatt des Blutes als das Versinnbildete genannt wird. ¿Ist denn aber der auf den röm. Altären angebetete Körper wirklich der von Maria Geborne? Das Concil von Trient schweigt über diese häkelige Frage; der röm. Katechismus (De sacram. III, 23.) hat dieselbe bejaht. Hat Christus in Wirklichkeit den Aposteln das eigene, damals noch nicht durch den Tod hindurchgegangene Fleisch dargeboten, so war's nicht der von seiner Mutter geborne Leib, der ja noch nicht gebrochen war. Auch können daran die Apostel unmöglich gedacht haben. Sonach wäre gleich das ursprüngliche hl. Abendmahl ohne diese Wirklichkeit gespendet und ohne den Glauben daran empfangen worden. Für alle folgenden Wein- und Brodverwandlungen gilt als constante röm. Schulmeinung, daß Christus in seiner gottmenschlichen Leiblichkeit davon unberührt zur Rechten des Vaters im Himmel sitze. ¿Ist etwa anzunehmen, daß Christus bei der nämlichen Gelegenheit seinen Ausdrücken einen verschiedenen Sinn beigelegt habe? Man halte sich an die wörtliche Auslegung, und man verfällt nicht bloß in Schwierigkeiten, sondern in Abgeschmacktheiten: überall meint man, die Ausdrücke seien wörtlich zu verstehen, und man ist zu der Annahme gezwungen, daß es sich in jeder dieser Stellen nicht um den nämlichen Gegenstand handle. Auf unserer Seite hingegen ergibt sich die nämliche Auslegung der verschiedenen bei der nämlichen Gelegenheit gebrauchten Worte und Bilder; wir sind nicht genöthigt, den einheitlichen Begriff „das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird“, und „das ist mein Blut des Neuen Bundes, das für Viele vergossen wird“, zu zertrennen; ebensowenig sind wir auf das Auskunftsmittel angewiesen, bei Auslegung der nämlichen Stellen nach entgegengesetzten Grundsätzen zu verfahren, oder gar in den Geruch einer grammatischen Ketzerei zu gerathen, um das Zeugniß aller fünf Sinne umzustoßen. Kurz, alle von der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) aus der hl. Schrift citirten Worte können sehr gut von Männern gesprochen sein, welche nicht an die Transsubstantiation glaubten; was wir citiren, kann nicht von Männern gesprochen sein, welche daran geglaubt haben. Die Apostel, welche uns von der Einsetzung des hl. Abendmahls berichten, gehen nicht ganz einig hinsichtlich der damals von Christus gebrauchten Worte. So lesen wir: „Das ist mein Leib, clomenon, der gebrochen, oder didomenon, der gegeben wird; das ist mein Blut des Neuen Bundes, ecchynomenon, welches vergossen wird.“ An sich unbedeutende Abweichungen beweisen, daß nicht die eigensten Worte Christi als feierliche Formel überliefert sind; denn Er hat die betreffenden Worte bloß einmal gesprochen, indem Er das Sakrament des hl. Abendmahls ja bloß einmal eingesetzt hat. Noch deutlicher, als Leib, bezeichnet Blut, mit der hier angegebenen näheren Bestimmung, den Tod Jesu, eine Thatsache, nicht eine Substanz. Die Ausdrücke „Das ist mein Leib“, „das ist mein Blut“, sind nicht alle Worte der Einsetzung; die von Lukas und Paulus gebrauchten Ausdrücke, nämlich „Das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird“, oder „mein Leib, der für Euch gebrochen wird“, und „das ist der Kelch, der Neue Bund in meinem Blute“, oder „dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blute“, enthalten eine Art von Vervollständigung der andern Angaben. Wenn Matthäus und Markus berichten, daß Christus sprach: „Das ist mein Leib“, so sagen sie ganz die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit, wofern die Einsetzungsworte lauten, wie sie Lukas und Paulus mittheilen. Wenn Lukas dafür gehalten hat, daß im ersten hl. Abendmahl der Körper, die Knochen u. s. w. Christi in Wirklichkeit gegeben worden seien, so wird man einräumen, Paulus habe dafür gehalten, daß der Körper, die Knochen u. s. w. Christi im ersten hl. Abendmahle in Wirklichkeit gebrochen worden seien. Letzteres glaubt die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) nicht. Angenommen, daß dasjenige, was Christus beim hl. Abendmahl

als Er sagte: „welches vergossen wird?“ ¿War der Leib Christi schon gebrochen, als Er sagte: „welcher gebrochen (hingegeben) wird?“

3. Der Inhalt des Kelches ist (Matth. 26, 29. Mark. 14, 25.) „das Gewächs des Weinstocks“ genannt, und zwar nach den

---

in Händen hatte, nicht mehr Brod war, sondern in Folge eines unerklärlichen Herganges in seinen Körper, Blut, Nerven und Knochen umgewandelt ward, dann entsteht die Frage: „¿Wie es dazu gelangte, sein todter Körper zu werden, sein gegebener, gebrochener, für uns geopferter Körper?“ Niemand wird leugnen, daß Christus von seinem Leib im Zustande des Todes geredet habe. Wollten wir mithin die Worte des hl. Abendmahls buchstäblich verstehen, so müßten wir einem der auffallendsten Widersprüche Beifall zollen: Wir müßten glauben, daß der Körper Christi zur nämlichen Zeit todt und lebendig gewesen ist. Wenn wir dieses nicht glauben können, dann ist es unmöglich, die Worte Christi in buchstäblichem Sinne zu verstehen und zu glauben, daß das Brod, welches Er bei Gelegenheit des hl. Abendmahls gegeben hat, wirklich und ohne Bild sein todter Körper war. Weil nun damals Christus noch lebte und sein Leib darum nicht wirklich gegeben und gebrochen war, so ist klar, daß das Brod nicht wirklich sein Leib sein konnte, sondern nur bildlich: Es wurde gebrochen, um den bald nachher am Kreuze für uns gegebenen und gebrochenen Leib zu bedeuten. Gleicherweise wurde vom Wein gesagt, „er sei das Blut des Neuen Bundes“, welches vergossen wird als eine Einsetzung zur beständigen Erinnerung des am Kreuze vergossenen Blutes. Die Verfasser der Vulgata haben bei den auf das hl. Abendmahl bezüglichen Stellen den Begriff der Gegenwart in den Begriff der Zukunft verwandelt: wird gegeben, vergossen werden. Als Christus das Brod austheilte und brach, hatte Er in der gegenwärtigen Zeit gesprochen: „Das ist mein Leib, der gebrochen wird.“ Hieraus erhellt, daß Er unter dem Ausdruck Leib das Sakrament oder Sinnbild seines Leibes verstanden hat; denn sein wirklicher Leib ist in jenem Augenblicke nicht gebrochen worden; die Kreuzigung fand erst am folgenden Tage statt. Christus nennt das gebrochen, was es, stofflich, nicht war. Aber wenn die eine Hälfte jener Worte bildlich ist, ¿konnte es die andere nicht auch sein? Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) hat die Tragweite dieser Einwendung sehr wohl gefühlt: Sie hat in ihrer Vulgata die Stelle doppelt verfälscht und statt der Worte „der für Euch gebrochen wird“ übersetzt: „der für Euch überliefert werden wird“; also überliefern statt brechen, und die Zukunft statt der Gegenwart, quod tradetur statt quod frangitur, qui effundetur statt qui effunditur. Auf die Weise findet sich nun freilich kein bildlicher Ausdruck mehr in den letzten Worten, und man hat freie Hand, zu behaupten, es sei ebensowenig einer in den ersten. ¡Solche Achtung hegt die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) vor dem Buchstaben der hl. Schrift! Kein Zweifel hinwiederum, daß Diejenigen, welche genannte Worte dem Meßcanon einverleibten, kaum an die Thatsache eines Meßopfers geglaubt haben; sie würden sonst die gegenwärtige Zeit haben stehen lassen zu etwelcher Befestigung ihrer Meinung. Auf obige Fälschung pfropft Herr Thomas von Aquino (De sacram. altar. cap. 1.) noch seine eigenen Schnurren. Er verdreht die Worte „das ist mein Leib, welcher überliefert werden wird, hoc est corpus meum, quod (pronom. relativ.) tradetur“ in „corpus, quod tradetur, id est, ut (!) agnus Dei offerretur, d. h. damit das Lamm Gottes geopfert werde.“ Für Jeden, welcher der lateinischen Sprache mächtig ist und die Gesetze der Logik kennt, dürfte es schwer halten, ein ähnliches Beispiel ausgesuchten Worttruges zu finden. Kein Zweifel übrigens, daß wenn Derjenige, der im vorliegenden Falle die zukünftige Zeit anstatt der gegenwärtigen dem Meßcanon einverleibte, geglaubt hätte, was das Concil von Trient zu glauben vorschreibt, er würde die gegenwärtige Zeit haben stehen lassen. Er würde sich gehütet haben, sich eines, wenn auch noch so schwachen Behelfs zu begeben, um die Idee einer beim ersten hl. Abendmahl stattgefundenen Transsubstantiation zu stützen.

3. Es ist ein Kunstgriff mancher Theaterdichter, schwierige Wendungen hinter die Bühne zu verlegen und nur die vollendete Thatsache erscheinen zu lassen. Nach Angabe des Herrn Pater Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, schreibt der hl. (?) Johannes Damascenus: „Wenn Einer fragt, wie das Brod in den Leib

sog. Consecrationsworten, also zu einer Zeit, in welcher gemäß der Voraussetzung der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) kein Wein mehr vorhanden sein konnte, sondern Leib und Knochen, Seele und Gottheit, Nerven und Blut Christi. Der Apostel Pau-

Christi verwandelt werde, so sage ich: Der hl. Geist überschattet den Priester und wirkt dasselbe, was er in dem Leibe Maria's gewirkt hat." Alle organischen Prozesse haben einen Anfang, eine gewisse Dauer und ein Ende. Die Transsubstantiation ist lange gelehrt worden, ohne daß man gewagt hätte, das Zeitmaß oder den Augenblick zu bestimmen, innert oder an welchem das Wunder stattfinden soll. Herr Innocens III. belehrt die Welt (Myst. miss. lib. IV. cap. 6.), es herrschen hierüber unter den Theologen drei verschiedene Meinungen. Die Meinung Seiner Heiligkeit ist: „Es sei nicht glaublich, daß Christus das Brod und den Wein gegeben habe, bevor er das Wunder der Verwandlung gewirkt. Man könne füglich sagen, Christus habe aus göttlicher Kraft das Wunder gewirkt und nachher die Form ausgedrückt, unter welcher seine Nachfolger die Weihung mit eigener Kraft vorgenommen; wir hingegen zufolge jener, welche Er in die Worte gelegt hat." Wenn aber die Abendmahlsworte im Munde Christi nur der Ausdruck einer vollendeten Thatsache sind, ¿wie können sie im Munde eines röm. Priesters die Kraft besitzen, das Wunder erst hervorzubringen? ¿Wie ist es denkbar, daß Brod in den Körper Christi verwandelt wurde zu einer Zeit, als dieser Körper schon bestand? „Es frägt sich," meint unser Herr Innocens (L. c. lib. IV. cap. 17.) „es frägt sich, ¿was Christus dargereicht habe, als Er gesagt: das ist mein Leib. Nicht Brod, weil vom Brod es nicht wahr war, dieweil sein Leib selbst sich anwesend fand, — noch seinen Leib, weil Er jene Worte, bei deren Ausspruch Er das Brod in seinen Leib verwandelte, noch nicht gesprochen hatte. ¿Was also? Der Schlinge einer solchen Frage läßt sich leicht dadurch entgehen, daß man sagt: Christus habe geweiht, indem Er gesegnet habe." „Dann", fährt derselbe Schriftsteller fort, „dann wird abermals gefragt, ¿was Christus bei den Worten: Esset Alle davon, dargereicht habe? Wiewohl in keinem der vier Evangelien in Bezug auf den Leib solches zu lesen ist, sondern nur in Bezug auf das Blut: Trinket Alle daraus. Denn, wenn Er dannzumal, da er das Brod bereits gebrochen hatte, von dessen Theilen etwas vorwies, so konnten von diesen nicht Alle essen, da Er sie einzeln gab. Reichte er aber seinen Körper dar, so konnten sie nicht von diesem, sondern nur diesen selbst genießen, weil der Leib Christi nicht theilweise, sondern ungetheilt genossen wird. Man muß dies aber nach der Regel des Tyconius verstehen, weil die hl. Schrift oftmals den Anschein hat, als handle sie von Einem, indeß sie von verschiedenen Dingen handelt, wie z. B. da, wo es heißt: Er segnete, brach und gab — Er segnete das Brod, brach die Gestalt, gab seinen Leib, ebenso wo Er sagt: Esset alle davon. Das Fürwort bezeichnet den ungetheilten Leib, die Präposition aber die zertheilte Gestalt, gleich als hätte Er gesagt: Esset den unzertheilten Leib in zertheilter Gestalt." Andere meinen, „Christus habe (Matth. 26, 29—29.) nach dem Passah und vor dem hl. Abendmahl gesagt, Er werde vom Gewächs des Weinstocks nicht mehr trinken: folglich sei der Kelch des hl. Abendmahles, den Er hernach getrunken, nicht Gewächs des Weinstocks gewesen, sondern Blut." Herr Petrus Galatinus (De arcan. cath. veritat. lib. X. cap. 6.) lehrt, „das Brod werde in Fleisch verwandelt, während es geschmeckt wird; und dieser Umstand sei es, von dem geschrieben steht (Ps. 34, 9.): Schmecket und sehet, wie gut der Herr ist." Es erinnert das an jenen Caraiben, welcher von einem Missionär nicht mehr Gutes zu erzählen wußte, als: das Fleisch des Herrn habe ihm und seinen Genossen gut geschmeckt. Das Concil von Trient (Sess. XIII. cap. 3.) ist der Ansicht, „die Apostel hätten noch nicht das Abendmahl von der Hand des Herrn empfangen, als Er dennoch selbst wahrhaftig bekräftigte, das Dargereichte sei sein Leib." Würden die Apostel, welche vom hl. Abendmahl Meldung thun, in den sog. Consecrationsworten das Signal der Verwandlung des Brodes in Fleisch gesehen haben, ¿läßt sich da denken, daß Alle zusammen die unglaubliche Unachtsamkeit begangen hätten, besagte Verwandlung nach der Vertheilung des Brodes eintreten zu lassen? Bei einem Gewährsmann, der an die Transsubstantiation glaubt, wäre es nicht bloß Unachtsamkeit, sondern geradezu

lus 1. Kor. 10, 16—17. 11, 26—28.) nennt fünfmal das Brod „Brod" und dreimal den Kelch „Kelch" nach der Danksagung und Darreichung.

4. Die hl. Schrift stellt Christum dar als von der Erde hin=

Albernheit, sie erst an's Ende der ersten Abendmahlshandlung zu verlegen. ¿Wo fände man heute einen röm. Katholiken, der bei einer Beschreibung der Messe die sog. Weihung nach der Vertheilung der Hostien setzte? Die Stelle (1. Kor. 11, 27.) „welcher nun unwürdig von diesem Brod isset, oder von dem Kelch des Herrn trinket," beweist unwiderleglich, daß der Apostel Paulus, daß die Apostelkirche überhaupt von der Brod= und Weinverwandlung nichts wußten. Wäre das Brod nach der Danksagung kein „Brod" mehr, so dürfte der Apostel nicht sagen, „welcher von diesem Brod isset," sondern „welcher den Leib isset." ¡Welchen Irrthum hätte Paulus, ein Werkzeug des hl. Geistes, veranlaßt, wenn er dasjenige noch Brod, beziehungsweise noch Wein genannt hätte, was kurz zuvor in die Substanz des Körpers, der Nerven, des Bluts und der Knochen Christi verwandelt worden war! Nach der Lehre der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ist der Inhalt des Kelches nicht mehr Wein, sondern Blut, und zwar ist in jedem Tröpfchen dieses Blutes der wahre Leib und die Seele, Knochen und Nerven Christi enthalten; daraus folgt, und die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) wird die Folgerung einräumen müssen, daß Christus seine Nerven und Knochen getrunken, seine Seele verschluckt und seinen Kopf in seinem Munde gehabt habe. „Das Blut Christi", behauptet man röm. Seits, „das Blut Christi wird in der Messe vergossen; und gleichwohl bewegt und regt es sich nicht." Sonst bedingt jede Vergießung eine Bewegung. Dieselbe Lehre verpflichtet uns zu glauben, daß, sobald die Hostie vertheilt ist, die wunderthätige Macht des Priesters auf jeden Ersten Besten übergehe, weil der Erste Beste durch Zerschneiden oder Zerkauen der Hostie das Gerippe u. s. w. Christi so oft vervielfältigen könne, als es ihm beliebt. Unvermeidliche Inconsequenzen deuten auf einen Grundirrthum. Judas Ischariot hat am hl. Abendmahl theilgenommen: „Siehe, die Hand meines Verräthers ist mit mir über Tische" (Luk. 22, 21.). Der Sohn Gottes und der Teufel wären so zusammenlogirt gewesen. Innocens III. (L. c. lib. IV cap. 13.) behauptet: „es sei klar, daß Judas hinausgegangen, bevor Christus das hl. Abendmahl ausgetheilt habe; man dürfe nicht annehmen, daß Christus unter dem eingetauchten Bissen dem Judas die Eucharistie gegeben, sondern Er habe hiedurch nur seinen Verräther bezeichnet." Herr Ignaz Loyola, Stifter des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, behauptet in seinen „geistlichen Uebungen": „Judas sei nach Beendigung des hl. Abendmahls hinausgegangen, um Christum zu verrathen." Die Autorität der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) läßt diese Sätze „unvermittelt", d. h. als Widersprüche neben einander bestehen. Mit ruhesüchtiger Klugheit werden häufig die gangbarsten Lehrbegriffe, die unmittelbarsten Folgerungen aus den trientinischen Annahmen von diesen selbst genau unterschieden, so daß man der röm. Autorität zu etwa erforderlicher Selbstvertheidigung die ganze Breite der Unbestimmtheit ihrer Aeußerungen vorbehält. Durch ihre Transsubstantiationstheorie verstricken sich die Sachwalter der Religion der Päpste in Folgerungen, welche noch offenbarere Abgeschmacktheiten in sich schließen, als die Voraussetzungen; man stößt da bei jedem Schritt auf einen Widerspruch, oder einen Trugschluß, so sehr wurden die einfachsten Begriffe umgestoßen, die Vernunft absichtlich gefangen gegeben. Man weiß bei der Zergliederung der Messe kaum, wie sorgfältig man seine Worte wählen muß, um nicht gar zu gräuliches Aergerniß zu verursachen.

4. Auf dem Standpunkt der geschichtlichen Betrachtung wäre es eine petitio principii, auch nur einmal als geschehen vorauszusetzen, was mit aller Analogie der Erfahrung in Widerspruch steht. In Hexenprozessen wurde nichts umständlicher beschrieben, als der Hexensabbath, und Hunderte von Frauen und Jungfrauen wurden lebendig verbrannt, weil sie sich dabei betheiligt haben sollten. Es war festgestellt, daß man oft Frauen in einem Zustande der Entzückung liegen fand, unempfindlich für Schmerz und ohne Lebenszeichen; daß sie nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein kamen und dann auf der Folter gestanden, sie wären auf dem Hexensabbath

weggenommen, um bis zur Zeit seines Wiederkommens im Himmel zu bleiben. Die Lehre der Transsubstantiation, welche Christum als in seiner menschlichen Natur **gegenwärtig** voraussetzt, wo immer

---

gewesen. Diese Angaben zogen alsbald die Aufmerksamkeit der meisten Rechtsgelehrten und Theologen auf sich. Doch waren sie in ihren Urtheilen getheilter Meinung. Einige huldigten der Ansicht, die Hexe stände unter dem Betrug des Teufels; „aber," fügten sie hinzu, „da der Betrug durch einen Vertrag begründet sei, so müßte sie nichtsdestoweniger verbrannt werden." Andere brachten eine kühnere Erklärung bei: „Daß derselbe Theil von Materie nicht zu gleicher Zeit an zwei Orten sein kann, ist eine Voraussetzung, welche ganz und gar auf den Gesetzen der Natur beruht; aber diese Gesetze haben keinen Bestand in Bezug auf das Wunderbare, und das Wunder der Transsubstantiation vernichtet die Unwahrscheinlichkeit, daß ein menschlicher Körper an mehreren Orten zugleich sein konnte. Jedenfalls vermochte der Teufel für diese Gelegenheit ein Duplikat des Körpers zu schaffen, um die Diener der Gerechtigkeit zu äffen." Letztere Ansicht wurde unter den Theologen gäng und gäbe. Der Hexenprozeß ist gesetzlich begründet worden durch die Bulle des Papstes Innocens VIII. vom 4. Dez. 1484. Unter dem Schirm des Großinquisitors Deza, Erzbischofs von Sevilla, verfolgte Diego Rodriguez Lucero mit äußerster Grausamkeit die Christen israelitischer Abkunft, und darunter Personen aus den angesehensten Familien. Es beständen, behauptete er, insgeheim Synagogen in Cordova, zu welchen der Satan in Gestalt eines Ziegenbocks die Leute durch die Lüfte aus allen Weltgegenden herbeiführe, darunter Canoniker, Mönche, Nonnen, die, während sie hier beisammen säßen, zu Hause gespenstisch in ihrer gewöhnlichen Gestalt gesehen würden. Die Folter verschaffte ihm die Bekenntnisse, deren er bedurfte; die Unglücklichen sagten wirklich aus, daß sie die nächtliche Reise durch die Luft in Thiergestalt gemacht, in der Synagoge angekommen sich wieder in ihre menschliche Gestalt verwandelt hätten und auf dem Rückweg wieder zu Bestien wurden. In jedem Gefängniß des sog. hl. Officiums standen das Crucifix und die Folter neben einander. Daher kam der sizilianische Priester Paramo auf den Einfall, die Inquisition mit dem Allerheiligsten der Stiftshütte zu vergleichen, „wo ja gleichfalls der Stab Aarons und das Manna der Gnade neben einander lagen", oder sie dem barmherzigen Samariter gleichzustellen, „weil sie in die durch Ketzerei verwundeten Länder den Wein einer kräftigen Strenge, gemischt mit dem heilsamen Oele der göttlichen Gnade, göße". Die monströse Lehre der **Ubiquisten** (eine Art Verrückter, welche der menschlichen Natur Christi Unendlichkeit zuschreiben) steht in nahem Verwandtschaftsgrade mit dem Glaubensartikel von der Gegenwart der Nerven und Knochen u. s. w. Christi beim hl. Abendmahle. Zwar erklärt der röm. Katechismus (De sacram. III, 36.), „man müsse das Volk (sic) belehren, Christus sei im Sakramente der Eucharistie nicht so, als befände Er sich in demselben, wie an einem räumlichen Orte." Allein wenn die Nerven und Knochen u. s. w. Christi im sog. Altarssakramente gegenwärtig sind, so muß doch auch ein Raum für sie da sein. Läßt man sich einreden, daß ein Körper, welcher natürlicherweise nur an **einem** Ort sich befinden kann, sich dessenungeachtet an 150,000 Plätzen befinde, wo man communicirt und die geweihten Oblaten aufbewahrt, dann mag man ebensogut glauben, daß er sich überall befinde; denn es gilt keine Regel mehr, nachdem die Natur der Dinge zerstört ist, und es ist nichts Bestimmtes mehr vorhanden, sobald man seine Zuflucht zu vernunftwidrigen Heimlichkeiten nimmt. Der nämlichen Ansicht scheint Herr Dr. Hermann Rolfus zu sein, wo er schreibt: „Daß der Heiland in so vielen hl. Hostien ganz und vollständig **neben** einander sein, und doch nur ein Leib sein soll, all dies ist dasselbe Wunder, wie daß der Herr ganz und vollständig in mehreren hl. Hostien enthalten sein soll, die **nach** einander dargebracht werden." Wenn man beim Blute Christi an das am Kreuze herabgeflossene und seitdem außerhalb des Leibes befindliche Blut zu denken hat, so ist der subtile Einfall störend, die Ubiquität auch auf jene bei der Kreuzigung vergossenen Blutstropfen auszudehnen. Innocens III. (Myst. miss. Lib. IV. cap. 7.) behauptet, „er trinke jenes Blut, welches Christus am Kreuze vergossen habe." „Einige," fährt er fort (Ibid. cap. 19.), „Einige haben die Behauptung aufstellen wollen, das Brod gehe allerdings in Christi Wesenheit über, nicht aber in diejenige des Schöpfers,

ein Meßpriester die Weihung einer Oblate oder einer Portion Wein vornimmt, ist mit jener Darstellung unvereinbar.

---

weil Christus nur vermöge seiner menschlichen Natur, nach welcher das Brod in seine Wesenheit übergehe, Christus genannt werde. Hierüber bekenne ich, d. h. Innocens, daß das göttliche Sakrament weniger erörtert, als in tiefer Ehrfurcht angenommen werden soll; denn es steht geschrieben (2. Mos. 12, 9.): Ihr sollt es nicht roh, oder mit Wasser gekocht, sondern am Feuer gebraten, essen." Hielte sich nun der Körper Christi zur nämlichen Zeit an verschiedenen Orten auf, so möchte sich Einem unserer Gegner die Vermuthung aufdrängen, daß Er während des Aufenthaltes in dem Leibe seiner Mutter auch in andern Leibern sich befand und während der Kreuzigung vielleicht in Rom oder Tivoli herumspazirte. ¿Und weßwegen brauchte Er von Galiläa nach Judäa zu reisen, wenn Er an einem und dem andern Orte zur selben Zeit sich befinden konnte? Auch die hl. Schrift weist darauf hin, daß ein Körper sich nicht an zwei Orten zugleich befinden könne: Wenn der Engel (Matth. 28, 6.) sagt: „Jesus ist nicht hier; Er ist auferstanden," so ist damit wohl zugegeben, daß Er, seiner leiblichen Erscheinung nach, nicht hier und dort zu gleicher Zeit gegenwärtig sein konnte. Hebr. 2, 17. steht geschrieben: „Jesus mußte allerdinge seinen Brüdern gleich werden." Ist Er uns gleich in allen Dingen, so muß sein Leib sichtbar, greifbar und räumlich begrenzt sein. Wenn der Leib, in welchem Christus zum Himmel emporgestiegen, dort befindlich ist, so muß derjenige Leib, in welchen das Brod und der Wein des hl. Abendmahls verwandelt worden sein soll, verschieden sein von dem Leibe, dessen Wohnstätte der Himmel ist; so daß in der That eine Mehrheit von Leibern gegeben wäre. Nach einer von der Autorität der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) noch nicht gutgeheißenen Idee des Herrn Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, setzt der zum Himmel aufgestiegene Christus seine Aufopferung fort, indem Er dem Vater seine Wundmale weist und ihn für uns bittet. 1. Kor. 11, 26, steht: „So oft Ihr von diesem Brod esset und von diesem Kelch trinket, sollt Ihr des Herrn Tod verkünden, bis daß Er kommt." Wenn Jesus wird zugegen sein, wird kein hl. Abendmahl mehr gehalten werden. Christus sprach beim hl. Abendmahl (Matth. 26, 29.): „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde." So heißt's im Griechischen, und nicht: „wo ich es von neuem trinken werde", wie Einige übersetzen. Der Begriff „neu, erneut" ist hier nach der Idee der Verklärung aller Dinge zu verstehen; die ähnliche Vorstellung findet sich Luk. 22, 16., wo eine idealische, verklärte Feier des Passahmahles im Reiche Gottes vorausgesetzt wird. Wenn nun der fragliche Wein schon mit dem Blute Christi seine Seele und seine Gottheit einschließt, ¿was kann er dann im Himmel noch mehr in sich schließen? ¿In welchem Sinne könnte man ihn als einen neuen trinken? Alles führt uns also auf die Annahme: „Der Wein, welchen Christus den Aposteln darreichte, war Wein; der Kelch, ein Zeichen der Vereinigung unter den Menschen, ward in seinen Händen ein Zeichen der Vereinigung mit Ihm, einer noch unvollkommenen auf Erden, einer vollkommenen im Himmel." Joh. 14, 23 spricht Jesus: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." Nicht sowohl der Vater soll in der Messe zu uns kommen, als der Sohn, in körperlicher Gestalt. Herr Dr. Hermann Rolfus berichtet, daß im Augenblicke der Wandlung der Himmel sich öffne und der Heiland darniedersteige. Gottes Allgegenwart wird im röm. Religionssystem nicht als ewige, sondern als kreatürlich-unendliche, als Dasein Gottes an einzelnen Orten, als eine Art Seelenwanderung aufgefaßt. Man kömmt hienach zu jenem würdigen Begriff der Allgegenwart, wie jenes Kind, dem der Pater Kellermeister in der Kinderlehre begreiflich machte, daß der liebe Gott auch im Keller und auf der Treppe und in der Schublade sei, und wogegen das Kind nicht mit Unrecht einwendete, daß seine Mutter im Keller doch ihre Kartoffeln habe. Das Wort Himmel wird in der hl. Schrift in zweierlei Sinn gebraucht. Es heißt erstlich von Gott, „er sei im Himmel." Selbst hier ist das Wort nicht bildlich zu verstehn, sondern es ist die Vorstellung einer bestimmten Sphäre, wo Gott thront, anzuerkennen. Sodann bezeichnet Himmel, nahe verwandt, die künftige

5. Das Gedächtniß, die Erinnerung, bezieht sich auf abwesende, und nicht auf gegenwärtige Dinge. Der Tod Christi war etwas Zukünftiges zur Zeit der Einsetzung des hl. Abendmahls; dieses

Sphäre der mit Gott vereinigten Menschen. Fast komisch nimmt es sich aus, wie dieselben Theologen, welche bei den Einsetzungsworten des hl. Abendmahls eine exegetisch gebotene bildliche Auslegung verwerfen, mit der Himmelfahrt kurzen Prozeß machen und dieselbe ächt allegorisch aus der Bibel hinausinterpretiren. „Fuhr auf" soll heißen: „ward unsichtbar"; „in den Himmel" soll heißen: „überall hin". Diese Pfründner greifen bisweilen zur bildlichen Wendung, weil ihnen zum selbstredenden Ausdruck die Klarheit der Vorstellung fehlt. Sie begnügen sich, einzelnen biblischen Erzählungen das Verständniß aus dem Leibe zu ziehen und dieses in möglichst abgezogene Formeln zu schnüren. Nicht als wäre ihnen der natürliche Sinn der Worte Christi dunkel. Nein; sie lehren, der natürliche Sinn sei nicht der Sinn, könne der Sinn Christi nicht sein. Ihre Vorurtheile von dem Messias ihrer Messe scheinen so fest eingewurzelt, daß sie auch bei den Abendmahlsworten eher annehmen, Jesus meine ganz etwas anderes, als was Er sagte. Freilich frommt es ihnen nicht, zu verstehen, was Er anderes meinte. Sie brauchen eben allerhand „Beweise" für ihre Lehren, und je mehr sie den Gegenbeweis der unaufhaltsamen bessern Einsicht fürchten, desto inniger schließen sie sich an ihre Partei. Hüc und Gabet berichten von einem Zwiegespräch, das sie mit einem thibetanischen Lama gepflogen hatten: „Du sagst, Buddha sei ein Einiger. ¿Was sind dann aber der Tale-Lama zu Hla-Ssa, der Guison Tamba von Groß-Kuren, der Hotoktu in Peking und alle die vielen Schaberons*) in den Klöstern der Mongolei und Thibets?" Die sind allesammt Buddhas. — „¿Ist denn Buddha sichtbar?" Nein, er ist körperlos; er ist nur eine gewisse Substanz. — „Also Buddha ist ein Einiger, ¿und doch gibt es unzählige Buddhas, wie die Schaberons und Andere? Buddha ist körperlos; man kann ihn nicht sehen; ¿und doch sind der Tale-Lama, der Guison Tamba und alle übrigen Schaberons sichtbar und haben einen Körper wie Du und wir? ¿Wie willst Du das erklären?" Der Lama breitete die Arme aus und sprach in gewichtigem Tone: „Diese Lehre ist die wahre; sie ist die wahrhaftige Lehre, die von Abend her kommt; aber sie ist unergründlich tief und läßt sich nicht bis ans Ende erklären." Die Verblendung auch der Buddhisten hat ihre Ursache nicht etwa in einem starken und ehrenhaften Selbstgefühle, sondern im günstigsten Fall in Trugschlüssen, die einer Unbekanntschaft mit dem Höhestande der Erkenntniß entspringen. Auch sie bringen ihren deus ex machina auf das ausgefahrene Geleise von „Geheimnissen", deren Tiefe die größten Geister aller Jahrhunderte in anbetendes Staunen versetzt habe.

5. Eine Aussage kann etwas Wahres enthalten in einem gewissen Sinne. Wenn jedoch gerade den Sinn kein Vernünftiger voraussetzen wird, so gestaltet sich eine abstrakte Wahrheit zum Deckmantel für die beabsichtigte concrete Lüge. „Es ist erlaubt," lehrt Herr Joh. Peter Gury, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, „es ist erlaubt, aus gewichtigen Ursachen vom mentalen Vorbehalte im weitern Sinne Gebrauch zu machen, d. h. vom uneigentlichen Vorbehalte und durch zweideutige Worte, aus denen der Sinn, welchen der Sprechende beabsichtigt, leicht verständlich ist." Herr J. B. Bossuet hält dafür, „daß das Andenken nicht alle Gegenwart ausschließe, sondern nur jene, die in die Sinne fällt; und so sagen ja die Protestanten, was auch wir behaupten: Christus sei auf eine Art gegenwärtig, die nicht in die Sinne fällt. Wenn die Kinder bei dem Grabe ihres Vaters, wo sein Leib verschlossen ist, mit Zärtlichkeit an ihn und seine Liebe sich erinnern, ¿um wie viel mehr muß unser Andenken und unsere Liebe zum Erlöser aufgeweckt werden, wenn wir unter der Hülle der hl. Gestalten, als unter dem mystischen Grabe, sein eigenes, für uns geschlachtetes Fleisch vor uns haben? ¡Jenes lebendige und lebende Fleisch, jenes noch von Liebe warme, jenes geist- und gnadenvolle Blut!" Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 43.) hält dafür: „Indem Christus den Aposteln die zugedachte Erbschaft verschrieb, wollte Er ihnen zugleich

*) Schaberons heißen Alle, die nach ihrem Tode verschiedene Incarnationen (Transsubstantiationen) erfuhren. Sie gelten für lebende Buddhas.

konnte darum damals nicht ein Gedächtniß seines Todes sein. Und wenn das Blut und der Leib, die Nerven, die Knochen, die Seele und die Gottheit Christi wirklich bei der Messe gegenwärtig wä-

---

ein sichtbares Andenken an sich zurücklassen, dieweil Er sagte: Solches thut zu meinem Gedächtniß. Der, welcher gekommen war, den schlafsüchtigen Kranken gesund zu machen, zeigte damit an, die bloße, christliche Erinnerung könne hiezu nicht genügen. ¿Denn der wievielte Theil unter uns ist im Stande, jenes den köstlichsten Wohlgeruch ausduftende Heilmittel zu erfassen? Das Wort, welches im Anfange bei Gott war, und durch welches alle Dinge gemacht sind, ist Fleisch geworden und wohnte unter uns. An dieser Offenbarung auch bloß herumzunagen, ist schon ein Genesung wirkendes Mittel." — Christus hat beim hl. Abendmahle gesagt: „Solches thut zu meinem Gedächtniß." Die Verfasser des Meßcanons schieben diesem Gedächtniß ein anderes unter, indem sie den Priester sprechen lassen: „Wir verehren vor Allem das Gedächtniß der glorreichen Jungfrau Maria, des hl. Apostel Paulus und Petrus u. s. w., des Linus, Cletus, Xistus, Chrysogonus, Cosmas und Damianus und aller Deiner Heiligen." Unter diesen Letztern sind vorzüglich canonisirte Kalenderheilige zu verstehen. ¡Wer würde bei Betrachtung der evangelischen Leidensgeschichte mit seinen Gedanken auf Heiliggesprochene verfallen, die erst Jahrhunderte nach Christus oder gar nie lebten! Der Priester küßt bei der Messe den Altar und spricht dabei: „Wir bitten Dich, Herr, um der Verdienste Deiner Heiligen, deren Reliquien hier sind, Du mögest alle meine Sünden nachlassen." Von den Reliquien wußte die Christenheit Jahrhunderte lang nichts, bis endlich die stets spekulirende Pfaffenschaft auch diese Goldgrube entdeckte. Von da an fanden sich sofort alle nur irgend erdenkliche Knochen, Hölzer, Lappen, Metallbestandtheile, Geschirre u. s. w., welche in der Geschichte des Christenthums jemals eine Rolle gespielt hatten. Es trat in die Erscheinung eine vollständige Sammlung der Gegenstände, die mit Jesu Leiden und Sterben zusammenhiengen: Das Kreuz, die Lanze, der Schwamm, das Schweißtuch, die Dornenkrone, der Abendmahlskelch, ja sogar ein Stück Brod, welches beim ersten hl. Abendmahl übrig geblieben war; item der ungenähte Rock Jesu, und zwar in einer Auflage von circa zwanzig Exemplaren. Selbstverständlich wohnten all dem alten Quark Wunderkräfte inne. Die Päpste erkannten, daß ein solch prächtiges Geschäft einer obersten Leitung bedürfe; und so mußten dann bald alle Reliquien in Rom geprüft und geweiht werden, was ungeheure Summen eintrug. Das Blut, das am Kreuze aus der Seite Christi geflossen, wird im Lateran aufbewahrt; die Blutstropfen, welche Nikodemus unter dem Kreuze mit seinem Handschuh aufgefangen haben soll, weist man zu Fécamp in Frankreich vor. Herr Thomas von Aquino behauptet indessen, das vergossene Blut Christi sei wieder in seinen Leib gekommen; Blutzeuge eigener Art, hält er dafür, jenes Blut, welches als Reliquie aufbewahrt wird, sei auf wunderbare Weise von irgend einem Bilde Christi, das man geschlagen habe, herabgeflossen. Die zu Rom vorhandene Knochenreserve ist bedeutend, und der hl. Stuhl verwandelt sich nicht selten in einen Katheder theologischer Osteologie. Im Jahre 1780 erschien von Pater Anton Krammer, Exmitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, ein Buch, betitelt: „Der hl. Franciscus Xaverius, Indianer und Japaneser Apostel, nach seinem Tode sonderheitlich in der Hauptstadt München glorwürdigst verherrlichet, nun zu größerer Ehre Gottes in ein helleres Licht gestellet." Außer dem Leben des sog. Heiligen werden da viele Wunder erzählt, zumal von seinem hl. Arm, der zu Rom aufbewahret werde und der die Anna von Oesterreich, Königin von Frankreich, welche zwanzig Jahre unfruchtbar gewesen, neben einer Königin aus Portugal so glücklich befruchtet habe, daß sie Beide nicht nur ihre Prinzen, sondern auch ihre glücklichen Geburten dem hl. Arm dankbar zugeschrieben, ja selbst die Prinzen als Kinder zu Ehren des Heiligen in Jesuitenröckchen gekleidet haben. Derselbe Herr Krammer berichtet uns, „daß das verstockte Blut hl. Märtyrer bei der Messe aus Ehrfurcht zerronnen sei." „Viele Leiber", schreibt der sog. Kirchenvater Augustin (De civit. Dei), „viele Leiber wurden auf Erden verehrt, deren Seelen in der Hölle brennen." Die „geistlichen Uebungen" des Herrn Ignaz von Loyola enthalten unter den Regeln darüber, wie man mit der Kirche in Einklang zu stehen habe: „man vermeide die Vergleichung der Lebenden mit den

ren, ¿wie sollte da das sog. Meßopfer als eine Handlung der Erinnerung gelten? ¿Kann Christus zur Erinnerung an Christum geopfert werden?

Heiligen." Ein mit Läuterung des Kalenders beauftragter Kardinal rühmte sich, ebenso viele Heilige aus der himmlischen Regimentsliste ausgemustert zu haben, als er Jahre zähle. Wir bezweifeln, daß anatomische Präparate Jahrhunderte lang aufbewahrt werden können, ohne daß man sie mitunter erneuert: man erinnere sich an den Zahn des Apostels Petrus, welchen Pius IX. als Gegengeschenk einer Rippe des hl. (?) Nepomuk von Rom nach Wien gesandt hat, und der dort als Gegenstand religiöser Verehrung in der Stephanskirche ausgestellt ward. Eine Amerikanerin gab fünfzig Scudi für einen cariösen Zahn, welchen (lernen wir aus der Augsb. Allg. Zeitg. vom 11. Juli 1867) der Zahnarzt Melia Pius IX. im Anfang seiner Regierung auszog, und der in den Besitz des verstorbenen Dr. Carpi, seines Leibarztes, übergegangen war. Im Consistorium, wo der Heiligenschub von 1867 gar beschlossen wurde, gab Kardinal Pontini (nach dem Berichte der Augsb. Allg. Zeitg. vom 30. Juni 1867) sein Votum mit dem Beifügen ab, daß er nicht Nein sagen könne von dem Augenblick an, als der Papst erklärt habe „tuto procedi potest". „Der Papst," bemerkt der Zeitungskorrespondent, „der Papst soll über diese Antwort sehr aufgebracht sein und ein anderes Votum verlangen." Die Zukunft wird einen hl. Rock mehr zählen. Aus Rom ward (Febr. 1869) berichtet, daß der Kardinal Matthieu, Erzbischof von Besançon in seiner Abschiedsaudienz den hl. Vater gebeten habe, ihm zu gestatten, daß er eine von Sr. Heiligkeit getragene weiße Soutane mit nach Frankreich nehme. „Die Güte Pius' IX.", sagt die Correspondenz „überwog seine Demuth, und er bewilligte dem Kardinal das begehrte Kleidungsstück." Anton von Bucher berichtet in seinem Buche „die Jesuiten in Baiern", sie hätten im Jahre 1597 unter andern Schätzen ein Stück vom Schleier Mariä, deßgleichen von ihrem Kamm und ihren Haaren in die Michaeliskirche zu München gebracht; und noch im neunzehnten Jahrhundert sei die Andacht zu dem hl. Haarkamme Mariä und zu deren hl. Haaren mittelst Kirchengesanges gefeiert worden. Im Reiseberichte der Fregatte Novara wird von einem Denkmal erzählt, das gläubige Mohammedaner der Capkolonie auf einer Stelle erbaut hatten, wo der kleine Finger eines malayischen Propheten verborgen lag. Aus Mangel an Zeit mußten die Naturforscher der Novara auf das Vergnügen verzichten, in Kandy den berühmten Tempel mit dem Zahn Buddha's zu besuchen, dessen Besitz erst die Engländer in den Augen der Singhalesen zu den rechtmäßigen Herrschern des Reiches machte. Im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt habe Mahasana, der gläubig gewordene König von Ceylon, diesen Zahn für viele kostbare Gaben von einem befreundeten Calinga-König aus Bengalen erstanden, der ihn durch seinen Prinzen übersandte. Der Zahn Dahata Wahansa that sogleich Wunder, erleuchtete die ganze Insel und verdrängte jede Irrlehre. Papst Pius IV. in seinem Glaubensbekenntniß und die trienter Congressisten (Sess. XXV.) sprechen mit Behutsamkeit von der Verehrung der Reliquien; der röm. Katechismus (3. 1, 8.) rückt dagegen mit der Sprache heraus: „Wenn Kleidungen, Schweißtücher und der Schatten der Heiligen, noch ehe sie starben, Krankheiten vertrieben und die Kräfte wieder hergestellt haben, ¿wer wird es zu leugnen wagen, daß Gott durch die hl. Asche, durch die Gebeine und die übrigen Reliquien der Heiligen das nämliche auf wunderbare Weise wirken könne? Zwar scheint hier das von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit schließende röm. Glaubensbuch einen bescheidenen Zweifel gestatten zu wollen, indem es den Satz bedingungsweise faßt: „wenn Kleidungen, Schweißtücher u. s. w. das und jenes bewirkt haben", wobei erlaubt ist, hinzuzudenken: „wenn sie keine Wunder wirken, so braucht man sie nicht sonderlich zu beachten." Aber die Handlungsweise der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) belehrt eines andern: Beispiel die Trierer Rockangelegenheit und der kölner Pfaffentrug (1864) mit den angeblichen Reliquien der hl. (?) drei Könige. Was sich mit den plumpsten Mitteln unter Umständen bei christlich-germanischen Träumern leisten läßt, ist an den ehemaligen Sitzen Gebhard Truchseß von Waldburg's und Joh. Nikolaus von Hontheims auf imposante Weise aufgespielt worden. Scheiterte auch da der Eroberungsplan der röm. Curie, so lag das nicht an dem Widerstande der Massen, die dem

6. Zufolge einer buchstäblichen Auslegung der Worte: „Nehmet, esset, das ist mein Leib“ würde man Christum so darstellen, als hätte Er einen der verabscheuungswürdigsten Gräuel, das Kanni-

Joche entgegenkrochen, sondern an der Ungelehrigkeit der eigenen Diener. Wie viel an jenem Scheitern die protestantische Universitätstheologie, auf welche die Ultramontanen einen besondern Zahn haben, verschuldete, vermag ich nicht zu ermessen. Für Bibelkundige ist die Bemerkung überflüssig, daß sich in der hl. Schrift weder ein Befehl befindet, Reliquien religiöse Verehrung zu erweisen, noch ein Versprechen, welches auf eine solche Verehrung Bezug hätte, noch ein Beispiel, daß eine solche Verehrung je erzeigt worden wäre. Die Kritik hört auf, wo von rechnendem Verstande keine Spur mehr zu finden ist und eine liederliche Einbildungskraft sich durchaus der Herrschaft bemächtigt hat.

6. Die Hypothese der Stoffvergötterung ist schon im vorchristlichen Heidenthun als ein Ergebniß exakter Wissenschaft angepriesen worden. Die Priesterweisheit konnte des Vogelflugs, der thierischen Eingeweide und was dahin gehört, nicht entbehren; und da die von ihr gebrauchten Hebel durchweg auf Sinnbilder hinausliefen, so ergab sich bei ihr der Kreis der Wissenden, im Gegensatze zu der Schaar der Nichtwissenden, von selbst. Wenig bekannt ist die für die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ebenso beschämende als schlagende Stelle aus Cicero: „Wenn wir Korn Ceres und Wein Bacchus nennen, so bedienen wir uns eines in der Umgangssprache geläufigen Ausdrucks. ¿ War je ein Mensch so wahnsinnig, daß er dasjenige, wovon er ißt, für einen Gott hält? Cum fruges Cererem, vinum Liberum dicimus, genere nos quidem sermonis utimur usitato. ¿ Sed ecquem tam amentem esse putas, qui illud, quo vescatur, Deum credat esse? (De nat. deor. III, 16.)“. Ebendaselbst erwähnt er des Götzendienstes der Aegypter. Die Anbetung des Stiers Apis erhielt sich über 1500 Jahre und verduftete erst, als Cambyses einen solchen verwundete und Artaxerxes Ochus mit seinen Generälen und Freunden einen lachend verschmausten. Die Peruaner beteten vor Ankunft der Incas die verschiedensten Thiere an: die einen wegen ihrer Stärke, die andern wegen ihrer Schönheit, Klugheit, Schnelligkeit, manche, wie die Kröten, aus unbekannten Ursachen. Was Cicero an einer Abgötterei, gemäß welcher man Zwiebeln, Knoblauch und das heilige Hornvieh anbetete, verwerflich fand, gerade das ist zum eingefressensten Mißstande der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) geworden. Der Leser, welchem eine deutliche Einsicht in die Einzelheiten röm. Kirchenlehre noch abgeht, staunt, er will dies nicht glauben, weil. röm. Priester im Verkehr des gewöhnlichen Lebens sich wie andere vernünftige Leute benehmen: allein laut der amtlichen röm. Kirchenlehre ist es einmal so. Diese ist so unerbittlich, daß man nicht selten nahe daran ist, den Gedanken, sich im Mittelpunkte der Gesittung zu befinden, fahren zu lassen und Vorstellungen Raum zu geben, die schnurstracks auf eine Insel der Südsee führen. Auf Madagaskar haben nur Adelige das Recht, Metzger zu werden. Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, unterscheidet die Ketzer in formale und materiale. Nur die erstern gibt der Herr Professor ewig verloren; die letztern überweist er dem Gerichte Gottes. „Das fortdauernde Opfer der Messe,“ sagten Einige, „ist gleich wie eine Vervollständigung des Opfers am Kreuze: Die Zerkauung des Geopferten mangelte am Altare des Kreuzes; sie findet sich beim Opfer unserer Altäre. Auf Golgatha wurde das Opfer nur dargebracht; hier ist es dargebracht und vertheilt.“ Der aztekische Aberglauben weist einen ähnlichen Zug auf. „Die alten Mexikaner,“ sagt W. H. Prescott, „die alten Mexikaner waren keine Menschenfresser im gröbsten Sinne des Wortes; sie nährten sich nicht von Menschenfleisch, bloß um einen thierischen Trieb zu befriedigen, sondern aus Ehrfurcht gegen ihre Religion. Sie glaubten an einen ewig zürnenden Gott, der immer und immer auf's Neue versöhnt werden müsse, wenn das Menschengeschlecht nicht schrecklichen Heimsuchungen hienieden und den endlosen Qualen der Hölle verfallen solle.“ Unter den Ursachen, weßwegen Christus verordnet habe, daß das Sakrament seines Leibes und Blutes unter einer andern Gestalt genommen werde, erwähnt Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 34.) auch diejenige, „damit die Seele vor dem, was das Auge sähe, nicht zurückschaudere; weil wir nicht gewohnt seien, Menschen-

balenthum, die Menschenfresserei, als bleibendes Gesetz seiner Kirche aufgestellt. Würden wir uns auch darein ergeben, Menschen-

fleisch, und noch dazu dasselbe roh, zu essen, Blut zu trinken." Es ist eine Ungerechtigkeit, den Menschen nur nach seiner Theorie, oder gar nach den Consequenzen seiner Theorie zu beurtheilen. Herr J. B. Bossuet ruft aus: „¡Was in der Welt ist wunderbarer, was rührender, als dieser Akt des Kauens, welchen man uns zum Vorwurf macht; wir sehen, wie der Sohn Gottes dieser Handlung alles Niedrige und Unziemliche benimmt und sie bloß dazu dienen läßt, uns sich auf eine ebenso wirkliche, als übernatürliche und göttliche Weise einzuverleiben!" Seine Hochwürden mit dem Adlerblicke, dem nichts entging, sind um Phrasen weniger verlegen, als um Gründe. Der Kirchenfürst weiß in jeder Kleinigkeit ein gehobenes Selbstbewußtsein an den Tag zu legen. „Die Portroyalisten," lesen wir in Pascals Provinzialbriefen, „die Portroyalisten sprechen: Jesus lebt in den communicirenden Sündern durch die wahre und wirkliche Gegenwart seines Leibes in ihrem Leibe, aber nicht seines Geistes in ihrem Herzen." Der auf Befehl des Concils von Trient herausgegebene röm. Katechismus meint (De sacram. III, 38.): „es sei der Frömmigkeit der Gläubigen nichts so gemäß, als, fern von allen spitzfindigen Untersuchungen, die Majestät dieses wundervollen Sakramentes zu verehren und in demselben die höchste Vorsehung Gottes zu bewundern, daß Er diese allerheiligsten Geheimnisse unter den Gestalten des Brodes und Weines eingesetzt hat. Der erste hieraus entspringende Vortheil bestehe darin, daß wir von den Verläumdungen der Ungläubigen befreit seien, denen wir nicht leicht entgehen könnten, wenn wir den Herrn unter seiner eigenen Gestalt genößen." Dies heißt: „Wenn's Pferde regnete, würden sie an den Kirchthurmspitzen hängen bleiben"; d. h. wäre der Vordersatz nur, wär' auch der Hintersatz wahr. Es fehlen nur noch Todtenkopf und Salamander, um die Hexenküche des Alchymisten fertig zu bauen. Unsere Schuld ist's nicht, wenn Wir das Papstthum nicht vom erhabensten Standpunkte auffassen. Obige Meinung der Katechismusfabrikanten fand hier deßwegen ihren Platz, damit man bemerke, zu welchen Ausschweifungen die von der Gier des Widerspruchs Befallenen verleitet wurden. Vielleicht haben sie diese Erfahrung an sich selbst gemacht; denn gleich nachher heißt's: „Was wir bisher gesagt haben, muß mit großer Behutsamkeit nach der Fassungskraft der Zuhörer und nach den Zeitumständen (sic) vorgetragen werden." ¿Wer sieht nicht den Glaubensbanquerott der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), wenn sie den beseligenden Gedanken der Verbindung des Christen mit Christus im hl. Abendmahl den Bekennern nur in jener rohesten Gestalt einer stofflichen Umsetzung entgegen zu bringen vermag? ¿Was hat die Feier des hl. Abendmahls, dieses Gedächtnisses liebender Erinnerung, mit jener ekelhaften Lehre zu thun, welche den wirklichen Körper Christi, mit Knochen und Nerven, Haut und Haaren, in ihrem „Allerheiligsten" auf den Altären eingeschlossen zu haben vorgibt und ihn in der geweihten Hostie kannibalischer Weise verzehren läßt? Man suche in der Lehre von der Transsubstantiation irgend etwas, welches die Seele veredelt und das Gemüth anspricht; man wird nichts finden, sondern im Gegentheil lauter Widersprüche und Ungereimtheiten. Und was das Schlimmste ist: durch das Falsche wird nicht nur Niemand zum Guten geführt, noch vor dem Bösen bewahrt, sondern das Falsche steht mit dem Bösen im Bunde. Das Theoretische und das Praktische ist schließlich Ein und Dasselbe, und es läßt sich kein wahrhafter Fortschritt nach der einen Seite hin denken, ohne den entsprechenden auf der andern. Jede Handlung ist gut, die einen wahren Satz bejaht; jede Handlung ist schlecht, die einen wahren Satz verneint. Der Mensch kann nicht bewußt gewissenlos sein, ohne Unvernunft, und nicht bewußt unvernünftig, ohne Gottlosigkeit. Daher die Unruhe vieler redlicher Glieder der röm. Kirche; daher die Pein des Zweifels, dessen sie sich nicht erwehren können; daher der Unglaube vieler Andern, welche, weil sie unsinnige Satzungen nicht glauben können, Alles für Aberglauben und Pfaffentrug halten und die evangelische Substanz mit der röm. Schaale wegwerfen. Stünde der böse Geist einsam da, gehörte die Lehre des Ultramontanismus dem Priesterthum allein: vielleicht würde der Gedanke an ihre Jämmerlichkeit über den an ihre Macht trösten; aber alle Uebel bieten sich die Hand, und deren Nutznießer wissen es. Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu

fresser zu sein und uns anheischig machen, Fleisch und Knochen, Blut und Nerven, Haut und Haare u. s. w. Christi zu verzehren, so hät-

---

genannt wird, behauptet: „Es sei widersinnig, zu sagen, daß ein Katholik sich zum Protestantismus aus einem ehrbaren Grunde bekennen dürfe; denn ebensogut könnte man sagen, daß Jemand aus einem rechtschaffenen Grunde eine Todsünde begehen könne.“ Er hat ergründet, weßhalb die Völker der Reformation zugefallen sind: „Hätte nicht die Wollust ihren Geist verblendet, ¡wie hätten sie den absurden Protestantismus der katholischen Religion vorziehen können! Der Protestantismus ist in religiöser Hinsicht, was in natürlicher Hinsicht die Pest: schon bei dem bloßen Sprechen davon müßt Ihr zurückschrecken, wie vor einem Mordversuch auf Euer Leben.“ Solche Gesellen glauben unsere Herren zu sein und halten uns für ihre Gefoppten. „Die Aristokraten,“ schreibt Heinrich Heine, „die Aristokraten haben ihrerseits eingesehen, daß Jemand, der seinen Gott frißt, sehr viel vertragen kann.“ Unter den Geschöpfen des babylonischen Chaos, die später abstarben, weil sie das Licht nicht ertragen konnten, werden von Berosus menschenköpfige Stiere genannt. Die sog. conservative Wissenschaft that und thut alles Mögliche, um mit ihren Schlagwörtern von der „Nachtseite der Natur“, vom „Hereinragen der Geisterwelt“ unter verbuhlten Weibern und entnervten Männern Proselyten zu werben. Es ist unglaublich und dennoch traurig wahr, in welch ungeheurer Ausdehnung der Knittelreim, „Stets am besten reüssirt, wer auf die Dummheit spekulirt“, Geltung genießt.

Das Blut entzog sich der Forschung bis auf die Neuzeit und behielt unbestritten ein gewisses Vorrecht über die Einbildungskraft. „Das Brod“, schreibt Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 21.), „das Brod bezieht sich auf den Leib, der Wein auf die Seele des Menschen, weil der Wein das Blut ersetzt, in welchem der Sitz der Seele ist.“ Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil: es ist die gerechte Nemesis, welche den überspannten Supranaturalismus der papistischen Vorstellung dadurch ereilt, daß er in den niedrigsten Naturalismus umschlägt. „Wir stützen,“ schreibt Jakob Moleschott, „wir stützen unsere Verehrung für den rothen Lebenssaft nicht auf die leere Annahme von Lebensgeistern und Zauberkräften, die den Körper in Thätigkeit halten, sondern auf die Thatsache, daß das Blut eine hohe Entwicklungsstufe der Nahrung darstellt, die sich selbst weiter zu Geweben entfaltet.“ Der Genuß von Blut war (3. Mos. 17, 12.) den Juden verboten: „Darum habe ich gesagt den Kindern Israel: Keine Seele unter Euch soll Blut essen; auch kein Fremdling, der unter Euch wohnet.“ Das Verbot ist nicht widerrufen worden; im Gegentheil, das sog. Apostelconcil zu Jerusalem hat dasselbe (Apg. 15. 28—29.) von Neuem eingeschärft: „Es gefällt dem hl. Geiste und uns, Euch keine Beschwerung aufzuerlegen, denn nur diese nöthigen Stücke: daß Ihr Euch enthaltet von Götzendienst und von Blut“ u. s. w. Daß dieser Erlaß nach seinem Inhalte bis auf den heutigen Tag nicht gehalten wird, ist nur um so schlimmer. ¿Wäre es nicht den Gefühlen der Apostel anstößig gewesen, zu meinen, daß Christus ihnen befohlen habe, Blut zu genießen? ¡Wer wird auch glauben können, daß Dieselben bei der Einsetzung des hl. Abendmahls, als sie Christum leibhaftig vor sich sahen, nur entfernt daran dachten, dessen wirkliches Fleisch und Blut, Nerven und Knochen zu genießen, zumal, da den Orientalen bei ihrer Auschauuungsweise sinnbildliche Ausdrücke auch jetzt noch geläufig sind! Nahmen die röm. Katholiken, welche ihr Geld für Messen hergeben, sinnlich war, was ihnen ihre geistlichen Obern zu glauben vorgeschrieben, sie würden vor Entsetzen zurückbeben, daß auch sie, gleich den Juden, ihr „¡Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ dem Priester zuriefen. „Der Priester“, sagt Pater Martin Cochem, „der Priester zeigt dem Vater die himmlische Menschheit Jesu Christi in der Gestalt, als ob sie auf's Neue wieder den Leidensweg beträte, also als ob sie abermals Blut schwitzte, gekrönt, gegeißelt und getödtet würde.“ Wo die Einbildungskraft solche Gewalt über die Sinne und Vernunft sich angemaßt hat, daß sie die offenkundigste Sinnenwahrheit leugnet, da ist es kein Wunder, wenn's Einigen bis zu dem Grade vor den Augen flimmerte, daß sie statt Wein **Blut** fließen sahen. Papst Eugen IV. schenkte Philipp III., Herzog von Burgund, eine Hostie, an welcher man die Messerstiche sehen konnte, mit denen sie ein Jude durchstochen hatte, wie auch die Blutstropfen, die aus ihrem Mund geflossen waren. Nach einer Meldung des Geschichtsschreibers Mezeräy hatte Lud-

ten wir doch noch zu lernen, durch welchen Hergang eine körperliche Substanz einem körperlosen Geiste in diesem und in jenem Leben wohlthätig sein könne. Wenn es sich um die Glaubwürdigkeit der Angabe handelt, daß die Jünger bei Gelegenheit des ersten hl. Abend=

wig XII., König von Frankreich, seine Wiedergenesung aus einer schweren Krankheit dem Gelübde zugeschrieben, zu dieser wunderthätigen Hostie nach Dijon zu wallfahrten. Der Art ist auch das durch Raphael del Sanzio gemalte Wunder von Bolsena: Ein Priester liest die Messe vor Urban IV. Er spricht über dem Brod die Worte der Wandlung, an die er selbst nicht glaubt. Da erheben einige aus der Hostie hervorquellende Blutstropfen ihre erschütternde Beredsamkeit gegen ihn: ein Wunder, das mit der Einführung des Fronleichnamsfestes in Verbindung gebracht worden ist. Die Fortbildung dieser Legende läßt durch die Blutstropfen den Umriß des Antlitzes Jesu in der Weise des Veronica=Bildes darstellen. Einige Wallfahrtsorte sind dadurch entstanden, daß etwa in einem hohlen Baum geborgen eine Hostie mit Blutzeichen bedeckt, aufgefunden wurde. Die Wissenschaft hat die Möglichkeit und hiemit zugleich die Natürlichkeit einer solchen Erscheinung nachgewiesen, indem Christian Gottfried Ehrenberg eine Infusorienart entdeckte, Monas prodigiosa, welche altes, naßgelegtes Backwerk überzieht, dem umbewaffneten Auge wie halbvertrocknete Blutstropfen erscheinend. Weitere gerichtliche Beweise fand des Mittelalter in einigen Criminalprozessen gegen Juden, die eben durch ihren Groll zum Verwandlungs=Dogma gereizt, mit dem Durchstechen der Hostie den falschen Messias noch einmal kreuzigen wollten. So meinte der Jude Eleazar im Mecklenburgischen die Hochzeit seiner Tochter dadurch zu verherrlichen, daß er von einem feilen Priester um hohen Preis eine Hostie erkaufte, die von den Hochzeitsgästen mit Nadeln durchstochen wurde. Das Gerücht davon kam unter die getaufte Bevölkerung und erhielt sofort den gläubigen Zusatz, daß aus den Nadelstichen Blutstropfen hervorgedrungen. Mitschuldige bekannten dies auf der Folter. ¡Was ist nicht alles auf der Folter bekannt worden! Die ganze unglückselige Hochzeitsgesellschaft hat auf dem Scheiterhaufen geendet. „Jeder", sagt der heiliggesprochene Schriftsteller Thomas von Aquino (De sacram. altar. cap. 11.), „Jeder, der das Leben und die Beispiele der Heiligen gelesen, weiß, daß öfters die Sakramente des Körpers und Blutes Christi entweder wegen der Zweifler, oder doch wegen der in glühender Liebe Entbrannten, sich in sichtbarer Gestalt unter der Form eines Lammes, oder eines Knaben, oder unter der Farbe von Fleisch und Blut gezeigt haben, damit das, was im Mysterium verborgen war, im Wunder offenbar würde. Als der hl. (?) Basilius zu Ostern die Mysterien feierte, mengte sich ein gewisser Hebräer gleich einem Christen unter das Volk, in der Absicht, das Geheimniß des Gottesdienstes zu erforschen. Dieser sah, wie ein Kind in den Händen des Basilius zertheilt wurde, und als Alle communicirten, kam er, und die ihm gegebene Hostie wurde wirkliches Fleisch. Und er bewahrte die Ueberreste auf, ging nach Hause und zeigte sie seiner Gemahlin und erzählte ihr, was er mit Augen gesehen. Darum glaubte er und sprach: Das Sakrament der Christen ist wahrhaft schauerlich und wunderbar. Des Morgens kam er zu Basilius und wurde sammt seinem Hause getauft." Herr Dr. Hermann Rolfus erwähnt eine Stelle, die der hl. (?) Isaak, Priester von Antiochien, geschrieben habe: „Ich sah das Gefäß gemischt, und statt mit Wein mit Blut gefüllt, und den Leib statt des Brodes auf den Tisch gelegt. Ich sah das Blut und schauderte; ich sah den Leib, und Schrecken überfiel mich. Da lispelte mir der Glaube zu: Iß und sei stille; trinke, mein Kind, und grüble nicht. Er zeigte mir den geschlachteten Leib, nahm einen Theil davon, legte ihn auf meine Lippen und sagte freundlich: Bedenke, was Du issest." Unter Hallucinationen versteht man subjektive, nur aus sich selbst empfundene Sinnesbilder, die man nach außen verlegt, und die hiedurch scheinbare Wirklichkeit erlangen. So ist es eine Hallucination, wenn Jemand menschliche Gestalten, oder ein an Säuferwahnsinn Leidender Pudel, wirkliche geheime Hofräthe, infulirte Prälaten, Fabriklerbändiger, Hyänen u. s. w. sieht, während in der That weder ein Mensch, noch ein Thier in der Nähe ist. Es wäre ein schlechtes Compliment für das neunzehnte Jahrhundert, wenn man das glaubte, was man zur Zeit des hl. (?) Anton von Padua allenfalls glauben konnte: „Der Heilige bietet einem Esel Hafer und Hostie, um einen Ketzer zu bekehren. Der Esel

mahls die Nerven und Knochen u. s. w. Christi verschluckt haben, so heißt das mit andern Worten: „¿Was ist wahrscheinlicher: daß hier in Wirklichkeit etwas geschah, was der Analogie unserer gesammten Erfahrung widerstreitet; oder aber: daß die Lehre, welche solches be-

läßt den Hafer, fällt vor der Hostie nieder und der Ketzer ist bekehrt." Dieses Meisterstück des Schweinepatrons, das man häufig in Italien abgemalt sieht, setzt uns in Verlegenheit, ob wir dem Ketzer oder dem Esel den Vorzug geben sollen. Von der hl. (?) Johanna von Oesterreich, Schwester Philipps II. von Spanien, wird im röm. Brevier berichtet, die hl. Formen der Eucharistie seien ihr zuweilen an die Finger gesprungen. Dergleichen Histörchen werden zu Nutz und Frommen Derjenigen wiederholt, welche auf das Eintreten eines Wunderereignisses hoffen, das ihr Gewissen mit ihrer Ueberzeugung aussöhnen werde. Leider spukt in gar manchen hoch- und weniger hochgebornen Schädeln noch immer so viel Romantik, daß sie an diesen unheimlichen Erscheinungen ein gewisses Interesse nehmen. Kinder, d. h. noch leere Köpfe, nehmen mit gleicher Leichtigkeit jeden Inhalt in sich auf, wenn er nur nicht allzu oft und allzu stark ihrer sinnlichen Wahrnehmung widerspricht. Uns wird von den Schöpfern der röm. Theorie der Menschenfresserei gewaltig verargt, daß Wir sie mit ihren Knochen und Nerven beim Schopfe fassen und meinen, es müsse etwas heißen, was sie sagen. Gerade daraus, daß ein Gegner etwas Einzelnes durchaus zernichtet wünscht, muß man erkennen, woran um so fester zu halten sei. Nach der Ansicht des Herrn Professor Joh. Adam Möhler ist die röm. Verwandlungslehre der schärfste Ausdruck der Objektivität der in den Sakramenten dargebotenen Seelenspeise. Das Concil von Trient (Sess. XIV. de reform. cap. 7.) besiehlt: „Die Seelsorger sollen ihren Lehrvortrag nach dem Abriß, welchen die Versammlung den einzelnen Sakramenten im Katechismus vorsetzen wird, halten." In dem päpstlichen Breve, mit welchem Clemens XIII. (1761) die damals veranstaltete neue Ausgabe des röm. Katechismus begleitete, wird gesagt: „der röm. Katechismus sei ferne von jeder Gefahr des Irrthums." Die Ausdrücke Knochen und Nerven sind der unglücklichste Formfehler, der je den Verfassern des auf Geheiß des trienter Concils herausgegebenen röm. Katechismus (De sacram. III, 27.) entschlüpft ist; denn sie gewinnen das Ansehen entscheidender Wichtigkeit gegen die herkömmliche Auffassung und gereichen keineswegs zum Vortheil der künstlichen Harmonie. Das Ohr ist dermaßen mit den Worten Fleisch und Blut übersättigt, daß nur Wenige sich die Mühe nehmen, sich überhaupt etwas dabei zu denken. ¡Aber Knochen und Nerven! Das ist zu toll; das schlägt dem Thonkoloß ein Bein unter; denn das reizt die Leute zum Denken, und Denken ist ansteckend. Wir handeln mit Vorbedacht, wenn wir das Knochengerüste des röm. Bekenntnisses auf eine Weise herauskehren, daß jede Ausflucht unmöglich wird. „An Worte läßt sich trefflich glauben, von einem Wort läßt sich kein Jota rauben", spricht Goethe. ¡Wie manches kleine Hinderniß hat sich im Lichte der letzten Feder dargestellt, die dem überladenen Kameel den Hals bricht! Es ist nicht Jedermanns Sache, eckige, zu markig gezeichnete Gebilde dichterischer Schöpfung durch Fleiß und Studium in der Darstellung zu mildern; leichter und lohnender ist es, der schöpferischen Vermessenheit durch Entziehung des nervus rerum zu Leibe zu gehen und ihr das Handwerk zu verleiden. Niemand ist gerne umsonst böse, und die Wahrheit kann nur gewinnen, wenn die Lüge nicht mehr bezahlt wird. Es ist in dieser Schrift so häufig Brod und Fleisch durcheinander geknetet, dem mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Publico so vielerlei Kost zur Verdauung zugemuthet, daß Wir es mit Mißbehagen erfüllen würden, falls Wir ihm nicht den richtigen Grad der Gesalzenheit böten. ¡Sind doch die spezifisch römischen Abendmahlselemente durch Unsere Behandlung in des Wortes verwegenster Doppelbedeutung zum „Gerichte" geworden!

Einen auffallenderen Erfolg, als die Anbetung der Hostie und des geweihten Weins, hat seit dem siebzehnten Jahrhundert der Kultus des sog. hl. Herzens Jesu. Den Päpsten war die Handhabe, welche ein solcher Materialismus den Angriffen der Philosophie bot, anfangs ein Stein auf dem Herzen, ein Dorn im frommen Fleische gewesen; doch nachgerade haben sie den aus seiner Ideenassociation mit der Meßtheorie entspringenden Nutzen errathen: Ein reicher Geist, der bei der Arbeit sich von

richtet, falsch sei?" Mit dieser Fragestellung ist für den Aufrichtigen auch die Antwort gegeben.

7. Die Absicht des Evangeliums geht dahin, die Menschen der

Gedankenfreude getragen fühlt, macht kein Aufhebens von den Dornen des Weges. Jener Kultus beschränkt sich auf eine Menschenklasse, welche blutwenig die Werke von Philosophen liest und welche, andächtig in ihrer Art, deßwegen nicht immer materialistisch gesinnt bleibt. Die röm. Herzenskündiger haben darum den unerquicklichen Doppelsinn des idealen und des fleischlichen Herzens beibehalten und keine Erklärung gegeben, ob der Ausdruck heiliges Herz Jesu die Liebe Gottes für den Menschen, oder ein Stück blutiges Fleisch bedeute. Wäre ein bestimmter Begriff mit der Sache verknüpft, so nähme man ihr den zärtlichen Reiz der Blutsverwandtschaft mit der Transsubstantiation, von welchem in den Augen offenherziger Natursöhne der Erfolg abhängt. Zu den stehenden Szenen in dem Drama jesuitischer Missionen gehört die sog. Andacht des Herzens Jesu, beziehungsweise Mariä, der sog. Herzenskönigin. Es wird den Gläubigen verkündet, daß sie sich nur in die Sakristei zu bemühen haben, um ihre Namen aufzugeben und sich mit Herzen, metallenen nämlich und für baare Bezahlung, zu versehen, welche Dinger alsdann, mit den aufgegebenen Namen bezeichnet, an ein Kreuz genagelt werden. Wir fühlen uns außer Stand, die Vorstellung zu beurtheilen, die sich die Leute von dem Wesen machen, dem sie diese beim Klempner verfertigten Opfer darbringen. Sie trauen ihm wohl zu, daß es wie ein Kind bei einem Haufen Herzen aus dem Zuckerladen, zuerst nach dem größeren greifen werde. Es gibt Herzen zu verschiedenen Preisen und Größen: oben die umfangreichen Herzen der vornehmen Damen und Herren, und dann eine nach Stand und Würden in Umfang und Färbung herabsteigende Reihe. Um jedem unanständigen Herzensverkehr zu begegnen, sind die weiblichen Herzen auf der einen Seite des Kreuzesbalken befestigt, die männlichen auf der andern. Dem beliebten divide et impera folgend, werden für die einzelnen Bevölkerungsschichten besondere Predigten bei verschlossenen Thüren gehalten. In Wien z. B. (1866) wurde Jeder gefragt: „¿Sind Sie ein Junggeselle, oder ein Ehemann?" „Heute," hieß es, „heute ist Predigt nur für Weibsbilder." Man hatte die Kirchthüren verschlossen; und doch war an den Tag gekommen, was gepredigt worden: die Dienstboten hatten mit Lächeln davon erzählt. „Besonders lernt die Weiber führen; es ist ihr ewig Weh und Ach u. s. w." Die Synode von Pistoja tadelt die Verehrer des Herzens Jesu in der Beziehung, daß sie nicht erkennen, daß das hl. Fleisch Christi, oder ein Theil desselben, oder auch die ganze Menschheit unter Trennung oder Abschneidung von der Gottheit mit dem Anbetungsdienste nicht verehrt werden könne. Papst Pius VI herzhaften Andenkens, verdammt diesen Tadel als verfänglich und die das Herz Christi verehrenden Gläubigen lästernd. Das Herz muß der ehrlichen Haut geblutet haben ob solch eingefleischter Lästerung, wenn anders der Ton kaltblütiger Entrüstung nicht den Aerger verräth, daß Pius mit seinen eigenen Waffen zerfleischt ward. Um bei dem Bilde des Fleisches stehen zu bleiben: Wir sind gefeit vor kleinherzigen Rücksichten und äzen das wilde Fleisch einfach weg; verhornte Charlatane wollen es mit Rosenwasser in den Körper hineinkuriren.

7. Jede Religion, jede Glaubensweise ist zugleich eine Denkweise, indem es unmöglich ist, daß ein Vernunftwesen etwas glaube, was seinem Denk- und Vorstellungsvermögen widerspricht. Im röm. Meßbuch lesen wir: „Sollte Krankheit entstehen beim Zusammenlesen einer ausgebrochenen Hostie, so soll man die geweihten Species mit Sorgfalt trennen und wieder an einen hl. Ort setzen, bis sie verdorben sind." Oefters werden in der röm. Kirche Mundvorräthe geweiht, die niemals genossen werden, also verderben. Nachrichten wie folgende liest man häufig: „An einem Altare von Notre Dame zu Paris wurde im Februar 1865 das Tabernakel erbrochen, die hl. Gefäße gestohlen und die Hostien auf den Boden gestreut. Eine derselben ist nur stückweise gefunden worden; ein Stückchen fehlt. Gebete zu dessen Wiederauffindung finden fast ununterbrochen statt." Was weiter aus dem Stücklein geworden, davon schweigt die Geschichte, als von etwas Unerheblichem. ¿Und was geschieht mit den göttlichen Knochen, Blut, Nerven u. s. w., die alltäglich in den Magen von mindestens 150,000 Priestern kommen? Am annehmbarsten und insgemein angenommen

Vollkommenheit Gottes näher zu bringen; die Meßtheorie der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) hingegen ist darnach an=

---

erscheint die Ansicht des Herrn Thomas von Aquino (Summa III, 77.), daß Leib und Blut Christi nur so lange mit den Accidentien des Brodes und Weines verbunden bleiben, als diese nicht eine Veränderung erleiden, durch welche die Substanz des Brodes und Weines, wenn sie noch vorhanden wäre, aufgehört hätte, als solche zu sein. Hiernach müßte man denken, daß, sobald Verdauung eintritt, oder bei irgendwelchem Unfall oder Mißbrauche die Fäulniß, dann etwa durch Verdunstung Leib, Knochen, Nerven und Blut des Herrn verschwinden. Aber weiter treibt dann die Frage: ¿Wohin? Entweder wäre dieses Verschwinden als Vernichtung zu denken, oder (da doch kaum denkbar, daß ein so süßes Gut nur entstehe, um gleich der Eintagsfliege wieder zu vergehen, wie gewonnen, so zerronnen), es würde aufgenommen werden in den himmlischen Sitz Christi. Hiermit ergibt sich ein wunderliches Bild von der Menge des gottmenschlichen Fleisches, der Nerven, der Knochen und des Blutes, die sich da seit vielen Jahrhunderten aufgehäuft hätten. Auch müßte dieses alles geschehen, entweder ohne Christus (was anzunehmen unglaublich und unfromm wäre, daß ein Priester aus purer Willkür so wirthschaften könnte mit dem eigensten Besitze irgend einer andern Persönlichkeit, mit ihrem Leibe), oder durch Christus. Wir glauben an ihn, als der seine Kirche regiert und jedes Gebet, das in seinem Namen, d. h. in seinem Geiste geschieht, erhört; aber die Mühsal: zu schaffen, daß jeden Morgen auf vielleicht 200,000 Altären sein Leib und seine Nerven, seine Knochen und sein Blut vorhanden seien und je nach dem Verbrauche vor Abend alles aufgenommen werde in die himmlische Stätte, würde doch sein Tagewerk zu wuchtig belasten. Sie sagen, und zwar mit Recht, „in jedem Opfer müsse Dasjenige, was man Gott opfert, geweiht werden." Nun wird aber in der Messe Dasjenige, was man opfern will, nicht geweiht. Sonach wird in der Messe nichts geopfert. Denn, würde in der Messe etwas Geweihtes geopfert, so müßte es entweder das Abendmahlsbrod, oder der Abendmahlswein, oder die Accidentien (Gestalt, Farbe, Geruch u. s. w.) dieser Nahrungsmittel, oder der Leib, beziehungsweise das Blut Christi sein. Das Brod oder der Wein ist es nicht; denn diese sollen ja nicht mehr vorhanden sein, nachdem die sog. Weihungsworte gesprochen sind. Die Accidentien sind es auch nicht; denn diese sollen ja nicht geopfert werden. Der leibhaftige Christus ist es ebensowenig; denn Der kann doch nicht geweiht werden. Es ist also nichts Geweihtes in der Messe vorräthig, das der Priester Gott aufopfern könnte. Umsonst ist die Ausflucht, wenn Einer sagt, die Nerven, Knochen u. s. w. Christi seien nicht mehr vorhanden, nachdem die Eigenschaften des Brodes und Weines verschwunden sind. ¿Wo ist die Grenze, bei welcher die sinnliche Wahrnehmung dieser Stoffe aufhört? Wer mit den Anfangsgründen der Physiologie vertraut ist, weiß, daß nichts im menschlichen Körper auch nur einen Augenblick so bleibt, wie es ist, und daß überhaupt kein organisches Wesen bestehen kann, ohne eine fortwährende, wenn gleich fast unmerkliche Beschaffenheitsänderung aller seiner Theile zu erleiden. Wenn man nun diesen fortwährenden Stoffwechsel seinen geschärften Sinnen wissenschaftlich nachweist und ihn überzeugt, daß der scholastische Begriff von Körpereigenschaften da durchaus nicht maßgebend ist, wo sie der Natur der Sache nach dem Bereiche der Chemie anheimfallen, so wird er sich eben einfach an die Ergebnisse dieser halten und sämmtliche ihr widersprechende Theoreme mittelalterlicher Hirnschwindsucht in die Rumpelkammer relegiren. Geistige Entwicklung und geistige Kraft sind zwei Dinge: Jene kann gering sein, während diese groß ist; und umgekehrt kann ein hoher Grad von Kultur erreicht sein, und es fehlt die geistige Kraft. Wir finden häufig Männer, deren Gelehrsamkeit ihrer Unwissenheit dient, und die desto unwissender werden, je mehr sie lesen. Die Gediegenheit des Geistes besteht darin, daß man sich über die Art und Weise, wie die Sachen zu Stande kommen, welche die Grundlage unseres Daseins bilden, genau zu unterrichten suche. Diejenigen zumal, welche von ihrer Unfehlbarkeit so sehr durchdrungen sind, sollten die ihnen von Gott verliehenen Gaben dazu benutzen, um sich einmal das Weltall mit der Menge seiner Geschöpfe zu denken; sie sollten wagen, demüthig zu sein und zu erkennen, daß sie trotz ihres unauslöschlichen Charakters in der Stufenleiter der belebten Körper keine hohe Stelle einnehmen. Aber

gethan, Gott zu der Vergänglichkeit der Menschen herabzuzerren. Es steht geschrieben (Psalm 16, 10.): „Gott wollte nicht zugeben, daß

---

statt die Nothwendigkeit ihrer eigenen Umkehr sich zu Gemüthe führen zu wollen, ruft die Rückschrittspartei nach Umkehr der Wissenschaft, gerade wo es Aufgabe ist, es sich Ernst sein zu lassen mit dem Aufnehmen der Errungenschaften der Neuzeit in die Zustände des gesellschaftlichen Lebens. Der ist kein Narr, der einem Unbilliges zumuthet, sondern Der, der thut, was man ihm zumuthet. Der geistliche und ungeistliche Pöbel zieht vor, nach den Regeln der gastronomischen Kritik im Dunkeln fett zu werden, als daß er sich von dem Vorwitz plagen ließe, an der Hand der Wissenschaft anderweitige Einblicke zu gewinnen und appetitschmälernde Entdeckungen zu machen. Die Sklaverei macht Herren und Knechte wohl pfiffig und verschlagen, bringt aber die Ersteren in der Geistespflege herunter, oder gestattet ihnen nur kümmerliche Fortschritte und bedingt außerdem vielfache Beschränkung der Wahrheit. ¿Wie dürfen Sklavenhalter Philosophie und Geschichte freigeben, Rechtsforschung und Ausbildung der Gesellschafts-Wissenschaft erlauben? Wer nicht bestimmen darf, was er glauben will, wird sich nicht leicht unterstehen, zu bestimmen, was er thun will; wer aber seinen Verstand frei macht, der wird auch seinen Willen zu befreien suchen. Der päpstliche Hof wünscht, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) die herrschende, und daß die Schule dieser Kirche, als der Trägerin der Weisheit untergeordnet sei. Konkordate mit den „gehorsamsten Söhnen der Kirche" haben der Absicht entsprochen. Für Uns sind dergleichen Formeln nicht maßgebend. Wir gäben vorkommenden Falls einem Kaiser, was des Kaisers ist, aber nicht was Unser ist. Konkordate sind Vergleiche, folglich bloß interimistische Zustände, an die man sich für gebunden hält, so lange nichts Besseres zu erwarten steht. Es birgt das österreichische Konkordat vom Jahre 1855 eine Macht, deren Wirkung nicht anders, wie ein über den Geist verhängter Belagerungszustand empfunden wird. Entsprang es ja doch seinem innersten Kerne nach der Furcht vor dem geistigen Fortschritt, dem Gewissen des Jahrhunderts. Eben darum ist es einer Revision gar nicht fähig. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo es den Vergleich mit einem zahnlosen Gebiß wird aushalten vermögen. Schon Papst Calixtus III. erklärte in einem Breve: „Da die Papstgewalt durch keine Verträge beschränkt werden kann, so ist es guter Wille, wenn Wir Uns durch Konkordate binden lassen." Kein Vertrag ist zu schließen mit Denen, die keinen Vertrag für bindend erachten, der nicht vor Allem ihren Vortheil sichert; die stets in „höhern Rücksichten" den Vorwand zu finden wissen, Wort und Eid zu brechen. „Der Eid", lehrt Herr J. P. Gury, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, „der Eid verpflichtet nicht im Gewissen, wenn ihm eine gerechte Ursache entgegensteht, z. B. Dispensation des Papstes, oder großer Schaden. Der wahrscheinlicheren Meinung nach ist auch ein Eid, welchen man zwar mit der Absicht. zu schwören, aber nicht, sich zu verpflichten, ablegt, nicht gültig."

Der Glaube jeder vernünftigen Religion geht aus der Annahme einer sittlichen Weltordnnng hervor, wonach das Gute zugleich das allein Wahre ist, und das Wahre das allein Gute. Durch Wissenschaft, empirische wie philosophische, kann der Glaube nur geläutert werden. Die Religionswissenschaft muß sich die Ergebnisse anderer Forschungen aneignen und ihr eigenes Gebäude nach Maßgabe der durch diese gewonnenen Weltanschauung erweitern. Thut sie das, dann hat die so oft mißbrauchte Phrase „die Wahrheit ist eins" einen Sinn. Es gibt nicht zwei Männer, welche in der Theologie ganz dieselben Ueberzeugungen haben. Gleichheit kann also hier nicht die Grundlage einer Regel bilden; sie würde so viele Ausnahmen wie Beispiele enthalten. Eine durch freiwillige oder unfreiwillige Beschränktheit des Gesichtskreises dargestellte Einheit hat mit der Wahrheit nichts gemein. „Der Rock Christi war ungenäht", sagen Scholastiker; „folglich Einheit der Kirche" (Papst und ein Theil des Klerus), als ob Rock und Kirche, Kirche und Religion ein Ding wären. Die Freiheit des Denkens schließt die Gleichheit der Meinungen aus; sie wäre unverträglich mit den Untersuchungen, welche der vorgerückte Stand der Wissenschaft fordert. Das richtige Kennen der Dinge ist die unausweichliche Bedingung des richtigen Denkens über sie. Die Natur und Geschichtsforschung streitet nicht gegen das Christenthum; aber sie streitet gegen manche Satzung, welche eine Vermengung der evangelischen Lehre mit

sein Geheiligter die Verwesung sehe." Der Apostel Petrus (Apg. 2, 31.) bezieht diese Worte auf Christus; ebenso der Apostel Paulus,

---

Ansichten der Vorzeit aufstellt. Wenn wir in deren Anwendung auf die Wissenschaft des Lebens auch noch den durchgreifenden Einfluß einer wahrhaften Naturphilosophie vermissen, so verstehen wir darunter nicht etwa eines jener verschollenen Systeme, die einer Dichtung gleichen und fast zum Spotte der Nachkommen geworden sind, sondern jene Newton'sche Naturanschauung, welche die Astronomie zu ihrer Vollendung und die Physik zu ihren glänzendsten Entdeckungen führte. Alle ernstlichen naturwissenschaftlichen Arbeiten halten sich eben so fern von Spekulation, wie von irgend einer gemachten Tendenz und verfolgen stets den Zweck, durch die Darlegung des Gesetzmäßigen in der Natur die Erkenntniß solcher Gesetzlichkeit zu wecken, eine Grundlage der Bildung zu schaffen, die für jeden Beruf förderndund erhebend wirkt, Gedankenlosigkeit und Aberglauben zerstört und die Einsicht erzeugt, daß nur durch ungehemmte Entfaltung der Lebenstriebe gesunde Gestaltungen entstehen. „Ohne die Kenntniß der Naturgesetze und der Naturerscheinungen," sagt Justus von Liebig, „scheitert der menschliche Geist in dem Versuche, sich eine Vorstellung über die Größe und unergründliche Weisheit des Schöpfers zu schaffen; denn Alles, was die reichste Phantasie, die höchste Geistesbildung an Bildern nur zu ersinnen vermag, erscheint, gegen die Wirklichkeit gehalten, wie eine bunte, schillernde, inhaltslose Seifenblase. Unsere Kinder haben von der Natur und von Naturerscheinungen richtigere Begriffe und Vorstellungen, wie Plato; sie dürften zu spotten sich vermessen über die Irrthümer, welche Plinius beging." „Hätt' ich mich," schreibt Goethe an Zelter, „hätt' ich mich mit den Naturwissenschaften nicht abgegeben, so hätt' ich die Menschen nie kennen gelernt. In ästhetischen und philosophischen Dingen ist es schwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterscheiden; in den Naturwissenschaften aber wird dem Ernsten, Redlichen, gar bald deutlich, was das für Personagen sind, die der Natur Unrecht geben, wenn sie sich deutlich ausspricht und sogar, wenn sie von Menschen schon ausgesprochen ist." Allerdings handelt es sich bei den Gegnern der Naturwissenschaften um eine Lebensfrage, also um etwas mehr, als um Herabsetzung von Schätzen, die *sie* nicht besitzen. Nach der selbsteignen Naturgeschichte der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) werden Fischotter, Biber, Wasserhühner, Frösche, Schnecken u. s. w. unter die *Fische* gezählt. In dem Aktenstück, in welchem der Jesuitengeneral, Pater Beckx, am 15. Juli 1854 sein Urtheil über die österreichischen Gymnasialzustände abgegeben hat, behauptet Herr Beckx, „aus der frühzeitigen (sic) Beschäftigung mit Naturwissenschaften erwachsen Ideen, die selbst für die Sittlichkeit sehr leicht gefährlich werden." Jeder ist sich selbst der Nächste; Wir haben die behauptete Wahrnehmung nicht an Uns gemacht. „Das Studium der Naturwissenschaften", schreibt Justus von Liebig, „das Studium der Naturwissenschaften, als Mittel der Erziehung, ist ein Bedürfniß unserer Zeit. Die Erwerbung einer neuen Wahrheit ist ein dem Menschen zugewachsener neuer Sinn, der ihn jetzt befähigt, eine Menge von Erscheinungen wahrzunehmen und zu erkennen, die Andern unsichtbar und verborgen bleiben, wie sie es früher ihm selbst waren." Das Bewußtsein bekommt um so deutlicher das Gepräge eines ursprünglichen Einzelwesens, je schärfer die sinnliche Wahrnehmung sich gliedert. Der Mangel an Intelligenz und des Sichaufraffens zur Selbsthülfe wird in hohem Maße gepflegt, wenn man in den Volksschulen das Denken von der Jugend abwehrt, das Gedächtniß durch Auswendiglernen unverstandener und unbegriffener Sätze überlastet und eine genaue Kenntniß der Natur aus dem Unterricht nahezu verbannt. Derjenige Ehrgeiz, welcher die Herrschaft des Menschen über die Natur zu erweitern sucht, ist der gesundeste und erhabenste von allen. Wenn man unter dem Vorwande der Erhaltung der Ordnung den Eltern die Wahl der Studien und der Lehrer entzieht, wenn der Geist zum Attribute eines gelehrigen Werkzeuges des Willens eines Fürsten gemacht wird, dann ist nur noch ein Fortschritt auf Befehl möglich. Ein ganzes Volk kann so in Meinungen und Gewohnheiten aufwachsen, welche seiner Würde und seinem Glücke geradezu entgegengesetzt sind. Man kann es glauben lassen, was man will; man kann es bezahlen lassen, was man für gut hält; man kann es lehren, diesem, jenem, allem, nur nicht der Vernunft getreu zu sein: es wird gehorchen, ohne seinen Gehorsam zu untersuchen, nach Weise der

wo er (Apg. 13, 37.) schreibt: „Den aber Gott auferwecket hat, der hat die Verwesung nicht gesehen.“ Man verdaue die geweihte Oblate,

---

Hausthiere. Der Jesuit Burgstaller, Pfründenbesitzer an einem K. K. Obergymnasium, ließ sich im Jahr 1858 folgendermaßen von der Kanzel herab vernehmen: „Humboldt habe den Herrgott nirgends angetroffen, so wenig ihn die milchgebenden Thiere antreffen, welche auch Kräuter sammeln und recht gut botanisiren. Der Unterschied zwischen Alexander von Humboldt und solchen Geschöpfen bestehe am Ende nur darin, daß diese dem Menschen nützen, eben weil sie Milch geben; jener aber mit seinen Büchern die halbe Welt verderbe. Der Tod rüttle schon an Humboldt; möge er noch umkehren und seine Thaten und Werke bereuen, sonst sei er ewig verloren.“ Wer die Freiheit der Menschen nicht kennt oder nicht zu schätzen weiß, der muß die Thierwelt glücklich preisen, die sich nicht über Fragen der Aesthetik, der Ethik u. s. w. streitet, sondern sich blindlings ihrem Instinkte überläßt. In der Sitzung des Wiener Gemeinderaths vom 13. Nov. 1866 wurde unter dem lebhaftesten Beifall der dichtbesetzten Tribünen ein Memorandum an das Staatsministerium in Betreff der Jesuiten verlesen. „Es würde“, heißt es daselbst, „es würde dem Gemeinderathe nicht schwer fallen, den Nachweis zu führen, mit welchem Erfolge die Feinde Oesterreichs die Fortdauer des Konkordates zum Nachtheile des Reiches ausgebeutet; wie sie dessen bisherige Politik als eine spezifisch ultramontane und freiheitsfeindliche darzustellen verstanden, und wie wesentlich dieser Ruf zu der Isolirung Oesterreichs beigetragen hat. Es wäre ein Leichtes, nachzuweisen, wie mit der Aufnahme der allerorts vertriebenen Jesuiten dieser Ruf nur seine Bestätigung erhalten und gewissermaßen ein politisches Prinzip seinen Einzug halten würde, welches, weil allenthalben verurtheilt, jeden Patrioten an der endlichen Regeneration Oesterreichs verzweifeln lassen müßte. So berechtigt und nahe gelegen derlei Erwägungen an sich sein mögen, so mußte der gefertigte Gemeinderath gleichwohl zunächst nur das spezifische Interesse der Bewohner Wiens ins Auge fassen, und von diesem besonderen Standpunkt aus konnte er die Zulassung der Jesuitenkollegien in Wien und dessen Umgebung nur auf das Lebhafteste bedauern. Das heiligste und wesentlichste Interesse des Gemeinderaths beruht in der Erziehung der Jugend und alle seine Anstrengungen sind auf die Hebung und Verbesserung des Schulunterrichtes gerichtet; denn die größtmögliche Verbreitung ächter sittlicher Grundsätze, allgemeine und fachwissenschaftliche Bildung der Jugend und die Heranbildung selbstständiger und gesinnungstüchtiger Charaktere sind fortan die unabweislichen Bedingungen einer Verbesserung unserer politischen und sozialen Zustände. Diese Unterrichtszwecke stehen jedoch mit der Erziehungsmethode der Jesuitenkollegien in schroffem Gegensatze; denn leerer Formalismus, wissenschaftliche Oberflächlichkeit und eine höchst zweifelhafte Ethik waren bisher die historischen Wahrzeichen der jesuitischen Lehranstalten. Unter solchen Umständen muß der Jesuitismus als eine Gefahr für die gedeihliche Entwicklung des individuellen, sowie des Volkscharakters insolange angesehen werden, als nicht eine durchgreifende und ächt constitutionelle Freiheit diese Gefahr paralysirt; Vorbedingungen, die in unserm Vaterlande derzeit leider noch nicht vorhanden sind.“ In der Adresse der 25 österreichischen Bischöfe an den Kaiser (Sept. 1867) beschuldigen Wohldieselben die Träger der modernen Bildung, „daß sie mit ihrem Wissen eine Verschwisterung mit den Thieren einzugehen beabsichtigen.“ Es ist ein schlechtes Geschäft für jedwede Nation, patentirte Gelehrte zu halten, welche durch den Korpsgeist getragen werden und ein anderes Ansehen beanspruchen, als das, welches erleuchtete Einsicht und redlicher Wille, dasselbe zur Förderung des Gemeinwohls zu verwerthen, verleihen. „Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen,“ sagt Baruch Spinoza, „desto mehr erkennen wir Gott, und mit stets erhöhter Ueberzeugung müssen wir auch jetzt noch denen, welche die Wissenschaft des Ewigen suchen, zurufen: ¡Kommt her zur Physik und erkennet das Ewige!“ Gegen die Meinung, daß die mechanische Erklärung der Entstehung des Weltgebäudes Atheismus involvire, hat sich Immanuel Kant in der „Naturgeschichte des Himmels“ genügend ausgesprochen: „Wenn die Wirkungsgesetze der Materie gleichfalls eine Folge aus dem höchsten Entwurfe sind, so können sie vermuthlich keine andere Bestimmung haben als die: den Plan von selber zu erfüllen trachten, den die höchste Weisheit sich vorgesetzt hat; oder: wenn dieses nicht ist,

oder lasse sie lange genug bei gehöriger Wärme, Feuchtigkeit und Luftzutritt liegen, und sie wird durch ihre Verwesung beweisen, daß

¿sollte man nicht in Versuchung gerathen, zu glauben, daß wenigstens die Materie und ihre allgemeinen Gesetze unabhängig wären, und daß die höchstweise Gewalt, die sich ihrer rühmlichst zu bedienen gewußt hat, zwar groß, aber noch nicht unendlich, zwar mächtig, aber doch nicht allgenugsam sei? . . Die Materie, die der Urstoff aller Dinge ist, ist also an gewisse Gesetze gebunden; sie hat keine Freiheit, von dem Plane der Vollkommenheit abzuweichen. Da sie sich also einer höchstweisen Absicht unterworfen findet, so muß sie nothwendig in solche übereinstimmende Verhältnisse durch eine über sie herrschende erste Ursache versetzt worden sein; und es ist ein Gott eben deßwegen, weil die Natur auch selbst im Chaos nicht anders als regelmäßig und ordentlich verfahren kann." Wer den Umfang seines Gottesbegriffs nach der Beschaffenheit der in Folge der priesterlichen Verwandlungstheorie vorhandenen Gegenstände bemißt, der darf sich kühn zu Denjenigen zählen, welche beim Anblick des gestirnten Himmels nichts weiter zu denken wissen, als daß diese schönen goldenen Punkte zweckmäßig angebracht seien, um ihnen den Heimweg vom Abendschmause zu erleichtern. „Die Naturkunde," schreibt Friedrich Adolph Wilhelm Diesterweg im Vorworte seiner Astronomie, „die Naturkunde erweitert des Menschen Blick und erhebt ihn über engherzige, lokale Auffassungen und Ansichten. Daß Jeder seine Weltansicht von seinem Standpunkte aus beginnt, bedarf keiner Entschuldigung; das versteht sich von selbst, es kann und darf nicht anders sein. Wer aber dabei stehen bleibt, wer nie erfährt, wie die Welt auf andern Standpunkten aussieht, sich nicht auf andere Standpunkte zu stellen, sich nicht zu allgemeinen, dem ganzen Menschengeschlecht gemeinschaftlichen Ansichten zu erheben vermag, der ist recht eigentlich ein an die Scholle gefesselter, ein bornirter Mensch. Die Naturkunde ist das vorzüglichste Mittel, sich zu großartiger Weltanschauung zu erheben. Das Handeln des Mannes wird freier, wenn die Winzigkeit der Ansichten verschwindet, wenn die Räume wachsen. Um bei sich recht daheim zu sein, muß man Weltbürger werden; und um das Erdenleben zu fassen, muß man in die Himmelsräume hineinschreiten und sie umfassen." ¿Und wie benehmen sich die Sachwalter der Religion der Päpste? Um der zunehmenden Aufklärung, welche die Willkürherrschaft immer mehr zu beeinträchtigen droht, möglichst entgegen zu wirken und an ihrer Stelle die ihnen vortheilhafte Begriffsverwirrung zu erhalten, geben sie anerkannte Wahrheiten als Irrthümer aus und stellen dagegen Irrthümer, an die sie selbst nicht glauben, als Wahrheiten dar. Sie erfreuen sich dabei Allerhöchsten Beifalls. Eine fabelhafte Unwissenheit in naturwissenschaftlichen Dingen tritt dem gebildeten Laien in allen zur Vertheidigung des Romanismus verfaßten Schriften auch da entgegen, wo man bei den Gelehrten vom Handwerk sonst noch mitunter eine vernünftige Dialektik anerkennen muß. Sie meinen vielleicht, Gott werde für sie ein Wunder schaffen, um ihnen das Denken über Quellen zu ersparen, aus denen sein Segen sich ergießt. Gründliche Beschäftigung mit den dem Gebiete der Naturwissenschaft entnommenen Bildungsmitteln des Geistes führt uns dahin, auch die Erscheinungen der Gesellschaft vom Augenblicke ihres Werdens aus zu erfassen, im Gesetzmäßigen und Nothwendigen das Gute und Dauernde zu erkennen, uns von Uebereilung fern zu halten und doch nie die Kraft in der Förderung dessen zu verlieren, was das Wachsen der Gesittung verlangt. Mag man immerhin einwenden, daß der naturwissenschaftliche Maßstab in theologischen Materien ein unrichtiger sei: die christliche Ueberzeugung ist die absolute, allumfassende Wahrheit, und somit kann es keinen Maßstab des Denkens und Erkennens geben, in dem nicht Berührungs- und Anknüpfungspunkte mit jener lägen, und der nicht, insoweit er noch irgendwie Momente der Wahrheit enthält, eben dadurch mit der absoluten Wahrheit zusammenhienge. Es ist nichts als eine rückläufige Flankenbewegung, wenn von Vertheidigern irgend eines Unfehlbarkeitssystems darauf gedrungen wird, daß eine Auseinandersetzung zwischen den Gebieten der Theologie und der Naturwissenschaften „nach den eigenen Gesetzen beider" stattfinde. Die „eigenen" sog. Gesetze der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) kennen wir zur Genüge, und sind wir ihrer bis zum Ekel satt. Wer ein Religionssystem unverändert erhalten haben will, ein System, das zu einer Zeit entstand, in der man fast kein einziges Gesetz der Natur kannte, der ruft

sie nicht Christus ist. Wie die Natur, so ist auch ihre Wissenschaft nur eine. Ihr Ziel ist Aufsuchung des ewigen, in der sinnlichen

die Entdeckungen, welche in Beziehung auf die Naturgesetze inzwischen gemacht worden sind, gegen jenes zum Kampf heraus.

Das zu festen Krystallen aufgeschossene röm. Nichtswisserthum steigert sich, zumal im röm. Brevier, zum unverschämtesten Trotz gegen die bessere Einsicht. Wundersüchtige Auffassung zieht sich durch die ganze brevierliche Weltanschauung und leugnet damit die Gesetzlichkeit im Weltlauf, Grundgedanke der modernen Bildung. Besagter Lesestoff wimmelt von kindischen Jagdgeschichten und physikalischen Unmöglichkeiten, ja, die Aehnlichkeit zwischen einzelnen Histörchen ist eine zu überraschende, um den Stempel methodischer Erfindung, d. h. wissentlicher Lüge verkennen zu lassen. „Der hl. (?) Raimundus breitete bei seiner Rückkehr von der Insel Majorca nach Barcelona seinen Mantel über das Wasser und legte auf diese Weise hundert und sechzig Meilen in sechs Stunden zurück. Der hl. (?) Franz von Paula fuhr sammt einem Genossen auf einem Mantel über die Meerenge von Sizilien. Der hl. (?) Johannes Capistranus setzte mit seinen Gefährten über einen Fluß auf einem über das Wasser gebreiteten Mantel. Von einem Schiffer ins Wasser geworfen setzte der hl. (?) Jakobus von Picenum mit seinen Gefährten über den Po auf einem über das Wasser gebreiteten Mantel. Während alles Fleisch des hl. (?) Antonius von Padua Pulverform angenommen hatte gleich dem Sande, fand man seine Zunge, welche zweiunddreißig Jahre lang unter der Erde gelegen, so vollkommen, frisch und roth, daß sie eher einem lebenden, als einem todten Menschen anzugehören schien. Nachdem der Leib des hl. (?) Johannes Nepomuk dreihundert Jahre lang unter der Erde gelegen, fand man seine Zunge unverwest und lebensfrisch; sechs Jahre darauf schwoll sie plötzlich an in Gegenwart der Richter des Apostolischen Stuhls und änderte die dunkelrothe Farbe in Purpurfarbe. Die hl. (?) Theresia ertödtete ihren Leib mit Haargewändern, Ketten, Bündeln von Brennesseln und andern sehr harten Peinigungen; zuweilen wälzte sie sich auf Dornen herum. Der hl. (?) Johannes von Krakau bewahrte seine Jungfräulichkeit gleich einer Lilie zwischen Dornen. Der hl. (?) Johannes vom Kreuz war Begleiter der hl. (?) Theresia und bewahrte Zeitlebens seine Jungfräulichkeit. Unter den vielen Wundern des hl. (?) Gentilis wird vornehmlich das von einem Jüngling erzählt, dessen Mund plötzlich bis an die Ohren verzogen wurde, weil er gebrummt hatte, daß man einem Menschen so große Ehre erweise, dessen Heiligkeit unbekannt wäre." Alles das ist wörtlich im röm. Brevier zu lesen. ¡Täusche man sich hier nicht über die Beschaffenheit des papistischen Trotzes; verwechsle man nicht jenes Nichtswisserthum mit einer auf die Leichtgläubigkeit der Ungebildeten berechneten Kindlichkeit! Auf dem vatikanischen Concil (Augsb. Allg. Ztg. 6. März 1870) hatte der Bischof von Namür in Folge vorausgegangener Angriffe auf das röm. Brevier erklärt: wer sich ungünstig über dasselbe äußere, könne kein guter Christ sein. Dagegen bemerkte Herr Haynald, Erzbischof von Kolocsa, „daß er in der Kritik des Breviers die Väter zu Trient zu Vorgängern und nebst ihnen auch Päpste zu Mitschuldigen habe." Bei diesen Worten brach ein Sturm los und die Sitzung wurde bald nachher aufgehoben. Das Brevier ist ein Hauptmittel der vorgeblichen Stellvertreter Christi, um die Priester, Mönche und Nonnen in einen abgethanen Gedankenkreis hineinzubannen und sie zu veranlaßen, innerhalb des wirklichen Lebens ein Traumleben zu führen, wo alle Begriffe des Rechts, alle Ideen des zweckmäßigen Handelns sich auf den Kopf stellen. Diejenigen welche sich mit dem priesterlichen Amte haben bekleiden lassen, gelangen durch diese negative Geistesgymnastik dahin, mit unerschütterlicher Albernheit Jahr aus Jahr ein ihr Opfer aufzutischen. Die Unantastbarkeit der canonischen Fabeln dient außerdem als Vorwall und Rückhalt für alle übrigen Wunder- und Wallfahrtsgeschichten, und bei den Mitgliedern des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, gilt als strenge Regel: der theologische Scharfsinn dürfe sich nur in Dingen üben, welche die Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) bisher schon vorgetragen und gelehrt hat, neue Gründe aber niemals aufklären, um damit einmal angenommene Sätze umzustoßen. Man macht den Deklamationen dieser Sekte zum Vorwurf, daß sie die Natur der auf ihre Gesellschaft bezüglichen Sachen mit der Natur der Sachen

Erscheinung sich offenbarenden Gedankens. Ihre Erkenntniß ist der Prüfstein der religiösen Ideen und der philosophischen Forschung nach

---

verwechseln und sich immer zu ihrem Vortheil täuschen. Freilich: derselbe Blick, der sich geübt hätte, normale Zustände aus ihrer Wurzel zu begreifen und Vergleichungen mit aufgedrungenen Zuständen anzustellen, würde unschwer dazu gelangen, den mittelalterlichen Dogmatismus vom Christenthum zu scheiden und dieses aus seinen Urkunden kennen zu lernen. Durch päpstliche Gnade von den mechanischen Priesterverrichtungen des Brevierlesens, des Beobachtens der canonischen Stunden u. dgl. entbunden und der gemeinen Seelsorge überhoben, sucht der Jesuitenorden seine Bestimmung in den höhern Künsten der Seelenregierung: auf der Kanzel, im Beichtstuhl und auf dem Lehrstuhl. Einen instinktiven Widerwillen pflegen seine Glieder gegen die Prüfungen zu empfinden, denen sich sonst jeder Lehramtskandidat unterwerfen muß. Die gelehrte Ausbildung der Lamas ist nach dem Berichte von Hüc und Gabet so mangelhaft, daß überhaupt nur Wenige von ihnen sich genaue Rechenschaft von den Werken geben können, die sie studiren. Wenn man ihnen bemerklich macht, wie schwach es mit ihren Kenntnissen bestellt sei, so sagen sie, daran sei die unergründliche Tiefe der Lehre schuld. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Lamas findet es am bequemsten, ihre Gebete herzusagen, und sich um deren Inhalt nicht weiter zu bekümmern. Nicht die hl. Schrift wird von den röm. Priestern, Mönchen und Nonnen zum täglichen Gebrauche empfohlen, sondern das Brevier. Bei Strafe einer Todsünde, also bei Androhung des Verlusts der Seligkeit, muß nach den sog. canonischen Vorschriften jeder Priester täglich zu gewissen Zeiten aus dem lateinischen Sammelsurium bestimmte Abschnitte betend ablesen. Und das ist kein geringer Frohndienst: es erfordert diese Andacht einen Zeitaufwand von anderthalb bis zwei Stunden. Gewisse Abtheilungen dürfen nicht unterbrochen werden; sonst ist der Betende verpflichtet, später wieder von vorn anzufangen. Vortrefflich, sollte man meinen, muß wenigstens der Hauptinhalt eines Buches sein, das der Bischof von Rom so dringend empfiehlt, während er die in die Volkssprache übersetzte Bibel unter die verbotenen Bücher zählt. Doch dem ist nicht so. Um es mit dem lieben Gott nicht zu verderben, würfelt zwar jede Brevierandacht ein paar Bibelsprüche, als Proben, an denen man genug habe, zwischenein; aber diese verschwinden neben der Masse von Hymnen und Heiligengeschichten, die mit dem Ganzen verwebt sind. Das Ziel läuft darauf hinaus, den Papst herauszustreichen und ihn in seiner Herrlichkeit und Heiligkeit, Größe und Allmacht anzupreisen; sodann darauf, den Inhalt des spezifisch römischen Glaubensinventariums den Gemüthern einzuprägen. Das tägliche Wiederdurchbeuteln von Kapiteln, Antiphonen, Versikeln und Responsorien macht es erklärlich, wie so manche Pfründenbesitzer und mönchische Communisten mit Nichtsthun doch immer die Hände voll Arbeit haben. Wie nicht selten im Leben, so berühren sich auch hier die Gegensätze: Diejenigen Gesellschaftsklassen im sog. christlichen Staat, die sich überarbeiten müssen, damit sie die Mittel gewinnen, just noch am Leben bleiben zu können, entbehren der Zeit, sich über das, was ihnen frommt, zu unterrichten. Wenn aber der Blinde den Blinden führt, so fallen sie Beide in die Grube. Menschen nun, welche so viele Zeit täglich auf ein Gemengsel von Wahrheiten und Lügen vergeuden müssen, ermangeln meist der Muße zur Pflege der Wahrheit, auch wenn sie von einem röm. Bischof oder Inquisitor die unumgänglich nöthige schriftliche Erlaubniß erhalten hätten, „das verbotene Buch“ zu lesen. ¿ Was Wunder, wenn die Ausbildung des angebornen Vernunftbewußtseins frühzeitig dem mönchisch-mystischen Geiste erliegt, in welchem der prinzipielle Abfall, bez. die „Consequenz“ einer Hierarchie, ihren helfenden Doppelgänger erblickt? Schreiber dieses, seiner Zeit Arzt verschiedener Mönchs- und Nonnenklöster Brasiliens und Neu-Granada's habe bei meinen Erkundigungen nie erfahren, daß fragliche Erlaubniß gegeben worden; wohl aber ward es mir klar, wie ein unthätiges, tändelndes und grübelndes Dasein nicht bloß physiologische, sondern auch sittliche Gefahren herbeiführt, und wie die scheinbare „Beschäftigung“ mit kretinösen Anschauungen einen abgelebten Zustand erzeugt. Sie überlassen der „Gnade“, was nur durch ernste Gedankenarbeit zu erringen ist. Mangel an vernünftigem Denken läßt sich nimmer ersetzen durch formelles Beten und Singen. Man fühlt den inneren Drang mancher Klosterbewohner mit und bedauert sie, daß ihre Mittel denselben

den letzten Gründen des Seins und Geschehens. Der Körper des Individuums erhält sich nur durch die Thätigkeit seiner Organe. Jede

nicht befriedigen, da sie die Ursachen von jenem am falschen Orte suchen. Zeitweises erfreuliches Auftauchen des Geistes halten sie für Sünde. Von der Familie getrennt, von der Außenwelt abgeschlossen, erblicken sie nichts außerhalb des Kreises, welchen Ordensregeln und Ordensvorsteher um sie gezogen haben. Sie vergessen die natürlichsten Gefühle, um an die Stelle derselben eine mystische Liebe zu setzen, welche zum Gelübde ihres Lebens wird und dazu bestimmt ist, sie um die harmonischen Neigungen ihrer Menschlichkeit zu bringen. Es gibt eine Faulheit, die lieber in einen Karren gespannt den ganzen Tag streng arbeitet, als die vielleicht leichtere Arbeit selber verrichtet, bei der man denken und sorgen muß, und für die man verantwortlich ist. Für Viele ist die Last der Freiheit im Reiche des Geistes schwerer zu tragen, als die Last der Unfreiheit; denn es ist bequemer, fertiggemachte Meinungen aus der Hand eines uniformirten Würdenträgers zu empfangen, als ein Heiligthum des eigenen Gewissens sich unter Sorgen und Kämpfen zu erringen. Sonst hat die Natur die Uebung unserer Anlagen ~~in~~ einer gewissen Befriedigung verbunden; sie hat uns zugleich mit der Fähigkeit des Handelns das Bedürfniß desselben verliehen. Es ist eine Qual, wenn man seine Anlagen nicht entwickeln, seine Sinne, seine Kräfte, seinen Geist nicht gebrauchen kann: es ist dies die Qual eines Gefangenen. Denn die Wahrheit ist nur durch Suchen nach Wahrheit und durch jene eindringende Kritik zu finden, welche das Herkömmliche vom Allgemeingültigen, das Unwesentliche vom Wesentlichen, das Falsche vom Aechten scheidet und alsdann der gewonnenen Ueberzeugung gehorsamt. „Nicht einen Augenblick," schreibt Pater Hyacinth Loyson in seinem Absagebrief an den General der Carmeliter-Barfüßer, „nicht einen Augenblick kann ein Prediger des Evangeliums, und wäre er der letzte von allen, darein willigen, zu schweigen, wie jene stummen Hunde Israels, ungetreue Wächter, denen der Prophet Jeremias vorwirft, daß sie nicht bellen können. Ich ziehe mich von dem Kloster zurück, welches ich bewohne, und das sich für mich unter den neuen mir bereiteten Umständen in eine Gewissenshaft verwandelt. Indem ich also handle, bin ich keineswegs meinem Gelübde untreu: ich habe den Gehorsam des Mönches versprochen; aber in der Grenze der Ehrlichkeit meines Gewissens, der Würde meiner Person und meines Amtes. Ich habe ihn versprochen unter der Rechtswohlthat jenes höheren Gesetzes der Gerechtigkeit und der königlichen Freiheit, welche nach dem Apostel Jakob recht eigentlich das Gesetz des Christen ist."

Trotzdem man bereits daran gewöhnt sein könnte, wahrhaft sinnverwirrende Dinge vernehmen zu müssen, so erstaunt man doch menschlicher Weise immer wieder, wenn ein neues Unbegreifliches wie eine Blase aus dem Moraste der Confusion emporsteigt. Das unanständige Dogma vom 8. Dez. 1854 möge uns entschuldigen, wenn wir hier einen Charakterzug einflechten: Die Brevier-Lection des 9. Dez. gibt einen Auszug aus einer Predigt des sog. Kirchenvaters Augustin, worin Maria, „die einzige Hoffnung der Sünder" genannt und behauptet wird, „durch Maria hoffen wir die Vergebung der Sünden". Nun haben die gelehrten Benediktiner von St. Maur in ihrer Ausgabe der literarischen Erzeugnisse dieses Schriftstellers bewiesen, daß diese Predigt nach Augustins Tod verfaßt sein müsse; dabei unterlassen sie nicht, zu erwähnen, daß im röm. Brevier allerdings sie dem hl. (?) Augustin zugeschrieben werde. Die röm. Curie hat von diesem Sachverhalt keine Notiz genommen; sie läßt auf die alleinige Gewährschaft ihres Breviers hin Hunderttausende im Wahn, daß ein sog. Kirchenvater das heidnische Vertrauen in die Jungfrau Maria gebilligt habe. „Der römisch-katholische Glaube," hieß es noch am 7. Dez. 1854, „der römisch-katholische Glaube erfüllt den Geist und das Herz so sehr, daß kein Platz mehr übrig bleibt für die Wünsche irgend einer andern religiösen Wahrheit." Maria ist im röm. Religionssystem zur Göttin erhoben, seitdem Herr Mastai Ferretti beschlossen hat, daß sie nicht aus Gnaden von Gott zur Mutter seines Eingebornen erkoren sei. So wird sie Mutter Gottes, und Jesus verdankt ihr seine Gottheit. Das Heidenthum der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) hat in dem Dienst jener himmlischen Vertreterin so ziemlich seinen Gipfelpunkt erreicht. Ihre Himmelfahrt wird über kurz oder lang wohl auch noch dekretirt werden. Die Gewalt der Erschüt-

Naturerscheinung führt im letzten Grunde auf die Gesetze der Bewegung. Wie alles Vergängliche, tragen auch die bei der Messe in Betracht

---

terung, durch welche das Papstthum zu Grunde gehen wird, ist durch den weiblichen Glaubensartikel nicht wenig verstärkt worden. Jahrhunderte des Spiels auf dem alleinseligmachenden Theater gestatten, wenn der Schauspieler ein abgeschlossener Charakter ist, wenigstens theilweise einen Schluß auf seine künftigen Handlungen. „Viele Katholiken," heißts in der Civiltà cattolica vom 6. Febr. 1869, „viele Katholiken wünschen, das auf den 8. Dez. nach Rom einberufene Concil möge die Reihe der Huldigungen, welche die Kirche der allerseligsten Jungfrau dargebracht hat, abschließen durch die Promulgation des Dogmas ihrer glorreichen Aufnahme in den Himmel." Bezüglich des Unwesens der Dogmenfabrikation ist also die schlecht verharschte Narbe der Verjährung wieder aufgebrochen, die Gährung innerhalb der röm. Kirche gesteigert. Und da der Papst nicht nur in der Religion, sondern auch in der Politik die Quelle der Wahrheit und der Mund Gottes sein will, so führen wir keine Beschwerde, daß der Polterer in seinem Potpourri vom 8. Dez. 1864 seine sog. Grundsätze wieder einmal so vernehmlich verkündigt hat, daß er nicht ignorirt bleiben durfte. Es kann nur gut wirken, wenn von ihm selbst alle paar Jahre der Beweis erbracht wird, daß seine Ansprüche, die er unverjährbar nennt, das Bestehen jedes Staates unmöglich machen würden.

Das Prinzip der Autorität ist ein untheilbares und muß entweder ganz behalten, oder ganz aufgegeben werden. Falls die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) unfehlbar ist, so ist alles dasjenige, was sie einmal für wahr gehalten hat, nothwendigerweise immer wahr, und es müssen die von derselben Autorität ausgehenden physikalischen Behauptungen den Kredit oder Mißkredit ihrer theologischen Behauptungen theilen. Bei richtigem Prozeßverfahren muß der Anwalt, welcher die Beweiskraft eines Rechtsgrundes für einen Theil gelten läßt, sie für das Ganze gelten lassen: Es ist nicht erlaubt, Dokumente und Zeugnisse zu zerspalten. Deßhalb lächelt z. B. jeder junge Brahmine, der auf englischen Gymnasien etwas Ordentliches gelernt hat, über die mit einer höchst ungereimten Geographie verbundene Hindumythologie. Die Bonzen erkennen das Gesetz der menschheitlichen Entwicklung nicht an und sind darum nach ihrem eigenen Maßstabe zu messen. Wenn die röm. Kirchenlehre nicht im gleichen Grade gelitten hat, wie die Hindumythologie, so ist es, weil leider noch die meisten Aufgeklärten es unter ihrer Würde halten, jene zu kennen. „Daß ich es ehrlich ausspreche," heißts in Jakob Moleschott's Kreislauf des Lebens, „daß ich es ehrlich ausspreche: ich wollte auch hier mein Scherflein beitragen, um inhaltslose Satzungen einer willkürlichen Ueberlieferung durch chemische Waagen, durch Luftpumpen und Vergrößerungsgläser vom Lehrstuhl zu verdrängen. Unsere Zustände werden sich nicht eher frei entfalten, bis wir schöpfen aus dem Born der Wirklichkeit; und dann sind wir gleich weit von den Geheimnissen der Kirche, wie von den Träumen derer, die sich Idealisten nennen und doch zu wenig vertraut sind mit dem Ursprung der Idee, um sie in dem offenen Wunder der in Stoff und Form lebenden Natur zu schauen." Die Weltordnung, welche der Koran lehrt, ist unverträglich mit den Fortschritten der materiellen und geistigen Kultur. Auch der Mohammedanismus, wie jede abgeschlossene, zum Formalismus gewordene Glaubenslehre, läßt keine durchgreifende Umgestaltung zu. Eine Reformation innerhalb der moslemitischen Kirche würde das umfangreiche Staatsgebäude auf das Tiefste erschüttern und dem Zerfalle nahe bringen. Die Herkulesarbeit des Ausmistens erstreckt sich dermalen auf alle Kulturvölker; denn auch der Islam, der Brahmaismus und der Buddhismus sind bereits von der Kritik angesteckt, welche die Voraussetzungen ihres Denkinhalts prüft und zum größten Theile zerstört. Bei jedem Religionssystem, welches seine Lebensfähigkeit an eine bestimmte Epoche, an den Schandpfahl lakirter Barbarei früherer Jahrhunderte gefesselt hat, müssen die Blößen je länger je mehr sichtbar werden; denn im Gegensatz zur Wahrheit gibt es eben keine vernünftige Ueberzeugung. Sämmtliche im röm. Brevier enthaltene Märchen sind denn glücklicher Weise unzertrennlich vom Wesen des Romanismus und seiner „Unfehlbarkeit". In einem der unwiderruflichen Beschlüsse des Concils von Trient (Sess. V.) heißt es: „Es ist ohne unseren katholischen Glauben unmöglich, Gott zu gefallen." Schon lange

kommenden Bestandstücke den Keim der Zerstörung in sich: im Schaffen nie rastender Kräfte.

---

ist zwar darauf gedrungen worden, daß mit dem schon einmal reformirten röm. Brevier eine canonische Reformation vorgenommen werde; aber man weiß, daß nichts geschieht, sondern daß im Gegentheil man fortfährt, auch da die Vernunft zu verhöhnen. Ein Hirtenbrief des Bischofs von Culm berührt den bekannten Vorfall in Graudenz (1858), allwo die Inschrift über dem Eingang der Kirche: „Wir glauben Alle an einen Gott, und die Liebe vereinigt uns Alle," bei Gelegenheit einer Jesuitenmission nächtlicher Weile von unbekannter Hand herausgemeiselt worden war: „Bleibt eingedenk," schreibt Seine Hochwürden, „bleibt eingedenk des hohen, unverdienten Vorzugs, daß Ihr von vielen Tausenden gewürdigt seid, Mitglieder der Einen, von Christo gestifteten Kirche zu sein, in welche ausschließlich unser Heiland alle Segnungen und Gnaden seiner göttlichen Erlösung niedergelegt hat, so daß sie allein im Stande ist, Euch mit unzweifelhafter Gewißheit auf den dornenvollen Wegen des Lebens zu dem Genuß der ewigen Seligkeit zu führen, wenn anders Ihr mit kindlicher Demuth ihre rechte apostolische Lehre glaubet, diesen Glauben mit allem Freimuth vor Gott und den Menschen bekennet, die gnadenspendenden Heilmittel unserer geliebten Mutter, der hl. Kirche gebrauchet und in freudigem Gehorsam und ehrerbietiger Unterwerfung unter ihre unfehlbare Autorität Euch von ihrer mütterlichen Liebe und Sorgfalt leiten lasset. Wenn Wir Euch hiezu ganz besonders ermahnen, so haben Wir dabei vorzüglich jene gottlose und verdammliche Meinung im Auge, als sei es für Unser Seelenheil ganz gleichgültig, welchem Bekenntnisse man zugethan sei, da wir ja Alle an Einen Gott glauben, und die Liebe uns Alle vereinigt. ¡Vielgeliebte Kinder in Christo! Durch diesen gottlosen, von dem Feinde Unsres Seelenheils eingeflößten und verbreiteten Irrthum sind auch Manche aus Euch früher vielfach verwirrt und irre geworden in ihrem katholischen Bekenntnisse. Ja, Wir müssen es mit Schmerz aussprechen, daß zu nicht geringem Aergerniß der Gläubigen und in offenem Widerstreit mit Unserm hl. Glauben dieser Irrthum leider selbst an einer Stätte als Inschrift gelesen wurde, welche vielmehr die entgegengesetzte Wahrheit Euch zur Richtschnur Eures Glaubens und Lebens hätte aufzeigen sollen. Wir freuen Uns aber mit hl. Freude und billigen es durch das ganze Gewicht Unseres bischöflichen Amtes, daß Ihr bei der abgehaltenen hl. Mission neben vielem andern Bösen auch dieses Aergerniß aus Enerer Mitte entfernt habet." Wir fragen: „¿Welchem Glauben wird durch derartige Pamphlete Vorschub geleistet: dem Stoffglauben oder dem Geistesglauben? ¿Soll man von solchen Hirten einen aufrichtigen Anschluß an die heutigen Kulturbegriffe hoffen?" Man stelle sich vor, welche Saaten des Hasses im Herzen des Kindes keimen, dem man die Lehre beigebracht hat, daß die Strafen der Hölle für Jeden bereitet seien, der in Glaubenssachen nicht genau denkt, wie die kirchlichen Vorgesetzten. Die Münchener Versammlung katholischer Vereine (Sept. 1861) hat es nicht unter ihrer Würde gefunden, einem Antrage Folge zu geben, welcher ein Zeichen der Verachtung für den italienischen Premierminister Ricasoli (allgemeines Ausspucken) verlangte. Am 24. Febr. 1866 hat zu Solothurn eine Volksdemonstration gegen die Verordnungen des Generalvikars Girardin, betreffend die Begräbnisse der Protestanten, stattgefunden. 3000 Männer mit Fackeln zogen vor das Capitelhaus und den bischöflichen Palast. Es ertönte der Gesang: „Wir glauben All' an Einen Gott" und „Brüder, reicht die Hand zum Bunde". Dann folgte der Protest gegen die Ausschreitung der Curie, verkündet durch Gerichtspräsident Bläsi: „Unsere Religion ist die der Liebe und der Duldung, die Christus gepredigt; die des Generalvikars ist die Religion des Hasses bis ins Grab. Wir anerkennen diese Religion nicht als die unsrige, und kein Geistlicher wird uns zwingen, ihr zu folgen." Gewaltiger Zuruf verkündigte die Beistimmung der Anwesenden. Als drei Jahre später Otto Möllinger, Professor der Mathematik am Pädagogium zu Solothurn, eine von der römischen und protestantischen Orthodoxie abweichende Ueberzeugung aussprach und in einer Broschüre veröffentlichte, wagten Regierungsrath und Wahlcollegium der Vaterstadt Wengi's nicht einmal ihre grünen Sessel, um einen Ehrenmann in seiner amtlichen Stellung zu schützen. Die liberalisirenden Festbummler wedelten wieder auf den Wink des Weihwedels. Es ist für schon überzeugte Personen

8. Paulus sagt (1. Kor. 15, 17.): „Ist Christus nicht auferstanden, so ist Euer Glaube eitel, so seid Ihr noch in Euern Sün-

---

nicht unnütz, wenn ihnen von Zeit zu Zeit frische Belege geboten werden. Dem thurgauischen Verfassungsrath lag im Januar 1869 eine Eingabe des Bischofs von Basel, wohnhaft in Solothurn, vor, worin Herr Eugen Lachat Namens der katholischen Kirche und unter Berufung auf die Prinzipien republikanischer Freiheit und Gleichberechtigung noch einmal gegen Alles, was im Verfassungsentwurfe „dem Dogma, den Rechten und der naturgemäßen Freiheit der katholischen Confession" entgegensteht, Verwahrung einlegte. Herr Lachat protestirte ganz speziell 1) gegen die Behandlung der ehelichen Verbindung unter Christen als eines Vertrags bürgerlicher Natur und die Mißachtung des katholischen Ehedogmas. Wolle man solche unchristliche Tagesmeinungen für die Mehrheit des thurgauischen Volkes geltend machen, so sei dies ihm, dem Bischof, gleich; aber die katholische Minderheit verschone man damit (Heiliger Sankt Florian, verschon' mein Haus, zünd' andere an); 2) „hoch und feierlich" gegen das Schädliche und Entwürdigende des Abberufungsrechtes und den diesfälligen Angriff auf die bischöfliche Jurisdiktion, die Gesetze der katholischen Kirche, die Würde des katholischen Priesterthums rc.; 3) „mit Entrüstung" über die „gehässige Intoleranz, welche § 23 mit seinem Gewaltstreiche gegen den ehrwürdigen Frauenconvent von St. Katharinathal an der Stirne trägt und, wenn angenommen, durch eine ganze Verfassungsperiode hindurch wie ein Brandmal fortwährend zur Schau stellen wird". protestirt der Bischof „gegen diesen Akt unentschuldbaren Unrechtes und gefühlloser Unmenschlichkeit, als dessen Beweggründe nur Haß der katholischen Einrichtungen und unedle Gier nach fremdem Gute angenommen werden können"; 4) endlich verwahrt die bischöfliche Eingabe „auf's Feierlichste" den Bestand der noch vorhandenen katholischen Schulen und protestirt dagegen, daß katholische Kinder zum Besuche akatholischer Schulen genöthigt werden, wo ihr Glaube in Frage stehe. Mit 90 gegen 15 Stimmen beschloß der Verfassungsrath, dem Adressanten seine Eingabe als anmaßlich und unwürdig zurückstellen zu lassen. Die büreaukratische und hierarchische Diplomatie arbeiten uns getreulich in die Hände, ihr Verfahren durch Skandale zu durchkreuzen. Die Handlanger der röm. Theologie werden denken, das sei zu einfach klar, als daß es wahr sein könnte. Schon auf dem Concil zu Konstanz hatte der päpstliche Nuntius Protest eingelegt gegen den Geist, den die deutschen Universitäten groß gezogen hatten. Er stellte den Antrag: „Das Concil wolle beschließen, alle deutschen Universitäten sollen aufgehoben werden." Herr Wilh. Emanuel von Ketteler, Bischof von Mainz, läßt sich in seiner Schrift „Deutschland nach dem Kriege von 1866" anders vernehmen: „Wir haben eine kleine Zahl katholischer Gelehrter, deren Wirken um so verdienstlicher ist, je vereinzelter sie sind, und die durch den Einfluß, den sie gewonnen haben, uns beweisen, welchen Werth für die Kirche in Deutschland es hätte, wenn sie von einer entsprechenden katholischen Wissenschaft unterstützt würde. Wir haben aber keine Träger der katholischen Wissenschaft, keine katholischen Lehrkörper, und deßhalb sind die Bestrebungen zur Gründung einer katholischen Universität innerlich so berechtigt und für das Leben der Kirche so nothwendig, daß sie allgemein Unterstützung verdienen." Mir scheint, Herr Ketteler habe seine Leser durch die Voraussetzung berücken wollen, daß es eine katholische „Wissenschaft" überhaupt geben könne. Er weiß so gut wie ich, daß der klägliche Erfolg aller bisherigen Anläufe zur Gründung einer katholischen Universität in der Natur der Sache liegt.

8. Halbe Erfolge sind die gefährlichsten Ergebnisse unabhängiger Bestrebungen; anderseits widerlegt ein Mißlingen, das man der Halbheit in der Ausführung beischreiben kann, noch nicht die dingliche Brauchbarkeit des Prinzips. Es erginge dem Priester bei einer Messe, wie jenem Zauberlehrling der Goetheschen Dichtung: Er besäße den Zauber, die Natur zum Handeln zu zwingen; aber er entbehrte der Fähigkeit, sie von einem fortdauernden Wirken abstehen zu machen. Glaubte der Priester an eine Verwirklichung seiner Ideen, so müßte ihm bei seiner eigenen Schöpfung bange werden. Wir halten dafür: Mag ein Messeleser sich auch vielleicht mit der Vorstellung schmeicheln, Alles begriffen zu haben, so ist doch das Gefühl der Leere zu stark, als daß er über die Allwissenheit besondere Befriedigung empfinden sollte; eine Erinnerung verwischt die andere, weil das Licht des eigenen Denkens fehlt, das

den." Nach der Meßtheorie opfert der Priester Christum: d. h. er läßt ihn sterben; jedoch nirgends ruft er ihn ins Leben zurück, oder erklärt ihn auferstanden.

Eine zum Andern nicht stimmt und er in seinen Visionen niemals recht weiß, ob er es mit Christus oder mit Belial zu thun hat, bis der erschrockene Lehrling, dem in der Mitte seiner eigenen Geister graut, zu der Ansicht kommt, die Welt sei wahnsinnig. Wir setzen hier mit aller Gutmüthigkeit voraus, daß der Meßpriester hinsichtlich seiner Zauberkraft nicht von Zweifeln geschüttelt werde; denn sonst erginge es ihm beinahe wie Sr. Hochwürden, Herrn Joe Smith, dem Gründer der Mormonensekte. Auf das inständige Bitten seiner Anhänger versprach ihnen dieser einst ein Wunder. Er begab sich in feierlicher Prozession ans Ufer eines Flusses, auf dessen Wasser er wandeln sollte. Als der Augenblick der Wandlung kam und Jedermann sich in gespannter Erwartung befand, näherte er sich gravitätisch dem Gestade, wandte sich dann aber hastig um und rief: „¡Meine lieben Freunde, damit ich das Wunder verrichten kann, bedarf es noch eines Umstandes: Ihr müßt mir glauben! ¿Glaubt Ihr, daß ich Macht besitze, auf den Gewässern zu marschiren?" „¡Wir glauben es!" erscholl es mit tausend Stimmen. „¡Wohlan denn, nachdem Ihr's also glaubt, so wird Euer Verdienst ein doppeltes sein, wenn Ihr nichts sehet!" Sprach's, verneigte sich und schob ab. Die Fähigkeit zum Selbstloben geht beim anglo-sächsischen Stamm bis zur Erhabenheit. Ein Yankee macht nicht leicht ein verblüfftes Gesicht, es wäre denn in supranaturalistischen Dingen. Für Nichtmormonen erweist sich das Ansinnen Sr. Hochwürden als etwas stark; doch hat man nie gehört, daß er verlangte, man solle an sein wirkliches Wassertreten glauben, während er harmlos auf dem festen Lande geblieben war; ebensowenig heischte er, man solle glauben, es sei eben ein Wunder geschehen, daß sein Spaziergang auf dem Flusse nicht bemerkt wurde, während man seine Person wegeilen sah. Mir scheint, Herr Smith habe die Kapuzinaden des Paters Martin Cochem gelegentlich durchforstet und die aufgesperrten Mäuler mit aufgekochtem Kohl erquickt. „Der gottselige Hugo von St. Viktor," heißt es bei Monsieur Cochem, „der gottselige Hugo von St. Viktor hatte lange und oft verlangt, Christum unter den Gestalten der hl. Hostie zu schauen und Christum, um diese Gnade zu erlangen, vielmal eifrig gebeten. Seine Bitte wurde endlich erhört und seine brennende Begierde erfüllt. Denn als er einmal Messe las, da sah er das liebe Christkindlein in körperlicher Gestalt auf dem Corporale liegen. Die Freude und Süßigkeit war sehr groß und währte geraume Zeit. Endlich sprach das Kindlein: Weil Du, Hugo, mich mit leiblichen Augen hast sehen wollen, so hast Du ein großes Verdienst Deines Glaubens verloren. Nach diesen Worten verschwand dasselbe und ließ den Priester wegen des verlornen Verdienstes traurig stehen." ¿Wie benimmt sich nun im Vergleich zu jenem Sektirer der röm. Priester? „Ich werde," sagt er, „ich werde einen Brocken Waizenbrod in Nerven und Knochen u. s. w. ummodeln." Würde er sich mit unserem Glauben an die Möglichkeit seiner Wunderkraft begnügen, ohne zur That zu schreiten, so möchte man ihn auf eine Linie stellen mit dem Mormonenchef. Allein zu stark erscheint es, wenn er uns zumuthet, daß der Gegenstand, den wir als Brod wahrnehmen, in Folge eines Kunststücks in Nerven, Knochen u. s. w. Christi umgewandelt worden sei. ¿Gibt es nun aufrichtige Priester? „Ja," sagt der Abbé Bernhardin de St. Pierre, „gerade so, wie es Leute gibt, die sich einbilden, Hexeriche zu sein." Auch der höchste Gedanke wird mit Recht zuletzt mit dem Maße der Macht gemessen, die er zu seiner Verwirklichung zu schaffen, zu ordnen und in Bewegung zu setzen weiß. Wer das Unmögliche versucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag und das Wirkliche nicht faßt. Der Gang der Reformatoren bleibt ungewiß und schwankend, so lange sie nicht den Boden der Wirklichkeit, der erfahrungsmäßigen, auf Einzelkenntniß gestützten Wissenschaft betreten. Thomas Hobbes verglich das Papstthum mit einem Gespenst auf den Gräbern der alten Römer, und die Pfaffen mit Kobolden, die um solches hergaukeln. Die Wunderlichkeit des Mormonenthums ist eine der Satyren auf die Gesittung des neunzehnten Jahrhunderts. Das Geheimniß seines Gelingens besteht in einer merkwürdig geschickten Verbindung des uralten, asiatischen Priesterdespotismus mit dem Arbeits- und Genußprinzip der modernen, industriellen Gesellschaft, also in einer Bekämpfung der letztern

9. Einer der schlagendsten Beweise gegen die Lehre von der Transsubstantiation gründet sich auf deren Widerspruch gegen das

---

mit ihren eigenen Waffen und mit den besten Kräften ihres eigenen Wesens. Amerika hat von der Arbeit den Fluch der Geringschätzung genommen, den sie bei uns, trotz alledem und alledem, als ein Erbtheil unserer kriegerisch-barbarischen Vorzeit noch mit sich herumträgt. Das Mormonenthüm geht weiter. Es legt ihr die priesterliche, segnende Hand auf, setzt sie auf den Thron des Diesseits wie des Jenseits. Die Arbeit macht seine Gläubiger nicht nur reich, sondern auch geehrt und heilig; sie ist ein Gott dargebrachtes Opfer, und zwar das wohlgefälligste von allen. „Bete und arbeite," heißt es auch anderwärts; aber der Priester theilt mit den Nichtpriestern, nimmt für sich das Gebet, und von der Arbeit nur seinen Antheil an deren Früchten. Nicht so die Mormonen. Ihre Propheten, Bischöfe, Aeltesten beziehen keinen Gehalt, sondern arbeiten wie die Andern. Es gibt keinen müßigen Gentleman in der Gemeinde der „Heiligen der letzten Tage." Fragliche Sektirer, wie die ganze staatsfeindliche und und antisoziale Bewegung, die in ihnen gipfelt, sind ein Erzeugniß nicht des heutigen Amerika, sondern jener Periode des übermüthigen, selbstsüchtigen Sondergeistes, welche, einem materiellen Gedeihen ohne Gleichen entsprungen, das Unkraut mit dem Waizen in tropischer Urfülle emporwuchern ließ und endlich in dem Unwetter des Bürgerkrieges sich austoben mußte. Sie stehen der verjüngten Republik fremd gegenüber, wie ein Schmarozergebilde, welches die überwundene Krankheit zurückließ. Uebrigens wird man das Krebsgeschwür der bodenlosen Entsittlichung, welche in der Vielweiberei der Mormonen und ihrem priesterlichen Despotismus sich ausbildet, mit kräftigem Schnitt entfernen, unbekümmert um alle Nebenfragen. Wir denken, die amerikanische Beschlußpartei wird bald nicht mehr um die Mittel verlegen sein, auch diese Müsterchen von Hierarchen zu „Paaren" zu treiben.

9. Jede Bestrebung, welche die Erkenntniß des Zusammenhanges aller Lebenserscheinungen fördert, arbeitet auf eine Verjüngung der Gesellschaft hin, und umgekehrt. Aus der Verbindung der sinnlichen Wahrnehmungen, aus der gegenseitigen Ergänzung der Sinne, aus Beobachtungen, die unter verschiedenen Verhältnissen mit mannigfaltigen Hülfsmitteln angestellt werden, und vor Allem aus der Uebung der Sinne geht das richtige Urtheil hervor. „Nicht der," sagt Justus von Liebig, „nicht der ist der Beobachter, welcher das Ding vor sich mit seinen Augen sieht, sondern der, welcher sieht, aus welchen Theilen das Ding besteht, und in welchem Zusammenhange die Theile mit dem Ganzen stehen." Die Verneinung, einer Wahrheit der Wirklichkeit, d. h. im einzelnen Falle, der gegenständlichen Welt, erreicht in der Messe den Gipfel, weil hier der an dieselbe Glaubende das Dasein eines unmittelbar gegenwärtigen, unbezweifelbaren Objektes l e u g n e t, behauptend: „Es ist n i c h t, was es laut des Zeugnisses der Vernunft und der Sinne ist; es ist nur S c h e i n, daß es Brod und Wein ist; in Wahrheit handelt es sich im gegebenen Falle um das Ueberzeugtsein von der wirklichen Gegenwart einer Portion Haut und Haare, Fleisch und Knochen u. s. w," Wer auf die Vernunft übel zu sprechen ist, der darf mit gleichem Recht auch darauf schmähen, daß er mit fünf Sinnen begabt ist. Der Apostel Johannes (1. Joh. 1, 1. 3.) sagt: „Das da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir geschaut haben und unsere Hände betastet haben, vom Worte des Lebens, das verkündigen wir Euch." Er verläßt sich also auf die Untrüglichkeit seiner Sinne. Die „geistlichen Uebungen" des Herrn Ignaz von Loyola enthalten unter den Regeln darüber, wie man mit der Kirche in Einklang zu stehen habe, „man unterwerfe sich blindlings den Entscheidungen der Kirche, dafern dieselbe bestimmt hätte, etwas sei schwarz, was unsern Augen weiß erscheint." ¡Wie klar belehrt uns nicht Christus über die Gewißheit der aus dem Zeugniß unserer Sinne abgeleiteten Kenntniß in Dingen, welche unmittelbar unter ihren Einfluß gelangen, als Er (Joh. 20, 27.) die Worte an den ungläubigen Thomas richtete: „Reiche Deine Finger her, und siehe meine Hände; und reiche Deine Hand her und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!" ¿War dies nicht eine Appellation an die Sinne des Hörens, Sehens und Fühlens? Hat Christus gegenüber seinen Jüngern, welche meinten, sie sähen einen Geist, es nicht für ein überzeugendes Argument gehalten, als Er (Luk. 24, 39.) zu ihnen sagte:

Zeugniß sämmtlicher fünf Sinne. Aus der Bibel ersehen wir, daß die durch den Gebrauch der Sinne erlangte Kenntniß von Dingen,

---

„Sehet meine Hände und Füße; ich bin es selber. Fühlet mich und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie Ihr sehet, daß ich habe!" Man erwäge die Folgerung einer Verwerfung des Sinnenzeugnisses: Die Vertheidiger der Transsubstantiation gäben damit den Juden, Mohammedanern und Heiden eine Waffe in die Hand: „Ihr besitzt," möchten diese mit Recht behaupten, „Ihr besitzt keinen untrüglichen Beweis von der Auferstehung Christi. Ihr gesteht zu, daß sich Eure Sinne täuschen, wenn Ihr bei der Messe Brod und Wein sehet; denn in Wirklichkeit ist's ja Fleisch und Blut, Nerven und Knochen u. s. w. Wenn im neunzehnten Jahrhundert die fünf Sinne der Leute jeden Tag getäuscht werden, so mögen im ersten Jahrhundert die Sinne der Apostel auch getäuscht worden sein, als sie Christum nach der Auferstehung sahen, betasteten und sprachen; diese Geschichte ist so vielleicht nur ein hübscher Roman." Dieselben Gründe, welche den Christen als ein Beweis der Auferstehung gelten, bekräftigen die Falschheit der Transsubstantiation. Herr J. B. Bossuet scheint das Schlagende dieser Folgerung erkannt zu haben; wenigstens sucht er durch eine rhetorische Schwenkung sich aus der Klemme zu ziehen. Er raisonnirt: „Wenn die Reformirten uns um den Grund fragen, weßhalb es Christus gefallen hat, im hl. Abendmahl und in seinem wunderbaren Erscheinen nach der Auferstehung verschieden zu verfahren, so ist's uns ein Leichtes, ihnen Genüge zu leisten: Es ist, weil es Gott gefallen hat, daß der Grund unsers Glaubens, d. i. die Auferstehung Seines Sohnes, durch diejenigen Mittel bezeugt werde, welche seine ungläubigen Apostel gefordert hatten und welchen die stärksten Zweifler zu weichen gewohnt sind. Allein das Mysterium des hl. Abendmahls, welches den Christen gegeben wird, setzt voraus, daß der Glaube schon vorherrscht; es wurde eingesetzt, um ihn zu üben, und nicht, um ihn festzustellen. Der Grund der zwei so verschiedenen Verfahrungsweisen, welche unserm Herrn in diesen zwei Mysterien einzuschlagen gefallen hat, besteht darin, daß Er im Einen den Glauben üben, im Andern den Unglauben überzeugen wollte." Man muß gestehen, diese Redensarten sind fein gedrechselt; nur schade, daß sich Herr J. B. Bossuet selbst die Grube gräbt: Er hätte auf dem historischen Boden bleiben und sich erinnern sollen, daß das „Mysterium" des hl. Abendmahls eingesetzt wurde *vor* der Auferstehung, daß mithin von ihm angenommen werden mußte, es habe bei dieser der Glaube bei den Aposteln schon vorgeherrscht. Mystischer Kram beweist weniger die Güte einer Sache, als die Einbildung Dessen, der sie vertheidigt.

All unser Wissen, Denken, Fühlen und Wollen, auch in seinen höchsten Beziehungen, entquillt hienieden direkt oder indirekt der Sinneskenntniß, wird schließlich immer erst durch dieselbe befestigt, berichtigt und entwickelt. Urtheile und Schlüsse, und aus ihnen hervorgehend abstrahirte Anschauungen, Gefühle, Willensbestimmungen u. s. w. sind zusammengesetzte Denkformen, deren Vorbedingung aber die zerlegende Geistesthätigkeit ist. Auf dem umfassenden Erkennen der Einzelnheiten der Dinge, und sodann auf dem Vergleichen, Sondern und Wiederzusammenfügen beruht die naturwahre Urtheilskraft, das gesunde Gefühl, der entschiedene Wille, der gesammte geistige Naturzustand. Wenn der Glaube an das *wirkliche* Dasein von Leib und Blut gefordert und gesagt wird, man genießt diese Substanzen wirklich, indem man *glaube*, sie zu genießen, so widerstreitet das der Natur des Glaubens, der sich nicht auf *sinnliche* Dinge beziehen kann. Wenn es sich nicht darum handelt, ob einer das, was in der hl. Schrift enthalten ist, *glauben* wolle, sondern darum, ob das und das in der hl. Schrift *enthalten* sei, dann ist der Vorwurf übel angebracht: man operire mit lauter Vernunftgründen. Das exegetische Verfahren, vermittelst welchem die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ihre Theorie der Messe erweisen will, ist ebensogut Ergebniß einer Vernunftthätigkeit, als unsere Prüfung dieses Verfahrens. Sie selbst hat nirgends gelehrt, daß der hl. Geist es dem Einzelnen direkt eingebe, sich für die Lehre der Transsubstantiation zu entscheiden; denn hiedurch würde ja die Entscheidung ganz auf den Boden der Subjektivität versetzt worden sein. Und wenn die Vernunft in kirchlichen Angelegenheiten nur die untergeordnete, der „alleinseligmachende" Glaube die erste Stelle einnehmen müßte, so zweifle man nur nicht, der Mensch wäre mit einem entsprechenden Glaubensorgan versehen worden,

welche gehandhabt, betastet und gesehen werden können, ohne Zweifel angenommen werden dürfe. Die Kunde vom Vorhandensein der That=

---

das ihm nun einmal abgeht. Ueber eine leibliche Gegenwart von Blut, Nerven, Knochen u. s. w. Christi haben allein die Sinne zu entscheiden; was nicht empfunden wird, sondern nur geglaubt, kann sinnlich nicht da sein. Kann man den Sinnen nicht zumuthen, etwas zu empfinden, was sie nicht empfinden, so kann man auch vom Glauben nicht verlangen, daß er etwas glaube, wofür er gar kein Organ hat. Die Behauptung Einiger, es sei Manchem gegeben, das Wahre kraft unmittelbarer Offenbarung, ohne Vermittlung durch Begriffe, Sätze und Schlußfolgerungen anzuschauen, und man habe also mitunter eine nicht durch Belehrung uns zugekommene Auffassung, als von göttlicher Kundgebung herrührend, zu achten, beruht auf Wahn oder auf wissentlicher Lüge. ¿Oder unter welche Kategorie soll man die Behauptung eines Mannes stellen, daß Dasjenige, was alle Eigenschaften des Brodes besitzt, nicht Brod sei, und Dasjenige, was keine der Eigenschaften des Fleisches besitzt, Fleisch sei? Daß Jemand durch die Vernunft zu der Gewißheit gelangen könne, ein Gegenstand, welcher sämmtliche Eigenschaften des Brodes und Weines besitzt, sei der leibhaftige Schöpfer Himmels und der Erde, werden selbst die wüthendsten Kämpen der Transsubstantiation nicht zu behaupten wagen; sie selbst bleiben auf das Zeugniß ihrer Sinne beschränkt, ihrer Sinne, von denen der eine oder der andere sie zwar täuschen mag, deren vereintes Zeugniß aber, hoffentlich nach ihrem eigenen Geständniß, untrüglich ist. Unsere Sinne täuschen uns, strenge genommen, nicht, sondern nur unser Urtheil über die uns durch einen oder den andern Sinn zum Bewußtsein gebrachten Gegenstände. Eine Sinnestäuschung wird nicht durch den Verstand berichtigt, sondern durch ein Sinneswerkzeug, durch andere sinnliche Beobachtungen. In der Aufsuchung der Ursachen von Erscheinungen ist die Methode der Ausschließung in den Fällen gestattet, in welchen man die Gewißheit hat, daß die Anzahl der Ursachen, auf welche die Wirkung bezogen werden kann, fest bestimmt ist. Denkgesetze kann kein gesunder Verstand in Zweifel ziehen, ohne sich selbst in Frage zu stellen. Wir halten dafür: Niemand wird seinen Skepticismus so weit treiben, daß er meint, er schwebe in Ungewißheit über das Vorhandensein eines Gegenstandes, welchen er sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt. Wenigstens kann Derjenige, welcher so weit an der Zuverläßigkeit der gewöhnlichen Erkennungsmittel zweifelt, nimmer mit uns in einem Streitverhältnisse stehen; denn er kann sich keine Gewißheit verschaffen, daß wir etwas seiner eigenen Meinung Entgegengesetztes behaupten. ¿Und was lehren die fünf Sinne? Das Gesicht erklärt, es sei die Hostie kein menschlicher Körper. Das Gehör fällt das nämliche Urtheil; man braucht die Oblate nur auf eine Guitarre fallen zu lassen. Wenn wir uns auch Denen nicht beigesellen wollen, die erfahren haben, wie Menschenfleisch schmeckt, so wagen wir doch zu behaupten, daß der Geschmack das Zeugniß der beiden Sinne bestätigt. Der Geruchs= und der Gefühlssinn belehren uns ebenfalls, daß die Oblate aus Mehl und Wasser zusammengesetzt ist. Wenn aber das Zeugniß der Sinne nicht glaubwürdig ist, wenn unter gewissen Umständen die Sinne nicht durch sich selbst berichtigen und ergänzen lassen, so fragen wir: „¿Wie können die Vertheidiger der Transsubstantiation versichert sein, daß Christus je die Worte gesprochen hat: Das ist mein Leib?“ Sagen sie: „Diese Worte sind in der hl. Schrift gedruckt, oder wurden uns mündlich von Autoritäten der Kirche (?) mitgetheilt,“ so mögen sie daran erinnert werden, daß diese schriftliche oder mündliche Kenntnißnahme nicht etwa als „Glaubenssache“ zu taxiren ist, sondern sich lediglich auf das Zeugniß zweier Sinne beschränkt, daß aber nach ihren eigenen Grundsätzen der Gesichtssinn und der Gehörsinn trügerische Zeugen sein können. Wir gehen noch einen Schritt weiter und fragen: „¿Wie können die Vertheidiger der Transsubstantiation versichert sein, daß das Glauben an dieselbe von der Autorität ihrer Kirche überhaupt je vorgeschrieben wurde?“ Es ist doch offenbar wahrscheinlicher, daß Einer sich von dem Zeugnisse zweier Sinne hinreißen läßt, eine kleine Anzahl von Buchstaben oder Lauten mißzuverstehen, als daß das ein menschlicher Körper sein sollte, wovon das vereinte Zeugniß aller fünf Sinne erklärt, daß es eine Oblate ist. Man sieht, selbst die Arithmetik spottet der Priester.

sache einer Transsubstantiation tritt ebensogut unter Naturgesetze, wie die Kunde jeder andern Begebenheit. Der letzte Grund aller Wahr-

---

Auch abgesehen von den Transsubstantiations-Theorien stehen die Sinne bei den Architekten des päpstlichen Lehrgebäudes in geringem Ansehen. Wir finden Päpste, welche andern Päpsten und sich selbst widersprechen; wir finden Concilien, welche andern Concilien und Päpsten und sich selbst widersprechen; wir finden, daß die Schriften der sog. Kirchenväter von Widersprüchen und Ketzereien wimmeln; wir finden alles das vermittelst unserer Sinne, und trotzdem hört man nicht auf, unser Gehörorgan mit dem stereotypen Refrain zu umsummen: „Die röm. Kirche ist einig; alle Kirchenväter stimmen einmüthig mit einander überein." So lautet nämlich das Losungswort. ¿Wird man sich da noch wundern, daß das öffentliche Bewußtsein vielfach verfälscht, daß der Hauptsitz des Unglaubens in Ländern ist, welche die röm. Religion als ihre Staatsreligion anerkennen? Der piemontesische Diplomat, Joseph de Maistre, pries die röm. Kirche als nothwendig zum Bezwingen der Revolution, und ihre Dogmen als den vergöttlichten Ausdruck der allgemeinen Weltgesetze. Einzig und allein derjenige Glaube, wie er in der „alleinseligmachenden" Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) und in der Majestät eines die unmittelbare Gottesnähe darstellenden Kultus seinen Ausdruck findet, wird von ihr für den wahren Glauben erklärt, während jeder andere, der sich auf höhere, reinere Begriffe stützt, für Unglaube, für Atheismus ausgegeben wird. Wenn also einmal Verwerfliches zu einer Sache der Religion gestempelt erscheint, und mit ihr so zu sagen identifizirt wird, ¿ist es da nicht erklärlich, warum Viele den Glauben an Gott selbst angreifen? Wenn gewisse Ansichten und Handlungen als die absolut richtigen Folgerungen irgend eines Grundsatzes hingestellt werden, ¿werden dann Diejenigen, welche jene Ansichten und Handlungen bekämpfen zu müssen glauben, nicht auch den Grundsatz selbst bekämpfen? ¿Hat man, auch ohne nähere Prüfung, keine Veranlaßung, Irrthümer bei einem Systeme vorauszusetzen, welches aller Orten ein fortgeschrittenes Geschlecht zum Abfalle vom Christenthum reizt? Wenn überall und zu allen Zeiten mit dem Papalsystem dieselben Wirkungen verknüpft sind, so mögen immerhin Einfaltspinsel an Verdrehungen, Schlichen und Sachwalterkniffen ihr Wohlgefallen finden und sich für andere Meinungen fangen lassen; wir hingegen müssen nach einfacher Logik schließen, daß diese Wirkungen Früchte seines Wesens sind. ¿Wie soll es besser werden so lange eine Kirche, welche sich die Alleinseligmachende nennt (Papst und ein Theil des Klerus), dem Gewissen der Menschheit keinen sicherern überlieferten Gehalt bietet, als die Lehre von der Messe? Gerade die vollendetste irdische Einrichtung, die röm. Hierarchie, beschleunigt die Entkräftung religiöser Ideen am wirksamsten; durch sie ist es so weit gekommen, daß ganze Völker den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge gar nicht mehr zu finden wissen. Auf deren tausendjährigem Gange haben sich zahllose Uebel ausgebreitet und dergestalt eingebürgert, daß sie als unzertrennliche Begleiter der Menschheit betrachtet werden. Die Freiheit der Wissenschaft besteht nach den Vertretern des röm. Systems darin, daß sie durch die kirchliche Autorität beherrscht und dadurch von allem Irrthum befreit, von allem Irrthum frei erhalten werde. Die im Jahre 1859 gehaltene Antrittsrede des Rektors der Wiener Hochschule, Dr. Joh. Kutschker, enthält eine Verherrlichung des K. K. Konkordats. Dieser ruhmlose Schlucker meinte bei der Gelegenheit: „Wer auf wissenschaftlichen Bahnen den Glauben als Ausgangspunkt und Leitstern wählen will, braucht sich nicht fortzubewegen; denn er befindet sich bereits am Ziele." Wo so ein Köpfchen keinen Ausweg findet, da stellt sich's gleich das Ende vor. Nach der Versicherung des Dr. Hermann Rolfus ist die Messe die Erreichung des Zieles, das dem Menschen gesteckt ist, — die Vereinigung mit Gott. Niemand ist dafür zu tadeln, weil er keine Entdeckungen gemacht, weil er nicht gefunden hat, daß Etwas, was Viele für gut halten, in Wirklichkeit schlecht ist. Wenn aber ein Mann etwas ausspricht, von dessen Unrichtigkeit er und Jedermann um ihn herum überzeugt ist, dann ist es keine Entschuldigung, daß viele Andere ebenso handeln. Allerdings sind wir Alle, die wir das Ziel noch nicht ergriffen haben, nur an einem Theile gescheidt, am andern verworren und am letzten dumm, in sehr verschiedener Mischung dieser Bestandtheile; und weil wir das erkennen, so freuen wir uns als vernünftige Wesen, wenn wir irgendwo einen unzweifelhaften Fortschritt der

heit ist die Wirklichkeit der Dinge, und der Anfang jedes Unterrichts besteht darin, sich dieser Wirklichkeit möglichst einläßlich zu versichern.

Einsicht von der untersten zur folgenden, nnd von da zu der obersten Stufe beobachten. Die Zahl derer mindert sich zusehends, welche die aus Willkürschaft entspringenden Uebel als unerforschliche Schickungen Gottes betrachten und solche bis zum Tode ergebungsvoll tragen mögen. Ein in der Encyclica vom 8. Dez. 1864 verdammter Satz lautet: „Die Wissenschaft der philosophischen uud moralischen Dinge und die Civilgesetze können und müssen sich von der göttlichen und (sic) kirchlichen Autorität befreien." Bei Millionen sog. Christen erblicken wir Rechtlosigkeit in Ansehung ihrer sozialen und politischen Stellung, und ebenso Rechtlosigkeit in Ansehung des Gewissens und des Gedankens. ¡Was sind alle Unfolgerichtigkeiten, alle eingewurzelten Vorurtheile protestantischer Religionsgesellschaften, verglichen mit der wuchernden Saat der zum Grundsatze göttlicher Unfehlbarkeit erhobenen wissentlichen Lüge! Nirgends auffallender, als auf dem ethischen Gebiete erweist sich das Stillstehen als ein Rückschritt. Wenn die Vortheilspolitik jeder Ausbeutungspartei die populäre Vernunftentwicklung mittelst verdummender Erziehung planmäßig unterdrückt, um ihre Oberherrschaft zu erhalten, ¿muß dann nicht in den von ihr beeinflußten Staatsorganismen und in den realen Lebensverhältnissen Auflösung einreißen? ¿Muß dann aber nicht der aufgeklärte Theil des Lehrstandes, welcher die seiner Obhut Anvertrauten in aufsteigender Richtung zu bilden wünscht, mithelfen, daß der Stillstandsrotte zu Grabe geläutet werde? Der Schritt von der politischen Macht zur wirthschaftlichen Macht ist ab Seite der Träger des ausschließlichen Gottesgnadenthums längst kein ungewöhnlicher mehr; nichts ist einleuchtender, als daß das zum Gemeingut gewordene Hoheitsrecht der Ausgangspunkt zur progressiven Ausnutzung der Steuerkraft werde: „¡Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!" Es ist eine niederschlagende Wahrheit, daß in den Republiken des Alterthums, lange vor dem Aufgang jenes Gestirns, aus dem das umgewandelte Europa seine Herrlichkeit geholt hat, über die obersten Grundsätze politischer und gesetzgeberischer Weisheit und das Verhältniß der Staaten zu dem Urbilde aller ächten Gesetzgebung Ansichten obwalteten, die aus dem Bewußtsein der mit der röm. Staatsreligion behafteten Nationen zu verschwinden drohen. Mit einem Gefühl von Verwunderung und Scham liest man heute, daß Männer, welche auf dem damals glänzendsten Schauplatz der Erde die wichtigsten Geschäfte geführt hatten, über diese Gegenstände dachten: „Wir sind von Jugend auf gewohnt," sagt Cicero (De legib. lib. II. cap. 4.), „Gesetz zu nennen, was aus dem Gutdünken von Volksversammlungen, oder ähnlichen untergeordneten Quellen entsprang. Wie sollten aber solche Vorschriften als Gesetze wirken können, wenn die Kraft jenes himmlischen Gesetzes sie nicht belebt! ¡Eine Kraft, die älter als alle Völker und Staaten und gleichzeitig mit der Gewalt Gottes ist, der Himmel und Erde regiert!" Die Verwirrung des Wahren und Bestehenden, des Rechts und der That, des Wünschens und Nichtwollens, das Durcheinandergähren von Freigeisterei und Aberglauben, vornehmen Redensarten und gemeinen Gesinnungen, die ewige Verlegenheit, in welche der Widerstreit des Herkommens und des Fortschrittes, der aufgezwungenen falschen Pflicht und des mahnenden Gewissens eine Menge der sonst kundigsten Köpfe versetzt, scheinen ihnen sogar das Verständniß der unveräußerlichen Menschenrechte genommen zu haben. Viele leugnen die Tugend und die Freiheit und finden in diesem Leugnen einen Vorwand, für beide nichts zu thun. Ihr Glaube, sagen sie, sei auf die Beobachtungen der Erscheinung gegründet, welche trotz Christenthum heute noch die Erniedrigung und Schmach der Mehrzahl bedingen. Allein da betrügen sie Andere, oder sich selbst: die herrschende Rohheit ist im Gegentheil eine Folge dieses Glaubens. Grundsätze wie diese haben die Erniedrigung und Schmach herbeigeführt, ohne daß die Erniedrigung und Schmach einer Ewigkeit diesen Grundsätzen auch nur einen Augenblick den Schein der Wahrheit zu geben vermöchten. Wer die Freiheit liebt, muß auch die Wahrheit lieben; denn die Wahrheit ist es eben, die den Menschen befreit (Joh. 8, 32.). „Die meisten Menschen," schreibt (1841) K. A. Varnhagen von Ense, „die meisten Menschen denken, wir seien im Allgemeinen äußerst fortgeschritten, und die Menschheit habe schon das Glänzendste geleistet. Ich

Eine vollkommene sinnliche Wahrnehmung ist ein Erfassen der Summe aller Eigenschaften eines Dinges mit geübten, entwickelten Sinnen.

---

finde, daß wir den wilden Zuständen noch ganz nahe stehen und nur im ersten Anfange der Civilisation weilen. Und das wenige Gewonnene ist selten ein Ergebniß der Absicht und Ueberlegung; diese letztern sind im Großen fast noch gar nicht für die Fortschritte der Menschheit in Anwendung gekommen. Immer waren es ganz andere, selbstsüchtige und eitle Zwecke und Anstrengungen, die nebenher einiges Gute abwarfen. Die Rechnung im Großen ist doch nicht schwerer, als im Kleinen. ¿Was könnte geleistet werden, und was wird geleistet? Das ist die einfache Frage." Wir sind schon bedeutend vorwärts gekommen, wenn wir wissen, welcher Zustand weniger unvollkommen, als ein anderer ist, und durch welches Mittel man sich dem Vorzüglicheren nähern kann. Die Religion soll sich als integrirender Bestandtheil dem großen Ganzen einer allseitigen Weltanschauung einfügen; sie soll nichts gemein haben mit der Abgezogenheit eines durch Unkenntniß des Lebens dünkelhaft gebliebenen Sittenpredigers. Es ist freilich was Schönes um Demuth und Ergebung; aber statt der Jugend Mißtrauen in ihre Kräfte einzuflößen, statt ihr den menschlichen Willen als schwach, zum Irrthum hinneigend darzustellen, predige man ihr lieber, daß Gott nur dem hilft, der selbst sich hilft, daß der Mensch, wenn er sich nur vertraut und alle seine Kräfte anstrengt, eine gar schöne Strecke weiter kommt. Die Ausbreitung einer Vereinigung, die nicht unter eigenmächtigen, zu Gunsten der Sonderinteressen von Ausbeutungsparteien ausgeheckten Erlaßen, sondern unter Gesetzen der Sittlichkeit und zur Erfüllung derselben besteht und die Erde umfassen soll, ist eine Obliegenheit der Menschheit überhaupt, also auch jedes Einzelnen. Die Idee des sittlichen Staats ist in der Vernunft gegründet, als Pflicht, sich einem solchen unterzuordnen, wenn man gleich vom guten Willen der Menschen schwerlich hoffen kann, daß sie zu diesem Zwecke mit Eintracht hinzuwirken sich entschließen werden. Wer die theologische Controverse als eine spielende Nebenbeschäftigung betrachtet, die mit dem Leben nichts zu schaffen habe, wird Unsern Eifer müßig finden; anders, wer in den Verrichtungen dieses Werkzeugs radikaler Experimentalmethode ein Symptom der relativen Gesundheit oder Krankheit des Zeitalters erkennt. „Es ist," sagt Alexander von Humboldt, „es ist in Vergleichung mit ältern Zeiten eines der schönsten Zeichen unser jetzigen Kultur, daß die Masse unserer Ideen vergrößert ist, daß die Verhältnisse zwischen der physischen und intellektuellen Welt mehr beachtet werden, und daß Gegenstände, die sonst nur wenige Gelehrte beschäftigten, weil man sie isolirt und nach beschränkten Ansichten betrachtete, jetzt allgemeines Interesse haben." So lange der Glaube an die Lehre von der Transsubstantiation und der Messe bei einem Volke herrscht, ebensolange bleibt da die Einbildungskraft das herrschende Prinzip. Wir schütteln nicht mit Groll und Haß, sondern mit Verwunderung und Mitleid das Haupt über begabte röm. Laien, daß sie selber nicht zu wissen scheinen, wo und wie sie leiden. Jedem Vernünftigen, der nicht einsieht, um was es sich bei unseren so vielseitigen und dringlichen Bemängelungen der Lehre von der Messe schließlich handelt, mag es allerdings unerquicklich vorkommen, wenn Jemand nachweist, daß ein Ei keine Sternschnuppe, Wein kein Blut, Kreide keine Kohle und eine Oblate kein menschlicher Körper ist. Wenn die Augenscheinlichkeit nicht genügt, ohne irgend welchen fernern Beweis, dann begreift man nicht, warum Einer, sobald er nur die gehörige Frechheit besitzt, die Existenz einer Sache, welche alle Welt sieht, nicht leugnen, oder die Nichtexistenz einer Sache, welche alle Welt sieht, nicht behaupten sollte, und zwar ohne die Möglichkeit einer Widerlegung. Die Angelegenheit der Transsubstantiation ist nicht sowohl ein Streit der hl. Schrift gegen hl. Schrift, der Vernunft gegen Vernunft, sondern der wissentlichen Lüge gegen die Wahrhaftigkeit. Eine Grundquelle schlechten Regierens ist das böse Gewissen der Regierer. Die Besserungsvorschläge, welche dermalen gleich Pilzen aus der Phantasie der sog. Fortschrittler hervorsprossen, beruhen zumeist auf einem kärglichen Maß von Menschenkenntniß, und sind zumal die Phrasen über die Anmaßungen des Pfaffenthums zu einem sinnlosen Schablonenwesen breitgestrichen. Zur Selbsterkenntniß, zur Einsicht in den Werth seines Denkens und Handelns soll jeder Mensch gelangen: für jeden ist der Mangel dieser Einsicht ein Schaden und eine Schande. Die Zerhauung der Knotenpunkte des Trugglaubens bleibt eine der

Der Ruhm einer Wissenschaft ist nicht darin zu suchen, daß man mehr als die in ihr Gebiet einschlagenden Thatsachen wisse, sondern

---

unerläßlichen Vorbedingungen, um den Sieg auch über politische und soziale Vergewaltigung zu einem dauerhaften zu machen; verglichen mit diesem Mittel erscheinen die übrigen als hoffnungslose Anläufe gegen die Bollwerke der Täuschung. Geistliche und weltliche Finsterlinge rechnen darauf, daß Wenige im Stande sind, ihnen auf den Boden zu folgen, wo die Entscheidung in letzter Instanz hingehört. Die geborenen Vertheidiger überlieferter Dummheiten freuen sich über den schlechten Erfolg ungenügender Verbesserungen; sie machen diese zum Vorwande, um die Mißbräuche zu preisen, von denen sie leben. Man gewahrt bei Vertheidigung alter Vorrechte fast immer größere Vorsicht, als bei Eroberung neuer Rechte; und Pfleger eines Zustandes fauler Gährung gelten noch häufig für conservativ.

Es ist ein größerer Schritt von einem Säugling bis zu einem sprechenden Kinde, als von einem Schulknaben bis zu einem Isaak Newton. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Kinder von ihren Eltern, Ammen und sonstigen Umgebungen Meinungen empfangen, welche, einmal gepflanzt in ihr unbehutsames Gemüth und nach und nach befestigt, am Ende durch Gewohnheit und Erziehung so tiefe Wurzeln schlagen, daß es unmöglich ist, sie wieder auszureuten. Wenn die Kinder dann erwachsene Leute geworden, über ihre Vorstellungen nachdenken und finden, daß diese in ihrem Geiste so alt sind, als ihr Gedächtniß reicht, dann sind sie geneigt, sie als eingeborne Musterbilder seherischer Ueberzeugung zu verehren und nicht zu dulden, daß sie von Jemanden in Frage gestellt werden. Die Halsstarrigkeit, welche die Anhänger der verschiedensten Alleinrechthabersysteme in der Annahme ganz entgegengesetzter, obschon oft gleich eselhafter Dogmen an den Tag legen, ist ein ebenso bündiger Beweis, als unausbleibliche Folge dieser Art des Schließens aus angewöhnten Vorurtheilen. Solche Leute entsagen der Gewißheit ihrer Sinne und mißtrauen eher ihren Kenntnissen, als daß sie etwas annehmen würden, was sich nicht mit jenen Vorurtheilen verträgt. ¿Und wie soll man es anstellen, einen Menschen von der Unhaltbarkeit seiner Meinung zu überzeugen, welcher den Folgerungen eingesogener Ammengrundsätze größeres Zutrauen schenkt, als seinen fünf Sinnen? Keiner, der auf die Formeln und Glaubenssätze, einerlei ob sie einem philosophischen oder theologischen Lehrgebäude angehören, schwört, kann ein selbstständiger Forscher nach Wahrheit, oder ein unparteiischer Richter über die Meinungen Anderer sein. Seine Voreingenommenheit trübt sein Urtheil, und seine Parteistellung macht ihn unduldsam selbst gegen die ehrenhaftesten Ueberzeugungen Anderer. Ueberzeugungen, die sich nach Maßgabe einer besseren Belehrung ändern, hindern nicht den Fortschritt; während ein als letzte Wahrheit betrachteter und vertheidigter Glaube nicht allein die weitere Forschung abschneidet, sondern auch Haß gegen jeden Gegner erzeugt. Und ob gleich solcher Haß nicht abschreckend wirkt, so erbittert er doch leicht. Daher kommt die so häufige Abneigung der Männer der Wissenschaft, ihren Ueberzeugungen Ausdruck zu geben. Wir halten dafür, erkannte Irrthümer seien nicht bloß abzulegen, sondern auch einzugestehen; denn offen eingestandene Irrthümer nützen der Wahrheit, während vertuschte ihr das Recht wie die Wirkung des Triumphs entziehen. Es ist ein übel angebrachtes Zartgefühl, wenn jenen Glaubensmännern der Standpunkt nicht klar gemacht wird, daß die Zweifelsucht und die Unehrlichkeit ganz auf ihrer eigenen Seite liegen. Es gibt keine beleidigendere Zweifelsucht, als diejenige, welche die Ergebnisse ehrlicher und gewissenhafter Beobachtungen anzweifelt, und keine gröbere Unehrlichkeit, als diejenige, welche Mißtrauen in die Folgerungen eines unparteiischen Urtheils setzt. Freilich, mitten unter den heiteren Gestalten unbefangener Kindheit oder ausgelassener Jugend verwundet das Aufdecken der Leerheit, „des Zieles und Endes aller Sakramente, des Zeichens kirchlicher Einheit und Gemeinschaft“, wie der röm. Katechismus (De sacram. III, 40.) das sog. Altarssakrament betitelt. Ein Kardinal müßte von einem verlornen Paradiese seines frühesten Lebens nichts wissen, müßte seinen Appetit verlieren und in seinem Purpur erröthen, wollte er gestehen, er sei trotz seiner durch vieljährige Intriguen erworbenen, von einem ehrwürdigen grauen Knebelbart, grüner Brille, bepinselten Wimpern, wasserblauen Augen, wampigen Backen, hängender Unterlippe, entwickelten Kauwerkzeugen, kurzen Hosen, ausgestopften Waden und kleidsamem

darin, daß man dieselben auf ihre Ursachen zurückzuführen verstehe und ihre Verkettungen erkenne.

Schmerbauch bestätigten Autorität durch einen protestantischen Doktor der Medizin von der Unhaltbarkeit der Transsubstantiation und anderer Lehren der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) überführt und zu einer Radikalerneuerung seiner confessionellen Ansichten gezwungen worden: Seine Charakterfestigkeit glaubt dies unserm Ungestüm versagen zu sollen. „Und in den Sälen, auf den Bänken, verging ihm Hören, Seh'n und Denken." Wir setzen hier gnädig voraus, daß es überhaupt einen oder den andern Scharlachmantel gebe, der an die Vortrefflichkeit der Religion der Päpste glaubt; denn sonst könnte ja von einem Glaubenssturz solcher Kirchensäulen nicht die Rede sein. „Immer," sagt Jakob Moleschott, „immer wird es Gelehrte geben, die wie Anton Niklaus Condorcet von den Doktoren zu Voltaires Zeiten schreibt, der Furcht leben müssen, daß, wenn die angebornen Anschauungen wegfallen, der Unterschied zwischen ihrer Seele und derjenigen der Thiere nicht mehr groß genug sein werde." Zu spät würde der Tausch gereuen, wenn Einer seine für die sanften Freuden der Natur empfängliche Seele in den trüben Strudel unnatürlicher Leidenschaften und erkünstelter Bedürfnisse verlöre. Der Ueberzeugungsmuth, dessen ein Kardinal ebensosehr bedarf, als andere ordentliche Leute, stärkt und erfrischt sich nur in einem Kreise, der ihm Theoreme versinnlicht; die Zuversicht in seine Fähigkeiten ist allemal der herzerhöhende Gedanke, ohne welche der Mensch nichts Rühmliches unternimmt. Niemand wird es für gleichgültig halten, ob die Vorstellungen, welche Handlungen eines Mannes bestimmen, richtig oder falsch sind. Die abstrakte, mit der concreten Fülle des Gemüths nicht vermittelnde Tugend hat kein immanentes Gesetz der Bewegung, also auch keine innere Wahrheit. „Das Bewußtsein der Tugend," sagt Immanuel Kant, „das Bewußtsein der Tugend verbreitet im Gemüth eine Menge erhabener und beruhigender Gefühle und eine grenzenlose Aussicht in eine frohe Zukunft, die kein Ausdruck, welcher einem bestimmten Begriffe angemessen ist, völlig erreicht." Es gibt Leute, deren „Grundsätze" eine solche Höhe erreichen, daß die Spitze nicht einmal mehr mit bewaffnetem Auge zu erkennen ist. „Mich hälts noch aus," witzelte Ludwig XV. von seiner Maschinerie, und die Kardinäle denken's von der ihrigen. Die meisten sind viel zu nüchtern, um Einfälle für Ueberzeugungen zu nehmen; das Schlimme ist, daß sie, als unmittelbare Rathgeber der röm. Curie, gelegentlich nach solchen Einfällen handeln, ja sogar dazu durch die Pflicht der Ueberzeugungstreue sich verbunden ausgeben. Wer im Voraus sich keine Hoffnung macht, in diesem oder in einem künftigen Leben einen besseren Pfad zu betreten, verliert vollends allen Muth zu guten Entschließungen und handelt schon dadurch schlecht, daß er sich kein Vermögen zu moralischen Gesinnungen zutraut, weil ohne Voraussetzung desselben gar keine solche Gesinnung sich bethätigen kann. Menschen, welche sich lange im Zustande geistiger Verzerrung befanden, verabscheuen zuletzt die lichten Augenblicke der Vernunft wie schreckende Träume, worin die früheren Verirrungen nicht zur Besserung, sondern zur Qual hervortreten. Sämmtliche Staatshandlungen der päpstlichen Regierung beruhen auf der Anschauung eines begrabenen Zeitalters; Mißverständnisse und Reibungen mit der Gesittung müssen bei einer Wirthschaft folgen, für welche ein sie genau bezeichnender Name erst noch zu erfinden ist. Die Mumie kann sich von dem frischen Luftzuge des Lebens nicht berühren lassen, ohne in Staub zu zerfallen. Die röm. Curie entbehrt der Berechtigung, ja sogar der Hoffnung, ihre Ansprüche mit den Kulturansprüchen der Gegenwart auszugleichen. Ein klerikales Pariserblatt läßt sich aus Rom schreiben, daß die Revolutionäre die Entführung des jungen Mortara beabsichtigen, und bemerkt dazu: „Der Papst hat gegen ganz Europa gekämpft, um die Seele dieses durch das hl. Taufwasser losgekauften Kindes zu retten; die Revolution wollte es ihm wieder entreißen, um es dem Feinde wieder zu überliefern. Die Vorsehung hat aber nicht gestattet, daß dem also sei. Mortara ist das lebende Zeugniß des ersten Sieges des Papstes, und es ist eine zu wenig hervorgehobene Thatsache, daß ehe Pius IX. die gegenwärtige Krisis gegen seine weltliche Macht bestand, er über die ganze gegen seine geistliche Macht verbündete Welt triumphirt hat." Daraus soll nun nach dem Dafürhalten des Leitartikelschreibers der Gläubige einen Trost schöpfen auf den baldigen Triumph der

9. ¿Könnte nicht Einer sagen: „Die Transsubstantiation ist ein Mysterium, oder ein Wunder, welches ebensogut angenommen werden muß, als andere Mysterien und Wunder der christlichen Religion"?

Die Lehre von der Transsubstantiation läßt sich mit derselben

---

Kirche (?) auch auf weltlichem Gebiete. Ein Regent, unter welchem (1858) ein Kind seiner Familie geraubt werden durfte, weil diese nicht der Staatsreligion angehörte, und dasselbe durch eine minderjährige Magd verstohlener Weise getauft worden, kann nicht mehr zur europäischen Familie zählen, es sei denn, daß er reformirt oder beschnitten werde. Bei Gelegenheit der Festlichkeiten in der Osterwoche des Jahres 1867 wurde der junge Mortara gewählt, eine Ansprache an den Papst zu halten. Dieser erwiederte: „Du bist Mir sehr theuer; denn Ich habe Dich für Christus um einen hohen Preis erworben. Um Deinetwillen ist ein allgemeiner Sturm gegen Mich und den apostolischen Stuhl ausgebrochen. Regierungen und Völker und die Mächtigen des Tages, die Zeitungsschreiber, haben Mir den Krieg erklärt; selbst im Namen von Königen sind Mir Noten zugegangen. Zahllose Privaten haben Mich beleidigt, verläumdet und verflucht, weil Gott Dich der Finsterniß des Todes entrissen, von welchem Deine Familie noch umgeben ist. Man beklagt Deine Familie; aber Niemand bedauert Mich, den Vater der Gläubigen, dem das Schisma Tausende von Kindern in Polen entreißt. Völker und Regierungen schweigen, wenn Ich über das Schicksal dieses Theiles Meiner Heerde seufze, welche am hellen Tage von Dieben angefallen wird; Niemand kommt dem Vater und seinen Kindern zu Hülfe." Aehnliche Plaidoyers für Kindsraub zu Glaubenszwecken können bei ordentlichen Gerichten die Verurtheilung des Missethäters nicht verhindern. Die Mortara-Angelegenheit ist nicht sowohl eine vereinzelte Erscheinung, als vielmehr ein Glied in der Kette folgenschwerer Verruchtheit.

9. Der Papst, als Papst, mit allen seinen Rathgebern, ja mit einem sog. allgemeinen Conzil zur Seite, kann, nach dem Geständniß berühmter röm. Theologen, über Streitigkeiten, welche Thatfragen betreffen, nicht untrüglich entscheiden. Zwei Concilien und zwei Päpste hatten die vom sechsten sog. allgemeinen Concil ausgesprochene Verdammung des Papstes Honorius bestätigt. Einige röm. Theologen haben nicht geglaubt, Ketzer zu werden, wenn sie gegen Päpste und Concilien behaupteten, Honorius und seine Schriften seien von aller Ketzerei rein. „Wenn gleich," sagt Kardinal Robert Bellarmin (De summ. pontif. lib. IV. cap. 11.), „wenn gleich ein rechtmäßiges allgemeines Concil in Glaubenssachen nicht irren kann, so hat doch das sechste in dieser Frage über die Thatsache geirrt; denn die versammelten Väter haben den Sinn des Honorius nicht recht verstanden und also unrecht gethan, diesen Papst unter die Ketzer zu setzen." Die Meinung eines Schriftstellers ward mithin zu den Thatsachen gerechnet, auf deren Gebiet die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) unseres Wissens keine Unfehlbarkeit beansprucht. Je nach Umständen scheinen auch hier entgegengesetzte Ansichten vorzuwalten. Wir erinnern an die Verdammung der fünf Sätze aus den Schriften des Cornelius Jansen, Bischofs von Ypern, durch Innocens X. Die Jansenisten entgegneten, daß die fünf Sätze in dem Sinne, in welchem der hl. Vater sie verdammt habe, vom sel. Jansen nicht gelehrt worden seien. Alexander VII. versicherte sodann ex cathedra, daß sein Vorgänger die fünf Sätze verdammt habe in dem von Jansen beabsichtigten Sinne. Die Jansenisten wandten ein, das sei eine Frage, nicht über den Glauben, sondern eine rein geschichtliche Frage über eine Thatsache, worüber die Kirche nicht mit höherer Autorität entscheiden könne, als die Wissenschaft. So verstrickte man sich in die prinzipielle Streitfrage, ob das Papstthum unfehlbar sei auch im Urtheil über geschichtliche Thatsachen. Dieser Spahn ist noch nie zum Austrag gekommen. „Unzweifelhaft ist," heißt es in der bischöflichen Adresse gegen das Unfehlbarkeitsdogma, „unzweifelhaft ist, daß alle Christgläubigen den Dekreten des apostolischen Stuhls wahrhaften Gehorsam schulden; dazu lehren unterrichtete und fromme Männer: was der Papst über Glauben und Sitten ex cathedra redend feststelle, das sei auch ohne Zustimmung der Kirchen unumstößlich, auf was immer für Weise es kundgethan sei. Dennoch darf man nicht stillschweigend darüber hinweggehen, daß nichts desto

Bestimmtheit als Irrthum nachweisen, mit welcher andere Dinge als Wahrheit bewiesen werden. Zwar enthält die christliche Religion ver-

---

weniger noch gewichtige, aus den Schriften und Handlungen der Kirchenväter, aus ächten christlichen Urkunden und der katholischen Lehre selbst hervorgegangene Schwierigkeiten übrig bleiben, vor deren vollständiger Lösung es ein vergebliches Unternehmen bleiben möchte (sic), wenn man die im obengenannten Schreiben empfohlene Lehre dem Volke als eine von Gott geoffenbarte vorlegen würde. Aber vor einer Erörterung dieser Dinge sträubt sich das Herz, und wir ersuchen, auf Dein Wohlwollen vertrauend, daß uns eine Nothwendigkeit, über solche Dinge zu berathen, nicht möge auferlegt werden." Die Sachwalter der Religion der Päpste strengen ihre äußersten Kräfte an, um zu beweisen, daß die Streitigkeiten hinsichtlich der Transsubstantiation lauter Glaubensartikel betreffen; und doch sieht Jeder unwidersprechlich, daß über eine bloße Thatsache gestritten wird. Noch dazu ist diese nicht beschränkt auf die Auslegung der auf das hl. Abendmahl bezüglichen Schriftstellen, sondern es handelt sich recht eigentlich um Sein und Nichtsein eines allen fünf Sinnen unterworfenen Dinges. Es gilt das von jedem Forscher anerkannte Gesetz, daß eine Thatsache zunächst unzweifelhaft festgestellt sein muß, ehe man ihre Erklärung versuchen darf. Wahrscheinlichkeit schadet im gewissen Sinne der Wahrheit, weil man dann weniger untersucht. Anstatt einfach die Beweise des Thatbestandes zu prüfen, werfen sich papistische Sophisten auf das Alter der Lehre von der Transsubstantiation, die die Gunst der öffentlichen (?) Meinung, Empfehlung von Seite gewisser Männer, die für weise gelten, Unvollständigkeit der wissenschaftlichen Forschungen im Allgemeinen, mögliche Irrthümer einzelner Individuen und Ungewißheit der einem oder dem andern Sinne entnommenen Beweise. Z. B. sagen sie: „Ein in's Wasser getauchter gerader Stock scheint krumm zu sein; ein Bergpfad, aus der Ferne betrachtet, macht den Eindruck, steiler zu sein, als er ist; Thürme scheinen sich gegen den Beobachter, der an ihrem Fuße steht, zu neigen. Maria Magdalena glaubte den Gärtner zu sehen; Saulus sah einen Lichtstrahl, und es war Christus. Falls derlei Ausreden etwas mit der Wein- und Brodverwandlung zu schaffen haben, so ist klar, daß die unwandelbaren Skeptiker zwar die Wirklichkeit des Zweifels zugeben, jedoch die Wirklichkeit des Inhalts des Zweifels und folglich die Möglichkeit, diesen Inhalt zu bestimmen, leugnen. Sie *wollen* nun einmal im gegebenen Falle nicht wissen, wie man der allereinfachsten Thatsache gegenübertritt; denn schon die Feststellung und überhaupt die Beobachtung derselben würfe ihre Erklärung über den Haufen. Darum vorzüglich verlästern alle Dunkelmänner die Naturwissenschaften, weil dieselben in die Schulen und nachher in's ganze Leben und Denken neuen Stoff bringen, den *sie* nicht zu bewältigen vermögen, der sich überhaupt nicht behandeln läßt in dogmatischer Form. Dem Leichtgläubigen ist der Zweifel ein Verbrechen; dem Wissenden ist er die erste Bedingung des Fortschritts. Im Weitern bringen sie den harmlosen Gemeinplatz, daß alle exakten Forschungen nur ein paar Brosamen vereinzelter Wahrheiten erhaschen, aber das Innere der Natur niemals erschließen. Da Niemand bestreiten kann, daß viele Vorgänge nicht zu erklären sind, so gehen sie einen Schritt weiter und ziehen behend den Trugschluß, daß die Autorität (?) höher stehe, als der Vernunftbeweis. Sie entheben sich dadurch der unangenehmen Nothwendigkeit, auf alle vernünftige Fragen eine vernünftige Antwort zu geben und erobern für ihre zukünftigen Operationen einen neuen Rechtsboden, nämlich den elastischen Boden des subjektiven Gefühls. Kein Mittel verschmähend, um Argumente für die in ihr Gebiet einschlagenden Behauptungen aufzutreiben und die bei jeder Messe sinnlich erkennbare wirkliche Gegenwart des Brodes und Weines vergessen zu machen, suchen sie theils ihre Gegner auf dem Felde der Möglichkeiten zu verwickeln, anderntheils trachten sie, sich der Einbildungskraft ihrer Gönner durch allerlei unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen. Sie schmieden sich auf diese Weise eine aus verschiedenen Betrachtungen entnommene Vertheidigung zurecht, von welchen keine einzige geradeswegs auf die zu behandelnde *Thatsache* Bezug hat. Dergleichen Fechterkünste der streitenden Kirche pflegt man mit dem Stichwort „Freiheit der Wissenschaft" zu beschönigen. Sie tragen so das Ihrige dazu bei, eine von den Sonderinteressen der heterogensten Art ausgebeutete Begriffsverwirrung im Schwange

schiedene Lehren, welche unsere Vernunft kaum je hätte erfassen können, wenn sie nicht geoffenbaret worden wären, und noch bestehen

---

zu erhalten. Während der vernünftige Skepticismus zu Gunsten der Wahrheit ausschlägt, dient der hierarchische zur Befestigung platter Vorurtheile des Haufens; aus der Unsicherheit des Wissens soll man sich nicht durch einen Akt der Erkenntniß befreien, sondern durch den Entschluß, sich der Autorität der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) blindlings, d. h. allenfalls in vollständigster Grundsatzlosigkeit, zu unterwerfen. „Wenn der Papst," äußerte ein röm. Kardinal bei Gelegenheit des vatikanischen Concils, „wenn der Papst den spanischen Bischöfen geböte, statt dreier Personen vier in der Dreieinigkeit zu glauben und zu lehren, so würden sie gehorchen." „Der Papst kann," wie die Canonisten sprechen, „der Papst kann aus Unrecht Recht machen, aus Nichts Etwas, und das Viereckige rund." Der andächtige Ton, mit welchem man Selbsttäuschungen vorzutragen pflegt, vermehrt das Bedauern gegen den Irrenden; wo aber zu einer Täuschung Scharfsinn und Verläugnung der Urtheilskraft mitwirken mußten, wo sogar ein Umgehen und Auslassen dessen, was entgegen wäre, kaum ohne Bewußtsein und Absicht möglich war, ¿welchen Eindruck macht alsdann die überall beigemischte Salbung? — Aus allen Stellungen getrieben, flüchten sich die Kämpen der Unmöglichkeit zu guter Letzt hinter die Allmacht Gottes. Von dieser Höhe aus spotten sie der Logik und der Vernunft. „Die Gemüther der Gläubigen," heißts im röm. Katechismus (De sacram. III, 21.) „die Gemüther der Gläubigen müssen, so viel nur immer möglich ist (?), von dem Urtheile der Sinne zurückbehalten und zur Betrachtung der unendlichen Kraft und Allmacht Gottes ermuntert werden." Die Ausarbeiter dieses Glaubensbuches scheinen Gott nur darum Allmacht beizulegen, um Ihn ihren Launen dienstbar zu machen. Gott ist nach der Ansicht der Wein- und Brodverwandler die unbegreifliche, an kein Gesetz der Wirklichkeit gebundene Willkür, hinter welche sich das pfäffische Denken immer rechtzeitig versteckt, wenn es sich durch seine eigenen Bestimmungen in unauflösliche Widersprüche hineingeritten hat. „Hören wir," heißts in dem mit Approbation des hochwürdigsten erzbischöflichen Ordinariats zu Freiburg im Breisgau herausgegebenen sakramentalischen Unterrichts- und Lehrbuch von Dr. Herman Rolfus, „hören wir über die Möglichkeit noch, was der gottselige Pater Canisius (Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird) sagt: Wenn das Wort Eliä so viel vermocht hat, daß es Feuer vom Himmel rief, ¿soll Christi Wort nicht so viel vermögen, daß es die Gestalten der Elemente verwandle? Von den Werken der ganzen Welt hast Du gelesen: Er sprach und sie waren erschaffen. Christi Wort, welches aus Nichts machen konnte, was nicht war, soll also das was schon ist, nicht umwandeln können? Es ist doch wohl nicht geringer, neue Wesen zu schaffen, als Dinge in andere umzuschaffen." Wir geben zu, „bei Gott sind alle Dinge möglich" (Matth. 19, 26.). Allein das ist von den Dingen zu verstehen, welche seinem Wesen und seinen Gesetzen entsprechen, und nicht widersprechen; denn es ist Gott unmöglich, sich zu verändern (Jak. 1, 18.), oder zu lügen (Tit. 1, 2.). Ps. 135, 6. steht geschrieben: „Alles, was Er will, das thut Er im Himmel und auf Erden." „¿Ist es etwa nicht in Gottes Macht, dieselbe Wohlthat den Gläubigen mittelst Brod und Wein zu ertheilen, als mittelst des wirklichen Leibes und Blutes, der wirklichen Nerven und Knochen Christi? Nicht die Allmacht Gottes ist unsere Glaubensregel, sondern Sein geoffenbarter Wille; wäre ersteres der Fall, wäre es jemals erlaubt, von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit zu schließen, so könnte Einer alle Fabeln des Korans vertheidigen. „Daß", meint David Friedrich Strauß, „daß von dem Glauben an Dinge, von denen zum Theil gewiß ist, daß sie nicht geschehen sind, zum Theil ungewiß, ob sie geschehen sind, und nur zum geringsten Theil außer Zweifel, daß sie geschehen sind, daß von einem Glauben an dergleichen des Menschen Seligkeit abhängen sollte, sei zu ungereimt, um heutzutage noch einer Widerlegung zu bedürfen." Der Menschengeist, der nach dem Ideal des göttlichen Wollens streben soll, hat von der Heiligkeit des Gottesgeistes einen entsprechenderen Begriff, als von allen andern der Gottheit zugeschriebenen Vollkommenheiten des Wirkens und Wissens. Letztere sind nur zu denken, insofern sie zur Verwirklichung des göttlichen Heiligseins nöthig sind. Hierdurch verschwinden viele Mißbegriffe, welche die reinere Gotteslehre verdunkeln.

gewisse Dunkelheiten, welche wir nicht durchdringen; allein sie sind der Vernunft und den fünf Sinnen nicht entgegen. Alles, was in

---

Das im Gefühle seiner Vergänglichkeit abhängige und beschränkte Wesen fühlt im Zustande noch unverdorbener Gesinnung Achtung gegen die Vernunft, durch die es, gleichsam befreit von den Banden des Sinnlichen, sich in eine übersinnliche, moralische Welt zu erheben vermag. Die Geschichte der christlichen Kirche ist erfüllt von den Bestrebungen der tüchtigsten und edelsten Geister, den Glaubensinhalt zu begründen, ihn mit allem übrigen Thatsächlichen, das erkannt ist, zu verknüpfen, d. h. eine Wissenschaft des Glaubens zu errichten. An dieser Arbeit nimmt Jeder Theil, der seinen Glauben denkend zu erfassen strebt. Das größte Verdienst der neueren Naturforschung liegt darin, daß die scheinbare Zufälligkeit und Zusammenhangslosigkeit der Erscheinungsthatsachen und die vermeintlichen Widersprüche im Reiche der Natur überwunden und die durchgreifende Einheit der Ordnung in allen uns bekannten Schöpfungsgebieten über jeden Zweifel erhoben hat. Ingeniöse Mitglieder des Bettelordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, legen kein sonderliches Gewicht auf die transsubstantielle Beweisführung durch sog. Thatsachen, da sie wohl fühlen, was sich alles dagegen sagen läßt und eifersüchtig genug sind, ihrer geistlichen Suade den Sieg über die Geister verdanken zu wollen. Sie führen uns die Stelle Joh. 20, 19. zu Gedächtniß, wo es heißt, „daß Christus mitten unter seinen Jüngern erschien, bei geschlossenen Thüren". Sie knüpfen an letztern Umstand bedeutende Aussichten für die Bestätigung ihrer einträglichsten Ueberzeugungen, ihrer theuersten „Interessen" und ziehen daraus den Schluß, daß der Körper Christi durch geschlossene Thüren hindurchgegangen sein müsse, mithin nicht den nämlichen Naturgesetzen unterthan gewesen sei, wie unser Körper. Ob diese Leute an ihre Exegese glauben, bezweifeln Wir; das Richtige scheint, anzunehmen, daß der Ausdruck „bei geschlossenen Thüren" die Tageszeit bezeichne, ungefähr wie man sich ausdrückt: „nach Thorschluß". Selbst wenn man da ein Wunder annehmen wollte, so würde es sich daraus erklären, daß die Kreatur ihrem Schöpfer Platz mache, nicht daraus, daß Christi Körper, Nerven und Knochen u. s. w. an mehreren Orten zugleich seien. — Die Unbegreiflichkeit der Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Christi wird von einigen röm. Streittheologen gleichfalls als Grund vorgebracht, die Lehre von der Transsubstantiation auf das Zeugniß unserer Sinne hin nicht zu verwerfen. Zwischen diesen Lehren findet jedoch keine Parallele statt: Das Wesen Gottes ist außer dem Bereich irgend eines Sinnes, während die geweihte Oblate und der geweihte Wein innerhalb des Bereiches eines jeden Sinnes sind. Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Messiasbegriffe subtilisirender Schulgelehrsamkeit zu entwirren. Das Wichtigste ist uns, daß sich das christliche Gemüth in die Empfindungen des Gottvertrauens hineinversetze, in welchem der mit dem väterlichen Gott einige „Gottessohn" zuversichtlich lebte und fortwirkt. Die Schwierigkeiten gegen die Menschwerdung Christi machen unsern Glauben nicht wanken, weil sie Schwierigkeiten, und keine Beweise sind. Wir sind unfähig, zu erklären, wie Gott Menschengestalt angenommen hat; aber die drei Weisen des Morgenlandes wurden durch ihre Sinne nicht getäuscht, als sie im Stalle zu Bethlehem ein Kindlein liegen sahen. Nach Angabe Paul Sarpi's sprach man auf dem Concil von Trient sein Bedauern darüber aus, daß die Protestanten in den ersten zwei Hauptstücken der Augsburgischen Confession, in den Lehren von der Dreieinigkeit und von der Menschwerdung, von den röm. Katholiken im Wesentlichen nicht abwichen, obschon man die Art des Ausdrucks als neu und ungewöhnlich erkenne. Nach Angabe des Herrn Pater Martin Cochem, „wird bei der Messe das hochwürdigste Geheimniß der gnadenreichen Menschwerdung Christi nicht allein vorgestellt, sondern wahrhaft erneuert. Denn gleichwie die heiligste Jungfrau Maria zur Vollbringung der Menschwerdung Gottes ihren Leib und ihre Seele, vornehmlich ihr reinstes Geblüt dargab und Gott aufopferte, und der hl. Geist aus ihrem jungfräulichen Geblüte den Leib Christi bildete und nach Erschaffung der edelsten Seele die Gottheit mit der Menschheit vereinigte, ebenso gibt der Priester Brod und Wein dar, opfert sie (sic) dem allmächtigen Gott, und der hl. Geist verwandelt sie durch die Kraft der Wandlungsworte in den wahren Leib und das Blut Christi. Auf solche Weise wird das göttliche Geheimniß der Menschwerdung Christi erneuert, und der

Bezug auf Glaubensvorstellungen schlechterdings unbegreiflich ist, geht gegen das Wesen des Evangeliums. Die Transsubstantiation stieße

---

Priester hat ebensowohl Christum in seinen Händen, wie ihn die Mutter Gottes in ihrem jungfräulichen Leibe getragen hat". „Auch darum", schreibt Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 21.), auch darum wird Brod und Wein bei dem Opfer dargebracht, weil sie (sic) zum Schutze des Leibes und der Seele dienen." Im Weiteren wird uns die Stelle vorgehalten: „Selig sind Diejenigen, die nicht sehen und doch glauben." Allerdings; aber nicht Diejenigen, welche das Gegentheil von dem sehen, was man ihnen zu glauben vorgibt. Nicht die letzte Ursache der Dinge wollen wir erkennen, sondern die Reihe von Vermittlungen, durch die sie wirkt. Andere meinen, „es liege nichts Absonderliches in dem Umstande, daß die Lehre von der Messe der Welt ein Aergerniß sei; so sei die Lehre des Kreuzes Anfangs ebenfalls gewesen: das Verkünden des gekreuzigten Christus war den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit (1. Kor. 1, 23.)" Wir erwidern: Es war so durch ihre eigene Schuld, in Folge ihrer Vorurtheile, nicht aber wegen der Natur der Sache. Niemand, die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ebensowenig als Wir, erblickt im Tode Christi etwas Unvernünftiges. Doch mit der Lehre von der Messe verhält sich's verschieden; der Unsinn hat hier seinen Grund in der Natur der Sache und ist nicht allein für die Ungläubigen, sondern auch für die Mehrzahl der Christen ein Skandal. Die abgeschmacktesten Meinungen verdanken ihren Ursprung oft dem Mißbrauche unwiderleglicher Beobachtungen, und die gröbsten Irrthümer entspringen mitunter anerkannten Wahrheiten, denen man eine gewaltsame Dehnung oder eine alberne Anwendung gab. Können die auf richtige Erkenntniß von Thatsachen gegründeten Schlußfolgerungen bei schwachen Denkern zuweilen irrig sein, so müssen die auf Unkenntniß der Thatsachen gegründeten Schlußfolgerungen, selbst bei scharfen Geistern, stets als falsch sich erweisen.

Alles ist wundervoll in der Natur. Niemand bekennt dieses williger und lebendiger, als wer sich selbst mit ihrer Betrachtung näher abgegeben hat. Und doch begnügt sich der Gebildete nicht mit dem bloßen Anstaunen, sondern sucht sie zu erforschen und das Reich der Erkenntniß zu erweitern; Jeder, dessen Urtheil nicht durch Gewohnheit oder Zerstreuung abgestumpft ist, rühmt und lobt es, wenn eine glückliche Erklärung gelang, Vorurtheile über den Haufen geworfen werden. Es ist bedauerlich, daß noch viele unserer publizistischen Koryphäen mehr der spekulativen, statt der empirischen Philosophie angehören und glauben, die Gedanken kämen jeweils von obenherunter, statt zu begreifen, daß sie durch richtige Wahrnehmung von untenherauf entspringen. Nach Ansicht der Sachwalter des Papalsystems sind gewisse Anstrengungen des Gelehrten, welcher die Verfügung über die Mächte der Natur in unsere Hände legt, ein Uebel. Dieses unbestreitbare aber lächerliche Dafürhalten zeigt die Blödigkeit der Anschauung, aus welcher es hervorgeht. „Die Naturwissenschaft, schreibt Karl August, Herzog zu Sachsen, an Karl Ludwig von Knebel, „die Naturwissenschaft beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht. Sie muß doch endlich die armen, unwissenden Menschen von dem Durste nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen, bestimmten Weg leite, den uns der Naturforscher vorschreibt." Der geheimnißreiche Uebergang vom Wissen zum Können, von der Ahnung zum Leisten, von dem Gedanken zur That wird hier dem schüchternen Auge entschleiert; das Räthsel des Forschens wird gelöst, und überwältigt von der Klarheit, mit welcher die Natur des Meisters Fragen treu beantwortet, beugt sich der Jünger vor dem erkannten Wunder mit einer Frömmigkeit, die ihn weit erhebender erwärmt, als die demüthige Hingebung, mit der er Unbekanntes staunend fürchtete. „Es ist," schreibt David Friedrich Strauß, „es ist doch nur ein Zunftvorurtheil, daß zur Einsicht in die Gegenstände des Glaubens nur der Theologe, überhaupt der Gelehrte, befähigt sei. Im Gegentheil ist das, worauf es in letzter Beziehung ankommt, so einfach, daß ein Jeder, dem Kopf und Herz am rechten Flecke sitzen, kecklich annehmen darf, was ihm nach

noch überdies die geschichtliche Beglaubigung der in der Offenbarungsurkunde berichteten Wunder um; denn während alle jene Vor-

---

reifem Nachdenken und Benützung der Jedem zugänglichen Hülfsmittel noch unverständlich bleibt, darauf komme es auch nicht an." „Man kömmt zwar", schreibt Goethe, „man kömmt zwar den wackeren Personen früherer Jahre darin zu Hülfe, daß man sie vom Verdacht der Zauberei zu befreien sucht; aber nun thäte es gleich wieder Noth, daß man sich auf einem andern Wege ihrer wieder annähme und sie aus den Händen solcher Exorcisten abermals befreite, welche, um die Gespenster zu vertreiben, sich's zur Pflicht machen, den Geist selbst zu verjagen." Je mehr sich die Kenntniß der Natur verbreitet, desto erfolgreicher wird man dem einseitigen Materialismus und der verwegenen Mystik entgegenarbeiten. „Man wird", schreibt Rudolph Virchow, „man wird nicht auf die Länge jenes bloß traditionelle, dogmatische Ueberliefern, jenes geistlose Nachbeten und Memoriren von einmal Festgestelltem aufrecht erhalten können, wenn man auch nur einen Funken von Naturwissenschaft in die Schulen bringt. Mit jedem Jahre sieht man mehr, daß die naturwissenschaftliche Methode, weil sich doch am Ende Niemand dem Umstande verschließen kann, daß sie die eigentliche Methode des menschlichen Geistes ist, sich in die Schulen hineinarbeitet." Es läßt sich nun denken, wie, ungeachtet der Gleichförmigkeit der Dinge nach allgemeinen Gesetzen, die spezifische Verschiedenheit einzelner Naturgesetze, sammt ihren Wirkungen dennoch so groß sein kann, daß es für unsern Verstand unmöglich ist, aus einem unendlich mannigfaltigen und daher unserer Fassungskraft nicht immer angemessenen Stoffe eine zusammenhängende Erfahrung zu bilden. Wo immer, auch in der neuesten Zeit, sog. Wunderthäter auftraten, so produzirten sie ihre Wunder zum Spotte einer Welt, welche von keinen andern Wundern, als von denen etwas wissen will, durch welche der Vernunft die Grenze ihrer Forschung gesetzt ist. „Wir wissen," schreibt Heinrich Heine, „wir wissen, daß ein Glück, das wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück ist, und daß wir in den einzelnen zerrissenen Momenten eines gottgleichen Zustandes, einer höheren Geisteswürde, mehr Glück empfinden können, als in den lang hinvegetirten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens." Wo man nur beweisen kann, daß die gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Begriffe ein gegebenes Phänomen nicht erklären, daß sie also unzureichend sind und einer Erweiterung bedürfen, da soll man nicht sogleich eine übernatürliche Causalität voraussetzen, wo wir höchstens eine noch unerkannte natürliche anzunehmen befugt sind. Wenn nun so vieles unerklärbar ist, ¿ darf man unter dem Vorwande, daß alle Wunder oder Mysterien dunkel sind, eine Menge Unbegreiflichkeiten dazu ersinnen, und, wie wenn man sie aus der übersinnlichen Welt erhalten hätte, durch scholastische Schwänke erdichten, um noch eine Anzahl selbstgemachter Unbegreiflichkeiten den Demuthsbedürftigen in den Kauf zu geben? „Eine entfernte Ursache", sagt Jakob Moleschott, „eine entfernte Ursache, durch eine Kluft von Ahnungen von der letzten Wirkung geschieden, ist nicht besser, als ein errathener Zweck, zu welchem ein von Thatsachen entfesselter Hochmuth die Mittel zu verordnen wagt." Wird einmal die Vernunft um die Erfahrungsgesetze gebracht, so wird auch der Gebrauch derselben unsicher, weil man dann nicht mehr weiß, ob nicht selbst mit den sittlichen Triebfedern ohne unser Wissen und Wollen durch Wunder Veränderungen vorgehen. Die Sinnenwesen und Dinge dieser Welt müssen einmal durchaus so genommen werden, wie sie sind, und es läuft immer auf eine Art von Verkleisterung der Faulheit und Unwissenheit hinaus, wenn Einer die Gegenwart und Zukunft nach selbstwählerischen Einbildungen von Vollkommenheit umbilden will.

Wunder kosten wenig, wenn man dafür Sorge trägt, daß sie unerkennbar bleiben. Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) berichtet uns etwas von einem ungeheuren Vorgang, eingreifender als alle Wunder der hl. Schrift, in schrillem Abstande zu seinem Erfolge. Dieser Erfolg sei u. a. die religiöse Förderung in ihren verschiedenen Abstufungen. Nicht diejenigen Dinge setzen uns in Verlegenheit, welche sind und deren Ursache wir kennen, sondern diejenigen, welche nicht sind, und für welche wir doch eine Ursache suchen. ¿ Wo hat Christus je ein Wunder gewirkt, das Niemand gesehen, gespürt hätte? ¿ Hat Er Blinden das Gesicht gegeben, so daß sie nichts sahen? ¿ Hat Er Lahme geheilt, so daß sie bewegungslos blieben? Es steht geschrieben: „Du sollst den Namen Gottes nicht unnütz führen; denn der Herr wird

gänge Appellationen an die Sinne Derjenigen waren, in deren Gegenwart sie verrichtet wurden, wird hier ein vorgebliches Wunder

---

den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht." Wir wissen, daß die Hand der Vorsehung in Allem waltet; daß sie sich aber gerade in jeder Messe durch ein Wunder geltend mache, zu dieser Behauptung könnte nur eine spezielle Offenbarung berechtigen. Selbst wenn die Transsubstantiation stattfände, so dürfte sie doch nicht als ein Wunder ausgegeben werden, es geschehe denn ein zweites Wnnder, um Zeugniß abzulegen, daß das erste geschehen sei. Die hl. (?) Katharina von Siena schien überzeugt, daß Christus ihr den Verlobungsring an den Finger gesteckt habe, und daß sie seine Wundmale an ihrem Leibe trage. Aber nie hat ein sterbliches Auge den Ring, noch die Wundmahle gesehen. Das nervöse Mädchen gab als Grund dieser Unsichtbarkeit an: „auf sein eigenes Gebet habe es Gott so gefügt, damit es nicht, als ein sichtbares Wunder von der Welt angestaunt, zum Hochmuthe verführt werde." Herr Thomas von Aquino (De sacram. altar. cap. 11.) sagt, „man müsse bei der Weihung des Brodes dreierlei wunderbare Zeichen des göttlichen Wirkens beobachten und glauben: Erstens, daß unter der Gestalt des Brodes der wahre Körper Christi da sei; zweitens, daß die ganze Wesenheit des Brodes in den Körper Christi verwandelt werde; drittens, daß trotz dieser Verwandlung die Eigenschaften des Brodes bleiben. Das Erste sei wunderbar, das Zweite wunderbarer, und das Dritte am wunderbarsten." Bei der Weinverwandlung werden auf die nämliche Weise gar vier Wunder vorausgesetzt. Wessen Phantasie an der Natur der Dinge keinen Widerstand findet, dem wird es allerdings leicht, ein beliebiges Quantum von Kirchenmirakeln vorauszusetzen. „Der beim hl. Abendmahl zu trinkende Wein muß mit Wasser gemischt sein, weil dies bei den Juden gebräuchlich war." Zufolge allen kirchlichen Doktoren (Catech. rom. de sacram. III, 16.) wird dieses Wasser zuerst in Wein verwandelt: Erstes Wunder. Der Wein verwandelt sich in den Körper, die Nerven, das Blut und die Knochen Christi: Zweites Wunder. Das Blut, die Nerven und die Knochen u. s. w. Christi behalten den Anschein von Wein, der mit Wasser gemischt ist: Drittes Wunder. Trotz jener Verwandlung sind die guten Eigenschaften des mit Wasser gemischten Weines immer dieselben geblieben: Viertes Wunder. Auf das erste Wunder scheinen jene Doktoren sich nicht fest verlassen zu können: „Man gieße wenig Wasser zu", sagen sie. ¿Warum denn? Falls eine göttliche Metamorphose stattfindet, viel oder wenig, ¿was kommt da auf die Mischungsgewichte an? ¡Ah, der zu sehr mit Wasser verdünnte Wein hätte am Ende nicht mehr den Geschmack von Wein, und der etwaige Glaube des Priesters würde allzusehr auf die Probe gestellt! „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil." Am schwierigsten erscheint die Beantwortung der Frage: „Wenn der Inhalt des Kelchs vergiftet würde (was in Italien nicht unerhört), ¿was dann anzustellen sei mit dem Gottesblute?" Auch hiefür hat man eine Antwort ersonnen: „Der Priester mache das Gift durch Verdünnung unschädlich, dadurch daß er den Inhalt des Kelchs in ein volles Weinfaß gießt und solches nach und nach leert." Mehrere röm. Doktoren, z. B. der heiliggesprochene Literat Bonaventura (Sublimit. theolog. Distinct. XIII. qu. I. e.) geben der Ansicht Raum, daß, wenn eine einverleibungsgelüstige Maus die Hostie benagt habe, der Körper Christi sich wieder in Brod verwandle. Petrus Lombardus (IV, 13.) meint, wenngleich die verwandelten Elemente des hl. Abendmahls auch nach der Feier desselben in dieser Verwandlung verharren, so bekommen doch nur Menschen, nicht aber Thiere, wenn sie zufällig vom geweihten Brod etwas erwischen, darin den Leib Christi zu essen. ¿Allein was bekam denn nun die Maus zu essen? Leere Accidentien ohne Substanz. ¿Oder sollte der Maus gegenüber der Leib Christi sich wieder in die von ihm verdrängt gewesene Brodsubstanz zurückverwandeln, oder ohne Rücksicht auf diese durch göttliche Allmacht eine neue geschaffen werden? Kurz also, ¿was kriegt die Maus zwischen die Zähne? „¡Das weiß Gott!" antwortete Petrus Lombardus mit einem Seufzer; denn wirklich die Verlegenheit war nicht gering. Schien es des Leibes Christi unwürdig, von einem Thiere gefressen zu werden, so schien es die Innigkeit der sakramentalischen Verbindung auf bedenkliche Weise zu lockern, wenn aus dem einmal verwandelten Brode der Leib Christi jemals wieder zurückträte. In solchen Nöthen überwog die letztere Rücksicht auf die Realität

geboten, von welchem die Sinne keine Kenntniß nehmen können. Wenn nun die Sinne uns so täuschen können, so ist ihr Zeugniß ebenso werth-

des Sakraments bald zu sehr, daß man den Magister in diesem Stücke fallen ließ (magister hîc non tenetur) und mit Thomas von Aquino (Summ. III, 80.) den Satz aufstellte, „auch eine Maus oder ein Hund, falls sie einer geweihten Hostie habhaft werden, essen den Leib Christi, obwohl nicht sakramentalisch, noch unmittelbar; überdies da der Leib Christi nur an die Stelle der Brodsubstanz als solcher und unter deren eigenthümlichen Accidentien eingetreten sei, so entweiche er ebensobald, als durch die Verdauung das Brod seine Brodform verliere, mithin auch seine Substanz, wenn sie noch da wäre, eine Veränderung erleiden würde." Diese Theorie wurde auch auf die Verdauung der Bestandstücke des hl. Abendmahls im menschlichen Leibe angewendet, um der Consequenz des Stercoranismus zu entgehen. Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 11.) schreibt: „Stellt man die Frage, ¿was von einer Maus, die das Sakrament zernagt, gefressen, oder, wenn es in's Feuer geworfen wird, was in Asche verwandelt werde? so ist hierauf zu antworten: Wie die Wesenheit des Brodes auf wunderbare Weise in den Leib des Herrn verwandelt wird, sobald Er im Sakrament zu sein beginnt, so zieht Er sich auf eine nicht minder wunderbare Weise zurück, sobald Er dort zu sein aufhört. Nicht daß die Wesenheit des Brodes, welches in das Fleisch überging, zurückkehrte, sondern irgend etwas Anderes, ebenso wunderbar Erschaffenes nimmt dessen Stelle ein." In einer früheren Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit (Ibid. cap. 29) schwebt er noch im Ungewissen, ob das Wasser mit dem Wein in Blut verwandelt werde. „Im Falle der Verwandlung," behauptet dieser Naturphilosoph vom reinsten Wasser, „im Falle der Verwandlung ist es Blut, d. h. das Blut des Volks; denn nach Off. 19, 6. sind die großen Wasser große Völker, und das Wasser wird dem Weine darum beigemischt, damit das Volk Christi verbunden werde. ¿Oder geht vielleicht das Wasser ebenso in das Sakrament der Taufe über, wie der Wein in das Sakrament der Erlösung verwandelt wird, nachdem beide aus der Seite Christi geflossen sind? Etwas später (Ibid. cap. 30.) lesen wir: „¿Wer wollte Anstand daran nehmen, zu behaupten, daß das Wasser in Wein übergehe, wenn man ein wenig Wasser unter viel Wein gießt?" Im Weiteren (Lib. IV. cap. 30.) wirft er die Frage auf: ¿ob das aus der Seite Christi geflossene Blut bei der Auferstehung wieder in seinen Leib hineingetreten sei? Er wagt hierüber nichts zu entscheiden. Mittlerweile verpflichtet sich die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), zu glauben, daß das bei der Kreuzigung vergossene Blut Christi wieder in seinen Körper hineingetreten sei; denn sie behauptet, daß man im hl. Abendmahl wirklich **das** Blut nimmt, welches am Kreuze vergossen wurde. „Der gütige Jesus," sagt Herr Pater Martin Cochem, „der gütige Jesus wollte eine Wunde in die Seite empfangen und selbe nach seinem Tode offen behalten, damit sie für uns ein Brunnen würde, woraus das ewige Leben entspringt. Diesen Brunnen hat Zacharias 13, 1. schon vorher gesagt: Zu der Zeit wird das Haus Davids und die Bürger zu Jerusalem einen freien, offenen Born haben wider die Sünde und Ungerechtigkeit. Aus dieser hl. Quelle fließt unaufhörlich das Bächlein des kostbaren Blutes, und es ist Allen freier Zutritt gestattet, um ihren Durst zu löschen und ihre Makel abzuwaschen. Es fließt aber für keinen Anderen, als für Den, der zu ihm geht, und nützet keinem Anderen, als Dem, der dieses Wasser zu seiner Abwaschung schöpft. In jeder hl. Messe fließt dieser heilsame Brunnen für alle Gegenwärtigen." Pius VI., wunderlichen Andenkens, huldigt in seiner Verdammungsbulle der Synode zu Pistoja der physiologischen Ketzerei, als sei **alles** Blut Christi bei der Kreuzigung vergossen worden; Seine Heiligkeit faselt dort wenigstens etwas von einem **blutlosen** Leib Christi, welcher während der drei Tage seines Todes ohne Trennung und Abschneidung von der Gottheit im Grabe anzubeten war. Nach der Ansicht des sog. Kirchenvaters Thomas von Aquino (De eccles. sacram.) verwandelt sich das mit dem Abendmahlsweine vermischte Wasser erst in Wein, und nachher in Blut. Im röm. Katechismus (De sacram. III, 16) heißt's, daß man im hl. Abendmahl den Wein mit Wasser vermischen solle, ob es schon nicht von äußerster Wichtigkeit sei; ohne Todsünde dürfe diese Vermischung nicht unterlassen werden. Auf solcher Unterlassung steht von Seite des Concils von Trient (Sess. XXI. can. 9.)

los für Wunder als gegen Wunder. Wären die Wunder Christi von derselben Gattung gewesen, wie die Transsubstantiation der röm.

der Fluch der ewigen Verdammniß. Der röm. Katechismus (De sacram. III, 13.) sagt des Ferneren: „Die Päpste haben den lateinischen Priestern befohlen, nur mit ungesäuertem Brode die hl. Geheimnisse zu vollbringen; doch sei das ungesäuerte Brod eben so nothwendig nicht, daß, wenn das Brod etwa gesäuert wäre, das Sakrament nicht könnte vollbracht werden." Diese Aeußerung klingt um so auffallender, als unmittelbar vorher erklärt ist: „wir werden von dem Apostel Paulus (1. Kor. 5, 7—8.) belehrt, wie sehr die Weihung des ungesäuerten Brodes zur Unschuld und Reinheit des Herzens, welche die Gläubigen zu diesem Sakramente mitbringen sollen, sich schicke." Von einer Weihung ungesäuerten Brodes ist in der angeführten Stelle nicht die Rede. Wie denn die Menschheit über die lumpigsten Bagatellsachen von der Pfaffheit im Sauerteige der Schalkheit herumgeschleppt worden ist und noch wird, so hat sich zum Ueberflusse wegen einer nicht nöthigen Sache die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) mit der griechischen auf das heftigste entzweit. In Letzterer bedient man sich des Sauerteiges zum Backen des Abendmahlsbrodes. Innocens III. (L. c. lib. IV. cap. 4.) behauptet: „Die Griechen sagen, der Sauerteig bezeichne das Aufschwellen des jungfräulichen Leibes und das Band der Einigung. Wasser ohne Sauerteig mit Mehl gemischt bezeichne das mit Christo ohne Sünde verbundene Menschengeschlecht. Uebrigens würde den Lateinern gegen die griechische Kirche die einzige Bemerkung genügen, daß in der Kirche von Konstantinopel die Verderbniß vielartiger Ketzereien gegohren, so daß sie nicht allein Ketzer, sondern Ketzerhäupter hervorgetrieben haben; daß die röm. Kirche dagegen, mit wankelloser Festigkeit auf den apostolischen Glauben gegründet, niemals durch Stürme ketzerischer Nichtswürdigkeit habe können erschüttert werden, sondern durch sie stets treulich das Alles sei bewahrt worden, was sie von Denjenigen Aposteln empfangen, welche durch ihre eigene Gegenwart sie sowohl in der hl. Lehre unterwiesen, als die Ordnung kirchlichen Gebrauches sie gelehrt hätten. So habe sie diesen Gebrauch des Opfers bekommen von den hl. Aposteln Petrus und Paulus; die Griechen aber, nachdem sie erst den ungenähten Rock des Herrn zertrennten, haben, um das Aergerniß einer andauernden Trennung zwischenhineinzuwerfen, frecher Weise auch den Gebrauch des Opfers abgeändert." Julius Fröbel berichtet von der einflußreichen Stellung, zu welcher es in den vereinigten Staaten Yankees haben bringen können, die mit ihrer Temperenzler-Moral so weit gehen, daß sie sich einen Skrupel daraus machen, den Inhalt des Kelchs in Form eines gegohrnen Getränks zu genießen und deßhalb die Einführung des Mostes statt des Weines beim hl. Abendmahl verlangten. „Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet, es gibt am Ende doch 'nen Wein." Das ärgerliche Getümmel von Schulmeinungen muß uns immer mehr mit der Ueberzeugung durchdringen, daß die Scholastik nachgerade zu einer elenden Klopffechterei herabgesunken sei. Wir kennen kein bequemeres Streitfeld und kein wohlfeileres Streitspiel, als die sog. überirdischen Angelegenheiten. Während das arbeitende Volk den Wolkenhieben der Himmelsdragoner zuschaut, verliert es seine irdischen Angelegenheiten aus den Augen, verrennt sich in eingebildete Gefahren und läßt sich das Fell über die Ohren ziehen. Klerikale Raufhändel gedeihen nie weiter, als bis zu einer gewissen Rückzugslinie, und bei Vertheilung von Würden und Einkünften waltet jeweils ein kameradschaftlicher Waffenstillstand. Ebenso verhält es sich gemeiniglich im Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Bureaukratie, geistlos die eine wie die andere. Es ist eine derartige Fechtweise um so verwerflicher, als nur Einigkeit zwischen den verschiedenen Ausbeutungsparteien diese noch stark erhält und ihnen ermöglicht, zum voraus dafür zu sorgen, auf wen der Sonnenschein der Huld sich ablagern soll. Es ist ein altes, englisches Sprichwort, daß wenn zwei Diebe sich in die Haare fallen, nimmer etwas Nützliches geschieht. Anscheinende Opposition und doch geheime Genossenschaft zweier Personen hat oft Beider Glück gemacht.

Nichts ist der Weltidee des Christenthums auffallender entgegen, als ein engherziger Dogmatismus, der die Religion zu einer schematisirten Figur herabkünstelt. Das einmal behauptete Dogma wird da für die vollkommene, die unbestreitbare, die nothwendige Wahrheit erklärt, und der vermeintlichen absoluten Wahrheit wird die

Kirche, so würden sich wohl Wenige bewogen gefunden haben, ihm zu folgen. Es findet sich keine Spur in der hl. Schrift, daß Christus mit den

---

individuelle Wahrhaftigkeit geopfert. Man erkennt immermehr: Alle Metaphysik ist Träumerei; unser Wissen erhält seinen Glanz aus der Erfahrung, die Erfahrung aber beruht auf der Wahrnehmung, und wahrnehmen können wir nur in den Formen, an welche die Natur unser Wahrnehmungsvermögen geknüpft hat. Eine Kraft ohne stofflichen Träger ist eine durchaus wesenlose Vorstellung, ein sinnloser abgezogener Begriff. Um die Objekte des Meßopfers als bloß dinglichen Ausdruck priesterlicher Arbeit festzuhalten, muß man von allem absehen, was sie wirklich zum Ding macht. Die Dinge sind uns nur immer in sinnlicher Form, nur als Erscheinungen gegeben; von einem Ding an sich können wir nichts wissen. Ein Stoff ist allemal wägbar, füllt Raum, ist der Bewegung fähig. Ohne den Stoff bestehen diese Eigenschaften ebenso wenig, wie der Stoff ohne Eigenschaften. „Willst Du in das Unendliche schreiten, geh' nur im Endlichen nach allen Seiten," sagt Goethe. Herr Aristoteles hat zuerst die Alfanzerei ausgeheckt, daß sich die Substanz, die Wesenheit des Körpers, von seinen Eigenschaften isoliren lasse. Das scholastische Nachdenken, von seinem Standpunkte der bis zum spekulativen Aether vorgedrungenen Objektivität, hat nicht ermangelt, den aristotelischen Aberwitz aufzuschnappen und sich an ihn, als das (um eine Redeweise des Concils von Trient zu gebrauchen) zweite Brett nach dem Schiffbruche anzuklammern. „Mit der Waage", sagt Justus von Liebig, „mit der Waage hatte das Reich des Aristoteles ein Ende; seine Methode, die Erklärung einer Naturerscheinung zu einem Spiele des Geistes zu machen, machte der eigentlichen Naturforschung Platz." „Es thut mir wehe in meinem Herzen," schreibt Luther, „daß der verdammte hochmüthige Heide mit seinen falschen Worten so viele der besten Christen verführet und genarret hat." Zufolge einer respektablen Autorität erging es dem heidnischen Philosophen, wie jenem dollargläubigen Yankee-Schiffskapitän, welcher das Bruttogewicht einer europamüden darmhessischen Juristenfamilie zum Gewicht ihres Gepäcks addirt in Rechnung brachte, unter dem Vorwande, er habe sich lediglich zum Transport ihrer Persönlichkeiten verpflichtet, — oder jenem spiritualistischen Wiener, welcher, den Wahrheitskern aus seiner zeitlichen Hülle herausschälen wollend und den nöthigen Durchbruch des kritischen und positivistischen Geistes ausgeführt habend, im Schweiße seines Angesichts auf der letzten Sprosse einer transszendentalen Klettermaschine angelangt war. So innig dieser Unterthan mitunter sich einem Leugnen der Wirklichkeit äußerer Objekte sich hingab, so gerne vergaß seine schlechthinige Voraussetzungslosigkeit bei einigen Weißbrödchen und einer Flasche Tokayer die luftigen Errungenschaften seines Hochschulbankes. Die Hegel'sche Spielerei von der „Harmonie der Dissonanzen" klappt da prächtig zu jenem Fanatismus des abstrakten Gedankens. Von dem in der K. K. Haupt- und Residenzstadt abgehaltenen Provinzialconcil (1858) berichteten einige Zeitungen, „es sei Vieles berathen worden, geeignet, den katholischen Glauben bei seinen Bekennern in lebendiges Bewußtsein zu bringen, die erschütterten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft und des öffentlichen Wohls neu zu ordnen, zu kräftigen und ihnen auf Jahrhunderte (?) festen Bestand zu sichern u. s. w." Das Glück des Menschengeschlechts würde grausam gefährdet sein, wenn es, anstatt auf der Einsicht und Arbeit der Regierten zu beruhen, von den Regierungen abhinge. Der jugendlichen Unerfahrenheit eines politischen Nachtwächters mochte man weiß gemacht haben, daß das Bedürfniß einiger Dutzend Bäuche einen weltgeschichtlichen Umschwung bedinge. Wie eine Warnungsstimme des Schicksals klang es, als in derselben Epoche, wo die K. K. Laternenträger tagten, die amtliche Römerzeitung bezüglich der Mortara-Angelegenheit der Welt verkündigte: „Elternliebe und Kindesliebe seien heidnische Vorurtheile der modernen Gesellschaft, denen das volle Recht der Kirchenmutter zum Opfer gebracht werde." Die Beschlüsse des Wiener Concils sind nicht veröffentlicht worden. Jede Theorie, welcher die Bestätigung der Erfahrung abgeht, d. h. die Beständigkeit und die nothwendige Verkettung in ihren Darstellungen, entbehrt eben deshalb des Merkmals der Wissenschaftlichkeit. Nach der Lehre des röm. Katechismus (De sacram. III, 37.) „bestehen die Gestalten des Brodes und Weines im Sakramente des hl. Abendmahls erhaben über Naturgesetze, für sich selbst, ohne an irgend etwas zu haften," so daß sie nach Wegnahme der Substanz,

Einsetzungsworten des hl. Abendmahls die Verheißung eines jedesmaligen Wunders verbunden habe. Der einzige unmittelbare Ge-

wie Mohammeds Sarg in der Kaaba zu Mekka, gleichsam in der Luft schwebend verharren. Es soll hiernach bloß die Wesenheit des Brodes und Weines in die Wesenheit des Leibes und Blutes, der Knochen und Nerven Christi verwandelt werden; Farbe, Räumlichkeit, Nahrhaftigkeit, Form, Geschmack und Geruch der verwandelten Bestandstücke aber, was man ihre zufälligen Eigenschaften (Accidentien) genannt hat, sollen auf eine wundervolle und unerklärbare Weise, ohne irgend eine Wesenheit zur Unterlage bleiben. ¡Wie seltsam, dergleichen Mißbegriffe mit theologischen Lehrsätzen zu verfilzen! ¡Geschmack, ohne etwas Schmeckbares; Farbe, ohne etwas Gefärbtes; Form, ohne etwas Geformtes! Eigenschaften, Accidentien sind nichts, als einestheils Aeußerungen einer Substanz auf unsere Sinne, anderntheils Beziehungen derselben auf allgemeine Weltgesetze. So ist der Geschmack des Brodes nichts, als die Aeußerung desselben auf unsere Geschmacksnerven, die Schwere seine Beziehung zur Anziehungskraft des Erdkörpers. ¿Wie ist es nun denkbar, daß die Eigenschaften des Brodes und Weines gegenstandslos, als eine Art von Gespenst, für sich selbst bestehen, ohne einer Wesenheit anzuhaften? ¿Was ist Wein und Brod, wenn man ihnen die Eigenschaften nimmt, die sie zu dem machen, was sie sind? ¿Woran soll man denn erkennen, daß die Brodsubstanz Brod, und nicht Fleisch, die Weinsubstanz Wein, und kein Bier oder Blut ist? Entweder bleiben die Eigenschaften: dann aber auch die Wesenheit; oder es wird eine Wesenheit durch die andere ersetzt, in eine andere verwandelt: dann fallen aber auch die Eigenschaften der ersten Wesenheit weg und sind diejenigen der zweiten, an die Stelle der ersteren tretenden Wesenheit wahrnehmbar. Ein Drittes ist nicht möglich. Freilich, „gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen." Dem Geiste wird nur das verständlich, was sich in Beziehung zu einer natürlichen Reihe setzen läßt, oder in eine Reihe vertheilt werden kann; jede Theorie, welche vereinzelt erscheint, bleibt unverständlich. Frägt man sich um den eigentlichen Grund des so überaus zähen Festhaltens an metaphysischen Distinctionen, so läuft's am Ende darauf hinaus, daß die Leute nicht merken sollen, wie selbst röm. Theologen ihre Lehre von der wirklichen Gegenwart des Körpers Christi bildlich verstehen. Absichtlich bewegen sie sich in Formen und Wendungen, die man dahingestellt sein lassen kann, weil sie das vernunftgemäße Denken und seinen Inhalt nicht berühren: Ein leeres Spiel mit fertigen Begriffen.

Außer den genannten Eigenschaften, als da sind Farbe, Geruch u. s. w., bleiben von den Stoffen des Brodes und Weines noch einige andere Kräfte der Eigenschaften zu betrachten, welche man die natürlichen genannt hat, und bei welchen es schwieriger war, zu ermitteln, ob sie nach der Wandlung verschwinden, oder etwa mit Christi Leib und Blut, Nerven und Knochen sich vereinigen; so z. B. macht Brod satt (eine Oblate besitzt diese Eigenschaft in unmerklichem Grade), Wein löscht den Durst und berauscht. Es frägt sich nun, ob das Blut Christi berauscht, oder was aus der berauschenden Kraft des Weines wird, wenn selbiger in Christi Fleisch, Nerven und Knochen u. s. w. verwandelt worden ist. Papst Innocens III. (Myst. miss. lib IV. cap. 9.) hat diese Fragen in Betracht genommen und entschieden. Seiner Unfehlbarkeit bleibt die Nahrhaftigkeit des Brodes und die berauschende Kraft des Weines auch nach der Verwandlung zurück; doch geht diese Eigenschaft nicht in das Blut über; auch liege sie nicht mehr im Weine, da nach der Wandlung kein Wein mehr vorhanden sei. Die Eigenschaft, Durst zu löschen und zu berauschen, muß demnach als eine Art Atmosphäre gedacht werden, welche, von dem vertriebenen Weine zurückgeblieben, um das Blut Christi schwebt und es durchdringt. „Würde", fährt er fort (Ibid. cap. 31.), „würde nach der Weihung des Kelchs anderer Wein in denselben gegossen, so geht dieser nicht in Blut über und vermischt sich nicht mit dem Blut, sondern wird von dem Körper, der unter demselben verborgen ist, umgeben, das ihn Umfließende nicht benetzend." Würden Wir solche Entscheidungen zu Tage gefördert haben, so hätte man röm. Seits nicht ermangelt, Uns für betrunken zu halten; allein Herr Innocens war Unserer Ansicht nach nüchtern und verwickelte sich bloß, weil er in seinen Erklärungen nichts fand, was ihn befriedigte. ¿Was fruchtet

genstand der Seele ist Gott selbst; alle andern Gegenstände gelangen nur mittelbar zu ihr. Wenn die prüfende Einsicht Manches Gott abspricht, was die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ihm beilegt, so verkleinert der Vernünftige damit nicht die Macht Gottes, sondern nur das Zeugniß von Menschen.

---

es, die Unerschöpflichkeit des Geistes in reicher Fülle zu entfalten, wenn die Anlage des Ganzen eine verkehrte ist? Dieselbe Personnage wirft (Lib. IV. cap. 16.) noch eine wichtige Frage auf: „Wenn ein Priester, der nichts als eine geweihte Hostie in seinem Magen hat, Durchfall bekömmt, ¿welches ist die Materie, die aus seinem Leibe herausquillt?" Aus dieser Schwierigkeit zieht sich Se. Heiligkeit mit den Worten des Apostels: „Wolle nicht weiser sein, als nöthig ist; aber sei weise mit Mäßigkeit." Herr Innocens scheint zu der Gattung von Sonderlingen zu gehören, in und an denen wissentlich und unwissentlich zugleich der Ernst zum Spaß und der Spaß zum Ernst, die Grimasse zur Physiognomie und die Physiognomie zur Grimasse wird. Der unverdauliche Geselle meint ferners (Lib. IV. cap. 8.): „Es lassen sich mancherlei Fragen aufwerfen hinsichtlich der Gestalt des Körpers Christi in der Messe, z. B. ob er eine örtliche Lage einnehme, so daß man sagen müsse: er sitze, liege oder stehe. Es sei besser, diesen Artikel nicht zu berühren, als verwegen zu entscheiden; denn die Bestie, welche den Sinai berührte, sollte gesteinigt werden (2. Mos. 19, 13.). In dergleichen Dingen aber sei es passender, diesseits der Vernunft zu bleiben, als über die Vernunft hinauszuschreiten, damit nicht etwa, was ferne sei, die Knochen des Königs von Edom zu Asche verwandelt werden (Amos 2, 1.)." Wohl verstanden, es ist Herr Innocens, der spricht; bei andern ehrlichen Leuten würde man nach Verrücktheit schreien. Dieser Stoffbildner hielt Standrecht über Alles, was über seinen Horizont ging. In eitler Ueberschwänglichkeit hatte er sich eine Phantasiewelt erträumt und mochte nun den Uebergang nicht mehr finden in die widerspenstige Wirklichkeit. Er war übrigens nichts weniger als ein Prophet und konnte darum nicht voraus sehen, daß die Herrn vom Fach wieder da anfangen würden, zu zweifeln, wo seine Vernünftelei abgeschlossen zu haben dachte. Paul Sarpi berichtet darüber: „Als die trienter Prälaten an die Frage der Gegenwart Christi im hl. Abendmahl kamen und bestimmen sollten, *wie* Christus im Sakramente gegenwärtig sei, und an die Transsubstantiation, und darstellen sollten, *wie* es geschehe, daß das Brod und der Wein in Leib und Nerven, Blut und Knochen verwandelt werde, da erhob sich zwischen den Schulen der Dominikaner und Franziskaner eine heftige Mißhelligkeit, die jedoch so arg in unfruchtbaren Spitzfindigkeiten verschwamm, daß es den Vätern unangenehm und langweilig vorkam, und die Streiter wohl kaum wissen mochten, was sie eigentlich wollten. Der Churfürst von Köln, ein aufmerksamer Zuhörer des Kampfes, soll gesagt haben: Die Vorwürfe, welche sie einander machten, scheinen ihm sehr begründet; aber von den Behauptungen, welche sie zuversichtlich vorbrächten, glaube er, hätten sie selber keine klaren Begriffe und folgten dabei nur den herkömmlichen Redeformen ihrer Schulen." Man beschloß also in einer Generalcongregation, bei der Darstellung des fraglichen Dogma's sich möglichst weniger und zwar so allgemeiner Ausdrücke zu bedienen, daß jede Partei zufrieden sein und eine jede ihre Ansicht darin finden könnte. Der physiologische Nachweis, daß Wein und Hostie einen Assimilationsprozeß im menschlichen Organismus erleiden, ist eben so ketzerisch, als die Lehre Galilei's von der Bewegung der Erde, welche, nach ausdrücklicher päpstlicher Verordnung, selbst heutigen Tages bloß als Muthmaßung gelehrt werden darf: so schwer wird's den Meinungseiferern, sich in die nüchterne Gedankenwelt hineinzufinden und von einer leichtfertigen Verkennung astronomischer Gesetze sich zu trennen. Mittlerweile behält Galilei Recht, und die Erde mit sammt dem Vatikan und allen seinen Anhängseln dreht sich um die Sonne. Die Ausarbeiter des röm. Katechismus (De sacram. III, 39.) behaupten, „das Sakrament des hl. Abendmahls werde nicht, wie Brod und Wein, in unsere Substanz umgeändert, sondern wir werden auf eine gewisse Art (sic) in seine Natur umgewandelt." In ergreifender Steigerung heißt's dann im folgenden Paragraph: „Wie der Körper durch natürliche Speise nicht nur erhalten, sondern auch vermehrt wird, und der Geschmack täglich neue Lust und An-

10. ¿Auf welche Stellen der hl. Schrift suchen die Vertheidiger der Transsubstantiation und des Meßopfers ihre vorzüglichsten Beweise zu gründen?

Joh. 6, 53. Wenn Ihr nicht esset das Fleisch des Sohnes des Menschen und trinket sein Blut, so habt Ihr kein Leben in Euch.

Abgesehen davon, daß Christus diese Worte nicht bei Gelegenheit

---

nehmlichkeit (sic) durch dieselbe empfindet, so erhält auch die Speise der hl. Eucharistie die Seele nicht nur, sondern gibt ihr auch Kräfte und bewirkt, daß der Geist durch die Lust an göttlichen Dingen mehr und mehr ergötzt und belebt werde." Der eigentliche Zweck der Nahrung, Ersatz der durch den Stoffwechsel ausgeschiedenen Atome, scheint da zurückzutreten gegen die Annehmlichkeiten, welche eine wohlbesetzte Tafel dem Gaumen zu gewähren vermag. Man ist dem Gegner nicht ebenbürtig, wenn man nicht unter der Fahne der eigenen Ueberzeugung streitet. Ob auch die Gesetze der Analogie der Vermuthung Raum geben, daß jene Prälaten nur ausnahmsweise in stofflosen Eingebungen schwelgten, so entschuldigen wir sie hier doch, wenn sie sich eine gastronomische Denkweise aneigneten; nimmermehr aber lassen wir es ihnen hingehen, wenn sie ihre Schlußfolgerungen dadurch gestützt zu haben meinen, daß sie dem Gegenstand ihrer Bemerkungen übertriebenen Werth beilegen.

10. Wenn die Sachwalter der Religion der Päpste müde sind mit ihren Klagen über die Uneinigkeit protestantischer Bibelausleger, dann erholen und weiden sie sich an der Felsenfestigkeit ihres Lehrgebäudes. Aber auch hier können sie weder unter einander, noch Jeder mit sich selbst einig werden, und nichts schildert besser die Anarchie sog. Autoritäten, als der Wirrwarr in den gegen den Protestantismus verfaßten Schriften. Es macht sich da ein Mangel an philosophischer Durchbildung und an präzisen Definitionen stark bemerkbar, ein Umstand, der ihren Gegnern den Kampf erleichtert, ihnen selbst aber das Gefühl, geschlagen zu sein, erschwert. Herr Kardinal Robert Bellarmin belehrt uns (De euch. lib. III. cap. 23.): „Scotus, welchem der Kardinal Cameracensis folgt, sagt: Es ist keine so ausdrückliche Stelle der hl. Schrift vorhanden, Jemanden ohne die Erklärung der Kirche zur Annahme der Transsubstantiation zu verpflichten. Und dies ist nicht ganz unwahrscheinlich; denn obwohl uns die hl. Schrift, welche wir oben angeführt haben, so deutlich scheint, daß sie einen nicht halsstarrigen Menschen verpflichten könnte, so darf man doch gebührender Maßen zweifeln, ob dem so sei, da sehr gelehrte und scharfsinnige Männer, wie deren zumal Scotus einer war, der entgegengesetzten Ansicht sind." Herr Bellarmin scheint lieber bei den Gründen der Verneinung, als bei denen der Bejahung zu verweilen. Kardinal Thomas Cajetan (qu. 75. art. 1.), Durandus (Sent. lib. IV. dist. 11. qu. I. art. 14.), Occam (Sent. IV. qu. 5.), Melchior Canus (Loc. theol. lib. III, cap. 3.) und Vasquez (Disp. 180. cap. 5.) behaupten, daß weder die Stelle, „das ist mein Leib", noch irgend eine andere Schriftstelle die Transsubstantiation beweise. Pius V. befahl, obige Behauptung aus der röm. Ausgabe der Werke des Cardinals Cajetan zu streichen. Herr Kardinal Düperron (Traité de l'eucharistie) gesteht, daß er an die Transsubstantiation glaube, nicht etwa kraft einer nothwendigen Folgerung, sondern in Folge der Worte Christi, wie sie durch die Autorität ungeschriebener Ueberlieferungen ausgelegt werden. „Gleichwie ein Gesandter", meint dieser Kirchenfürst, „gleichwie ein Gesandter, welcher die Instruktion seines Herrn mit sich trägt, nachher in Briefen, welche er von diesem erhält, Dinge zwischen den Zeilen liest, wovon Andere nichts sehen (n'y voyent goutte), so versteht die Kirche, welche von der Wiege und von Kindesbeinen an mit der Lehre und der mündlichen Instruktion der Apostel gesäugt wurde, in deren Schriften viele Dinge, welche Diejenigen, die sie mit einfachen grammatischen Augen lesen, nicht wahrnehmen können." Die Advokaten der Transsubstantiation und des Meßopfers sind immer noch über die augenscheinliche Quelle dieser Lehre uneinig: Einige gründen ihren Glauben auf die Offenbarung, Andere auf die Autorität ungeschriebener Ueberlieferungen, Andere auf Wunder, wieder Andere auf diese drei zusammen. Man stellt röm. Seits die Ansichten einiger Schultheologen zusammen und überläßt es dann dem Publikum, diesen entweder beizupflichten, oder sich ähnliche Ansichten zu bilden. Georg von Ataida,

des hl. Abendmahls, sondern etwa dreizehn Monate vor demselben sprach, und die gegenwärtige, nicht die zukünftige Zeit braucht, so würde eine buchstäbliche Auslegung der zu Capernaum gehaltenen

---

Theologe des Königs von Portugal auf dem Concil von Trient, suchte in der Congregation vom 24. Juli 1562 alle Schriftbeweise umzustoßen, welche die früheren Theologen zur Behauptung des Satzes, daß die Messe ein Opfer sei, beigebracht hatten. „Es unterliege", meinte er, „es unterliege keinem Zweifel, daß die Messe ein Opfer sei; diese Lehre erweise sich als eine apostolische Ueberlieferung, welche Ueberlieferung, wie gegenwärtige Synode von Anfang an gelehrt hat, für die Kraft und das Ansehen eines Glaubensartikels hinlänglich genüge. Man schwäche aber die feste Autorität der ungeschriebenen Ueberlieferung, wenn man sie durch Gründe aus der hl. Schrift, die doch nirgends in ihr gefunden werden, zu unterstützen suche; damit gebe man den Gegnern zur Verlästerung der Wahrheit Anlaß, zur Meinung, man habe nur auf lockeren Sand gebaut." Nach diesem Eingang prüfte er alle von den Theologen angeführten Stellen aus dem Alten und Neuen Testament, eine nach der andern, und zeigte, daß keine einzige sich darunter befinde, aus welcher der Sinn eines Opfers sich erweisen lasse. Die modernen Katecheten scheinen anzunehmen, Wunder und ungeschriebene Ueberlieferungen gehören zu den überwundenen Standpunkten; wenigstens bemühen sie sich, ihren transsubstantiellen Lehrbegriff mehr oder weniger auf die Autorität der hl. Schrift zu gründen. Sie haben, wenn auch nur zum Scheine, unsere eigenen Waffen entlehnen müssen, um uns zu bekämpfen. Bezüglich der Ueberlieferungen ist zu bemerken, daß das Concil von Trient (Sess. IV.) nicht mehr als zwei Gattungen derselben kennen will: Ueberlieferungen Christi und Ueberlieferungen der Apostel. Herr Bellarmin setzt drei Gattungen, indem er außer den beiden genannten noch kirchliche Ueberlieferungen annimmt, unter welchen er einige alte, entweder von Prälaten, oder von Völkern ausgegangene Gewohnheiten versteht, die nach und nach durch stillschweigende Uebereinstimmung der Völker Gesetzeskraft erlangt haben sollen. Allein das Concil berechtigt nicht zu der Annahme der dritten Gattung, vielmehr muß es, sofern es Ueberlieferungen Christi und der Apostel als solche bestimmt, die in der allgemeinen Kirche erhalten werden, diese zwei als kirchliche ansehen. Neuere röm. Theologen durchbrechen die vom Concil von Trient gezogenen Schranken mit weit kühnerem Geistesfluge. Ihnen zufolge ist die „Ueberlieferung" das von Christus und den Aposteln ausgegangene Gemeingefühl der Kirche, welches, ähnlich dem Genius eines Volkes, als geistige Macht durch Erziehung und Sitte sich forterbe von Geschlecht zu Geschlecht, das verschlossene Buch der hl. Schrift zu lebendigem Verständniß eröffne, in den großen Gesammtthaten der Kirche (?), z. B. im Glaubensdekret von der erbsündlosen Empfängniß der Madonna, sich offenbare, aber auch die Empfindungen und Anschauungen aller Einzelnen durchdringend, ihnen einen gemeinsamen Charakter, eine tiefe Familienähnlichkeit aufdrücke. Sollen wir den Angaben des Herrn Dr. Hermann Rolfus Glauben schenken, so melden uns die ältesten Ueberlieferungen vom Tode des hl. Matthäus, daß derselbe am Altar während des hl. Meßopfers erschlagen worden sei. Die Behauptung, daß einzelne Lehren Christi oder der Apostel, außerhalb der in den Schriften des Neuen Testaments enthaltenen, seit der Zeit der Apostel von Mund zu Munde gegangen hätten, ist lediglich eine Aushülfe für die nicht so recht geglaubte Unfehlbarkeit der Kirche (?); auch in ihrem eigenen Glauben an sich selbst eine Illusion, durch welche das im Laufe der Zeiten Entstandene sich in den Mantel apostolischen Alterthums hüllt. Von dem Symboliker, Joh. Adam Möhler, urtheilt David Friedrich Strauß, er habe dem röm. Ueberlieferungsprinzip eine Gestalt zu geben gewußt, in welcher es dem modernen Prinzip des Fortschritts zum Verwechseln ähnlich sah. Wir halten dafür: Hätten die Apostel der Art noch mündlich Anderes als schriftlich, und mehr als schriftlich gelehrt oder angeordnet, so würde doch heute Niemand eine Sylbe daran mit Sicherheit aufzuweisen im Stande sein. Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sollte sich hiezu um so eher gratuliren, als ja die durch den Druck vervielfältigten Bibeln ihr noch schlimmer bekommen haben, denn die bloß im Manuskripte vorhanden gewesenen Exemplare. Daß der allerheiligste Oberkirchenrath wohlweislich kein Verzeichniß seiner ungeschriebenen Ueberlieferungen mittheilt, ist zu beklagen, weil sich nun darüber

Rede eher die Folgerung begünstigen, daß Christi Leib in Brod, als daß Brod in Christi Leib verwandelt wurde; denn Er sagt: „Ich bin das Brod des Lebens." Allerdings waren die damals an-

streiten läßt, welche Lehren von ihm gesetzt werden als solche, die aus dem Munde Christi den Aposteln und von diesen der Christenheit in ungeschriebener Weise überliefert sind. Nicht selten ist die Fülle des röm. Glaubensinventariums eine unauflösliche Verwirrung und gibt Veranlaßung zu unendlichem Zerwürfniß. Es mangelt also noch etwelche Bürgschaft für die Göttlichkeit und Vollständigkeit der ungeschriebenen Ueberlieferungen. Uebrigens tragen die ältesten Ueberlieferungen durchaus nicht, wie man etwa glauben sollte, vorzugsweise das Gepräge der Wahrheit. Der Bischof Papias, der erweislich seine Niederzeichnungen von Männern erhielt, die mit Aposteln verkehrt hatten, erzählt z. B., daß Judas Ischariot mit schon aufgeschwollenem Leibe durch einen Wagen zerquetscht worden sei. Derselbe Herr, und nach ihm Herr Irenäus erwähnen einen Ausspruch Christi: „Im tausendjährigen Reiche werde es zum Genusse für die Frommen Weinstöcke geben, so ungeheuer, daß an jedem 10,000 Reben, und an jeder Rebe 10,000 Zweige, und an jedem Zweig 10,000 Schosse, und an jedem Schosse 10,000 Trauben, und an jeder Traube 40,000 Beeren wachsen, und jede Beere werde 40 Flaschen Wein geben; und wenn man eine Beere pflückt, wird eine andere rufen: ¡Nimm mich, ich bin noch besser! Nach demselben Maßstabe der Waizen und die übrigen Gewächse." In dergleichen spiegelt sich das umgekehrte Urbild der Hahnemanie. Fragliche Ueberlieferung ist so wohl bestätigt, als je eine; denn Herr Irenäus berichtet, „er habe sie vernommen von allen Leuten in Kleinasien, die sie aus dem Munde des Apostels haben wollten." Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) hat keinen Protest gegen diese Erzählungen der beiden sog. Kirchenväter eingelegt. Den Mönchen strengerer Observanz war das Studium der Kirchengeschichte verboten, weil solche zu viel Vergnügen gewähre.

In der Sprache der Bibel werden geistige Güter öfters unter dem Bilde körperlicher Speise aufgeführt; die Handlungen des Geistes werden mit denjenigen des Leibes bezeichnet. Sprüchw. 13, 2.: „Die Seele der Verächter wird Gewaltthätigkeit essen." Jes. 55, 2.: „Esset das Gute, so wird Eure Seele in Wollust fett werden." Jeremias aß die Worte Gottes (Jer. 15, 15.); Ezechiel aß einen Brief (Ezech. 3. 1.) In dem von der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) für canonisch ausgegebenen Buche Jesus Sirach (24, 28—29.) wird die Weisheit als ein lebendes Wesen geschildert, welches den Menschen zuruft: „Wer von mir isset, den hungert immer nach mir; und wer von mir trinket, den dürstet immer nach mir." Jesus sprach zum Weibe von Samaria: er werde ihr auf ihr Bitten lebendiges Wasser geben; dieses Wasser werde ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt (Joh. 4, 10. 14.). Joh. 4, 34.: „Jesus sprach zu seinen Jüngern: Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen Des, der mich gesandt hat und vollende sein Werk." Joh. 6, 37—38.: „Am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war, trat Jesus auf, rief und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke; wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dem werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Paulus sagt (1. Kor. 10, 3—4.): „Die Juden haben Alle einerlei Speise gegessen, und haben Alle einerlei geistlichen Trank getrunken; sie tranken aber von dem geistlichen Fels, der mitfolgte, und dieser Fels war Christus." Das Concil von Trient selbst verirrt sich in das Gebiet der Wahrheit, wenn es (Sess. XIII. cap. 8.) lehrt: „Dasselbe Brod der Engel, welches im hl. Abendmahl unter hl. Verhüllung genossen wird, wird im Himmel ohne Verhüllung genossen werden." Ebendaselbst (cap. 2.) ist zu lesen: „Es sei der Wille des Heilandes gewesen, daß dieses Geheimniß gleichsam als geistige Seelenspeise genommen werde, durch welche die Lebendigen genährt und erkräftigt werden sollen mit dem Leben Dessen, der da gesagt hat: Wer mich ißt, wird auch selber leben um meinetwillen." Essen und Trinken, als Handlungen des Leibes, werden auch hier als Bilder gebraucht, um die Handlung des Geistes im Glauben zu bezeichnen; der gesunde Menschenverstand wird die Sprache Christi im sechsten Kapitel Johannis ebenso verstehen. Christus gab sich immer als den idealen Ausdruck, den Typus jener Gottesidee, von der Weltregierung auf die Erde gesendet, damit die in Laster und Irrthum verkommene Menschheit sich nach diesem Urbild regenerire und

wesenden Juden der Meinung, daß Christus buchstäblich, und nicht bildlich gesprochen habe; indeß, Er berichtigte ihren Irrthum: „Der Geist ist's, welcher lebendig macht, das Fleisch ist zu nichts nütze; die Worte, welche ich zu Euch spreche, sind Geist und Leben." Die

---

somit ein Gottesreich auf Erden hergestellt werde. Inwiefern das Erfassen Christi im Glauben ein Essen Christi ist, darüber können wir nur so viel wissen, als in der hl. Schrift geschrieben steht. Wir entnehmen die Gewißheit der Lebensvereinigung mit Christo nicht unmittelbar aus den Einsetzungsworten des hl. Abendmahls, sondern erst mittelbar aus der Vergleichung der johanneischen Stellen, die von der geistigen Einheit der Wiedergebornen mit Christo überhaupt handeln. Wenn man also eine Beziehung des sechsten Kapitels Johannis auf das hl. Abendmahl anerkennen will, so darf man doch das Sakrament des hl. Abendmahls nicht mit der Idee verwechseln, aus der es hervorging. Glücklicherweise ist (Joh. 3, 5.) zwischen dem Sakrament der Taufe und ihrer Idee zu unterscheiden; auf diese ist dort allerdings Bezug genommen, keineswegs auf jenes. Merkwürdig ist, daß der Apostel Johannes allein jene zu Capernaum gesprochenen Worte Christi aufgezeichnet; er allein hinwiederum berichtet nichts von jenen bei Gelegenheit des hl. Abendmahls gesprochenen sakramentalen Worten, wie wir solche aus der Erzählung der drei ersten Evangelisten (der Synoptiker) kennen. Dadurch, daß man von Ereignissen in einer Ordnung spricht, in welcher sie nicht vorfielen, kann man nicht nur ihren äußern Anschein, sondern auch ihre Deutung ändern. Würde aus dem im sechsten Kapitel Johannis erzählten Vorgange erhellen, daß Christus den ihn hörenden Juden das hl. Abendmahl versprach, so hätte er sie getäuscht; denn er hat es ihnen nie gegeben. Die zu Capernaum gesprochenen Worte haben Bezug auf eine nothwendige und dazumal gegenwärtige Pflicht aller Juden, welche sie hörten. ¿Wie konnten diese nun an einem Sakrament theilnehmen, welches noch gar nicht eingesetzt war? ¿Ist's im Entferntesten wahrscheinlich, daß Christus das Sakrament des hl. Abendmahls Leuten sollte erklärt haben, denen weder Er, noch sonst Jemand die christliche Glaubenslehre gepredigt hatte? Falls man das System buchstäblicher Auslegung überhaupt auf dieses Kapitel anwenden will, so sollte es auf alle seine Theile angewandt werden; dies würde Christum behaupten lassen, daß die Gläubigen niemals Hunger und Durst leiden werden (V. 35.), und daß, wer immer die geweihte Hostie empfangen hat, selbst vom Tode ausgenommen sei (V. 49. 50.). Judas nahm Theil am hl. Abendmahl: „Siehe, die Hand meines Verräthers ist mit mir über Tische" (Luk. 22, 21.); wenn darum das fragliche Kapitel sich buchstäblich auf das hl. Abendmahl bezieht, so muß er selig sein. Luther nahm häufig Theil am hl. Abendmahl der röm. Kirche; und doch wird man röm. Seits kaum hoffen, daß dieser Erzketzer selig geworden sei. Im 27. Vers spricht Christus: „Wirkt Speise, nicht, die vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben, welche Euch des Menschen Sohn geben wird." ¿Kann man dahin wirken, um in den beiden Bestandstücken des hl. Abendmahls die Nerven und die Knochen u. s. w. Christi zu haben? Wenn Christus also sagt „wirket", so spricht Er von Dingen, die als unvergängliche zu erstreben und zu erlangen, folglich geistiger Natur sind. Im 54. Vers sagt Er: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm." Eine buchstäbliche Auslegung dieser Stelle würde zu der abgeschmackten Annahme leiten, daß der Körper der Gläubigen mechanisch in den Körper Christi aufgenommen werde. Im 58. Vers ist vom Brod gesagt, daß es vom Himmel herunter kam. ¿Aber was kam denn vom Himmel herunter? ¿War's die fühlbare, körperliche Gestalt Christi? Nein. Der Leib Christi wurde von seiner Mutter empfangen; aber Christus, in seiner göttlichen Natur ist das Brod, mit welchem sich seine Gläubigen nähren, geistig, nicht fleischlich; sie nähren sich von den Wahrheiten, welche sie glauben. Hierin besteht der Vorzug des Brodes des Lebens über das Manna der Wüste. — Herr Niklaus Wiseman genießt das Verdienst, einen neuen Operationsplan erkünstelt zu haben bezüglich der Auslegung der Rede Christi im sechsten Kapitel Johannis. Der Kirchenfürst theilt die Rede in zwei Theile und weist dann der bildlichen Auslegung sowohl, als der buchstäblichen, ihren Platz an. Mit solchen hermeneutischen Grundsätzen gelangt man weit. Seine Eminenz entwindet sich durch Dero Theilungsinstrumente der Unannehmlichkeit, in

Autorität der röm. Kirche, mag sie nun sein, wo sie will, hat noch nie eine Auslegung des sechsten Kapitels Johannis gegeben. Die demselben entnommenen Beweisführungen sind daher, selbst vom röm. Standpunkte aus betrachtet, nichts als Behauptungen, denen entgegengesetzte Behauptungen gegenüberstehen.

---

die beiden Vordersätze der protestantischen Lehre einzugehen: „Einerseits braucht die hl. Schrift manchmal ein Wort in bildlichem Sinn; anderseits nöthigt das 6. Kapitel Johannis, von dieser Freiheit der bildlichen Erklärung Gebrauch zu machen." Herr Wiseman gibt sich erstaunliche Mühe, um nachzuweisen, daß „Jemandes Fleisch essen" im bildlichen Sinne oft „Jemanden verläumden" bedeute. Ob der Ausdruck „Jemandes Fleisch essen" im buchstäblichen Sinne etwas Gutes bedeute, das nachzuweisen vergißt Seine Eminenz. Aber selbst, wenn begründet wäre, was Herr Wiseman vorgibt, so bliebe immer noch der salto mortale: nachzuweisen, daß das körperliche Gespeistwerden 13 Monate vor Einsetzung des hl. Abendmahls mit seinem sakramentalen Gespeistwerden etwas zu schaffen habe. Die Autorität der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) hat den Operationsplan Seiner Eminenz noch nicht gut geheißen. Herr Dr. Hermann Rolfus schreibt in seinem sakramentalischen Unterrichts- und Gebetbuch: „Christus bemühte sich gar nicht, die sich an seiner Rede stoßenden Jünger zu belehren und überließ es der Zeit, die dieses Wunderbrod ihnen begreiflich machen wird." Falls Brod und Wein im Sakrament des hl. Abendmahls der wahre Leib und das wahre Blut Christi wäre, und Christus seinen wirklichen Leib und Blut meinte, als er sich (V. 53.) der Worte bediente: „Wenn Ihr nicht esset das Fleisch des Sohnes des Menschen und trinket sein Blut, so habt Ihr kein Leben in Euch", so folgt, daß Niemand selig werden kann, der nicht das Sakrament des hl. Abendmahls unter beiden Gestalten empfangen hat, daß somit alle Kinder und alle Nichtpriester ewig verloren sind. Die alte röm. Kirche hielt den Genuß des hl. Abendmahls als nothwendig für Kinder (die griech. Kirche jetzt noch); die berühmtesten sog. Kirchenväter sind einig in der Bejahung dieser Lehre, und keiner ihrer Zeitgenossen hat sich ihr widersetzt, oder sie verdammt. Papst Innocens I. schrieb im Jahr 402 an die Väter des Concils von Milene, daß die vor Empfang des hl. Abendmahls gestorbenen Kinder nicht in den Himmel kommen, sondern in der Verdammniß sterben; Papst Gelasius I. sagt dasselbe. Die heutige röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) spricht den Fluch der ewigen Verdammniß über Alle aus, welche dieser Meinung huldigen. „Wie jene heiligsten Kirchenväter", beschloß das Concil von Trient mit Stimmenmehrheit (Sess. XXI. cap. 4. can. 4.), „für ihre Handlungsweise in der Beschaffenheit der Zeit hinreichende Ursache hatten, so ist unstreitig zu glauben, daß sie es nicht gethan haben, als wäre es zum Heile nothwendig. Wenn Jemand sagt, den Kindern sei der Empfang des Altarssakraments nothwendig, ehe sie zu den Unterscheidungsjahren gekommen sind: der sei verflucht." Der röm. Katechismus (De sacram. III, 47.) meint, „es sei unschicklich, Kindern, die den Gebrauch der Vernunft noch nicht haben, das hl. Abendmahl zu reichen. Es sei dies dem Sinne der Einsetzung Christi ganz zuwider; denn Er sagte: „Nehmet und esset; Kinder aber können nicht nehmen und essen." ¡Was für eine Achtung müssen die Compilatoren dieses röm. Glaubensbuches vor der Intelligenz seiner Leser gehabt haben! Ihre Denkformen scheinen nicht in der Pädagogik ausgebildet worden zu sein, so sehr sie sich sonst bestreben, ihren „Beweisen" die Form logischer Genauigkeit anzupassen, wohl wissend, daß Viele das Methodische leicht mit dem Wissenschaftlichen verwechseln. Solcher Kinderei gegenüber liest es sich nicht ohne Rührung, wenn die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) als Erzieherin der Menschheit angepriesen wird.

In der Exegese der alleinseligmachenden Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) stößt man häufig auf Ergebnisse, die auf so verwickelten Grundlagen beruhen, daß sie keiner unbedingten Lösung fähig sind. Nach dem Dafürhalten Herrn Joh. Adam Möhlers lehren die katholischen Theologen mit einhelliger Uebereinstimmung und ganz aus dem Geiste der Kirche heraus, daß selbst die biblische Beweisführung eines für untrüglich gehaltenen Beschlusses nicht untrüglich sei, sondern eben nur das ausgesprochene Dogma selbst. Aehnlich drücken sich die Herren Dogmatiker Schmid und

Apg. 13, 2. Als sie aber dem Herrn dieneten und fasteten u. s. w.

Einige Sachwalter der Religion der Päpste schließen aus dieser Stelle, daß die Apostel schon Messe gelesen haben müssen, sintemalen in der griechischen Sprache kein anderer Ausdruck für die Hand-

---

Thalhofer in einem Minoritäts-Gutachten der Münchener theologischen Fakultät aus: „Der Syllabus errorum vom 8. Dez. 1864 bezeichnete eine Reihe Sätze als Irrthümer, ohne bestimmt auszusprechen, welche der verschiedenen im Umkreis des contradictorischen Gegentheils eingeschlossenen Anschauungen als die wahre zu erachten sei, welche der verschiedenen möglichen Auslegungsweisen sofort als die richtige zu gelten habe. Alle diese verschiedenen möglichen Auslegungsweisen haben den Charakter bloßer Ansichten, bloßer Meinungsäußerungen; einen authentischen Charakter hat nur der Syllabus selber, insoweit als er über irgendwelche Gegenstände sich ausspricht." Wir richten an die Sachwalter der Religion der Päpste die Frage: „¿Kraft welcher Autorität zieht Ihr das sechste Kapitel Johannis zur Aufrechthaltung Eurer Abendmahlstheorie herbei?" Die Autorität der röm. Kirche, mag sie nun sein wo sie will, hat von demselben nicht bloß keine Auslegung veröffentlicht, sondern das Concil von Trient (Sess. XXI. cap. 1.) erklärt sogar ausdrücklich, daß darüber verschiedene Auslegungen der Kirchenväter vorhanden seien. ¿Und was sagt das von jedem Priester zu beschwörende Glaubensbekenntniß Pius' IV.? „Ich will die hl. Schrift niemals annehmen und auslegen, es sei denn gemäß der einhelligen Uebereinstimmung der Kirchenväter." Die Compilatoren des röm. Katechismus (De sacram. III, 40.) behaupten, „es werden im sechsten Kapitel Johannis die vielfachen Wirkungen des Sakramentes des hl. Abendmahls vorgetragen." Wenn jener sonst so anmaßliche Klub nicht zu entscheiden wagte, ob im sechsten Kapitel Johannis von sakramentlischer, von körperlicher, oder von geistiger Speise die Rede sei, ¿was müssen wir von Privatgelehrten denken, welche dieses Kapitel zu Gunsten der Transsubstantiation anführen? Der sog. Kirchenvater Augustin (De doctr. chr. lib. III. cap. 24.) lehrt: „Wenn eine Stelle der hl. Schrift etwas Schlimmes verbietet, oder etwas Gutes gebietet, so ist sie nicht bildlich; wenn sie aber etwas Schlimmes zu gebieten, und etwas Gutes zu verbieten scheint, dann ist sie bildlich. Christus scheint mit den Worten: Wenn Ihr nicht esset das Fleisch des Sohnes des Menschen, und trinket sein Blut, so habt Ihr kein Leben in Euch, etwas Schlimmes zu gebieten; es ist also ein Bild, welches uns vorschreibt, am Leiden des Herrn theilzunehmen und in unserm Gedächtniß zu bewahren, daß sein Fleisch für uns gekreuzigt und verwundet worden ist." Herr Kardinal Bellarmin (De euch. lib. I. cap. 5.) schreibt: „Einige Katholiken halten dafür, daß das sechste Kapitel Johannis nicht vom sakramentalen Essen des Leibes Christi und nicht vom Trinken seines Blutes handelt; dieser Meinung sind Gabriel Biel, Nikolas Cusanus, Thomas Cajetanus, Ruardus Tapper, Johannes Hesselius und Cornelius Jansenius." Herr Bellarmin behauptet allerdings, diese hätten es gethan, um desto eher die Hussiten, Lutheraner und Ketzer zu widerlegen. Wir sind nicht so lieblos, anzunehmen, sie haben absichtlich ihre Denkungsart verheimlicht. Es ist nicht Jedermanns Sache, für das Ergebniß seiner Verwirrung zu kämpfen. Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 14.) lehrt: „Der Herr spricht von geistiger Speise, wo Er sagt: wenn Ihr nicht esset das Fleisch des Sohnes des Menschen, und trinket sein Blut, so habt Ihr kein Leben in Euch." Auf diese Weise genießt allein der Gerechtfertigte den Leib Christi. Es befremdet, Protestanten durch ein Argument überzeugen zu wollen, welches die fähigsten Bannerträger des gegnerischen Heerlagers nicht überzeugte. Wenn also röm. Streittheologen das sechste Kapitel Johannis als Stütze des Dogma's der Transsubstantiation anführen, so thun sie, was das Concil von Trient geglaubt hat, nicht thun zu können. Wenn Herr Kardinal Wiseman so weit geht, zu sagen, daß dieses Kapitel den ersten Beweis für die Transsubstantiation enthalte, so setzt er sich in Widerspruch mit dem, was wir durch Herrn Kardinal Pallavicini über die Ansichten des Concils in dieser Beziehung wissen. Dasselbe hat nach langer und genauer Untersuchung sich geweigert, zu erklären, daß Christus damals die Transsubstantiation im Auge gehabt habe. Es gibt einen Punkt der Zeitigung auch in den Früchten des Geistes; es ist wichtig, ihn zu kennen. Würden wir uns in Folge des Zufalls

lung des Messelesens sich finde, als leiturgein, hier mit „dienen“ übersetzt, und sintemalen die Priester der griechischen Kirche denselben Ausdruck für ihre Messe gebrauchen.

Hierauf erwidern wir: Dasselbe Wort findet sich Röm. 13, 6;

---

der Geburt dem röm. Religionssystem beizählen, so bäten wir Herrn Mastai Ferretti, es mit dem sechsten Kapitel Johannis zu machen, wie mit der Consolidirung anderer schwebenden Schulden, z. B. der unbefleckten Empfängniß der Madonna*), und diejenige Ansicht ex cathedra für inspirirt zu erklären, welche am meisten Nutzen zu bringen scheint. ¿Sollte diese unsere bereits in früheren Ausgaben vorliegender Schrift enthaltene Bitte nunmehr zu den erhörten zu rechnen sein? In der am 2. Dez. 1869 gehaltenen Allocution behauptet Pius IX, „Christus habe den Juden in Capernaum ausführlich das Geheimniß der Eucharistie erklärt.“ Anständiger wäre es wohl gewesen, wenn Seine Heiligkeit noch einige Tage zugewartet und vorerst die Ansicht der Beschlußpartei des vatikanischen Concils eingeholt hätte.

Die Worte „das ist mein Leib“ wurden an Juden gerichtet, welche an diese Sprechweise vom Osterfeste her (2. Mos. 12, 26—27.) gewohnt waren: „Und wenn Eure Kinder werden zu Euch sagen: ¿Was habt Ihr da für einen Dienst? sollt Ihr sagen: Es ist das Passahopfer des Herrn, der in Aegypten vor den Kindern Israel vorüberging, da er die Aegypter plagte und unsere Häuser errettete.“ Letztere Worte bilden eine völlige Analogie zu den Einsetzungsworten des hl. Abendmahls; im Subjekt und Prädikat des Sätzchens liegt die Verschiedenheit zwischen dem alttestamentlichen und neutestamentlichen Passahmahl. Dort hieß es: „Dieses Lamm ist die Versöhnung“; Christus sprach statt dessen: „Dieses Brod ist der in meinem Leib und Blut geschlossene Neue Bund.“ Das Verbindungsglied ist an beiden Stellen gleich gebraucht. Das Passahmahl war Erinnerungsfest an die Verschonung der Erstgeburt, sodann in seiner weitern Entwicklung Nationalfest der Volksbefreiung. Wie in den Worten „das Lamm ist das Passahopfer“, eine Beziehung zwischen dem Lamm und dem alttestamentlichen Passahopfer ausgesprochen lag, so hat Christus in den Einsetzungsworten des hl. Abendmahls eine Beziehung zwischen dem Brod und dem neutestamentlichen Osterlamm, dem durch seinen Tod geschlossenen Neuen Bunde, ausgesprochen. Daß Er also das Brod seinen Leib und den Wein sein Blut nannte, hat denselben Sinn, wie im Alten Testament das Lamm, welches zum Dankgedächtniß daran verzehrt wurde, daß in Aegypten der Todesengel an den mit Lammblut bestrichenen Thüren der Israeliten vorübergegangen, „Vorübergang“ hieß. Nur im allgemeinsten Sinne des Opfers, als einer hl. Handlung inmitten eines reichen Opferkultus, ist das Osterlamm ein Opfer genannt worden, während doch mit demselben nichts Aeußerliches der Gottheit dargebracht wurde; denn Sühnopfer mußten allein von den Priestern, auf Altären und unter ganz andern Ceremonien dargebracht werden. Ueberdies durfte in Aegypten (2. Mos. 8, 26.) wegen der Aegypter Gräuel gar nicht geopfert werden und kann man aus dem bloßen Schlachten zum Essen nicht auf ein Opfer schließen. Das hl. Abendmahl ist nach der johanneischen Aufzeichnung nicht einmal unmittelbar aus dem Passahmahl entstanden und hat sich jedenfalls sogleich in der apostolischen Kirche, als täglich gehalten, von demselben abgelöst, während die Judenchristen, also auch die Apostel, so lange Jerusalem stand, dort das gesetzliche Passahmahl fortgehalten haben: ein Mahl, das mit dem Mahle des Herrn nur den Charakter eines religiös geweihten Gastmahls gemein hat. Alle bei den Verfassern der drei ersten Evangelien vorkommenden Zeitbestimmungen sind von der Art, daß nach ihnen Jesus sein letztes Mahl als wahres, gesetzliches Passahmahl gehalten haben und darauf am

---

*) Viele pflegen den Ausdruck „unbefleckte Empfängniß“ in aktivem Sinne zu nehmen: daß Maria ohne Sünden empfangen habe; während er in passivem Sinne zu verstehen ist: daß sie ohne Sünden empfangen worden sei. Es verhält sich hiemit ungefähr, wie mit dem Ausdruck in Luk. 1, 28. Das Wort des griechischen Textes ist ein Passivum und bezeichnet die Maria als eine Begnadigte, nicht aber als eine, die Gnade spende. Die Vulgata übersetzt: voller Gnade, ein zweideutiger Ausdruck, der entschieden falsch ist, sobald man damit meint, Maria besitze einen Schatz der Gnaden, darüber sie verfüge. Die Belehrung, wonach sie in Folge ihrer Verheirathung mindestens sieben Kinder zur Welt gebracht (Matth. 1, 25. 12, 47. 13, 55—56. Mark. 3, 32. 6, 3. Luk. 2, 7. 8, 20. Joh. 2, 12. 7, 5. Apg. 1, 14.), gehört nicht hieher. Daß sie nach der Geburt Jesu aus einer Jungfrau zur Frau geworden, bringt ihr keine Unehre, weil die Hervorbringung von Kindern in einem sittlichen Geschlechtsverhältniß sich vollzog.

15, 27; Philipp. 2, 25; Hebr. 1, 14. Die röm. Ausdrucksweise würde mithin zu der Folgerung veranlaßen, daß Könige, Heiden und Engel den Leib und die Nerven, das Blut und die Knochen, die Seele und die Gottheit Christi als sündenvergebendes Opfer für

fünfzehnten Nisan gekreuzigt sein müßte; und alle bei Johannes dieserhalb vorkommenden Aeußerungen, ohne Künstelei nach dem Sprachgebrauche und Zusammenhange erklärt, lassen erkennen, daß das letzte Mahl Jesu kein Passahmahl war, sondern Jesus an dem Tage, wo dieses genossen werden sollte, gekreuzigt wurde. Wenn das Concil von Trient (Sess. XXII. cap. 1.) von dem angeblich Neuen Osterlamm bemerkt: „es sei jenes Opfer, welches zur Zeit der Natur und des Gesetzes durch verschiedene Opferbilder abgebildet sei", so ist das eine Verwechslung des Osterlammes, als welches sich Christus am Kreuze geopfert hat, mit demjenigen Osterlamme, als welches Er sich selbst auf dem eucharistischen Altare geopfert haben soll. Jenes ist in der angegebenen Zeit mannigfach vorgebildet worden; dieses dagegen keineswegs. Und wenn das Concil hinzufügt, „es umfasse das letztere alle die durch jene (d. h. zur Zeit der Natur und des Gesetzes dargebrachten Opfer) bezeichneten Güter, gleichsam als die Vollendung und Vollkommenheit jener", so ist dieser Zusatz die unglückliche Folge jener Verwechslung und ebenso von der Hand zu weisen, wie die Verwechslung, zumal das Concil nicht einen währschaften Grund behufs der Rechtfertigung dieses Zusatzes mittheilt.

Bezüglich der Stelle 1. Kor. 10, 16. ist zu bemerken: Etwas Anderes ist die Gemeinschaft mit einer Sache und die Sache selbst. Der Apostel spricht von einem Brode, welches gebrochen wird; der Leib Christi wird im hl. Abendmahle nicht gebrochen. Wenn aber das beim hl. Abendmahl vorhandene Brod der Leib Christi ist, so kann der gebrochen werden; in diesem Falle befindet sich die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) in einem Irrthum und geht also ihrer Unfehlbarkeit verlustig. Wenn aber das von den ersten Christen gebrochene Brod nur Brod ist, so verliert sie ihre Messe. Möge sie zwischen diesen beiden Todesarten wählen. Paulus unterscheidet das Abendmahlsbrod von Christus selbst mit den Worten: „Dieses Brod ist die Gemeinschaft des Leibes Christi." Eine Gemeinschaft nun erfordert zweierlei Dinge, welche zugleich da sind. Soll darum das beim hl. Abendmahl gebrauchte Brod eine Gemeinschaft des Leibes Christi sein, so muß es nach Gestalt und Wesen Brod bleiben, damit es die Gemeinschaft eines andern, nämlich des Leibes Christi, sein möge. Ebenso muß der beim hl. Abendmahl gebrauchte Kelch den Wein nach Gestalt und Wesen in sich enthalten, um die Gemeinschaft mit dem Blute Christi zu sein. Würde das Brod des hl. Abendmahls in den Leib Christi verwandelt worden sein, so wäre es nicht eine Gemeinschaft des Leibes, sondern der Leib selbst; somit würde dieser Leib eine Gemeinschaft sein des nämlichen Leibes; eine Annahme, die in aller Welt für Unsinn gälte.

Was der Apostel Paulus (1. Kor. 10, 21.) von der Theilnahme der Juden am Opfer und vom Tische der Teufel sagt, das bezieht sich auf den durch Moses eingesetzten Ritus und auf heidnische Opfergebräuche, beweist jedoch keineswegs, daß das hl. Abendmahl ein Opfer sei. ¿Oder soll, weil auf heidnischen Altären Opfer dargebracht wurden, das Christenmahl als ein wirkliches Opfer bezeichnet sein? Es ist aber nur die Vergleichung, oder vielmehr der Gegensatz der heidnischen Opfermahlzeiten und des hl. Abendmahls hervorgehoben, und ist in diesem wie im folgenden Kapitel allein vom Sakrament des hl. Abendmahls die Rede; Paulus redet gleich dabei vom Trinken, nicht vom Opfern des Kelchs, welches sakramentalisch ist und sein muß, indem die ganze Gemeinde trinken sollte. Wenn hier von den Heiden auf Christum zu schließen wäre, so müßten die röm. Priester ein blutiges Opfer auf den Altar bringen, wie die Heiden. Dergleichen haben sie aber nicht, sondern ein unblutiges. ¿Und was berechtigt uns, von der Heiden Opfer auf der Christen Gottesdienst zu schließen? Gilt uns doch das Heidenthum nie als eine wahre Religion. Georg von Ataida sprach auf dem Concil von Trient: „Es erhellt aus den Büchern Mosis, daß bei den Votivopfern das ganze Opfer Gott geweiht, aber nur ein Theil davon verbrannt wurde, welches das wirkliche Opfer war, und daß der Priester die Ueberbleibsel zwischen sich und Demjenigen, der das

Lebendige und Todte darbringen können. Die Vulgata übersetzt leiturgein mit ministrare, dienen. ¿Kann dem Herrn sonst nicht gedient werden, als mit dem Meßopfer? Der Apostel Paulus (Röm. 15, 16.) braucht das nämliche Wort vom Amte des Evangeliums: „er sei ein Dieuer Christi unter den Heiden."

Opfer darbrachte, theilte, und ein Jeder seinen Antheil mit Freunden und Angehörigen verzehrte, was man nicht opfern, sondern am Opfer theilnehmen genannt hat. Diesen Brauch haben die Heiden nachgeahmt, und was sie auf dem Altar nicht vertilgten, auf dem Markt verkauft. Von dem Tische auf dem Markte, nicht vom Altar, spricht der Apostel. Offenbar ist der Sinn der Stelle dieser: Gleichwie die Juden und Heiden, wenn sie den Antheil des Opfernden, nämlich die Ueberbleibsel des Opfers aßen, theilhaftig wurden des Altars, so werden auch wir, wenn wir das hl. Abendmahl empfangen, theilhaftig des Kreuzesopfers. Anlangend die Meinung, Christus habe die Apostel zu Opferpriestern eingesetzt, und zwar kraft der Worte: „„Solches thut zu meinem Gedächtniß"", so müsse man ohne allen Zweifel annehmen, der Herr habe durch diese Worte die Apostel zu nichts anderem aufgefordert oder eingesetzt, als das zu thun, was sie ihn thun sahen. Man müsse sich also vor Allem klar machen, ob Christus damals geopfert habe. Da dieses nun in Ungewißheit liege und die Theologen verschiedene Ansichten darüber hegten, übrigens erklärten, daß beide Meinungen katholisch seien, so könnten Diejenigen, welche bestritten, daß Christus damals sich geopfert habe, aus jenen Worten auch keinen Beweis führen, daß Er befohlen, ihn zu opfern." Die apostolische Gemeinde hatte keinen Altar, nicht einmal einen besondern Abendmahlstisch; der einzige Altar, den sie kannte (Hebr. 13, 10.), war das Kreuz Christi. Von einem Altardienste, im eigentlichen Sinne des Wortes, kann in der evangelischen Kirche also die Rede nicht sein, wenn schon die Bezeichnungsweise Altar, dem Herkommen gemäß, mißbräuchlich beibehalten ist. Erleuchtete Männer waren sich dieses Mißbrauchs schon zur Reformationszeit bewußt. Wir lesen z. B. folgendes in dem Briefe, mit welchem Churfürst Friedrich III. von der Pfalz die von ihm ausgeführte Reinigung der liturgischen Formeln gegen die ihn zur Rede stellenden lutherischen Fürsten von Sachsen und Würtemberg rechtfertigte: „Ob nun gleich die hl. Sakramente auf den Altären, da man zuvor die gottlosen Meßopfer gehalten, in unseren Kirchen gereicht und ausgetheilt worden, so halte ich es doch nicht dafür, sondern ich halte es für den Tisch des Herrn. Ich möchte aber leiden, ja von Herzen wünschen, daß alle Altäre allenthalben, wo ich zu gebieten habe, ohne Verwirrung der blöden Gewissen abgethan wären; so wäre ich viel weiter vom Papst und seinem Gräuel abgesondert." Leicht würde es übrigens haben geschehen können, daß in der allgemeinen sinnbildlichen Bedeutung des Begriffs „Opfer" Christus das mit seinen Jüngern gefeierte Abendmahl etwa eine „Opfermahlzeit" genannt hätte: die vorschauende Weisheit hat es gefügt, daß in all den Aufzeichnungen, die wir über den Hergang jenes Mahles besitzen, auch ganz und gar nichts von einem „Opfer" zu vernehmen ist.

Einiges Gewicht wird röm. Seits auf die Stelle 1. Kor. 11, 29. gelegt: „Welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn." Paulus hat da gewiß nicht an irgend eine doktrinelle Ansicht vom Verhältnisse des Brodes und Weines zu den Knochen und Nerven Christi gedacht. Wie angeblich von Jesu selbst an die Passahmahlzeit, so wurde in der ältesten Gemeinde das hl. Abendmahl an gemeinsame Mahlzeiten angeschlossen, welche der Gemeinschaft und gegenseitigen Mittheilung wegen Liebesmahle hießen. Aber es wurde keineswegs bloß einmal jährlich, am Osterfest, sondern in häufiger Wiederholung, namentlich am Tage nach dem Sabbath, als dem Gedächtnißtage der Auferstehung Jesu, gefeiert. Nach der Versicherung der Compilatoren des röm. Katechismus (De sacram. III, 43.) heißt es „den Leib des Herrn unterscheiden, wenn wir fest glauben, hier sei der wahre Leib und das wahre Blut gegenwärtig, den die Engel im Himmel anbeten, auf dessen Wink die Säulen des Himmels erzittern und beben, von dessen Herrlichkeit der Himmel erfüllt ist und die Erde." Die Meinung des Apostels war offenbar, daß Diejenigen, welche das

1. Kor. 5, 7. Wir haben auch ein Osterlamm: das ist Christus, für uns geopfert.

Das Concil von Trient (Sess. XXII. cap. 1.) hat mit Stimmenmehrheit zu verkünden geruht: „Nachdem Christus das Alte Osterlamm, welches die Menge der Kinder Israels zum Andenken an den

---

Zeichen verachten, diese Verachtung auch auf die bezeichnete Sache übertragen. Eben jener Verbindung mit einer gewöhnlichen Mahlzeit wegen hatte er um so mehr darauf zu dringen, daß der dem Andenken Jesu geweihte Brod- und Weingenuß von dem gemeinen Essen und Trinken wohl unterschieden werden, demselben eine ernste Selbstprüfung vorangehen möge. Er rügt daher die Weise des Liebesmahles der Gemeinde zu Korinth, wo in unchristlicher Scheidung von Arm und Reich die Einen hungerten, die Andern trunken waren, und gebraucht das gegebene Bild, um die unwürdige Todesfeier als eine Mitschuld an Christi Tod zu bezeichnen. Sachwalter der Religion der Päpste fragen: „¿Wie kann Jemand getadelt werden, daß er den Leib des Herrn nicht unterscheide, wenn dieser nicht dort ist?" Mit demselben Rechte fragen wir: „¿Wie kann Jemand getadelt werden, daß er den Leib des Herrn nicht unterscheide, da dieser, weil nicht wahrnehmbar, nicht unterschieden werden kann? Wer kann in einer Hostie den Leib Christi unterscheiden?" Herr Escobar, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, wirft (Theol. moral. Tr. I. Ex. 12. cap. 2.) die Frage auf: „¿Wie, wenn ich auf unwürdige Weise das hl. Abendmahl empfangen habe?" und erwidert darauf: „Du erfüllst dennoch durch den freiwilligen Genuß das Gebot: das was die Kirche unmittelbar befiehlt." Herr Busembaum, Mitglied des nämlichen Ordens, beantwortet (Medulla theol. moral. lib. I. cap. 2.) die Frage folgendermaßen: „Das Gebot wird durch eine kirchenschänderische Communion erfüllt; denn die Kirche befiehlt bloß äußerliche Handlungen, und der Zweck des Gebotes fällt nicht unter das Gebot." Er lehrt sogar, immer superiorum permissu (Lib. VI. Tr. 1. cap. 2.): „Gültig ist ein Sakrament, wenn Derjenige, der es empfängt, das will, was andere Christen empfangen, obwohl er nicht an das Sakrament glaubt, oder kein Sakrament empfangen will." Moderne jesuitische Schriftsteller überschauen ihren Lehrgegenstand von einer höhern Warte aus. Wenn eine Frage an und für sich sie in Verlegenheit setzt, oder wenn persönliche Verhältnisse ihre Stellung erschweren, so vermeiden sie, sich auszusprechen, und bleiben ganz im Allgemeinen. Es ist eine feine Kunst, einen bestimmten Eindruck hervorzurufen, ohne sich durch bestimmte Worte zu binden.

Bezüglich der Anstrengung Einiger, mittelst der Stelle Apg. 13, 2. wenigstens den Schein zu retten, bemerken wir: Der Begriff „Dienen", sonst vom Priesterdienste (Hebr. 10, 11.), ist hier auf die christlichen gottesdienstlichen Verrichtungen übergetragen. Da es noch kein Amtsgeschäft gab, so bestanden diese wahrscheinlich im Gebet, das gewöhnlich von Fasten begleitet war, und in ermahnendem Vortrage. Das Wort Messe ist im Gottesdienst der röm. Kirche an die Stelle der Bezeichnung hl. Abendmahls getreten; denn wo der Zweck der Handlung eine Aenderung erlitt, mußte selbstverständlich auch ihre Bezeichnung geändert werden. Wenn wir aber auch einräumten, daß das „gottesdienstliche Dienen" und das „Messelesen" ein Ding wären, so könnte doch aus dem Worte Messe über das Wesen der damit bezeichneten Handlung nichts entnommen werden. Es kömmt von der Entlassungsformel her: Ite, missa est, sc. concio (geht, die Versammlung ist entlassen), mit welcher ehedem der Gottesdienst für Diejenigen geschlossen wurde, die am hl. Abendmahl keinen Antheil nehmen durften. Durch Mißverständniß ward nun die folgende Handlung selbst missa, und nachher durch Verstümmlung Messe genannt. Die nämliche Formel war, nach Apulejus, bei den alt-römischen Priestern im Gebrauch nach Beendigung ihres Gottesdienstes. Papst Benedikt XIV. offenbart in einer Abhandlung über das Meßopfer die wahre Etymologie seines corpus delicti: „Sueton erwähnt in seiner Lebensbeschreibung Caligula's, es habe derselbe die Lellia Paulina, welche er zur Frau genommen, kurz darauf entlassen, brevi missam fecit." Die Citation ist nicht eben glücklich gewählt. Diese wie andere Ableitungen des Wortes, in denen mehrere Vertheidiger des Romanismus eine Anziehungskraft für ihr Lieblingsthema erblicken wollen, sind sprachlich falsch und geschichtlich unwahr.

Auszug aus Aegypten opferte, genossen, setzte Er ein Neues Osterlamm ein, indem Er selbst von der Kirche durch die Priester unter sichtbaren Zeichen aufgeopfert werden will."

Hierauf antworten wir: „In den Stellen 1. Petr. 1, 18—19. 2, 24. Joh. 19, 36. Off. 5, 12. wird die Verwirklichung dieses Typus

---

Mehrere zur Zeit des Concils von Trient gebräuchliche Ausgaben der Vulgata übersetzten die Stelle Matth. 26, 26.: „Jesus nahm das Brod, dankte und brach es" mit „Accepit Jesus panem et benedixit ac fregit", und das Concil von Trient folgerte daraus die Idee einer Benediction, einer Segnung oder Weihung des Brodes, als eine Art Beweis für die Transsubstantiation. Das offenbar in dieser Absicht gewählte lateinische Wort begünstigt dieses Verfahren; das griechische widersteht ihm. Der Ausdruck Hostie, d. h. Opferthier, steht mit diesem übersetzlichen Quiproquo im Zusammenhange. Die Unterschiebung einer Formel für eine andere führt eher auf neue Irrwege, als daß sie uns dem Aufschlusse näher brächte. Das griechische Wort Eucharistie, welches im röm. Systeme eine so hervorragende Rolle spielt, vermuthlich, weil wenige einen bestimmten Sinn damit verknüpfen, findet sich 1. Kor. 14, 16., und zwar ist dort lediglich von der Nothwendigkeit des Gebrauchs der Volkssprache beim Gottesdienst die Rede. Der auf Befehl des Concils von Trient herausgegebene röm. Katechismus (De sacram. III, 3. 5.) lehrt: „Die Würde und Hoheit dieses wundervollen Altarssakraments glauben die hl. Schriftsteller (¿welche?) unmöglich mit einem einzigen Ausdruck bezeichnen zu können; daher suchten sie dieselbe durch mehrere Namen auszudrücken. Zuweilen nennen sie es Eucharistie, was entweder gute Gnade oder (?) Danksagung im Deutschen heißen mag. Oft wird es von den hl. Schriftstellern (¿von welchen?) viaticum, Wegzehrung genannt. Die ältesten Väter (sog. Kirchenväter), die dem Ansehen des Apostels (1. Kor. 11, 20.) folgten, gaben der hl. Eucharistie noch (sic) den Namen Abendmahl." Die absichtliche Verwendung schwerverständlicher Ausdrücke führt zu Mißverständnissen und bahnt fremdartigen Gedanken Eingang.

Von einer Vorbedeutung des Meßopfers für die Sünden Lebendiger und Todter ist in der Stelle Maleachi 1, 10—11. nichts zu ersehen. Aus den vorhergehenden und folgenden Versen lernt man, daß sie ein an die Juden gerichteter Tadel ist für die Unwürdigkeit ihrer Opfer und die Mißachtung Gottes; gleicherweise eine Prophezeihung der Verwerfung dieser Nation, eine Berufung der Heiden in die Kirche Christi und geistlicher Opfer von Gebet, Lob und Danksagung. Falls die Sachwalter der Religion der Päpste einen richtigen Schluß aus dieser Stelle ziehen wollten, so sollten sie keinen Opferakt, sondern eine Opfermahlzeit aus dem hl. Abendmahl machen, an welcher die Meßpriester nicht allein, sondern die ganze Gemeinde Antheil nähme. Daher taugt eine Vergleichung nichts, bei welcher man den Vergleichungspunkt nicht getroffen findet. Dieser bezieht sich hier auf die den Christen untersagte Religionsgemeinschaft mit den Heiden und ihrem Götzendienste. Die Weissagung Maleachi's, in deren begonnener Erfüllung wir leben, ist durch die Erneuerung alttestamentlichen Priesterthums mit seinem nur höher gesteigerten Opferkultus am wenigsten erfüllt, gegen den vielmehr der erste zurückweisende Theil des Urtheils gerichtet ist. Es ist eine Weissagung, daß der Tag kommt, da man nicht mehr auf diesem, noch auf jenem Berge Gott anbeten wird, sondern im Geist und in der Wahrheit, also auch nicht durch irgend einen Opferkultus. Man vergleiche hiemit die Stelle Jerem. 7, 21—23.: „So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels: Thut Euere Brandopfer und andere Opfer zu Hauf und esset Fleisch; denn ich habe Eueren Vätern des Tages, da ich sie aus Aegypten führte, weder gesagt noch geboten von Brandopfern und anderen Opfern; sondern dies gebot ich ihnen und sprach: Gehorchet meinem Wort, so will ich Euer Gott sein, und Ihr sollt mein Volk sein; und wandelt auf allen Wegen, die ich Euch gebiete, auf daß es Euch wohl gehe." Einzelne biblische Aeußerungen werden von röm. Streitgenossen aus allem Zusammenhang gezerrt; den ganzen Christus dagegen drücken sie gewaltsam in einen Zusammenhang hinab, aus dem sich befreit und erhoben zu haben, ohne ihn abzureißen, nicht sein geringstes Verdienst ist.

in den Kreuzestod, und nicht in das hl. Abendmahl gesetzt. Die Judenchristen, also auch die Apostel, haben, so lange Jerusalem stand, dort

---

Beim Zurückweisen der von röm. Systemreitern vorgebrachten Beweisstelle, 1. Mos. 14, 18—19. sehen wir die Nothwendigkeit nicht ein, zu zeigen, wo und wann Melchisedech Opfer brachte; es genügt uns, zu erfahren, daß er Priester war, um zu wissen, daß er als solcher Opfer dargebracht haben mußte. Uebrigens bestanden die Opfer der jüdischen Priester aus anderen Dingen als aus Brod und Wein; und ohne Blutvergießen fand keine Sündenvergebung statt. Vorausgesetzt endlich, Melchisedech hätte bei der erwähnten Gelegenheit nicht bloß Gastfreundschaft geübt, sondern wirklich mit Abraham Abendmahl gehalten und der Gottheit Brod und Wein zum Opfer gebracht, ¿wo bleibt nun der Beweis, daß das ein Vorbild gewesen sei, und daß dieses Vorbild gerade in der Messe seine Erfüllung gefunden habe? ¿Wie ist man zu der Annahme berechtigt, daß Melchisedech in seiner Eigenschaft als Opferpriester, die Diener des Evangeliums zu Nachfolgern gehabt habe? Schon die Beschreibung jener Opferhandlung befremdet: Kein Wort von einem Altar, von einer Weihung, von Vernichtung des Opfers, es wäre denn letzteres etwa durch die Zähne ermatteter Krieger. Es kann somit bei der angeführten Stelle höchstens eine zufällige, äußerliche Aehnlichkeit mit dem hl. Abendmahl zugegeben werden, und wäre die röm. Meßtheorie als eine Art Rückfall ins Judenthum anzusehen. Georg von Ataida sprach auf dem Concil von Trient: „Was die Stelle von Melchisedech anlangt, so heißt Christus nur deßwegen nach der Ordnung desselben ein Priester, weil Er der einzige, der ewige sei, ohne Vorgänger, ohne Stammfolge. Dies gehe klarer als der Sonnenschein aus dem Briefe an die Hebräer hervor, wo der hl. Paulus, die Sache ausführlich behandelnd, die Ewigkeit und das Einzige des Priesterthums auseinandersetze, ohne des Brodes oder des Weines auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Der hl. (?) Augustinus aber lehre, daß eine Stelle, die etwas sagen soll, und aber darüber schweigt, als negativer Beweis gelte.“ Kardinal Thomas Cajetan bemerkt zu der röm. Beweisstelle: „Hier findet sich nichts von einem Sühnopfer geschrieben, sondern von einem Darbringen, von welchem Flavius Josephus bestätigt, daß es zur Erfrischung der Sieger geschehen sei.“ Die Vulgata hat proferens, nicht offerens. ¿Und was bestimmt das Concil von Trient (Sess. IV.) rücksichtlich der Autorität der Vulgata?: „Die hochheilige Versammlung setzt, in Erwägung, daß der Kirche Gottes kein geringer Nutzen erwachsen könne (sic), wenn bekannt werde, welche unter allen in Umlauf befindlichen lateinischen Ausgaben der hl. Urkunden für glaubwürdig zu halten sei, fest und erklärt, daß die alte und gewöhnliche Ausgabe, die durch den langen Gebrauch so vieler Jahrhunderte sich bewährt hat, bei öffentlichen Vorlesungen, Unterredungen, Predigten und Erklärungen für amtlich gehalten werden soll, und daß Niemand es wage oder sich vermesse, dieselbe unter was immer einem Vorwande zu verwerfen. Sie beschließt und setzt fest, daß von nun an die hl. Schrift, vorzüglich aber eben diese alte, gewöhnliche Ausgabe möglichst verbessert (sic) gedruckt werden soll.“ Diese Concilsbestimmung ist vom 18. April 1546. Von der Uebersetzung, die man für zuverläßig erklärte, konnte man nicht einmal sagen, wo sie sei; denn es gab mehrere, von einander abweichende Ausgaben. Man hatte damit begonnen, ein Buch für bewährt und amtlich, d. h. für fehlerfrei zu erklären, und man machte sich daran, seine Fehler auszumerzen. Nach Angabe Paul Sarpi's hatten am 14. Jan. des nämlichen Jahres die dem Concil vorsitzenden Legaten an Clemens VII. geschrieben, „die gegenwärtigen Anhänger des Papstes auf dem Concil besäßen größtentheils blutwenig Kenntnisse und noch weniger Klugheit; die Andern aber, welche mehr Wissenschaft und Weisheit hätten, seien starrköpfige, schwer zu lenkende Menschen.“ Das sog. allgemeine Concil zählte an jenem Tage Alles in Allem dreiundzwanzig Köpfe. Am 8. April waren ihrer dreiundfünfzig, größtentheils Titularbischöfe. Aus Deutschland war noch kein einziger Bischof und kein einziger Theologe eingetroffen. Es wurden nun ihrer Sechs gewählt, um die Verbesserung der Vulgata mit allem Fleiße vorzunehmen, damit sie noch vor dem Schlusse des Concils öffentlich erscheinen könne. Während seiner langen Dauer (1545—1563) kam jedoch nichts zu Stande. Erst im Jahr 1590 ließ Papst Sixtus V. zu Rom eine, wie er meinte, authentische Ausgabe der Vulgata veranstalten. Er bedrohte zwar bei der Gelegenheit Alle mit

das Passahmahl fortgehalten; und das Mahl des Herrn hatte mit jenem nur den Charakter eines religiös geweihten Gastmahls gemein.

---

dem Zorne des allmächtigen Gottes und mit der Excommunication, die es wagen würden, das Geringste daran zu ändern; dies verhinderte aber seine Nachfolger, Gregor XIV. und Clemens VIII., nicht, sie einer neuen Prüfung zu unterwerfen und an ein paar tausend Stellen abändern zu lassen.. Die im röm. Kirchensystem allein gültige ist nun diejenige, welche gleichlautend mit der (1592) von Clemens VIII. veröffentlichten ist. Auch bei dieser noch gesteht Herr Kardinal Robert Bellarmin, daß die Revisoren zu eilfertig gearbeitet hätten, und daß einige Stellen einer nochmaligen Durchsicht bedürfen. Der zweideutige Beschluß des Concils von Trient über die Vulgata erscheint als ein verschämtes Zugeständniß, daß die damaligen röm. Streittheologen von den reformatorisch Gesinnten mit Sprüchen des hebräischen und griechischen Textes der hl. Schrift bedrängt wurden. Viele Mönche hielten das Griechische für eine Erfindung des Teufels. „Wollte Jemand", berichtet der Verfasser der röm. Briefe über das Concil (Augsb. Allgem. Ztg. vom 29. Dezbr. 1869), „wollte Jemand in Rom das, was zwischen der Nordsee und den Alpen als das allererste Erforderniß eines Theologen betrachtet wird, die Fähigkeit, das Neue Testament, die griechischen Väter und Concilien in der Ursprache zu lesen, von sich so nennenden Theologen fordern, er würde als ein Phantast ausgelacht werden. Und was die Theologie vieler Bischöfe betrifft, so wird man da häufig an die Töchter des Phorkys erinnert, die nur ein Auge und einen Zahn hatten, welche sie sich gegenseitig zum Gebrauche liehen."

Herr Kardinal Robert Bellarmin (De missa lib. I. cap. 6.) verwirft alles, was man zur Aufrechthaltung der Lehre vom Meßopfer aus dem Hebräerbriefe und speziell aus der Stelle Hebr. 13, 10. vorbringt. „Der Apostel", meint Herr Bellarmin, „der Apostel hat das Opfer von Brod und Wein mit Fleiß ausgelassen, damit er nicht genöthigt werde, das Geheimniß der Eucharistie zu erklären, welches Denen, an die er schrieb, noch etwas zu hoch war." Wie wenig der Apostel Paulus daran gedacht haben konnte, daß Christus bei Gelegenheit des ersten hl. Abendmahls sich geopfert habe, erhellt auch daraus, daß er sogleich nachher (Hebr. 13, 12.) vom Tode Christi spricht, den Er außerhalb des Thores gelitten. Herr Bellarmin bringt noch eine ganze Reihe von Beweisstellen für sein Meßopfer bei. So soll der Ausspruch Christi an die Samaritanerin (Joh. 4, 21.) über die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit vom Meßopfer handeln. Abraham (1. Mos. 22, 5.), im Begriffe den Isaak zu opfern, sage: „er gehe hin, um anzubeten." Und weil die Juden in Jerusalem, wie die Samariter auf dem Garizim geopfert hätten, so sollen (Apg. 13, 2.) Paulus und Barnabas das Meßopfer celebrirt haben (De missa lib. II. cap 13.). In seinem sakramentalischen Unterrichtsbuch citirt Dr. Hermann Rolfus die Stelle Dan. 12, 13. „Daniel", behauptet Herr Rolfus, „Daniel beschreibe da, wie das hl. Meßopfer abgeschafft wird, das in den Augen des Antichrists und seiner Jünger ein Gräuel sein muß, wie es auch alle Feinde der Kirche (?) als Götzendienst beschimpfen." Die Stelle Jerem. 33, 18. beziehen Einige auf das Meßopfer, weil es heißt, „es solle nimmermehr an Priestern und Leviten fehlen, die da Brandopfer thun und Speisopfer anzünden ewiglich." Hier, wie Maleachi 1, 11. ist davon die Rede, daß nach den Tagen der Heimsuchung eine Zeit kommen werde, wo die Juden in Ruhe und Frieden Gott wieder würden dienen können; nicht allein aber sie, sondern auch die Heiden. Wenn die röm. Streittheologie sich so sehr auf solche Stellen steift, so fragen wir: „¿ Bringen die röm. Priester Brandopfer, Speisopfer; schlachten sie?" Wie dieses, so ist auch Jes. 66, 21. zu erledigen. Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, vermeinen, jeder Schwierigkeit endgültig dadurch zu entschlüpfen, daß sie vorgeben: „Es würde das hl. Meßopfer ebenso feurig verehrt, ebenso häufig gefeiert werden, wenn auch kein Buchstabe von ihm erwähnt wäre; denn es sei die durch alle Geschlechter sich hindurchziehende göttliche That. Diese Speise empfangen Alle, die da in der Wüste sind und sie empfangen wollen; und die Gestalten dieser Speise sind dem Fleische oder den Wachteln gegenüber, an denen die Israeliten den Tod sich aßen, ehe (sic) sie das Manna bekamen (Rolfus) Brod, und zwar das wahre Engelsbrod, weil die Engel selbst herabsteigen, es anzubeten. Dieses Brod

1. Kor. 10, 16. Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ¿ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brod, welches wir brechen, ¿ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes unsers Herrn?

Dies ist kein Beweis, daß Christus sammt seinem Leibe, Blut, Seele, Gottheit, Knochen und Nerven im hl. Abendmahle gegenwärtig

---

hört nicht auf, bis wir den Herrn im himmlischen Paradiese von Angesicht zu Angesicht sehen."

Eine Klasse, die andere Zwecke verfolgt, als die ehrlichen Leute, wird versuchen, Diejenigen, die sie nicht verdummen kann, wenigstens zu Heuchlern zu stempeln. Manche Dummköpfe fühlen sich außerordentlich geschmeichelt, wenn man einen wissenschaftlichen Firniß bei ihnen voraussetzt. Für diese haben nun einige Sachwalter des Papalsystems folgendes metaphysische Kauderwelsch in Bereitschaft: „Christus wollte sich unter den eucharistischen Formen verhüllen, um den Stolz des Menschen (¿Adam?) zu bestrafen, als dieser versuchen wollte, ob er stürbe, wenn er von der Frucht äße, welche er sah; darum ists nun nothwendig, daß der Mensch (¿das Menschengeschlecht?) glaube, daß er leben werde, indem er die Frucht ißt, welche er nicht sieht." ¡Wer bemerkt nicht das trügerische Wortspiel mit dem Wort Mensch, welches das eine Mal in der individuellsten, das andere Mal in der collectivsten Bedeutung gebraucht ist! Ein romantischer Dämmerer dürfte sich den Baum seiner dogmatischen Erkenntniß in Gestalt eines kernfaulen Brodfruchtbaumes vergegenwärtigen. Andern ist ihr Magen lieber, als ihr Kopf. Auch sie wissen die kernhaften Menschenkenner an der empfindlichsten Seite zu fassen: „Gott straft die Individuen gleich den Völkern durch eine Art natürlicher Wiedervergeltung an dem, woran sie gesündigt haben. Es ist merkwürdig und in der That bewundernswerth, daß der herrliche Waizen und der treffliche Wein in jenen Gegenden nicht mehr gut fortkommen, wo man Gott die eucharistischen Elemente bereits nicht mehr opfert, und daß in England der Punsch an ihre Stelle trat, in Deutschland das Bier und in Genf das eiskalte Seewasser." Einer der plauderhaftesten Fabrikanten röm. Nebelbilder, Herr Dr. Alban Stolz, hat die Sache in noch brillantere Beleuchtung zu drehen versucht. „Der Christ findet zwar auch die Geburtsstätten des Christenthums in Ruinen; aber sei es, daß der Rebstock und der Weinberg dort zerstört: der goldene Wein, der daraus geflossen, ist in der Kirche aufbewahrt und wird für und für Leben gebend ausgetheilt: Es ist die Eucharistie." Die in den volksthümlichen Elaboraten dieses zänkischen Schönfärbers ausgeprägte Vereinigung traumhafter Ueberspannung mit trivialer Alltäglichkeit gewährt einen zwiefachen Genuß des Lächerlichen. Rebstock und Weinberg sind in Palästina nicht zerstört, wie Herr Stolz und ich mit eigenen Augen gesehen haben. Gewisse Schulmeinungen erscheinen den Widersächern des Protestantismus passend als Mittel zum Zweck, obgleich sie nichts weniger als mit den Lehren der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) zusammenfallen, sondern gelegentlich ebenso eine päpstliche Verurtheilung erleiden würden, wie jener Hermesianismus, der sich zur Aufgabe setzte, die logische Nothwendigkeit der röm. Kirche aufzuweisen. Der Bonner Professor Georg Hermes, gestorben 1831, hatte an die Stelle von Kants Kritik der reinen Vernunft ein positiveres System zu setzen versucht. Ein päpstliches Breve vom 26. Sept. 1835 verdammte seine Schriften. „In der ganzen Geschichte", schreibt Herr Alban Stolz, „in der ganzen Geschichte soll nicht sowohl Papst Gregor XVI. die oberste Instanz gewesen sein, als vielmehr Herr Joh. Perrone, welcher dem Papst über ein Buch referirte, das er selbst nicht genau verstanden haben soll." Darauf hin leisteten die letzten Hermesianer", die Bonner Professoren Braun und Elvenich, den Nachweis, daß an Herrn Hermes Lehren verdammt worden seien, die er nie gelehrt habe. Nichtsdestoweniger blieb die Verdammung aufrecht, und die beiden nach Rom citirten Professoren wurden, ohne angehört zu werden, zurückgewiesen. Nach unserer Schätzung gehörte Herr G. Hermes zu jenen Kampfhähnen, welche, wie der Philosoph des Mephistopheles, beweisen können, es müßte so sein, und sich auch durch den handgreiflichsten Beweis des Gegentheils nicht bedeuten lassen, wenn die Wirklichkeit nicht so will, wie ihre Theorie verlangt. Das Verbrechen der Prostitution des Geistes ist weit häufiger, als man denkt. Immer und immer noch tauchen auf Hochschulen brodgierige Freidenker auf, welche vor staunenden Biergesichtern und hohläugigen Seminaristen eine Verein-

sei unter dem Anscheine von Brod und Wein. Aus dem folgenden Verse: „So sind wir Viele ein Leib, dieweil wir Alle eines Brodes theilhaftig sind," würde dann folgerichtig hervorgehen, daß Paulus und die Korinther in Brod verwandelt worden seien. Der Glaube an Christum macht den Gläubigen eins mit ihm (Joh. 17, 20—23.).

---

barung der röm. Dogmen (resp. der Messe) mit der Vernunft anbahnen, neuen Wein in die alten Schläuche füllen und das Thier auf dürrer Heide mit der Ueberzeugung versöhnen wollen. „Es ist", sagt Franz von Baader, „es ist nur eine höchst billige Forderung, die man an die Christen macht, wenn man von ihnen verlangt, daß sie als vernünftige Leute wissen, wie sie bei ihrem Kultus thun, und daß sie dieses ihr Wissen auch Andern mitzutheilen vermögen. Wenn nämlich schon das Hoffen und Glauben selber kein Wissen ist, so muß doch der Grund desselben ein Gewußtes oder ein Gewisses sein. So wie nämlich das ewige Wort oder das ewige Leben nur die unpersonifizirte menschliche Natur annahm, so gibt auch Christus in der Eucharistie nicht seinen individuellen Leib, sondern solchen als gemeinsame Substanz und Natur (darum heimlich und ohne sichtbare Gestalt, auch in Ubiquität) als Same und Ferment des Auferstehungsleibes, den jeder einzelne Mensch in sich zum besonderen Gliedmaaß des gemeinsamen Leibes auswirken soll; wie denn Aehnliches von jeder Speise gilt, und wie kein Individuum als solches und unmittelbar ein anderes speisen, sich auch mit ihm unmittelbar nicht zu gatten vermag, sondern bei beiden Funktionen die Resolution in die gemeinsame Substanz vermittelnd eintreten muß. Zum Verständnisse des Gesagten diene übrigens noch eine (in der Biologie noch nicht recht klar gewordene) Unterscheidung eines primitiven (centralen) und eines secundären (peripherischen) Speisens, Alimentirens, oder, wie die Franzosen sagen, Substanzirens, woraus die Unmöglichkeit hervorgeht, die erste dieser Alimentationsweisen durch die letztere zu erklären u. s. w. u. s. w." Mit solchen und ähnlichen Salbaadereien werden die Lehrjungen während ihres Erwachens zum Selbstbewußtwerden einige Semester hindurch vertröstet; die umständliche Dogmengeschichte, welche eben die Individualität des Papalsystems ausmacht, wird durch allerhand Muthmaßungen, dergleichen ein witziger Kopf in einem Tage zu Dutzenden erfinden könnte, abzuebnen und zu verwischen gesucht. Die hochherzigen Strömungen und die reiche Kraft der Gegenwart gehen mittlerweile an den Jünglingen vorüber, ohne sie nachhaltig zu ergreifen. Nur nachdenken, in des Wortes trivialster Bedeutung, sollen sie, was der Herr Professor vordocirt und nicht einmal selber vordenkt. Nachdem sie ihm durch dick und dünn gefolgt sind und ermüdet und verdummt alle Merkzeichen des Weges verloren haben, sagt man ihnen, das Ziel sei erreicht: Es kommt die Zeit, wo die Unversteht verlassen und die Krippe des Staats- und Kirchendienstes in eine ihren Strebungen entsprechende Höhe gehängt wird. Daß man sich im Leben einigermaßen umgesehen haben müsse, um auf dem Felde der Seelsorge mit Erfolg wirken zu können, daran denkt unter Fünfen kaum Einer: „Das Geschäft bringt's mal so mit sich." Die angestellten Hellseher kommen mit ihrem Aufkläricht begreiflicherweise nie über den Anlauf hinaus. Wird das Ding ein Bischen bunt, versteigen sie sich z. B., ihre theosophischen Spekulationen mit Buchhändler-Spekulationen zu verbinden, in der Hoffnung, die lichten Sphären ihrer harmonischen Befriedigung auf die Sphärengestalten edler Metalle zu übertragen, dann legt sich die Congregation des Index der verbotenen Bücher darein, und der andere Akt der einstudirten Komödie wird aufgeführt: Die Gluth des Ringers nach Wahrheit und Versöhnung löscht sich im Bade der Wiedergeburt; d. h. der Candidatenmantel des verbrauchten Kraftgenies wird gegen die Märtyrerkrone der Unterwerfung unter die Glaubensnorm der milchweißen Hindin, der runzellosen, unbefleckten Braut des Lammes (Papst und ein Theil des Klerus) umgetauscht; das goldene Vließ, der goldene Sporn, oder ein beliebiges Kreuz, Band, Knopf oder Stern wird an den reuigen Schächer geknüpft. Alsdann versenkt er sich in allerunterthänigstes Pflichtgefühl wühlhuberischer Brauchbarkeit und versinkt in das unbedingteste Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit. Für das von hierarchischen Kreisen beliebte Schaukelsystem zeugte es neuerdings, daß Monsignore Düpanloup, Bischof von Orleans, in Frankreich den Carmeliter-Pater Hyacinth auf-

1. Kor. 10, 21. Ihr könnet nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und der Teufel Kelch. Ihr könnet nicht zugleich theilhaftig sein des Herren Tisches und des Tisches der Teufel.

Einige Sachwalter der Religion der Päpste argumentiren folgendermaßen: „Paulus setzt hier einander entgegen des Herrn Tisch und

---

fordert, in die Kirche zurückzukehren und sich dem Papst zu Füßen zu werfen, während eine Schrift eben dieses Bischofs auf den Index gesetzt wurde. Einige rieben sich schadenfroh die Hände und meinten, Monsignore Düpanloup könne nun die Reise nach Rom auf gemeinschaftliche Kosten mit dem Barfüßer machen und hier Buße thun für sein Buch über den Syllabus. Der gelehrte Prälat wollte nämlich den Syllabus mit dem Liberalismus versöhnen, was freilich nicht möglich. Franz Volkmar Reinhard spricht in seiner Erfahrungsseelenkunde von dem Einfluß der Kleinigkeiten, wodurch bald die Eitelkeit, bald der Geiz, bald die Weltlust, bald Aberglauben und Frömmelei Schwache bestimmt, sich zum Werkzeuge der Bosheit erhandeln zu lassen. Wer das Papalsystem vertheidigen will, ist genöthigt, einen außer ihm liegenden Standpunkt einzunehmen. Rom bedarf Leute, die Alles aus Allem machen können; solche Tausendkünstler sind immer von vorübergehendem Nutzen und lassen sich gerne verdammen und in den Ruhestand versetzen, wenn sie seinen Zwecken nicht mehr frommen. „Die Dummheit", sagt Ludwig Börne, „die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit hasset und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber steht." Verdammung war das voraussichtliche Loos „geistreicher" Vertheidiger des Papstthums, und man hat nicht gehört, daß Einer der Abgespeisten aus Verzweiflung, oder aus ernsten innern Kämpfen mager geworden wäre. Im Gegentheil: noch immer, wenn's die Unterwerfung unter Aberglauben, oder eine verdächtige Einmischung der Hierarchie in Regentenrechte betraf, haben sich Garderobemädchen, Seelenbräute, Staatsrechtslehrer. Diplomaten, Hofräthe und Kammerdiener als Aschenbrödel, Prügeljungen und Handlanger brauchen lassen, nach bestellten Mustern zu schanzen. „Unser Reglement", meinen sie, „unser Reglement ist höher als alle Vernunft und muß darum respektirt werden, wenigstens so lange noch Fonds für unsere Fütterung vorhanden sind." Es gibt eine Art von Verworfenheit, die zuletzt eben in der vollständigsten Grundsatzlosigkeit die einzig rechte Staatskunst erblickt. „Jetzt sind sie liberal; doch stets erbötig, den Rock zu wechseln und die Haut, wenn nöthig." Finsterlinge schreien über die Gefahr der Aufklärung, weil diese sie verhindert, im Trüben zu fischen. Kein würdiger Regent hat aufgeklärte Völker zu fürchten, und nur ein Menschenverächter braucht Schurken. Vielleicht begreifen die unfreiwilligen Märtyrer schon, daß wenn man sich auch einer noch so großen Gewalt verschrieb, immer wieder eine noch größere kommt, um sie dafür abzustrafen.

Wenn wir die Sachwalter der Religion der Päpste beständig prahlen hören mit ihrem sicheren Wege, die hl. Schrift auszulegen; wenn wir sehen, daß sie, gleichsam im wohlerworbenen Hochgefühle geistiger und geistlicher Ueberlegenheit, uns arme Protestanten mit Geringschätzung behandeln, so möchte sich Einer kaum weniger einbilden, als daß sie im Besitze einer „unfehlbaren" Auslegung sind und nun sogleich jedem exegetischen Zerwürfniß ein Ende machen werden, dadurch, daß sie uns den unzweifelhaften Sinn jeder streitigen Stelle geben. Aber wir finden unsere Hoffnung elend vereitelt; denn ungeachtet all ihres Pochens hat es in mehr als achtzehnhundert Jahren ihrer Kirche noch nicht beliebt, sich die Welt durch Auslegung eines einzigen Kapitels, geschweige denn durch einen vollständigen Bibelcommentar zu verpflichten; und die Redensart vom Vorhandensein einer „unfehlbaren Auslegung" der hl. Schrift ist eigentlich nichts, als ein lügnerisches Hirngespinnst, das jeder sachlichen Anknüpfung entbehrt. Der Bischof J. B. Bossuet (Conférence avec Mr. Claude) behauptet, „die hl. Schrift, ohne ihre rechtmäßige Auslegung, sei ein Messer, um uns die Kehle abzuschneiden." Auf die Frage Claude's, ¿woraus denn der Glaube an die Unfehlbarkeit der röm. kath. Kirche entstehe? hatte Bossuet keine andere Antwort, als die Kundgebung seiner subjektiven Ansicht: „daß der hl. Geist es dem Einzelnen eingebe, an die Kirche zu glauben." Als im Jahre 1552 den auf dem Concil von Trient anwesenden protestantischen Gesandten ein neuer Geleitsbrief zur Einsichtsnahme vorgelegt worden war, prüften sie dessen Inhalt. Sie fühlten sich, bemerkt Paul Sarpi,

der Heiden Tisch. Nun war der Heiden Tisch ein Altar, worauf sie den Teufeln opferten; so muß dann auch der Abendmahlstisch ein Altar sein, worauf dem Herrn geopfert wird."

Paulus redet hier nicht von der Heiden Altar, auf dem sie

---

keineswegs befriedigt; denn es fehlten darin vier Artikel, welche das baseler Concil seinerseits den Böhmen bewilligt hatte. Den zweiten dieser Punkte, nämlich, „daß alle theologischen Streitfragen nach den Aussprüchen der hl. Schrift, nach der Praxis der alten Kirche und nach den Bestimmungen der mit der hl. Schrift übereinstimmenden Concilien und Exegeten entschieden werden sollten", fanden sie ganz anders gegeben, als sie verlangt hatten; die drei andern waren weggelassen. Es wurde nun fragliche Geleitsformel zurückgegeben und die Punkte bezeichnet, die man protestantischer Seits eingerückt wünschte. Der päpstliche Legat und die Concilspräsidenten stellten hierauf den kaiserlichen Gesandten, durch deren Hände die Sache gegangen, vor, „die Urkunde verspreche ja den Protestanten, wenn auch ein wenig mit veränderten Worten, daß die hl. Schrift, die Praxis der Kirche und die an die hl. Schrift sich haltenden Concilien und Lehrer als Richtschnur bei den Verhandlungen gelten sollten. Freilich habe man nur die apostolische Ueberlieferung genannt; aber eben diese sei die Praxis der Kirche. Und die heiligen Kirchenväter; und hiebei verstehe es sich von selbst, daß man nur jene Kirchenväter meine, welche auf die hl. Schrift und auf keine andere Lehre sich stützten." Der Graf von Montfort entgegnete, „wenn der bewilligte Geleitsbrief sich im Wesentlichen vom Baseler nicht unterscheide, so sei ja, um den Protestanten für alle Zeiten den Mund zu versiegeln, nichts erforderlich, als die baseler Form von Wort zu Wort, nur mit Abänderung der Personen, der Orte und der Zeit abzuschreiben." Die Präsidenten, durch diese listige und angemessene Antwort abgekanzelt, schwiegen verduzt, bis der Legat endlich wieder zu sich kommend meinte, es müsse die Sache in einer Congregation an die Väter gebracht und nach deren Gutdünken der Beschluß gefaßt werden. Aber unter der Hand empfahlen sie ihren Vertrauten angelegentlich die Sache Gottes und der Kirche und äußerten gegen die Italiener und Spanier: „man thue höchst unrecht, einem Häuflein Ketzer so nachzugeben, Menschen, die ohne Umsicht in den Tag hineinredeten, die gegen die christliche Lehre sich verbunden und nur nach der hl. Schrift gehen wollten." Zu Allen aber sprachen sie: „es würde dem Concil zu großer Unehre gereichen, wenn die Väter Vorträge hielten und Vorträge gestatteten, durch welche nie zu Ende kommender Streit entstehen müßte; denn wollten sie die Frage verhandeln, welche hl. Kirchenväter und Doktoren auf die hl. Schrift sich gründen, so vermöchten sie gewiß niemals darüber einig zu werden." Wir lesen in den Erlaßen des Congresses von Trient (Sess IV): „Die hochheilige Versammlung beschließt zur Bezähmung muthwilliger Geister, daß Keiner, seiner eigenen Einsicht vertrauend, in Sachen des Glaubens und der Sitten, die zum Aufbau der christlichen Lehre gehören, die hl. Schrift nach seinem Sinne verdrehe und gegen den Sinn, welchen die hl. Mutter, die Kirche, der es zusteht, über den wahren Sinn und die Auslegung der hl. Schriften zu urtheilen, festgehalten hat und festhält, oder auch gegen die einhellige Uebereinstimmung der Kirchenväter zu erklären wage, selbst wenn solche Auslegungen nie veröffentlicht werden sollten. (¡Da steckt des Pudels Kern!) Die Zuwiderhandelnden sollen durch die Diözesanbischöfe kund gemacht und mit den vom Rechte bestimmten Strafen belegt werden." Wenn dieser Sinn niemals gegeben wurde, und er wurde niemals gegeben, ¿wie kann Jemand diesem Sinne gemäß die hl. Schrift annehmen? Es ist ein Zeichen von Unehrlichkeit, Forderungen zu stellen, welche über das erreichbare Ziel hinausgehen. Abgefeimte Pfaffen sagen: „Wenn Gott der röm. Kirche nicht erlaubte, ihren Plan auszuführen, eine unfehlbare Auslegung der ganzen hl. Schrift zu geben, so geschah dies offenbar aus dem Grunde, weil es nicht gut sei, daß gewisse Zweifel des Glaubens aufgehellt werden; denn da würde ja keine hinreichende Materie für jene Versuchungen und Prüfungen bleiben, welche Heilige und Märtyrer hervorbringen." Jener Verrückte, welcher in einem Flusse Wässer trank, während seine Freunde fürchteten, er wolle sich ertränken, tröstete diese mit der rosigen Auffassung: „Seid ruhig, ich werde nicht Alles trinken." Papst Pius IV. hat den Beschluß des

opferten, sondern von der Heiden Tisch, auf dem nach dem Opfer eine Mahlzeit gehalten zu werden pflegte. Er mahnt die Korinther ab, sich bei solchen Tischen einzufinden. Die Gegenüberstellung zeigt: „Gleichwie das Theilnehmen am Tische der Teufel nicht bedeutet,

---

trienter Wohlfahrtsausschusses in engere Grenzen gezwängt: In der Bulle vom 13. Nov. 1564 werden sämmtliche Geistliche angehalten, einen Eid zu schwören, die hl. Schrift (nicht nur nicht gegen, sondern) nicht anders, als gemäß der einhelligen Uebereinstimmung der Kirchenväter auszulegen. ¿Wollte Pius in seiner Glaubensformel den wirklichen Sinn des Concilienbeschlusses wiedergeben? Um so auffallender erschiene dann das leichtfertige Versehen in einem Dokumente, dem er und seine Rathgeber eine ungeheure Wichtigkeit beischreiben mußten. ¿Sollte er etwa so einfältig gewesen sein, zu wähnen, das Concil habe nicht mit Absicht den lakonischen Ausdruck „gegen die einhellige Uebereinstimmung der Kirchenväter" in die Redaktion aufgenommen? ¡Weiß man doch, daß zu Trient jedes Wörtchen auf der Goldwaage abgewogen wurde! Aber nun: was geschrieben steht, steht geschrieben. Durch seine scheinbar so genauen und entscheidenden Ausdrücke hat sich der hl. Vater auf eine fremdartige Weise verwickelt und ertappen lassen. Die Protestanten danken ihm für diese ex cathedra geschmiedete Waffe und wissen sie zu handhaben. Die Schärfe des Gebots nach der negativen Seite hin, zusammen mit dem Mangel einer Ausführung der positiven Seite, muß den Eindruck von Wankelmuth erzeugen. Eine einhellige Uebereinstimmung der sog. Kirchenväter läßt sich bei keiner Schriftstelle nachweisen; die von Pius IV. aufgestellte Bedingung spricht darum eine Unmöglichkeit aus und gehört in die Kategorie der grundlosen Voraussetzungen. Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) belegt zwar gerne ihre Erlaße mit einigen kirchenväterlichen Brocken; aber unbekannt kann es ihr nicht sein, daß meist auch das Gegentheil durch patristische Autorität hätte ausgestattet werden können. So schreibt der sog. Kirchenvater Irenäus (Ad Trallianos cap. 8.): „Erneuert Euch im Glauben, welches ist das Fleisch des Herrn; in der Liebe, welches Christi Blut ist." Und der hl. (?) Tertullianus (Adv. Marcion. I, 14.): „Christus hat nicht das Wasser verschmäht, mit dem Er die Seinen reinigt; nicht das Oel, mit dem Er die Seinen salbt; nicht das Brod, durch das Er selbst seinen Leib darstellt." Und (Ibid. VI. 40.): „Das Brod seinen Schülern vertheilend hat Er zu seinem Leibe gemacht, indem Er sagte, mein Leib, das heißt, das Bild meines Leibes." (Diese Erläuterung hat Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, bedächtig ausgelassen.). Der hl. (?) Origenes: „Bei dem Brode des Herrn hat der Gebrauchende den Nutzen, wenn er mit reinem Gewissen das Brod genießt. An sich werden wir weder durch das Nichtessen, eben um des Nichtessens willen, irgend eines Gutes beraubt, noch werden wir reich an einem Gute durch das Essen; denn die Ursache der Beraubung ist die Schlechtigkeit, die Ursache des Reichthums die Gerechtigkeit." Herr Joh. Perrone macht sich's bequem: Er ruft eine Anzahl sog. Kirchenväter der Reihe nach als Zeugen auf, kraft eines ihrer bekannten Aussprüche, in denen irgendwie von Fleisch und Blut im hl. Abendmahl die Rede ist, ohne zu erwägen, in welcher Weise und wie bedingt durch ihre sonstige Anschauungsweise. In dieser Deutung widersprechender Aeußerungen liegt noch mehr Zwang und Beflissenheit, als in der Auswahl der beigebrachten. Man sieht: bezüglich eines von der Kirche zu gebenden, oder aus der Einstimmigkeit der sog. Kirchenväter zu entnehmenden Sinnes der hl. Schrift, haben Protestanten und röm. Katholiken einander nichts vorzuwerfen, und es gilt hier einstweilen noch die Regel, daß das, was Allen gemein ist, nichts ausschließlich gegen wen immer beweist. Die Verschiedenheit der Ansichten ist eben eine unabwendbare Mangelhaftigkeit der Menschennatur, beim Menschen zu Rom sowohl, als bei Unserer Wenigkeit. Vielleicht ist's das unbehagliche Gefühl, das naturwüchsige, aber feindliche Prinzip im eigenen Busen zu tragen, was die Angriffe dieses Menschen gegen den Protestantismus so verbittert und so ins Kleinliche zieht.

Werfen wir einen Blick auf die seit 1592 nicht mehr veränderte Vulgata: In Betreff der Schriften des Neuen Testaments ist sie, vornehmlich da, wo der Text einige Schwierigkeit bietet, kaum eine Uebersetzung zu nennen; es sind lateinische

daß man die Teufel esse, sondern daß man an den ihnen geweihten Speisen theilnehme, so ist unter dem Theilnehmen am Tische des Herrn nicht zu verstehen, daß man Christum esse, sondern daß man an den zu seinem Andenken geweihten Speisen theilnehme."

Wörter, die den griechischen auf gut Glück angepaßt wurden, und die irgend ein beliebiges Satzgefüge bilden. Es ist einleuchtend, daß man in solchen Fällen gesucht hat, die Verantwortlichkeit außer Spiel zu lassen und in dieser Absicht sich für keinen bestimmten Sinn erklären wollte. An manchen Stellen, wo der Sinn durchaus klar, aber für die röm. Kirche gefährlich war, hat man sich bemüht, ihn zu verdunkeln oder zu verdrehen; an andern hat man einige Worte eingeflickt, um diese oder jene röm. Idee zu begünstigen. Alles dies darf ein röm. Katholik nicht sehen, oder, wenn er es sieht, so muß er es leugnen: denn das trienter Concil verbietet ihm, die Vulgata zu verwerfen, unter welchem Vorwande es auch sei, folglich selbst dann, wenn er sie im Irrthum weiß. ¡Dahin führt das System der Unfehlbarkeit! Wir erinnern hier daran, daß die hl. Schrift in der Volkssprache von Rom unter die Rubrik der verbotenen Bücher gerechnet wird. Jesus spricht (Joh. 5, 39.): „¡Forschet in der Schrift!" Pius IX. hat verschiedene Regeln über die verbotenen Bücher durch Verfügung vom 24. März 1564 bestätigt. Die vierte Regel lautet: „Da die Erfahrung zeigt, daß, wenn die hl. Schrift allenthalben in der Volkssprache zugelassen wird, daraus durch die Vermessenheit der Menschen mehr Nachtheil als Nutzen entspringt, so sei es in dieser Beziehung dem Urtheile des Bischofs oder Inquisitors anheimgestellt, nach dem Rath des Pfarrers oder Beichtvaters das Lesen der von katholischen Verfassern übersetzten hl. Schrift in der Volkssprache Denjenigen zu erlauben, von welchen sie wissen, daß sie durch dieses Lesen keinen Schaden nehmen, u. s. w., welche Erlaubniß sie schriftlich haben sollen. Wer aber ohne eine solche Erlaubniß sie zu lesen oder zu besitzen sich herausnimmt, soll, ehe er sie dem Diözesanbischofe zugestellt hat, die Lossprechung von den Sünden nicht erhalten können", d. h. nach röm. Begriffen, in Todsünde sterben müssen und darum ewig verdammt sein. Die Constitution Urbans VIII. vom 16. April 1631 setzt fest, daß einzig und allein der Papst und sein Glaubensgericht die Erlaubniß ertheilen können. Schwierig und mit Kosten mag das Aktenstück von der betreffenden Gerichtsbarkeit zu erlangen sein. Wir kennen Niemanden, der im Besitze eines derartigen Beleges wäre, hingegen Mehrere, welche sich die Erlaubniß gekauft haben, sich in einem verbotenen Grade zu verheirathen. „Hier in Rom", schreibt der Verfasser der röm. Briefe über das vatikanische Concil (Augsb. Allg. Ztg. vom 19. Jan. 1870), „hier in Rom kann man wohl fast in allen Häusern ein Lotterie-Traumbuch finden, aber nie ein Neues Testament und nur höchst selten ein Erbauungsbuch. Es ist, als ob der Grundsatz gelten solle: Je unwissender das Volk, desto größer muß der Antheil sein, welchen die Hierarchie dieses Volkes an der Herrschaft in der Kirche hat." Auf kein anderes Buch sind so strenge Beschränkungen gelegt worden, wie auf die hl. Schrift. Innocens III. setzte auf das Bibellesen der Laien, unter Berufung auf 2. Mos. 19, 13., die Strafe der Steinigung. Seine Heiligkeit urtheilte: „Das Volk solle die Bibel nicht lesen, weil jede Bestie des Todes sterben mußte, welche sich dem Berge Sinai näherte, als Moses daselbst das Gesetz empfieng." Dieser Papst wollte das fünfte Buch Mosis zur Geltung eines christlichen Gesetzbuches erheben, weil er dadurch einen Bibeltext für seine Lehre von der Gewalt der Päpste über Leben und Tod gewann; dazu mußten aber die Worte verändert werden. Wenn es nämlich 5. Mos. 17, 8—12. hieß: „ein Israelite solle in der Appellationsinstanz Recht nehmen vor dem Hohenpriester und dem Richter, und falls er bei ihrem Spruche sich nicht beruhige, den Tod erleiden", so machte Innocens durch eine Einschiebung in den Text der Vulgata daraus: „wer sich dem Urtheile des Hohenpriesters (an dessen Stelle im Neuen Bund, so meint er, der Papst getreten sei) nicht unterwerfe, den solle der Richter hinrichten lassen." Honorius III. untersagte nicht nur den Laien die Bibel, sondern hielt selbst für dienlich, der Klerisei den Weg zu höhern Kenntnissen zu verrammeln und verbot ihr, in einem Buche zu lesen, das man lesen kann, ohne ein Wörtchen hebräisch, griechisch oder latein zu verstehen: im Buche der Natur. Er verbot ihr das Studium der Naturlehre. „Die Natur", sagt Immanuel Kant, „die Na-

Maleachi 1, 10—11. Ich habe keinen Gefallen an Euch, spricht der Herr Zebaoth, und das Speisopfer von Euern Händen ist mir nicht angenehm. Aber von Anfang der Sonne bis Niedergang soll mein Name herrlich werden unter den Heiden, und an allen Orten wird Rauchopfer dargebracht meinem Namen und reines Speisopfer.

Die Mehrheit auf dem Concil von Trient (Sess. XXII. cap. 1.) hat behauptet: „das Meßopfer sei jenes reine Opfer, von welchem

---

tur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffrenschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen." Mit Vorliebe schöpfte Christus seine Vergleiche und Beispiele aus der Natur. Sie bietet reichste Auslese von Schätzen für das geistige Leben. Eine Constitution Innocens' XI. (1687) schreibt vor, daß Jedermann gehalten sei, den Ortsgeistlichen seine Bibel auszuliefern, welche sie verbrennen sollen. Clemens XI. verdammte (1713) in der Bulle Unigenitus folgende Proposition des Jansenisten Quesnel: „Es ist nützlich und nothwendig, zu jeder Zeit, an jedem Orte und für Jedermann, die hl. Schrift zu studiren." Clemens XIII. verhängte auf das Lesen einer italienischen Bibelübersetzung von Seite der Laien Galeerenstrafe. Pius VII. bezeichnet in seiner Bulle vom 29. Juni 1816 den Wiederabdruck einer polnischen, von Clemens VIII. (1599) genehmigten Uebersetzung als „eine Pest und ein gottloses Unterfangen". Die Bibelgesellschaften nennt der geistliche Herr „die arglistigste Erfindung, wodurch selbst die Grundpfeiler der Religion untergraben werden." Es ist dies einfach eine Anklage gegen die Bibel, weil ja die von genannten Gesellschaften verbreiteten Bibeln ausschließlich den Text enthalten. In einer andern Bulle (1819) über Verbreitung der Bibel in den irischen Schulen, nennt er sie „eine Saat des Unkrauts, wodurch die Kinder schon früh mit dem heillosen Gifte verderbter Lehre angesteckt würden". Leo XII. bezeichnet in der Bulle vom 3. Mai 1824 die Bibelgesellschaften als „eine hinterlistige Erfindung", warnt vor ihrer „tödlichen Weide" und nennt eine Bibel in der Landessprache ein „todbringendes Geschenk", eine protestantische Bibel gar ein „Evangelium des Teufels". Pius VIII. stimmt darin überein, die von den Bibelgesellschaften verbreiteten Bibeln „eine Pest, die gefährlichste von allen Ansteckungen" zu nennen. Gregor XVI., dicknäsigen Andenkens, erließ am 8. Mai 1844 eine eigene Bannbulle gegen die Bibelgesellschaften, worin es heißt: „Wir haben beschlossen, sämmtliche Bibelgesellschaften mit apostolischer (?) Autorität zu verdammen." Die Geistlichen werden von Sr. Spürnasigkeit aufgefordert, die in die Volkssprache übersetzten Bibeln (¡also nicht allein diejenigen der Bibelgesellschaften!) den Gläubigen aus den Händen zu reißen." Der Lehre von der Heiligkeit des Eigenthums wird da eine Nase gedreht. Uebrigens macht die Knechtsgestalt in ihrem Dokumente das aufrichtige Geständniß, „sie selbst sei unwürdig ihres Amtes." Aus dem Geständniß der Sündhaftigkeit webt sie sich sofort einen Heiligenschein. Pius IX. sagt in seiner Circulardepesche vom Januar 1850: „Unter dem Beistande der durch diesen hl. Stuhl längst verdammten Bibelgesellschaften entblödet man sich nicht, heilige, in die Muttersprache übersetzte Bibeln ohne Beachtung der bestehenden kirchlichen Vorschriften zu verbreiten; unter falschen (?) Vorspiegelungen empfiehlt man den Gläubigen das Lesen derselben. Ihr in Euerer Weisheit, ehrwürdige Brüder, begreift vollkommen, mit welcher Wachsamkeit und Sorgfalt Ihr Euch bemühen müßt, in den Gläubigen einen Schauder vor solch giftigem Lesen zu erwecken. Euere Aufgabe ist es, sie zu erinnern, daß kein Mensch das Recht hat, sich mit eigenem Verstande die Bibel zu erklären, daß Keiner sich anmaßen darf, die Schrift anders zu erklären, als die hl. Mutter Kirche es thut, der Unser Herr allein die Vormundschaft über den Glauben, die Entscheidung des wahren Sinnes und die richtige Auslegung der hl. Bücher anvertraut hat." So unverblümte Entleerungen sollen geeignet sein, auch den letzten Zweifel zu verscheuchen. Recht kindlich führt Herr Professor Joh. Perrone gegen die Bibelgefahr das Bedenken der Eva an vor dem Baume der Erkenntniß, daß Gott gesagt habe: „Ihr sollt nicht davon essen, auf daß Ihr nicht sterbet." Man begnügt sich röm. Seits, jede nicht beglaubigte Bibelübersetzung zu verbieten und hütet sich, irgend eine zu beglaubigen. Im Jahre 1854 ließ die Polizeidirektion in Ofen die 121 Bibeln, welche in der dortigen evangelischen Gemeinde gefunden wurden, bis auf ein Exemplar, „woran der Pfarrer genug habe",

der Herr durch Maleachi weissagte, daß es in seinem Namen, der groß unter den Völkern werden sollte, überall werde rein dargebracht werden, und auf welches der Apostel Paulus nicht undeutlich (sic) in seinem Schreiben an die Korinther hindeutet, wenn er sagt: daß Die, welche durch die Theilnahme am Tische der Teufel befleckt seien, nicht theilhaftig werden können des Tisches des Herrn."

Wenn man so beweisen will, so müssen alle Christen Meßpriester

wegnehmen, in der Papierfabrik zu Brei verstampfen, den Erlös der evangelischen Gemeinde übergeben und sich darüber vom Pfarrer bescheinigen. Die Unterhandlungen wegen des österreichischen Konkordats waren bereits im Gange. Je mehr die Freunde der röm. Curie ihrē Absichten verbergen und ihr Ziel in Dunkel hüllen, um so nöthiger ist es, das vor Aller Augen zu stellen, was sie wollen. Wenn sie und der Papst öffentlich klagen, daß ihre Kirche nicht mehr nach ihren Gesetzen leben dürfe, und daß ihre Freiheit unterdrückt werde, so kann der Unbefangene nur dann in den Stand gesetzt werden, den Grund oder Ungrund dieser Klagen zu ermessen, wenn er untersucht, welche Gesetze gemeint sind, und worin die verlangte Herrschaft derselben bestehen würde.

¡Doch Geduld! Was nicht ist, kann werden. Möglicherweise hat die röm. Kirche ihren Leuchter nur darum achtzehnhundert Jahre lang unter den Scheffel gestellt, weil sie dem selbstständigen Forschen nicht zu sehr vorgreifen wollte; vielleicht sind wir sogar die Ersten, denen es einfällt, unsere Stiefmutter um die unfehlbare Auslegung eines kleinen Abschnitts der hl. Schrift zu ersuchen, in der löblichen Absicht, dadurch eine unverbrüchliche Regel für unser und unserer Mitmenschen Verhalten zu gewinnen. Durch unbedeutende Vorfragen, z. B. ob vom Begriff Kirche eine Definition sich geben lasse, bei welcher die Lehre der hl. Schrift den thatsächlichen Verhältnissen entspricht; ob ein Unterschied stattfinde zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche; woher die „Kirche" ihre Gewalt, selig zu machen und zu verdammen, nehme, es sei denn aus der hl. Schrift*); ob die in den Beschlüssen des Concils von Trient (Sess. XXII. cap. 8.) und im Glaubensbekenntnisse Pius' IV. enthaltene Versicherung, „daß die römische Kirche die Mutter und Lehrerin aller Kirchen sei", sich als geschichtlich haltbar erweise; ob nicht Bischöfe der griechischen Kirche die Kette ihrer Sendung auf mehrere von Aposteln gegründete Hauptkirchen und Bischofsstühle historisch richtig zurückführen; ob in der Stelle Röm. 11, 22. nicht die Möglichkeit vorgesehen sei, daß die römische Zweigkirche unter Umständen werde abgehauen werden; warum in der ganzen Bibel der ausschließende Name „katholisch" nicht zu lesen ist; warum nirgends geschrieben steht: Nur die römischen Katholiken sind Christen, und die Christen sind alleweil römische Katholiken; ob sie das, was sie sich durch das Wort katholisch beilegen, durch das Wort römisch nicht wieder zurücknehmen; ob in der Anerkennung der Ketzertaufe die röm. Theologie nicht zugebe, daß die allgemeine Kirche, die wahrhaft katholische, größer sei als die römische; ob die „Kirche" berechtigt und genöthigt sei, zu verbieten, was Christus freigelassen hat, beziehungsweise das Gelübde der Ehelosigkeit von ihren Dienern zu fordern; ob die Unfehlbarkeit der Kirche ein Gegenstand des Glaubens sei, da die „Kirche" niemals diese Unfehlbarkeit als Lehrbegriff aufgestellt hat; ob die biblische Beweisführung der „Kirche" für ein Dogma untrüglich sei, oder eben nur das ausgesprochene Dogma selbst; ob der Gläubige an ein spezielles Dogma gebunden sein könne, im Falle die „Kirche" selbst sich gelegentlich irren mag im Verständnisse von Schriftstellen, auf welche sie ihr Dogma grün-

*) Es ergeht den Römlingen, wie dem Pfau in der Fabel: Alles wollen sie sehen, nur ihre Füße nicht. Folgendes ist ihre Patentlogik: „Wir müssen an die Unfehlbarkeit der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) glauben, weil das Wort Gottes sage, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) unfehlbar sei. Daß aber das Wort Gottes dieses sage, dafür haben wir die Versicherung der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus); und sie will, daß man ihr glaube, weil sie sich zufolge ihrer Unfehlbarkeit nicht täuschen könne." So viel Curioses auch Rom gelungen sein mag, das Curiosum soll ihm bei uns nicht gelingen, was dem Edeln von Münchhausen glückte: sich am eigenen Zopf aus dem Sumpfe zu ziehen. Selbst in den scheinbarsten Begründungen der Unfehlbarkeit und Erbautorität ist der Betrug immer leicht nachzuweisen. Wofern im Einzelnen nachgewiesen ist, daß Rom sich und Andere getäuscht hat, so ist jeder Versuch, seine Unfehlbarkeit zu beweisen, schlimmer als bloße Zeitvergeudung.

werden und sich selbst schlachten; denn der Apostel Paulus (Röm. 12, 1.) sagt mit deutlichen Worten, daß die Christen ihre Leiber zu einem Opfer begeben sollen, welches Gott wohlgefällig sei. Wie nun

---

det; ob die Rechtgläubigen Alle einig seien über den Sitz der Unfehlbarkeit in der röm. Kirche; ob dieselbe, als Säule und Grundveste der Wahrheit, wie einige sie nennen, ein festes und stetiges Bewußtsein über ein bestimmtes Organ dieser Unfehlbarkeit und über die unwandelbaren Kennzeichen seiner unfehlbaren Sprüche habe, oder gehabt habe, oder haben werde; ob die „Kirche" vermöge göttlichen Rechts weltliche Regenten absetzen und einsetzen könne, oder nicht könne; ob ihre Löse- und Bindegewalt eine dießbezügliche Grenze habe, oder nicht habe; ob die sog. ökumenischen Concilien kraft göttlichen Rechts ihre dahinzielenden Entscheidungen treffen können, oder nur etwa kraft menschlichen Rechts, insbesondere kraft des Gewohnheitsrechts; ob die betreffenden Entscheidungen in der einen oder in der anderen dieser beiden Sinnesarten auszulegen seien; ob sie als lehramtliche Entscheidungen zu fassen seien, oder als disciplinäre Entscheidungen mit beiläufig angefügten doctrinellen Entscheidungsgründen; ob sie im ersten Fall als unfehlbare Lehrentscheidungen zu fassen seien, oder nicht als unfehlbare; und wenn als unfehlbare Lehrentscheidungen, ob dann als dogmatisch-kirchliche Lehrentscheidungen, oder nur als theologisch-kirchliche Lehrentscheidungen; ob das Concil von Trient anders als unter Voraussetzung seiner Unfehlbarkeit Verdammungssprüche erlassen konnte; ob der hl. Geist durch wechselnde Formen des Stimmrechts und der Abstimmung nicht nur in alle Wahrheit führe, sondern auch die unfehlbare Wahrheit sofort verkünde, und ob jede dieser Formen die gottgewillte Form sei, sie zu vernehmen; ob jede einzelne Bulle von allen Bischöfen der ganzen Kirche als eine vollgültige und unfehlbare Entscheidung anzunehmen und angenommen sei; wie man wissen könne, ob eine Bulle ex curia, oder ex cathedra erlassen sei; ob die von den Päpsten verbreitete Urkunde, worin Kaiser Konstantin ihnen Rom und schier ganz Italien geschenkt habe, wahr oder erdichtet sei, und in ersterem Falle, ob jener eine Stadt verschenken konnte, die nicht ihm, sondern den Römern gehörte; ob über die Aechtheit, oder Unächtheit, oder Mangelhaftigkeit vieler canonischer Gesetze und vieler den sog. Kirchenvätern beigeschriebener Geistesprodukte nicht gegründete Zweifel herrschen; ob z. B. in ersteren nicht eine Menge Sätze aus den als falsch erwiesenen Isidorischen Dekretalen sich verwoben finden; ob letztere nicht manche persönliche Lehrbestimmungen in sich schließen, die mit den Unterscheidungslehren der röm. Kirche nicht im Einklang sind; wer uns dafür bürge, daß sog. Kirchenväter, wenn sie sagen, was in den apostolischen Schriften *nicht* steht, von Christo und den Aposteln stammende Lehre, nicht aber eigene Meinungen oder Meinungen ihrer Zeit und ihres Volkes mitgetheilt haben; an welchen Merkmalen eine apostolische Ueberlieferung erkannt und von solchen Meinungen unterschieden werden solle; ob sämmtliche im röm. Brevier enthaltene Geschichten den Stempel der Wahrheit, oder auch nur der Wahrscheinlichkeit an sich tragen; woher man wisse, daß eine besondere göttliche Veranstaltung dafür gesorgt habe, jeden Irrthum, im Kleinen wie im Großen, vom Glaubensmaterial der röm. Kirche fern zu halten; ob das Nichtgeschriebene sich nicht weit leichter willkürlich auslegen lasse, als das Schriftwort; ob im neunzehnten Jahrhundert die apostolischen Ueberlieferungen alle niedergeschrieben seien, und im Falle der Verneinung: ob künftig neue dogmatische Bestimmungen von der gesetzmäßigen Behörde auf Grund der ungeschriebenen Ueberlieferung aufgestellt werden dürfen, — und im Falle der Bejahung: ob denn nicht die Zeit gekommen sei, *alle* heilbringenden Worte Christi und der Apostel, die noch allein von Mund zu Munde übergehen, doch endlich endlich einmal in Schriftdenkmalen zur Kenntniß der Wißbegierigen zu bringen; ob jeder Christ sein kirchliches Selbstdenken wenigstens so lange behalten müsse, bis er geprüft hat: ob an Einige das Recht zu lehren ausschließlich gegeben sei; ob *jeder* Geist sein kirchliches Selbstdenken nicht wenigstens noch so lange wirken lassen dürfe, bis er überlegt hat: ob der Spruch „Wer euch höret, der höret Mich" ebenso viel sei, als das, was *nicht* gesagt ist: „Wer Euch — und Euere bischöflich geweihten Nachfolger — höret, der höret Mich"; ob es nicht sonderbar scheine, daß Jesu Wort gerade das *nicht* aussprach, wovon hier allein die Frage; ob der Bischof einen Geistlichen von der Ausübung empfangener Weihen auf beliebige Zeit

aber aus dieser Stelle jenes nicht folgt, so redet auch der Prophet Maleachi von keinem Versöhnungsopfer, sondern von einem Speisopfer, von Opfermahlzeiten, bei welchen Opferfleisch gegessen ward.

---

suspendiren könne, ohne die Gründe dieses Verfahrens dem Betroffenen mitzutheilen, oder ob das Straferkenntniß nebst den Entscheidungsgründen dem Betheiligten schriftlich zuzustellen, der Weg der Appellation ihm offen zu lassen sei; ob der Beweis für die Unfehlbarkeit einer Autorität leichter sei, als der Beweis für die Unfehlbarkeit der zur Begründung dieser Autorität beigebrachten Zeugnisse; ob das vatikanische Concil mit seiner von der aller früheren sog. allgemeinen Concilien so weit abweichenden Geschäftsordnung ein freies ökumenisches Concil genannt werden dürfe, oder ob nicht vielmehr seine Geschäftsordnung, um als zuläßig erscheinen zu können, die päpstliche Unfehlbarkeit nicht schon voraussetze; ob eine Behörde, heiße sie nun so oder so, überhaupt gescheidter werden könne, da nach canonischer Theorie die moralische Person und ihr Träger, die Behörde und ihre Glieder, das Amt und der Beamte zwei meilenweit verschiedene Dinge sind; ob die Uebereinstimmung der Mehrzahl der röm. Bischöfe mit dem Papst, ohne daß sie miteinander versammelt sind, für gleichbedeutend mit der in einem sog. allgemeinen Concil etwa gewonnenen Uebereinstimmung anzusehen sei; aus wem der unfehlbare Gerichtshof, oder die Kirche, die ihn bilden soll, bestehe; ob darunter alle Päpste, oder alle Kirchenversammlungen, oder alle röm. Geistlichen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu verstehen seien; ob in Glaubenssachen das Urtheil des Papstes als ein unabänderliches anzusehen sei; ob wir das ein „Bekenntniß" nennen sollen, was bei Tausenden nur ein Nachplappern ist; ob man bei Unwissenden, oder bei Solchen, denen der Mund gestopft ist, behaupten dürfe: sie haben durch „stillschweigende Uebereinstimmung" sich einverstanden erklärt; ob ein reuiger Sünder, der einen Priester weiß, dem er beichten kann, nur diesem allein beichten dürfe, und nicht auch einem oder mehreren Nichtpriestern, so fromm diese auch sein mögen; ob einem schüchternen Gemüth, das da stockt und noch nichts Erkleckliches zu bekennen weiß, im sog. Richterstuhl der Ohrenbeichte nicht oft Fragen vorgelegt werden, die, mit Erröthen vernommen, erst die Möglichkeit solcher Sünde und hiermit ihren verführerischen Gedanken beibringen; ob der Beichtiger in der Regel verständig und rechtlich genug sei, um die Gefahren solcher Unterredungen vorauszusehn; ob man die Kardinäle eben so bescheiden in ihrem Betragen, als erbaulich in ihren Sitten finde (Kardinaltugenden); ob genannte Individuen nicht öfters vorübergehenden, unwesentlichen Einflüssen und Gefühlen, z. B. Großvater- und Tafelfreuden, Herzensangelegenheiten, Nierenprüfungen und andern Unterleibsstörungen, Altersschwäche, Mastigkeit, Gliederreißen, Reflexkrämpfen, Ohnmachten, geschwollenen Beinen u. s w. unterliegen; wie man den Competenzstreitigkeiten, dem Wankelmuth, den Wortverdrehungen und Gewaltthätigkeiten, wenn die Prälaten auf mehr oder weniger allgemeinen Kirchenversammlungen ihre Stimmen abgeben, steuern könne; ob ein oder das andere röm. Dogma auf irgend einen Privatgelehrten als seinen Urheber zurückgeführt werden könne; ob, wie die Anhänger des Episkopalsystems meinen, der allgemeine Grundsatz voranzustellen sei, daß symbolische Schriften nur von sog. allgemeinen Concilien ausgehen können; ob mit etwelchem Rechte sich behaupten lasse, daß, was von einem Oberhaupte der röm. Kirche, in der Absicht und mit der ausdrücklichen Erklärung, es habe als Glaubensnorm zu gelten, bekannt gemacht wird, nicht an sich als solche gelten müsse, somit auch nicht symbolisches Ansehen genieße; ob die im Namen des hl. Geistes erlassenen trientinischen Dekrete ihre symbolische Autorität an sich schon hatten, oder erst dadurch erhielten, daß die Mehrzahl der Stimmberechtigten des Concils die päpstliche Genehmigung förmlich für sie nachsuchten und erlangten, und dem Papste sogar das ausschließliche Recht der Auslegung derselben vorbehalten blieb; ob nicht das Dogma der unempfangenen Befleckniß von gelehrten und heilig gesprochenen röm. Kirchenlehrern abgelehnt, und diese Ablehnung durch feierliche Dekrete oberster röm. Kirchengewalten noch am 7. Dez. 1854 als zuläßig anerkannt worden sei; ob die neunzehn zu Fulda versammelten deutschen Bischöfe Recht hatten, als sie in der an ihre Diözesanen gerichteten Ansprache vom 6. Sept. 1869 sich dahin vernehmen ließen, daß nach den Gesetzen der Kirche die Fassung bindender Beschlüsse in kirchlichen Angelegenheiten nur auf eigentlichen und in gehöriger Form abgehaltenen

Hebr. 13, 10. Wir haben einen Altar, davon nicht Macht haben zu essen, die der Hütte pflegen.

Der Apostel zeigt hiemit, daß während die Juden (Priester und Volk) fortfahren mit den levitischen Opfern und Gebräuchen, welche

---

Kirchenversammlungen möglich sei; ob Christus je die Annahme dogmatischer Formulare als Bedingung des Eintritts ins Reich Gottes bezeichnet habe; ob die Stelle Matth. 16, 18. irgendwie die landläufige schlüsselregimentliche Symbolik der Zwillingsschlüssel rechtfertige, nachdem im griechischen Urtext der Plural, und nicht der Dual für das Wort Schlüssel gebraucht ist; ob der Papst die einzige und nothwendige Quelle aller geistlichen Gewalten sei, oder nur der oberste Beamte, dem die Kirche (?) die Verwaltung dieser Gewalten anvertraut hat; ob nicht viele Bischöfe die unentbehrlichsten Rechte und Obliegenheiten ihres Amtes nur kraft päpstlicher Privilegien und Delegationen (Quinquennalfakultäten u. s. w.) auszuüben im Stande sind; ob vom Papst die Gewalt, in Glaubenssachen zu entscheiden, einem Andern könne mitgetheilt werden; ob der Papst über einem sog. allgemeinen Concil, oder ob dieses vielköpfige Regiment über dem Papst stehe*); ob in geistlichen Dingen die Papstmacht beschränkt sei durch Beschlüsse des konstanzer Concils, welche die Selbstständigkeit der Kirche ohne Papst und die Unterordnung des Papstes unter das allgemeine Concil feststellten; ob weitere Beschränkungen dieser Macht geschehen durch die Gesetze und Vorschriften der gallikanischen Kirche; ob das Concil von Florenz, welches die oberste Autorität des Papstes unbedingt erklärte, ein allgemeines gewesen sei; ob die Christenheit dem Herrn Joh. Adam Möhler Recht zusprechen solle, wenn er den von Innocens X. und Clemens XI. gegebenen Constitutionen den symbolischen Charakter aus dem Grunde aberkennt, weil ein solcher ihnen nie von der Gesammtkirche förmlich beigelegt worden sei; ob denn selbst die trientinischen Dekrete einstimmig von der Gesammtkirche angenommen worden seien; ob ausgemacht sei, wem denn eigentlich das Stimmrecht zugehöre auf den sog. allgemeinen Concilien; ob sämmtliche Stimmberechtigte dort auch das Vorschlagsrecht besitzen; ob eine Versammlung frei sei, in der ohne besondere Erlaubniß des außerhalb stehenden Gebieters keine Besprechung stattfinden, kein eigener Beschluß gefaßt werden darf; ob nicht ein bedauerliches Mißverhältniß zu Gunsten der lateinischen Rasse obwalte, wenn es im Jahre 1870 vierzig italienische Kardinäle und 294 italienische Bischöfe gab, während das eine größere Zahl von Taufkatholiken aufweisende Deutschland und Oesterreich zusammen bloß 65 Bischöfe und noch kein halbes Dutzend Kardinäle aufweisen; ob die Ursachen, aus denen die Beschlußpartei des Concils von Trient den Kelch verboten, noch der Art bestehen, daß das Verbot fortdauern müsse, und falls jene Ursachen nicht mehr bestehen: unter

---

*) Die Advokaten der Religion der Päpste raisonniren hierüber folgendermaßen: „Wenn der Papst an der Spitze der Concilien von Pisa, Konstanz und Basel gestanden hätte; wenn deren Allgemeinheit sogar in Betreff der Sitzungen, worin die Superiorität der allgemeinen Concilien beschlossen worden ist, vollständig erwiesen wäre; kurz, wenn das Oberhaupt der Kirche und mit ihm die ganze Kirche die Beschlüsse jener Concilien in Bezug auf den vorliegenden Fall angenommen hätten; wenn endlich nicht gewisse Gründe vorhanden wären, zu glauben, daß die Beschlüsse des Concils von Konstanz über diese Frage untergeschoben sind, so müßte man der Meinung für die Superiorität der allgemeinen Concilien nicht allein beistimmen, sondern sie selbst im Gewissen verbindlich halten.“ Ob diese „gewissen“ Gründe gewisse Gründe sind, wird nicht angegeben; und doch birgt dieses doppelsinnige Wort hier den Knotenpunkt des Raisonnements. Eine Versammlung, die einen schuldbeladenen Papst vor ihre Schranken stellte, zwei Päpste absetzte und einen erwählte, stand rechtlich und thatsächlich über dem Papstthum. Es gehört zum Geschäftsgeheimniß der röm. Curie, den Konstanzer Beschluß nicht anzuerkennen und nicht zu verwerfen. Mag man nun den Sitz der Unfehlbarkeit in den Papst allein, oder in ein sog. allgemeines Concil, oder in den Papst mit einem solchen Concil, oder in alle Kirchen verlegen: in jedem Falle stehen drei Verleger gegen einen. Damit endgültig zwischen den Vieren entschieden werde, müßte man wissen, wer zu entscheiden hat; und gerade das steht in Frage. Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regular-Ordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, nennt die Frage: ob der Papst für sich, und die Bischöfe gleichfalls für sich unfehlbar seien „eine häusliche Angelegenheit, wo Fremde sich nicht einzumischen brauchen“. Wir lieben die Hausmannskost sogar in der Logik und sagen: „Alle Menschen können irren; der Papst ist ein Mensch; also kann der Papst irren.“ Interessant ist, daß dnrch des Münchener Professors, J. J. J. Döllingers Erklärung gegen die von 410 Bischöfen zu Gunsten des Unfehlbarkeitsdogmas erlassene Adresse eine Fälschung nachgewiesen wurde, und zwar bezüglich des Dekrets des florentinischen Concils, auf welches die vatikanischen Unfehlbarkeitsritter besonderes Gewicht gelegt hatten. Die Worte des Dekrets nämlich, welche eine ausdrückliche Beschränkung des päpstlichen Primats enthalten, sind einfach weggelassen und dadurch dem ganzen Citat in überaus lieblicher Weise ein Sinn gegeben worden, den es nicht bat.

bloße Vorbilder des wahren Opfers gewesen sind, sie keine Macht besitzen, an den Segnungen theilzunehmen, welche mit dem christlichen Altar, dem gekreuzigten Christus verbunden sind.

---

welchen Bedingungen man den Kelch gestatten könne; ob's die Eigenschaft eines sog. allgemeinen Concils sei, die über die Richtigkeit von Glaubenslehren zu entscheiden hat, oder ob's die Richtigkeit von Glaubenslehren sei, der die Entscheidung über die Eigenschaft eines Concils zusteht; ob eine Bewilligung, die von einer Generalcongregation eines sog. allgemeinen Concils ausgeht, mit der nämlichen Kraft und Gültigkeit behaftet sei, als wäre sie in einer Session*) verliehen worden; ob die röm. Theologen einig seien hinsichtlich Feststellung der Liste der sog. allgemeinen Concilien; ob die stillschweigende Unterwerfung unter die Befehle des Papstes in Glaubens- und Sittendingen, ohne Zustimmung des hl. Geistes genüge; ob solche Befehle als provisorisch heilig angesehen werden können, bis die Zustimmung oder der Widerspruch der Kirche (?) entschieden ist, oder ob durch diese Lehre die Autorität des röm. Papstes untergraben, die Freiheit des Glaubens geschädigt, dem Irrthum der weiteste Spielraum eröffnet, der Zeitverschleppung Vorschub geleistet werde; ob die protestirende Minderheit des vatikanischen Concils im Einklang mit dem hl. Geist tagte und handelte, oder schließlich doch bloß zur Aufführung eines riesenhaften Betrugs mitwirkte; ob die Unfehlbarkeit des Papstes jemals als Lehre der „Kirche" feierlich ausgesprochen, oder nur, wie Herr Heinrich Klee meint, als eine höchst achtungswürdige Meinung in der Kirche von Vielen behauptet sei; ob eine Entscheidung des Papstes nicht eine doctrinelle Censur oder eine Strafcensur, wie z. B. Excommunication, auf die Festhaltung des Gegentheils setzen müsse, um hinsichtlich der Form der Aussprache als definitio ex cathedra gelten zu können; ob es die Art eines ordentlichen Lehrers sei, bloß zu verneinen, und ob man, um den Glauben zu fördern und die Wahrheit zu verbreiten, Räthsel aufstelle, für welche mannigfach verschiedene Antworten möglich sind, oder ob doch anzunehmen sei, daß Pius IX., indem er in seinem Syllabus vom 8. Dez. 1864 einen Satz verdammte, damit nicht bloß eine unbestimmte Verneinung aussprechen wollte, durch welche noch keine berechtigte Bejahung angedeutet wird, sondern daß er auch eine bestimmte Bejahung im Auge hatte und aufstellen wollte; ob Seine Heiligkeit in Encyclika und Syllabus irgendwo auch nur angedeutet habe, wo wir seine Verdammung bloß als Verneinung, und wo wir sie als Setzung des Gegentheils annehmen dürfen**); ob nicht das Ehrgefühl der europäischen Fürsten in zu empfindlicher Weise provozirt sei, wenn sie mit dem Bannfluche bedroht werden, falls sie nicht blindlings den päpstlichen Anordnungen Gehör schenken; ob die Münchener theologische Fakultät richtig urtheilte, als sie sich gegenüber einer Anfrage der königlich bayerischen Regierung dahin aussprach: „es lasse die negative Fassung der Sätze des Syllabus bei einigen derselben kein bestimmtes wissenschaftliches Urtheil über deren Tragweite zu, jedenfalls würde eine solche Beurtheilung bedingt sein von einer Auffassung und Deutung dieser Sätze in einem Sinne, für welchen seit 1864 noch kein zweifellos authentischer Nachweis zu erheben ist; ob die papistischen Vollblutprofessoren einig gehen in der Frage über eine genaue, nach Zeit, Raum und Ort bestimmte Begränzung sämmtlicher dem Papste als solchem zukommenden Rechte und Pflichten; ob, normale Zustände vorausgesetzt, die Rechte der Papalhoheit hinabreichen dürfen bis in die unmittelbare Verwaltung der einzelnen Diözesen; ob die Gewalt der Bischöfe unmittelbar von Christus herrühre, oder ob sie vom Gutdünken eines beliebigen Papstes abhange; ob ein einfacher Priester mit Aussicht auf Erfolg an eine höhere

---

*) Nach Angabe Paul Sarpi's wußte man in Deutschland zur Zeit des Concils von Trient zwischen einer Generalcongregation und einer Session, bei welcher stets die nämlichen Personen zugegen waren, keinen andern Unterschied zu finden, als daß die Prälaten in den Congregationen *Hüte*, in den Sitzungen aber *Mützen* aufhätten. Zur Zeit des vatikanischen Concils bestand der Hauptunterschied nicht sowohl in der Kopfbedeckung, als darin, daß die Akustik der Säle, in denen Congregationen abgehalten wurden, doch noch *einiges* Verständniß unter den Sprechern vermittelte, während die für Redner äußerst schlechte Akustik der Aula dem Verständniß des lateinischen Rothwelsches unübersteigliche Hindernisse darbot.

**) Ein gewisser Schrader in Wien, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, hat in einer mit Bewilligung seiner Vorgesetzten erschienenen Broschüre „der Papst und die modernen Ideen" die negirenden und verwerfenden Sätze des Syllabus in assertorische umgewandelt. Er hat hiefür ein päpstliches Belobungsschreiben davongetragen.

1. Mos. 14, 18—19. Aber Melchisedech, der König von Salem, trug Brod und Wein hervor, und (die Vulgata sagt denn) er war ein Priester Gottes des Höchsten, und segnete ihn und sprach: „Gebenedeit seist Du, Abraham, dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzet."

Hebr. 5, 6—7. Du (Christus) bist ein Priester in Ewigkeit, nach der Ordnung

---

kirchliche Instanz appelliren könne, wenn sein Bischof ihn aus Böswilligkeit oder aus Irrthum um Amt und Brod gebracht hat; ob die Unterscheidung zwischen wesentlichen und außerwesentlichen, mancherlei Verwandlungen zulassenden Papstrechten in der Ordnung sei, wie Herr Joh. Adam Möhler meint, oder ob sie als ein verrätherischer Bund mit dem Protestantismus und als eine Impietät gegen den gemeinsamen Vater der Christenheit bezeichnet werden müsse, wie Herr Joh. Perrone meint; ob ein Kirchenfürst, ohne in Ketzerei zu verfallen, den Papst für unfehlbar halten und doch behaupten könne, daß derselbe in Bezug auf die Zeitgemäßheit des Unfehlbarkeit-Dogmas im Irrthum sei; ob das Unfehlbarkeits-Dogma auch rückwärts bindende Kraft besitze, oder ob es bloß für den gegenwärtigen Papst und seine Nachfolger gelte; ob der Papst Macht habe über das sog. Fegfeuer, so daß er, wenn er dazu die Laune hätte, es sogar leeren könnte; ob alle Geistlichen zusammen nicht so viel bedeuten, als ein vielleicht durch französischen oder österreichischen Einfluß und nicht immer aus den Frömmsten gewählter Papst; ob jede beliebige staatliche Autorität, wenn sie auch in confessionellen Dingen selber kein Verständniß und keine Befugniß besitzt, im Stande sei, die ächte christliche Autorität zu erkennen und, von der falschen sie unterscheidend, sich ihr anzuvertrauen; ob der heutige Staat die durch ein Gelübde freiwillig übernommene Pflicht als eine civil- und staatsrechtlich wirksame, das Individuum auch für den Fall der Sinnesänderung und des Austrittes bindende, unlösbare, folglich gegen das betreffende Individuum mit äußerm Zwang und Rechtsfolgen geltend zu machende, ansehen könne, dürfe, müsse; ob es dem Menschen frei stehe, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, die er, geführt durch das Licht der Vernunft, für die wahre hält, und im Fall der Verneinung: ob er die Religion für die wahre halten und annehmen solle, die ihm nicht als die wahre erscheint; ob rein politische Fragen unter Umständen zur Competenz des Bischofs von Rom gehören; ob das Amt eines unumschränkten Herrschers nicht umsichtige Studien erfordere, welche die Fähigkeiten eines Mannes absorbiren, oder ob der liebe Gott dieser Klasse von Beamten jedesmal mit dem Amte den Verstand gebe; ob die zum Unterhalte seiner Land- und Seemacht nöthigen Gelder künftighin so reichlich und regelmäßig fließen werden, daß der sog. Statthalter Christi nicht auf Aeufnung seiner Staatsschulden angewiesen ist; ob die Erwartung, daß die kirchenstaatliche Oberherrlichkeit des Römerfürsten bis an's Ende der Dinge (was viel heißen will, indem man nicht weiß, ob wir uns im ersten, oder im zweiten Zehntel des Verlaufes der Dinge befinden) Bestand haben werde, eine berechtigte sei; ob der Umstand, daß der Regent eines italienischen Fürstenthums nicht wohl ein Fremder sein sollte, einen zureichenden Grund dafür abgebe, daß man seit Jahrhunderten immer einen Italiener zum Präsidenten der römisch-katholischen Meinungsgenossenschaft gemacht hat; ob die Erscheinungsform des hierarchischen Getriebes eine wissenschaftliche Zerlegung und Darstellung der im Vernunftwesen vorhandenen Anlagen und Eigenschaften erlaube; ob Gott irgendwo den röm. Priestern, Mönchen und Nonnen das Heirathen verboten habe, ob es der gräulichste der Gräuel zu benamsen sei, wenn ein Priester, ein Mönch oder eine Nonne zum Protestantismus übertritt und frischweg heirathet, wie einst Dr. Martin Luther und Katharina von Bora; ob der Papst von seinen sog. unveräußerlichen Rechten, z. B. vom sog. untheilbaren Erbgut Sankt Petri, mitunter etwas ablassen könne; ob er, der jeden Mönch seiner Eide entbinden darf, nicht auch sich selbst vom Gelöbniß der Ehelosigkeit lossprechen dürfe; ob er vom Eide der Treue gegen das Vaterland entbinden dürfe; ob zur Erfüllung seiner täglichen Amtspflichten die Zeit von vierundzwanzig Stunden menschenmöglich hinreiche, oder, wenn nicht, ob er sich zu physisch-unmöglichen Handlungen verpflichten dürfe u. a. m., lassen wir uns um so weniger beirren, als nicht abzusehen ist, wie und wann der über diese Fragen bestehende Hader ein Ende nehmen wird. Als praktische Leute treten wir sogleich in medias res, wie der Lateiner sagt. Angenommen also, wir wären röm. Katholiken, oder wünschten Welche zu sein und eine unfehlbare Auslegung des sechsten Kapitels Johannis zu erhalten. ¿Wie

Melchisedechs. Und er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert zu Dem, der ihm nach dem Tode konnte aushelfen, und ist auch erhöret, darum, daß er Gott in Ehren hatte.

„Nun“, sagen die Sachwalter des päpstlichen Systems, „wenn

---

fangen wir es an? Wir wallen eines Nachmittags zum ersten besten röm. Priester, um ihn darum zu ersuchen. Der nähme uns auf, als wären wir alte Bekannte. Wahrscheinlich würde er uns in einer geistreichen, aber etwas unverständlichen Anspielung auf Matth. 18, 17. anfänglich mit der Phrase aufwarten: „Hört die Kirche“*). „Verzeihen Sie“, stammeln wir mit bußfertigem Ernst, „verzeihen Sie, wir sind eben dort gewesen, haben aber nur Worte in einer fremden Sprache gehört und nicht verstehen können, ob gerade eine unfehlbare Auslegung des fraglichen Kapitels gegeben wurde. Wir, hülflose Schafe, herumirrend gleich einer Heerde ohne Führer, preisgegeben den Füchsen, Lüchsen und Wölfen in Schafpelzen, d. h. allen Irrlehrern, Philosophen und Häresiarchen, sehen uns mit Schrecken unserem eigenen Urtheile überlassen und nehmen nun zu Ihnen, dem wachsamen Erzhirten, unsere Zuflucht, um aus Ihrem Munde die ersehnte Auslegung ausströmen zu hören. ¡O Sie, der alle Lügen und Zweideutigkeiten hasset, zünden Sie an die kirchliche Feuersäule, auf daß wir durch die Wüste der verwirrenden Halbheiten sicher und unentwegt hindurch geführet werden! Emporgerungen aus den gähnenden Schlünden ketzerischer Todesnacht, beklagen wir herzinniglich, wenn wir Euer Wohlehrwürden in Dero Verdauungsschlummer gestöret haben sollten.“**) Der Seelengebieter zieht eine Amtsmiene auf und fährt fort: „¡Theure Söhne! Ich bin bloß ein untergeordnetes Rüstzeug; meine schmale Pfründe enthebt mich der Verpflichtung, im Durchstöbern der nach der Lampe riechenden Erzeugnisse sog. Kirchenväter mein Augenlicht zu schwächen. In schulgerechter Vertrauensseligkeit und ungetrübter Seelenruhe werdet Ihr der Ueberzeugung ersterben, mich wachend über Eurem Heile zu wissen. Meines hochwichtigen Lehramtes eingedenk, will ich Euch das Kapitel vordersamst auslegen, so gut ich kann; aber einen unfehlbaren Kommentar vermag ich Euch ebensowenig zu geben, als ein anderer Priester. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Euer Verlangen ist einer von den Punkten, wo die Entdeckungen der alleinseligmachenden Pastoralklugheit und die der exegetischen Fehden am wenigsten übereinstimmen.“ — Stutzig über den Bescheid machen wir dem zufälligerweise nicht abwesenden Bischof unsere Aufwartung und lassen uns also vernehmen: „Der Euer Hochwürden untergebene wackere Priester konnte uns keine Genüge leisten; wir, schwache Menschenkinder, herumgeworfen, gleich Schilf, auf den brandenden Wogen unbestimmter Lehre, ohne Kompaß, ohne Lootsen, sind bedräut durch die Wirbel und Untiefen der protestantischen Auslegungen. Angeweht von dem lieblichen Geruch Ihrer Tugenden werfen wir nun aus den Anker der Hoffnung und treten vor Euer Hochwohlgeboren, um Eure Hirtenamtlichkeit zu ersuchen, uns aus der Schatzkammer Ihres Herzens einen unfehlbaren Kommentar des sechsten Kapitels Johannis zu verabreichen, so daß alle unsere Zweifel für immer dahinschwinden.“ Beifall gleitet über das Kellnergesicht des Kirchenbojaren; er nimmt eine Prise Tabak und erwidert: „¡Meine liebwerthen Mitbürger! Ich bin bloß ein

---

*) Man täuscht sich und Andere oft, wenn man Gattungsbegriffe verkörpert und als Wesen für sich betrachtet. Solche Quantitätssymbole verknöchern leicht und werden zu besondern, eingebildeten Gestalten, die sich fremdartig und verwirrend in die Interessen des concreten, lebendigen Menschen eindrängen, bis diese zuletzt verschwinden und die Rollen, die man jenen zuschrieb, allein übrig bleiben. Die Klarheit eines Begriffs besteht darin, wenn seine Merkmale so im Bewußtsein gegenwärtig sind, daß die Objekte seiner Sphäre von den Sphären anderer bestimmt unterschieden werden können. — Die Gesammtheit der Gläubigen ist *die Kirche*. Fragt man einen Päpstlichen, ¿wer denn unfehlbarer Glaubensrichter sei?, so ist die Antwort: *die Kirche*. Zum Beweis wird man auf Matth. 18, 17. verwiesen: „Sage es der Kirche, und wenn er auch diese nicht hören will, so sei er Dir wie ein Heide und wie ein Zöllner.“ Jeder Unparteiische sieht aus dem Zusammenhange, daß nicht von der *Kirche im Allgemeinen* die Rede ist, sondern von der *Ortsgemeinde*, zu welcher die beiden Streitenden gehören, die dort, wo man sie und die Umstände kennt, ihren natürlichen Schiedsrichter finden. Er sieht, daß nicht von *Glaubensstreitigkeiten* die Rede ist, sondern von *Vergehungen eines Gemeindegliedes gegen ein Anderes*. Es ist *physisch* unmöglich, durch die Autorität der „Kirche“ (im Sinne jener Zurechtmacher großer Umrisse) über irgend etwas belehrt zu werden.

) Die spanische Sprache bezeichnet „Mittagsschläfchen“ mit „la canonica**“. Eine über die Ohren gezogene Schlafmütze heißt „**la papalina**“.

dieselbe Darbringung oder (?) Opfer nicht immerfort stattfindet, so konnte Christus kein ewiger Priester sein. Mögen die Protestanten zeigen, wo und wann Melchisedech ein Opfer darbrachte, außer bei der erwähnten Gelegenheit".

einfacher Bischof; ich will Euch die Meinung, welche ich jetzt gerade hege, nach bestem Wissen und Gewissen mittheilen; aber sie ist nicht unfehlbar. So oder so scheint mir für jetzt die richtige Auslegung des fraglichen Kapitels zu sein; allein bei weiterm Nachdenken und ernstem Studium der sog. Kirchenväter mag ich vielleicht meine Meinung ändern, sintemal ich durch das Glaubensbekenntniß Pius' IV. leider, gleich andern Priestern, eidschwürlich verpflichtet bin, die hl. Schrift nicht anders auszulegen, als gemäß der einmüthigen Uebereinstimmung der sog. Kirchenväter. Gewiß heget Ihr zu lobesamen Respekt vor meinem Silberhaar und dem Panzer meiner Gerechtigkeit, um mir zuzumuthen, mich in dem Sumpfe patristischer Quellenstudien zu bewegen. Vielleicht, fügt er mit seraphischem Lächeln hinzu, vielleicht ist Euch nicht unbekannt, daß einige Schlechtgesinnte behaupten, es komme die erwähnte bedingungsweise Erlaubniß, unter einem speziösen Vorwande, dem förmlichen Verbote der Bibelauslegung gleich, und sei es unredlich, etwas anzudeuten, was man sich nicht zu sagen getraut." — Alsdann würden wir unser Anliegen, sammt bischöflichem Beibericht, in einem frankirten Handschreiben dem vielgeprüften Oberhirten unterbreiten, oder fürbas einen Abstecher nach der Siebenhügelstadt machen und um Audienz und Pantoffelkuß beim Jubelgreise einkommen. Gesetzt, unser von Dukatengerassel begleitetes Bitten verfehlte nicht, einen mehr als bloß nebelhaften Eindruck auf den Nepoten*) des Goldonkels, sowie auf Ihre Eminenzen, die Finanz-, Waffen- und Ceremonienminister des hl. Hoflagers hervorzubringen, der hochbetagte Dulder, der auf dem Stuhle thront, nähme die an die Stufen seines hl. Möbels niedergelegten, in Tauf- und Impfschein bestehenden Beglaubigungsschreiben unserer Sendung huldreichst entgegen, hieße uns ins Billardzimmer eintreten und wir höben also an: „¡Sehr Hoch- und Wohledelgeborner, Hochmögender, Wohlfürsichtiger, Ehrenvester, Gestrenger und Großgünstiger Herr Zionswächter! Allerhöchst Sie werden uns keineswegs im Ueblen aufnehmen, daß wir Allerhöchst Dero Haupt- und Residenzstadt mit unserer Gegenwart zu belästigen uns erfreyen, besonders wann wir, obschon mit etzlichen wenigen, aber hinreichenden Gründen anführen, was uns darzu bewogen und von aller Forcht einiger Verantwortung abgehalten hat. Wir, die wir andachtsvoll im Staube vor Höchstderoselben unteren Extremitäten liegen, flehen um die Erbarmungen der Kirche zu Gunsten von Schäflein, welche, zwar ohne ihr Verschulden, unter dem akatholischen Sündenjoche geboren sind, aber einen zärtlichen Blick nach der allgemeinen, unbefleckten, runzellosen Braut des Lammes (Papst und ein Theil des Klerus) werfen und solchergestalt den glückseligen Augenblick erspähen, um mit der rechtmäßigen Heerde, von rechten Leithämmeln angeführt, uns säuberlich zu vereinbaren. Ein inbrünstiges Wonnegefühl durchglüht unsere Adern beim Erschauen von Allerhöchst Dero versüßtem Antlitz. Man hat uns versichert, Allerhöchst Sie halten sich für den Steuermann des von wüthenden Stürmen gepeitschten Rettungsschiffes der Kirche, vom Schicksal auserkoren, es mit Königlicher Kunst aus den Wassern der Trübsal in den klippenlosen Hafen der Bestimmung zu bugsiren. Erstlinge Ihrer Kindschaft, kommen wir von Schaffhausen zugereist und ersuchen Euer Heiligthumb, es möge die allerdurchlauchtigste Gewogenheit haben, uns etwelchermaßen in Allerhöchst Sein Schlepptau zu nehmen und zum Beginne unserer schiefen Laufbahn eine amtliche Auslegung des sechsten Kapitels Johannis vom Stapel gleiten zu lassen, alldieweilen wir abgetakelte Protestanten einer completen Windrose von Lehren ausgesetzet sind und auf gebrechlicher Barke dem dunkeln Schoße der Zukunft entgegen treiben. Auf das Demüthigste werfen wir uns deßnahen zu Dero gebenedeyeten Füßen nieder und harren Allerhöchst Dero Apostolischer Rathschläge mit hinfälligem Gehorsam, lenksamer Ergebenheit, edelherziger Freigebigkeit, standhaftem Gebet und entzündeter Sehnsucht. Die Natur hat dem Vater Ueberlegenheit über die Kin-

*) Unter Gregor XVI. ersetzte den Nepoten der Günstling Gaëtano Moroni, der vom Barbier zum einflußreichsten Mann hinter Kardinal Lambruschini emporstieg. (Augsb. Allg. Ztg. 5. Juni 1868.)

Hierauf antworten wir: Es ist in der Stelle 1. Mos. 14, 18—19. von nichts weiter die Rede, als vom Darbringen von Brod und Wein, nicht der Gottheit, sondern dem Abraham; das Segnen Abrahams, und nicht das Darbringen von Brod und Wein zur Erquickung von

---

der gegeben, mehr Weisheit, auf daß er verscheuche die Finsterniß der Irrthümer, und mehr Stärke, auf daß er niederreiße die Mauern der Trennung; sie hat gewollt, daß er durchtriebener und erfahrener sei und nimmer müde werde, die Früchte seiner Liebe mit dem Oele der Freude zu überschütten." Die oberste Schildwache räuspert sich, kratzt sich mit ihren geheiligten Händen hinter den Ohren, zupft einige Male an ihrer Tiara herum, hißt ihren Vatermörder in die Höhe und regalirt uns im Tone salbungsreicher Güte mit folgender Allocution: „¡Getreue, liebe Eydsgenossen; Edelgesteine aus einer Krone von Brüdern! Alle Menschenkinder sind nämlich Brüder, fratres sunt, sagt Weitling. ¡Geliebte Insaßen in Christo! Unsern Glückwunsch und Apostolischen Segen zuvor. Wir haben mit lebhaftester Empfindung die frohe Zeitung von Eurer strapazenbeladenen Romfahrt vernommen. Dieserhalb haben Wir dahin erachtet, daß es Unser, als des Vaters derer Rechtgläubigen, Amt mit sich bringe, mit der Kraft Unsers Geistes die bleiernen Wirkungen Eurer Verlautbarung annoch zu stärken; und Wir haben vonnöthen befunden, das Beispiel Unserer Vorsitzer auf Unserem geheiligten Lehnstuhle nachzuahmen, da sie die Inzichten wider das verbotene Buch bestätigten. Indem Wir unter den unaufhörlichen Beschäftigungen mit Unserer weitläufigen Regierung von dem Gipfel Unserer Machtherrlichkeit herab Unsere Sehwerkzeuge auf alle Gegenden der christlichen Welt richten, erspähen Wir Euch, ehrwürdige Brüder, so Ihr mit erhabenem und, wie Wir hoffen, einträglichem Nießbrauch von Gefällen ausgerüstet seid. Wir entbeuten Euch Unsern patriotischen Gruß und biderben Handschlag; denn Euer Kommen erfüllet Uns mit Erwartungen. ¡Ja, wohlthuend ist der Gedanke, Brüder hienieden zu erblicken, als welche die Eintracht denen Spaltungen, die innere Beruhigung einer folternden Ungewißheit vorziehen, und deren Sprache erwärmet ist an der Gluth ehrfürchtiger Flammen! Je deutlicher der Beweis Euers Glaubens und Eurer kindlichen Anhänglichkeit ist, deren Ausdruck Eure theilnehmenden Kundgebungen und Gaben sind, und eine je innigere Liebe und Verehrung gegen vorgenannten Stuhl Petri dieselben offenbar an sich tragen, desto angenehmer sind sie Unserm Herzen; und dies hauptsächlich deßwegen, weil dieselben Uns von Euch zu Theil werden, von Euch, die Ihr vorzugsweise die Hoffnung der bürgerlichen Gesellschaft in Eurem Vaterlande ausmachet. Euer Gewissen hat Euch zweifelsohne berichtet, wie emsig Wir weiland die Heilsbotschaft nach der Grundsprachen hantieret haben, ingleichen, wie geneigt Wir sind, Uns mit dem unveränderlich Wahren aus reinster Langmuth und kerngesunder Lebensfülle zu behelligen. Euer Forschungsgeist freut Uns insonderheit, und Ihr sollt keinen Deut an Unserer Bereitwilligkeit zweifeln, zum Ersten, Euer Blöcken in Minne zu vernehmen, und zum Andern, Euch mit altererbtem Glanze die Schleußen der Erleuchtung zu öffnen und Eurem von der Kraft des hl. Gehorsams angefeuerten Wissensdurste die lautere Milch der Labung zu spenden, auf daß Ihr die Listen des Bösen zu entdecken und seinen Pfeilen auszuweichen kundig werdet. Etliche erblicken eine Errungenschaft der Hegelschen Erkenntniß darin, daß jedes Widerspiel, sowohl im Gebiete der Natur, als in dem der Ideen, seine Lösung findet in einem Allgemeinen, in einer zusammenfassenden Formel, welche die Gegensätze in Einklang bringt, indem sie dieselben so zu sagen in einander aufhebt. Diejenigen, welche eine solche Vermittlung streitender Gegensätze nicht nur anstreben, sondern finden und ins Leben einführen, sind gleichsam die gnadenspendenden Schutzengel, deren Wirken als epochenbezeichnender Meilenzeiger des kulturstaatlichen Entwicklungsganges betrachtet wird. Es ist die Beglaubigung der Genieschaft, daß sie den gesammten positiven Stoff, der ihr jeweilen aufstößt, selbstständig umschmilzt und ihrer urwüchsigen Anschauung aller Dinge anpaßt. Wie die Bienen den langen trüben Winter hindurch sich nach dem Lenze sehnen, ebenso ergeht es auch den Nationen mit dem Völkerlenze, das ist dem Lenze der Freiheit. Und darin liegt nebenbei die Aristokratie mächtiger Denker, daß sie von kühnen Gedanken voraus erfaßt und in ihrem ganzen Thun und Lassen von denselben getragen werden zu einer Zeit, wo die wissenschaftliche, die Allen zugängliche Beweisfüh-

Kriegern, ist das kennzeichnende Moment dieser priesterlichen Handlung. Bei deren Erwähnung durch den Apostel Paulus steht kein Wort von „Darbringen von Brod und Wein"; Hebr. 7, 9. heißt's einfach, „Melchisedech habe den Abraham gesegnet."

---

rung just noch nicht vorliegt. Das eben ist ihr Zauber, daß sie auch mittelst des Eindringens in die Tiefen der Erkenntniß durch nichts mehr geschreckt und eingeschüchtert werden können, sondern mit Ruhe und Klarheit den Erdkreis unter sich wissen und als Geisterkönige über denselben herrschen. Höhere Sittlichkeit ist nur bei umfassender Verstandesbildung möglich; innige und ausgedehnte Humanität ist ihre Hauptquelle. Nur die erhabensten, innerlich stolzesten Männer bequemen sich zu einem der Pflege des Guten gewidmeten Leben, indem sie das Widerwärtige einer dem Edlen und Großen immer widerstrebenden Welt vorauszukosten und den bitteren Kelch der Erfahrung, ehe er ihnen noch angeboten ist, bis auf die Hefe zu leeren sich entschließen. Sie entfernen sich bloß von den Menschen, um ihnen zu dienen; und wenn sie mit ihnen umgehen, so geschieht es bloß, um sich mit mehr Eifer als zuvor in der Einsamkeit zu sammeln und das Rad der Zeiten rückwärts zu drehen. Sie tauchen hinab in die hochgehenden Fluthen, um auf dem Untergrunde der Thatsachen die Gewalten ins Netz zu bekommen, welche die Bewegung auf der Oberfläche beherrschen. Gleich einem Lichtmeere verbreiten sie ihre Strahlen über alle Winkel des irdenen Jammerthales, wo ohnehin alles Mühen vergeblich und nichtig, und verdrängen so das Schattenreich. Sie werden abgeklärter, bestimmter durch die Auslegungen der „Kirche" und die Verdammung der Irrthümer. Jede neue Ketzerei ist eine Nahrung, welche sich auf diesem Heerde der Wahrheit verzehrt und dazu dient, ihn feuriger zu machen. Was Uns betrifft, obgleich Wir fast aller menschlichen Unterstützung entbehren, Unserer Mission dennoch getreu und durchaus auf die Hülfe Gottes hoffend, so sind Wir bereit zu kämpfen ohne Forcht und Tadel, selbst auf die Gefahr Unseres Lebens, für die Sache der Kirche, die Uns in göttlicher Weise von Unserm Herrn Jesu Christo anvertrauet ist, und wenn nöthig, Uns dahin zu begeben, wo es Uns verliehen wäre, Unser Apostolisches Amt am besten zu verwalten. Sei übrigens auch Unser Gemüth in noch so verschiedenen Sorgen, so kann Uns Euer Flehen, geliebte Söhne, nicht nur nicht belästigen, sondern erleichtert und vermindert sogar einigermaßen gerade diese Bekümmernisse und gießt ein besonderes Vergnügen in Unsere väterliche Brust. ¡Mögen denn Unsere nachdrucksamst in das Ohr Eueres Herzens geblasenen Worte sich einer absoluten Verständlichkeit erfreuen! (was bei dem gedrechselten und geschrobenen Curialstyl küchenlateinischer Bullen nnd Rundschreiben nicht immer der Fall ist). Inmaßen Ihr aus weiter Ferne hergepilgert seid, um ein unverwelkliches Erbtheil von Uns zu empfahen, wollen Wir Euch das Kapitel **ex cathedra**, d. h. als Meister vom Stuhle, anjetzo in Gnaden und nach Maßgabe Eurer Nothdurft erklären. Und so lange Ihr nicht von hinnen schreitet, sondern die Malaria Unserer ewigen Stadt athmet, wird Unsere Erklärung unfehlbar sein, es sei denn, daß die widerspenstigen Leibeigenen Unseres Sprengels in den Zeitläuften von 1848 bis 1849, während Unserer landesfürstlichen Abwesenheit im Königreich Neapel (im fortlaufenden Interesse Unserer Gesundheit) ein Bissel Ketzerei eingesogen haben; aber sobald Euer Liebden bei Eurer Rückreise von der Heerstraße des Verderbens auf den Pfad des Heils etwan über die Grenzen Frankreichs zeuchet, auf dessen so holprigem und schlüpfrigem Boden zu Unserem „unglaublichem" Kummer die gallikanische Kirche in Folge eines erbarmungsvollen Rathschlusses der Fürsehung alleweil noch in bejammernswerther Verstockung ungestraft ihren Spuk treibt, **impune grassatur**, so ist Unsere Ansicht ebensowenig unfehlbar, als die eines beliebigen andern Bischofs. Und da Wir Uns gar wohl bewußt sind, daß Wir von Anbeginn an über Völker und Königreiche gesetzet worden, um bei Anlegung des Weinbergs des Herrn und zur Erhaltung des christlichen Religionsgebäudes, wovon Christus der Eckstein ist, zu bauen und zu pflanzen, so gieng Unsere Gesinnung und Unsere ernstliche Willensmeinung immer dahin, daß Wir auch zur Ausrottung und Zerstörung ebenso bereitwillig und gefaßt wären. Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig; die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig. Nunmehro stracks zur Sache; vernehmet die Stimme

11. ¿Auf welche Art suchen die Sachwalter des röm. Religionssystems die entscheidende Kraft der Stelle Hebr. 9, 24—28. zu umgehen?

Dadurch, daß sie behaupten, „das Meßopfer sei dasselbe Opfer, wie das Opfer am Kreuz, und von diesem nur in der Art des Opferns

des Predigers in der Wüste: Man kann hierüber sagen — Uns deucht, Wir hatten einstmalen den Plan — Wenn Wir uns recht entsinnen, so haben Wir schon vor unvordenklichen Zeiten in einer Congregation von Kardinälen, als welche über dergleichen zu richten verordnet sind — Unter der Kraft des hl. Gehorsams ist das Kardinalscollegium unablässig mit dem Entwurfe beschäftigt — Es ist nicht unmöglich, daß bereits jetzt an ein Uns vorzulegendes und mehr oder weniger auf sothane Auslegung gerichtetes Protokoll die letzte Feile gelegt wird, so daß — Der unumstößliche Beweis, daß Unsere Abhandlung nicht der Gründlichkeit ermangelt, liegt unmaßgeblich darin, daß — Wir verglichen dieses Kapitel besagtermaßen von Anbeginn mit — ꝛc. ꝛc. Wornach sich männiglich alleruntertänigst zu achten; doch unabbrüchig derjenigen Vorkehre und Artikul, welche deßhalb und überhaupt in Rücksicht knapperer Einsicht ein sog. allgemeines Concil nach der jeweiligen Lage der Verhältnisse im Ganzen sowohl, als im Einzelnen, für sich und zu allen Zeiten zu verfügen befugt zu sein scheint. Und nun, geliebte Söhne, nachdem Wir den Balsam des Friedens in Euere wunde Seele geträufelt, ertheilen Wir aus innerstem Herzen und aus großer Herablassung Euch und Denen, welche Euerer Obhut anvertrauet sind, den Apostolischen Segen, die Vorbedeutung aller himmlischen Gaben und ein Pfand Unserer außergewöhnlichen christlichen Liebe; denn sehnlichst wünschen Wir Euer Heil in Christo Jesu, und Wir fürchten, daß Wir diesem Unserem Richter einst Rechenschaft darüber werden geben müssen, wenn Wir Euch nicht, so viel von Uns abhienge, den Weg zur Erlangung des ewigen Heiles zeigten und sicherten. Wir übergeben Euch darum zum Schutz und zur Bewahrung dem hl. Petrus, dessen Apostolische Würde Wir in Unserer Schwäche innehaben, und dem deßhalb, wie Wir wissen, Unsere Bestrebungen höchlich angenehm sein werden. ¡Möge der allmächtige und barmherzige Gott unter Fürbitte der unbefleckten Gottesgebärerin Unsere päpstlichen Ermahnungen, die Wir aus Unserem innersten Herzen gegeben, mit seiner Hülfe bestärken und ihnen reichliche Früchte verleihen. Er möge endlich sein Antlitz zu Euch, ehrwürdige Brüder, wenden und Euern Körper wie Euern Geist mit der Gnade seines Segens erfüllen!" Nur die eigene Vortrefflichkeit vermittelt das Verständniß des Vortrefflichen. „Das Beispiel des Hirten", sagt Benedikt XIV., „das Beispiel des Hirten hat eine bewundernswürdige Kraft, die Seele seiner Schafe zu rühren." „Der Katholizismus", meint Herr Ludwig Rendü, Bischof von Annecy, „der Katholizismus entspricht so sehr der Vernunft, daß er die öffentliche Vernunft civilisirter Länder wird. Jedoch zeigt er seinen wahren Fortschritt besonders in den ausübenden Anwendungen seiner Wahrheiten." Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, lehrt, „daß für Alle und Jeden bei schwerer Sünde die Verpflichtung bestehe, er möge nun ein Gelehrter oder Ungelehrter sein, sich blindlings und demüthig dem Lehramte der Kirche (?) zu unterwerfen." Wer nichts gibt, und immer alles zu geben versichert, auf den kann Jeder, der einen Fürsprecher nöthig hat, als auf seine geheime Fundgrube hindeuten, wenngleich diese leerer ist, als Viele vermuthen.

11. Das Papstthum wird auf zwiefache Weise vom Hebräerbriefe berührt: zunächst als Mittelpunkt einer Lehre, welche mit einzelnen biblischen Wahrheiten in unversöhnlichem Widerspruch steht, sodann noch unmittelbar durch das Stillschweigen des Apostels Paulus an so vielen Stellen, wo er von demselben hätte sprechen müssen. Nirgends absichtlicher, als gerade dort, findet sich der Gegensatz des jüdischen Priesterthums und Opferkultus, bei dem alljährliche und tägliche Wiederholungen geboten waren, hervorgehoben. Aus der besonderen Sorgfalt, womit Paulus auf der Vollgültigkeit des Einen Opfers Christi besteht, scheint hervorzugehen, daß diese schon zu seiner Zeit mitunter in Zweifel gezogen wurde. Im Hebräerbriefe wird das Wort ephapax, d. h. ein für allemal, neunmal in Bezug auf das Opfer Christi wiederholt. Würde sich der Apostel zur speziellen Aufgabe gemacht haben, gegen die Messe zu schreiben, so hätte er keine stärkeren Ausdrücke finden können. Wir werden

verschieden." Wir fragen: „¿Worin besteht der Unterschied in der Art des Opferns?" Sie sagen: „Das Meßopfer ist ein unblutiges

---

durch ihn belehrt, daß Christus ein auf immer ausreichendes, nie auf Andere zu übertragendes Priesterthum verwalte, daß Er ein für allemal eingegangen sei in sein himmlisches Heiligthum und als ein ewig gültiges, alle anderen Opfer beschließendes Opfer sich selbst dargebracht habe. Es ist sophistisch, wenn dem entgegnet wird: „Allerdings, das alttestamentliche Priesterthum und Opferwesen habe Christus abgeschafft, aber ein neues eingesetzt, das an seiner Statt sein ewig gültiges Opfer täglich wiederhole und uns zuwende." Ist es auf ewig gültig, so bedarf es nicht der Wiederholung; gegen diese ist ja eben die Polemik des Hebräerbriefs gerichtet, der den jüdischen Opferkultus umstürzt. Einige suchen jenem Gegensatze dadurch zu entfliehen, daß sie die unvergleichliche Erhabenheit des Meßopfers über die Opfer des Alten Bundes hervorheben, die nur in Thieren oder Speisen bestanden hätten, während hier der Sohn Gottes es sei, dessen Blut, Nerven und Knochen u. s. w. in unblutiger Form dem Vater als wiederholtes Opfer für die wiederholten täglichen Sünden der Christen dargebracht werde, und nicht nur Denen, die es nachher in der Communion empfangen, sondern auch ohne Communion Allen, für die es nach der Absicht des Priesters dargebracht werde, An- und Abwesenden, Lebendigen und Todten Gnade erwerbe. „Um alle Zweideutigkeiten zu verhüten", meint Herr J. B. Bossuet, „wenn man das Wort opfern in dem Sinne nimmt, in welchem es auch wirklich im Hebräerbriefe genommen wird, nämlich: daß es den wirklichen Tod des Schlachtopfers ausdrücke, bekennen wir (d. h. Herr J. B. Bossuet) laut, daß Christus weder in der Eucharistie, noch anderswo wieder geopfert werde. Allein da dieses Wort in andern Stellen der hl. Schrift in einem weiteren Sinne genommen wird, wo es gar oft alles Dasjenige bezeichnet, was man Gott darbringt, so trägt die Kirche (?) kein Bedenken, zu sagen, daß Christus sich allenthalben Gott opfere, Er vor seinem Angesicht für uns erscheint, folglich auch, nach dem Ausdruck der hl. Väter (?) in der Eucharistie; denn die Kirche formt nicht nach dem Hebräerbriefe allein ihre Sprache, sondern nach der gesammten hl. Schrift." Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, meint, „Christus selbst habe die Wiederholung des Opfers geboten, als Er sprach: Solches thut zu meinem Gedächtniß." Allein ¿was hat Er denn damals geboten? Zu thun, was Er selbst gethan: im Kreise Gleichgesinnter Brod und Wein zu genießen bei der Feier seiner Dahingabe in den Tod, zur heilbringenden Gemeinschaft mit ihm. ¿Und was hat die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) daraus gemacht? Ein Opfer von durch zauberhafte Verwandlung entstandenem gottmenschlichem Leib und Blut, Nerven und Knochen, das der Priester auf Bestellung und tarifmäßige Bezahlung täglich, großentheils einsam mit einem Chorknaben, der Gottheit darbringt, um eine Seele aus dem Fegfeuer zu ziehen und für nicht minder zweifelhafte Zwecke. Das röm. Priesterthum ist nichts anderes, als eine unter christlicher Maske, soweit es eben gehen mochte, geschehene Wiederherstellung des alttestamentlichen Priesterthums, nach dessen Vorrechten lechzend es auch den Zehnten und die Erstlingsfrüchte in Anspruch genommen hat. Das Hohepriesterthum, unter dessen Bild das göttliche Amt des Heilands dargestellt ist, wird überall als thatsächlich und fortwährend von Jesu selbst ausgeübt bezeugt; keine Spur von Uebertragung, von Nachfolge. Die Herausgeber der jetzt üblichen Vulgata haben das Wort unübertragbar (Hebr. 7, 24.) mit immerwährend gegeben. Das Wort im griechischen Urtext ist aparabaton, abgeleitet von parabaino, herübergehen: ein Priesterthum, welches nicht auf Jemand Anders übergeht. Für uns sind lexikalische Erklärungen von größerem Gewicht, als Seine Knechtschaft, der Bischof von Rom. Kein Mensch braucht sich zu wundern, wenn die Sachwalter des Papismus auf's Hartnäckigste gegen die Glaubwürdigkeit der griechischen Wörterbücher protestiren; denn, ist dem Apostel Paulus zufolge die Unübertragbarkeit ein Merkzeichen des Priesterthums Christi, ist dieses, gleich Christi Macht, „unübertragbar," so platzt mit diesem einen Worte die röm. Kernlehre, und die Messe steht da als das unreife Machwerk einer conventionellen Fabel.

Wer bei bestimmten Regeln der hl. Schrift Unterscheidungen vorbringen will, muß solche aus dieser herleiten, und sie nicht eigenmächtig aus seinem Privatgehirn

Opfer; der Geopferte leidet nicht." Wir erwidern auf die Gewährschaft des Hebräerbriefes (9, 25—26.), daß kein sündenvergebendes

---

herausklauben. Von einem Unterscheiden zwischen blutigem und unblutigem Sühnopfer weiß die hl. Schrift nichts. Ein Opfer, in welchem kein Blut vergossen wird, aus dem neunten Kapitel des Hebräerbriefs abnehmen, heißt so viel, als wenn Einer den Diebstahl vertheidigte und zu dem Ende das Gebot, „Du sollst nicht stehlen," anzöge. ¡Wie närrisch würde es klingen, wenn Jemand vorbrächte, ein Mensch könne nur einmal blutiger Weise, aber zu verschiedentlichen Malen unblutiger Weise sterben! Nichts ist ketzerischer, als das beständige Untersuchen, Beweisen und Schlüssemachen röm. Streittheologen; mit solchem Unterfangen streuen sie aber doch Manchem Sand in die Augen, dem ein blinder Autoritätsglaube nicht mundet. Im röm. Katechismus (De sacram. III. 61) heißt's: „Es ist ein und der nämliche Priester, welcher das Opfer verrichtet, Christus der Herr." Umsonst sagt man uns da, daß die Meßpriester das Opfer Christi nur erneuern, nicht verrichten. ¿Was ist dies anderes, ein Opfer erneuern, als ein Opfer verrichten; und sein Mittagessen erneuern, als zu Mittag essen? Unleugbar ist opfern ein vortrefflicheres Ding, als geopfert werden. Insofern nun der röm. Priester Christum zu opfern vermeint, setzt er sich über Christum. Und besieht man sich die meßlichen Handlungen noch genauer, als da sind die Aussprechung der sog. Weihungsworte, die Emporhebung der Hostie, die Worte, mit welchen der Opferer bittet, „Gott möge sich das Opfer des unwürdigen Darbringers gefallen lassen", das Brechen, das Essen, so findet sich, daß der Meßpriester allein das Alles thut, und nichts davon Christo zugeschrieben werden kann. Wenn die Apostel lehren, es habe sich Christus für uns Gott als Opfer dargebracht, so verstehen sie darunter das blutige, welches am Kreuze dargebracht ist (Eph. 5, 2. 1. Petr. 1, 19.), ohne auch nur anzudeuten, daß das blutige Kreuzesopfer in einem unblutigen Opfer des Altars von Christo durch den Dienst von Priestern solle fortgesetzt werden. ¡Seltsam genug, daß, während man röm. Seits dem Herrn der Kirche auch im Himmel noch die Unterwerfung und die Bereitwilligkeit des Gehorsams zumuthet, man auf Erden dagegen für diesen Herrn gerne vicariren und an der Stelle des zur Rechten Gottes erhöhten Kirchenhauptes unumschränkt regieren möchte! Man begreift, warum viele Pfründenbesitzer die Fortsetzung der Erniedrigung Christi auf Rechnung der eigenen Erhöhung so angelegentlich wünschen. Kardinal R. Bellarmin (De missa lib. II. cap. 4.) setzt einen Unterschied zwischen den Wirkungen des Kreuzesopfers und des Meßopfers; er statuirt nämlich, „der Werth des ersteren müsse unendlich, der des letzteren endlich und relativ sein, weil es sonst ein Widerspruch und reiner Ueberfluß sei, daß das Meßopfer täglich wiederholt werde." ¿Wie kann das Meßopfer mit dem Kreuzesopfer identisch, und dennoch nur von endlichem Werthe sein? So wesentlich, wenn doch zugleich die völlige Identität des Meßopfers und Kreuzesopfers aufs entschiedenste behauptet wird, diese Verschiedenheit ist, so weiß doch die röm. Dogmatik zur Erklärung derselben nichts vorzubringen. Herr R. Bellarmin beruft sich dafür zunächst auf die trotz der Identität sehr verschiedene Art der Darbringung beider. Da er sich aber gestehen muß, daß dieser Berufung keine genügende Beweiskraft innewohne, so zerhaut er zuletzt den verwickelten Knoten mit der Behauptung: „Christus habe es nun einmal so gewollt, obgleich Er anders gekonnt habe; nach dem Warum hätten wir kein Recht zu fragen." Die Mehrheit der Mitglieder des Concils von Trient hat eben (Sess. XXII. cap. 2.) auf die Identität des Meßopfers mit dem Kreuzesopfer gedrungen; das sollen nun wir für wahr halten und doch zugeben, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden stattfinde. Eine Menge röm. Theologen von Ruf haben ihren Scharfsinn nach dem Vorbilde Bellarmins auf's Streckbett gelegt. So meinen Einige: „Das Opfer Christi am Kreuze sei ein primäres und satisfactorisches; das Opfer Christi in der Messe hingegen ein sekundäres und applicatorisches. Christus habe seinen Tod hauptsächlich darin gefunden, daß man ihm durch die Kreuzigung das Blut vom Leibe trennte; diese Trennung soll nun in der Messe dadurch geschehen, daß man den Kelch besonders segne und so gleichsam (?) das Blut vom Leibe trenne." Andere haben entdeckt: „Es sei kein Grund zur Annahme vorhanden, daß

Opfer stattfindet, wenn nicht der Geopferte leidet und sein Blut vergossen wird: „Auch nicht, daß er sich oftmals opfere, sonst hätte

---

Christus niemals den Himmel verlasse; ebensogut als Er dem Saulus nach der Himmelfahrt erschienen sei, könne er auch jetzt noch mehr als 150,000 Mal täglich herunterkommen. In jeder Minute würde dann die Kirche (?) hundertundvier Mal durch ihren Mittler mit Gott versöhnt, und ebensovielmal in jeder Minute würde jeder einzelne Christ als Mitglied der Kirche gleichsam in einen geheimnißvollen Bund aufgenommen, in welchem ohne sein Zuthun und Mitwirken unsichtbare Mächte über ihm walten und höhere Kräfte ihm zufließen. Herr J. B. Bossuet sagt: Er habe nichts dagegen (sic), daß man in den Worten: ¡Es ist vollbracht! die Erfüllung der Opfer des Alten Bundes sehe, und daß man lehre, es habe Christus durch seinen Tod den Opfern ein Ende gemacht und sei nun das Einzige Opfer, was Gott angenehm ist. Doch hüte man sich, vom Opfer am Kreuze Vortheil zu ziehen, um dasjenige, was Er am Altar vollbringt, zu Nichte zu machen: dort hat Er geopfert sein wollen; hier hat es Ihm gefallen, auf wunderbare Weise empfangen zu werden. Dort hat Er die Opferung der Schlachtopfer des Alten Bundes erfüllt; hier erfüllt er den dabei üblichen Akt des Essens." Die homerische Bildersprache dieses literarischen Schauspielers verpuppt sich in den Nimbus bischöflicher Majestät. Möglicherweise sind die hl. Atome mitunter in einem hohlen Zahn des Bischofs von Meaux stecken geblieben. Neuere Theologen, z. B. Herr Johann Adam Möhler, finden in der eucharistischen Herabkunft des Gottessohnes (die doch nach röm. Lehre so wenig stattfindet, als eine sog. permanente Incarnation) ein wahrhaftes Opfer; sie gehöre zu dem Gesammtverdienste des Erlösers, das uns zugerechnet wird. „Als der am Kreuze sich Opfernde", schreibt besagter Joh. Adam, „als der am Kreuze sich Opfernde sei Christus uns noch fremd; im Kultus aber unser Eigenthum, unser Opfer. Dort sei Er das allgemeine Opfer; hier das Opfer zugleich für uns insbesondere, für jeden Einzelnen aus uns. Dort sei Er nur das Opfer gewesen; hier werde Er als solches verehrt und anerkannt. Dort sei die objektive Versöhnung vollzogen worden; hier die subjektive theils gepflegt und gefördert, theils ausgedrückt." Es wäre demnach doch dieser letzte Theil des großen Opfers von allen übrigen wesentlich verschieden, sofern er nicht rein objektiv, sondern objektiv und subjektiv zugleich ist. Dies ist aber so wenig eine Bestimmung, die über den Sakramentsbegriff hinausführt, daß sie vielmehr gerade das eigentliche Wesen des Sakraments ausdrückt. ¿Denn worauf anders zwecken die Sakramente eigentlicher hin, als auf die subjektive Aneignung des in der Erlösung durch Christum objektiv Dargebotenen? Mit dem nämlichen Rechte, als Einige in der eucharistischen Herabkunft Christi eine gangbare Schulmeinung erblicken, möchten andere Fachgenossen sich an der Hypothese eines eucharistischen Herüberkommens des Transsubstantiations-Objekts (z. B. von der Kirche des hl. Thomas zu derjenigen des hl. Judas) erlustigen. Das Wunderwerk des Straßburger Münsters beschäftigte Goethe so unabläßig, daß, ohne je einen Plan desselben gesehen zu haben, er zur Ueberraschung der Kenner genau anzugeben wußte, wo die Ausführung hinter der ursprünglichen Absicht zurückgeblieben. Die größte Kunst im Lehr- und Weltleben besteht nach Goethe darin, das Problem in ein Postulat zu verwandeln. Wenn man sich denkt, daß an jedem Tage mehr als 150,000 Meßopfer gebracht werden, ¿soll Christus, der zur Rechten Gottes sitzt, in jede Hostie und in jeden Meßkelch herniedersteigen, und da sein Leiden noch einmal durchdulden? ¡Welche Idee! Würde sich Christus bei Gelegenheit der Einsetzung des hl. Abendmahls geopfert haben, so müßte uns dieses Opfer zu dem Schlusse veranlaßen, daß das Opfer am Kreuz nichts als ein überflüssiges gutes Werk gewesen war: der erste, ob auch grundlegende Akt in einer unendlichen Reihe nothwendiger Wiederholungen. Ueber diese Folgerung heben sich nun sämmtliche röm. Streittheologen neuern Styls sachte hinweg; die Zeit nach dem Kreuzestode liefert ihrer Einbildungskraft einen ausgiebigeren Tummelplatz. Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, argumentirt in seinem von Trugschlüssen und vormundschaftlichem Eifer wimmelnden „Controverskatechismus für das Volk" von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit, wenn er sagt, „der Heiland vermöge es, sich einem mystischen Tode und einem mystischen Opfer zu unterziehen, d. h. der Tod Christi, oder (sic) die Ab-

Er oft leiden müssen, von Anfang der Welt her"; und (V. 22.): „Ohne den Verguß von Blut gibt es keine Vergebung der Sünden." Es

---

sonderung seines Blutes von seinem Leibe, könne durch die unterschiedene Wandlung des Brodes und des Weines versinnlicht und bedeutet (sic) werden. Diese Trennung, welche allein durch die Symbole des Brodes und des Weines bezeichnet werde, sei, was man das mystische Opfer und den mystischen Tod nenne." Der Jesuit entblödet sich nicht, in der Vorrede zu seiner Streitschrift dem Leser zu versprechen: „es solle darin nichts behauptet werden, was nicht auf Wahrheit beruhe, und zu dessen Begründung nicht die unwiderleglichsten Beweise angeführt werden können." ¡Lüge nur alleweil drauf los, es bleibt immer etwas hängen!

Die zur Vertheidigung des Meßopfers ersonnene Unterscheidung zwischen dem verklärten und dem nicht-verklärten Körper Christi hält eine gesunde Kritik nicht aus. Ein Körper kann nur einen Körper nähren, die Seele nur mit Geistigem gespeist werden. Würde der Leib Christi wirklich genossen, so könnte dies auf die Seele keinen Einfluß äußern. Würde er von der Seele genossen, so könnte er nicht leiblich genossen werden. Eines schließt das Andere aus; denn Körper und Geist bilden einen völligen Gegensatz. Als Christus vom Brod sagte: „Das ist mein Leib, der für Euch gebrochen wird", war sein nachher zu kreuzigender Leib vorhanden, und nicht sein geistiger, verklärter Leib. ¿Oder sollte Christus zu gleicher Zeit einen doppelten Körper, einen persönlichen und einen verklärten gehabt haben? Christus redete von seinem Leibe, wie derselbe ein für allemal in den Tod gegeben werden sollte; Er redete nicht von seinem verklärten Leibe, und konnte nicht davon reden und konnte seinen verklärten Leib nicht zu essen geben, weil sein Leib noch nicht verklärt war. Die Worte, „das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird" so auszulegen, daß es sich auf das Hinreichen des verklärten Leibes Christi im hl. Abendmahl, und nicht auf das einmalige Hingeben Seines Leibes in den Tod bezöge, geht schon darum nicht, weil Paulus anstatt „gegeben" geradezu „gebrochen" sagt, und wir doch unmöglich annehmen dürfen, der Apostel, welchem, was er schreibt, vom Herrn mitgetheilt worden war, habe den Sinn falsch aufgefaßt. Die Advokaten der Messe erklären den „Leib" vorerst für den verklärten Leib; dann erst ziehen sie den Relativsatz: „der für Euch gebrochen wird", hinzu und finden in demselben lediglich eine angehängte geschichtliche Notiz: nämlich, daß dieser verklärte Leib, den die Christen im hl. Abendmahl empfangen, zuvor am Kreuze für uns in den Tod gegeben worden sei. Auf die Frage, wie Christus vor seinem Tode schon seinen verklärten Leib habe reichen können, lassen sich Diejenigen nicht ein, welche ihre Abendmahlslehre nicht aus der hl. Schrift schöpfen, sondern dieselbe zur Exegese angezogener Schriftstellen als zugefertigte mitbringen. „Jene Theologen", behauptet Herr Franz von Baader, „jene Theologen der abendländischen Kirche befolgen schlecht die Ermahnung des Apostels Petrus (1. Petr. 3, 15.), welche über die Eucharistie als ein, wie sie sagen, absolut Unverständliches keinen Bescheid zu geben für nöthig achten und ihren Unverstand hinter das Dogma verbergen zu können meinen. In der That habe auch hier, nachdem der Verstand über Eucharistie den (sic) Christen ausgegangen war, und diese, anstatt hierüber zu discutiren, sich mit einander rauften und einander schlugen, ein Laie, Jakob Böhme, zuerst (sic) die Bahn zu einem richtigen Verständniß und Einverständniß gebrochen. Dieser Böhme gehe nämlich von der Ueberzeugung aus, daß Christus mit den Worten: „Dieses Brod ist mein Leib, dieser Wein (?) ist mein Blut", vorerst nicht seinen creatürlichen Leib meinte, welcher beim hl. Abendmahl ebenso unzerrissen blieb, wie nach der Auferstehung als verklärter Leib; daß folglich die zwar gemeine Vorstellung einer Alimentation des einen creatürlichen Individuums durch das andere hier eine absurde sein würde, indem bei einer solchen als Itio in partes das zu Speise gewordene Individuum zu Grunde geht, wogegen in der Eucharistie der Speisende die von ihm Gespeistwerdenden sich einverleibe, oder seines Lebens und Leibes theilhaftig mache. J. Böhme zeige nun ferner, daß man hier nur mit dem Begriff einer centralen Alimentation auslange. Dieser Begriff aber führe auf jenen des Speisenden als eines Centralwesens in Bezug auf die Alimentirtwerdenden, welches Centralwesen zugleich creatürlich, einzeln und insofern der einzelnen Creatur gleich, zugleich aber nicht creatürlich, sondern uni-

ist darum thöricht, zu behaupten, daß das sogenannte Meßopfer Sünden hinwegnehme, da ja der Apostel Paulus das Leiden des Opfers und den Blutverguß als unerläßliche Bedingungen der Sündenver-

versell und überall, in dieser Universellheit aber real und einzig, nicht abstrakt (gleich der Idea der modernen Philosophie als Gespenst) obschon uncreatürlich und verborgen, ihnen gegenwärtig ist, d. h. wie J. Böhme sagt: als eine Creatur, die zugleich Gott ist. Diesem beim ersten Anblick paradoxen Begriff (an dessen Paradoxie übrigens die modernen Heiden ungleich mehr Anstoß nehmen, als die alten, der Natur noch näher gestanden habenden Heiden gethan) erläuterte J. Böhme beispielsweise an der Sonne, indem auch diese zwar als einzelner Himmelskörper sichtbar ist, und doch mit ihrer nicht creatürlich, d. h. nicht einzeln geformten Substanz den ganzen Himmel erfüllt und unsichtbar allen in diesem befaßten Geschöpfen innen gegenwärtig ist. Wie nun die Sonne als einzelner Himmelskörper sich nicht zerreißt, indem sie diese Geschöpfe und Gewächse ihres überall seienden Sonnenleibs theilhaftig macht und, wie man sagen muß, daß es doch nur ihr Leib ist, den sie jenen hiermit gibt, so gilt dasselbe bei der Eucharistie. Wobei ich (d. h. Herr von Baader) noch bemerke, daß dieselbe solidäre Verbindung der Singularität und Universalität sich auch im Begriff der Majestät des Regenten eines Volkes kundgibt, welcher, obschon nur eine einzelne Person, doch zugleich der Träger der Idea des Volks ist, oder (sic) sein soll." Herr Franz von Baader war ein Schüler des Herrn Joseph Schelling, jenes Philosophen, von dem Heinrich Heine urtheilt, „er habe sich nicht heimisch gefühlt auf den kalten Höhen der Logik und sei gerne übergeschnappt in die Blumenthäler der Symbolik." Was Herrn Baader ausgezeichnet, ist, daß er sich gar zu gerne in der ungeheuerlichen Gespreiztheit historisch-politischer Eulenspiegelei spiegelt; zweifelsohne hat ihm sein Verleger den bogenweisen Auswurf gekrauselter Gedankenspähne gehörig vergütet. Gleich ungehobelt erscheint die Auffassung von der Leidensfähigkeit Christi, vor und während der Messe, in der „Erklärung des hl. Meßopfers" des Paters Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden: „In der hl. Hostie kann Christus seinen hl. Leib nicht ausstrecken, noch seine Hände und Füße bewegen, noch auch ein Werk, welches durch die leiblichen Glieder oder Organe verrichtet wird, vollbringen, sondern Er liegt darin, wie in dem allerkleinsten Gefängniß, gleichsam zusammengepreßt und aller seiner Macht und Stärke gleichsam beraubt. In einer solchen kleinen, demüthigen und erniedrigten Gestalt stellt sich Christus der heiligsten Dreifaltigkeit vor Augen und opfert sich ihr auf rührende Weise, so daß sich das ganze himmlische Heer darüber verwundert und erstaunt." Herr Cochem merkt nicht, welche Folgerungen eintreten, wenn man sein Raisonnement etwas weiter ausdehnt: der Priester hat es in seiner Gewalt, die Hostie, d. h. Christum im Gefängniß liegen zu lassen. Man kann Die nicht belehren, die nicht so weit entwickelt sind, daß sie lernen wollen.

Der Geist der Lügenhaftigkeit sucht sich und Andere zu täuschen und mit leeren Worten die Lücken vorgefaßter Meinungen zu verdecken. Der Buchstabe muß auf das Bündigste und Bestimmteste gestellt sein; denn mit der Auslegung kommt schon die Willkür. Alle auf dem Concil von Trient über das Meßopfer abgehaltenen Congregationen betrafen die streitige Frage, ob Christus im ersten hl. Abendmahl sich geopfert habe. Georg von Ataida führte die Beweise an, wodurch die Protestanten darthun, daß das hl. Abendmahl nicht als ein Opfer, sondern als ein Sakrament eingesetzt sei und kam zum Schluß: „Man könne die Behauptung, daß die Messe ein Opfer sei, nicht anders begründen, als aus der mündlichen Ueberlieferung." Er rieth seinen Kollegen, sich hiebei zu beruhigen, und nicht eine gewisse Wahrheit zweifelhaft zu machen, gerade durch das Bestreben, sie allzuängstlich befestigen zu wollen. Aber in der Widerlegung der Protestanten, welches seine hauptsächlichste Sorge hätte sein sollen, befriedigte er die Zuhörer durchaus nicht; denn er stellte ihre Argumente in aller Kraft und Anschaulichkeit dar, beantwortete sie aber so schwach und ohnmächtig, daß er ihre Eindringlichkeit dadurch nur noch verstärkte. Einige schreiben dies der Kürze der Zeit zu, da die Nacht schon herein brach; Andere seinem Unvermögen, sich gehörig darüber auszudrücken, da die Sache ihre Schwierigkeit habe; die Klügern aber seinem Bewußtsein, daß sich nichts darauf erwiedern lasse. Herr Joh. Cavillon, Mit-

gebung aufstellt. Aber Paulus verpönt nicht nur den Gedanken, irgend ein anderes Opfer an die Stelle des einmaligen, vollgültigen Opfers Christi zu setzen, sondern er verwirft auch die Idee einer Wiederholung

---

glied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, verbreitete sich über die Artikel mit großer Klarheit, aber nicht, als wenn an denselben noch einige Schwierigkeiten gehaftet hätten, in Form einer Untersuchung oder Erörterung, sondern auf eine gemüthliche, fromm anregende Weise. Er stellte vor, wie viele Wunder zu verschiedenen Zeiten für und durch dieselben geschahen, und wie seit der Apostel Zeiten bis auf das Lutherthum Niemand an ihnen gezweifelt habe. „Die Einwürfe der Protestanten", meinte er, „die Einwürfe der Protestanten seien zwar hinlänglich widerlegt; aber um ihre gehaltlose Erbärmlichkeit einzusehen, genüge schon zu wissen, daß sie von excommunicirten Ketzern herrührten." Er ermahnte die Legaten, „bei keiner Materie mehr die Beweise der Abtrünnigen vortragen zu lassen, wenn nicht zugleich die gründliche Widerlegung damit verbunden würde. Wer dies nicht zu leisten vermöchte, der sollte sich des Vortrags der ketzerischen Grundsätze enthalten. Es sei eine religiöse Pflicht, die Lehre der Feinde der Kirche nicht zu entwickeln, ohne vorher die Gemüther der Zuhörer vorzubereiten und auf die Verkehrtheit und Unwissenheit ihrer Erfinder, auf die Niemand hören könne, ohne am Gehirn zu leiden, aufmerksam zu machen. Alsdann könne man ihre Argumente, jedoch nur so kurz wie möglich und ohne Beimischung der Beweise, vorbringen; die Entgegnung aber darauf müsse klar und erschöpfend sein. Falle sie etwas mangelhaft aus, so müsse man, ohne darauf zu achten, zu einer andern Materie übergehen, damit nicht der geringste Skrupel bei den Zuhörern, namentlich nicht im Herzen der Prälaten und der Hirten der Kirche, zurückbleibe." Die Rede erhielt den Beifall der meisten Väter; sie lobten dieselbe als fromm und ächt katholisch, und Viele stimmten für ein Synodaldekret, wodurch sie den Predigern, Professoren und Schriftstellern zur Vorschrift gemacht würde. Der bayerische Gesandte war indeß damit nicht zufrieden, und am Schlusse der Conferenz, als die kaiserlichen Gesandten dem Jesuiten zu seinem Vortrag gratulirten, sagte er vor ihnen sarkastisch: „der Vortrag sei freilich ausgezeichnet und löblich; denn er lehre die Conciliumsväter, wie sie, um zu täuschen, die edle Einfalt des Christenthums mit dem Trug der Sophistik vermengen könnten." Als es darauf ankam, den Lehrstücken die Beweise anzufügen, warum die Messe ein Opfer sei, hatte Jeder seine besondere Ansicht und der Eine wollte diese, der Andere wieder andere Beweise angeführt oder verworfen wissen. Martin Perrez, Bischof von Segovia, welcher dem trienter Concil unter Julius III. im Jahre 1551 beigewohnt hatte, stimmte dafür, die Lehrstücke und Canones, die damals über diese Materie angefertigt wurden und die im Januar 1552 veröffentlicht werden sollten, anzunehmen und sie nur, wenn es etwa nöthig wäre, einer verbesserten Durchsicht zu unterwerfen. Allein Kardinal Seripandus verwarf diesen Vorschlag. Er sprach: „Obwohl eine ausgezeichnete Frömmigkeit und ein unvergleichlicher christlicher Eifer die damalige Versammlung auszeichne, so würde doch das Eingehen in den Vorschlag den Gegnern mehr als genug Anlaß zu Schmähungen und Anschuldigungen geben. Es komme jetzt nicht mehr, wie damals, darauf an, die Katholiken zu belehren, sondern die Ketzer zum Schweigen zu bringen, weßhalb man genauer und umsichtiger verfahren müsse. Auch scheine es ihm ungerecht, die Hand an ein fremdes Werk zu legen, gleich als wären die Väter die Correktoren der damaligen Beschlüsse. Er halte es für besser, die Materie aufs neue zu untersuchen und zu ordnen und nicht Anlaß zum Vorwurf zu geben, als hätte die Synode auf fremdem Acker geerndtet." Der Erzbischof von Granada bestand auf der Behauptung, man könne weder sagen, daß Christus im hl. Abendmahl geopfert, noch daß Er mit den Worten „solches thut zu meinem Gedächtniß" ein Opfer eingesetzt habe. Seripandus gab zu, man könne das erste, als nicht durchaus nothwendig, weglassen, indem es genüge, anzunehmen, daß Christus die Opferung befohlen und eingesetzt habe; mit welchen Worten die Einsetzung geschah, müsse indeß nothwendig ausgedrückt werden, und da kenne er keine andern, als die angeführten. Joh. Pontusius verlangte mit Eifer die Aufnahme ins Dekret, um die Messe als ein Opfer zu beweisen, sowohl die Stellen über Melchisedech, als über Maleachi, als auch jene von der Anbetung der Samariterin, vom

dieses Opfers (V. 27—28.): „Wie dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht, also ist auch Christus einmal geopfert." ¿Kann ein Mensch mehr als einmal sterben? Nein. Also kann Christus auch nicht mehr als einmal geopfert werden.

Tische des Paulus, von der Darbringung Christi beim hl. Abendmahl, und überhaupt sämmtliche, die angeführt worden. Nach schwerem Kampfe vieler Tage beschloß endlich die Commission, wirklich alle möglichen Beweisthümer in den Entwurf aufzunehmen und es dann der Generalcongregation zu überlassen, dasjenige zu streichen, was gegen die Mehrheit sprechen würde. Der Jesuit Salmeron, Anführer der die streitige Frage, ob Christus im ersten hl. Abendmahl sich geopfert habe, bejahenden Partei, fühlte sich von Bedenklichkeiten beschlichen, ob die Zahl seiner Spießgesellen es im Augenblicke der Abstimmung bis zur Beschlußpartei bringe. Er lief darum Allen, welche dagegen, oder welche noch nicht gestimmt hatten, in die Häuser, suchte sie zu überreden, entweder stillzuschweigen, oder nicht entschieden zu sprechen, und bediente sich hiezu des Namens und Ansehens des Kardinals Hosius, oft auch des Seripandus, nicht minder auf die andern Legaten, ohne sie zu nennen, mit schlauem Schweigen hindeutend. Er bewies sich bei diesen flatterhaften Umtrieben so zudringlich, daß der Bischof von Veglia das Unrecht derselben durch eine beweiskräftige Verneinung der vorliegenden Frage noch greller darzustellen suchte: „Wurde im hl. Abendmahl ein Versöhnungsopfer gebracht, genügend, die Sünden der Menschen zu tilgen, so könne man das darauf folgende Opfer verständiger Weise nicht anders mehr nennen, als ein Dankopfer. Diejenigen nun, welche behaupten, es sei im hl. Abendmahl ein Versöhnungsopfer geschehen, müssen nothwendig auch zugeben, daß wir durch dieses Opfer erlöst wurden, und nicht durch das Opfer am Kreuze, welchem doch die hl. Schrift und die christliche Lehre unsere Erlösung zuschreiben. Wolle man behaupten, es sei das Opfer im hl. Abendmahl und jenes am Kreuze ein- und dasselbe, nämlich im hl. Abendmahl begonnen und am Kreuze vollendet, so falle man in eine andere, eben so große Ungereimtheit; denn wenn es auch wirklich so wäre, so läge doch offenbar ein Widerspruch darin, zu sagen, der Anfang des Opfers sei das Opfer, weil es ja gewiß Niemand, wenn es nicht vollendet worden wäre, ein Opfer nennen könnte. Zudem: wäre Christus nicht gehorsam gewesen bis zum Tod am Kreuz, sondern hätte Er sich nur im Beisein seiner Jünger bei Gelegenheit des ersten hl. Abendmahls geopfert, so würde Niemand behaupten, daß wir erlöst seien. Deßhalb könne man eine Darbringung im hl. Abendmahl, wenn man sie auch als den Beginn des Opfers annehme, doch niemals ein Opfer nennen." Nach dieser Auseinandersetzung fuhr er fort: „Die Synode müsse entweder lehren, Christus habe im hl. Abendmahl ein Versöhnungsopfer dargebracht: aber dann stoße man auf die erwähnten Ungereimtheiten; oder er habe damals kein Versöhnungsopfer gebracht: und dann könne man unmöglich daraus die Folgerung ziehen, daß die Messe ein Versöhnungsopfer sei. Vielmehr müsse man alsdann annehmen: wenn die Darbringung Christi beim hl. Abendmahl kein Versöhnungsopfer war, so könne um so viel weniger das Meßopfer des Priesters ein Versöhnungsopfer sein." Um Salmerons Betragen zu tadeln, sprach er: „Wo es sich um Reformmaterien, um menschliche Einrichtungen handle, so könne man derartige Werbungen und Umtriebe noch nachsehen; aber bei Glaubenssachen den Weg der Faktionen beschreiten, heiße das schändlichste Beispiel geben." Dieser Vortrag machte einen solchen Eindruck auf die Versammlung, daß fast sämmtliche Väter einmüthig beschloßen, vom „Versöhnungsopfer" nicht mehr zu sprechen. Uebrigens blieben dennoch die Meinungen wie vorher geschieden. Bei der Abstimmung machten Einige die Bemerkung: „die Streitfrage, ob Christus im hl. Abendmahl sich geopfert habe, obgleich schon ziemlich debattirt, sei doch den Theologen nicht zur Untersuchung vorgelegt worden, und man müsse dieselbe entweder mit allem Fleiß der Prüfung unterwerfen, oder aber gänzlich davon schweigen." Als man endlich die Stimmen zählte, ergab es sich, daß dieselben für und gegen die Aufopferung Christi im hl. Abendmahl fast getheilt waren; jedoch beschlossen die Legaten auf die ernstlichen Bitten des Kardinals Hosius, das Wort Versöhnungsopfer nicht zu gebrauchen, sondern nur den Ausdruck Opfer ins Dekret aufzunehmen. Durch die unermüdlichen Ränke des Jesuitengenerals Lainez wurde es durchgesetzt,

12. ¿Hat der Begriff „Opferpriester“ im Neuen Testament jemals auf die Diener des Evangeliums Bezug?

Nein. Man sollte allerdings denken, daß, wenn das Meßopfer ein Gegenstand christlicher Einsetzung wäre, die Diener des Evangeliums im

---

daß das sachbezügliche Dekret die Stiftung des hl. Abendmahls als eine wirkliche Opferhandlung bezeichnete und damit der Welt ein Räthsel aufgab, dessen Lösung nie gelingen wird. Denn wenn z. B. ein gewisser Herr Heinrich Klee (Dogmatik III, 199.) sagt: „sie sei das von Christo vor der in sinnlicher Wirklichkeit vollbrachten Opferung antecipativ in sakramentalischer Erscheinung, aber dennoch wahrhaft vollbrachte Opfer,“ ist dies eine Umschreibung, keine Lösung des Problems. Die Neuern unterscheiden sich von den Alten durch den Reichthum der Sprache, mit der sie die umlagernde Dunkelheit ausschmücken. Sie machen das Licht zum Gegenstand, den es doch nur zeigen soll. Das ursprüngliche, realistische Verhältniß gewisser Worte zu den bezeichneten Sachen ist hervorzuheben, wenn man den schädlichen Einfluß jener bloß herkömmlichen Ausdrücke brechen will, die bereits so begrifflos geworden sind, daß sie für Viele denken, anstatt daß dieselben über sie nachdächten und sie als ihre Begriffe kennen lernten. Der röm. Katechismus (De sacram. III, 54.) liefert seinerseits ein würdiges Gegenstück zur Doppelzüngigkeit jener Legaten. Die Frage: „¿Zu welcher Zeit ist dieses Opfer des Neuen Bundes eingesetzt worden?“ beantwortet er mit: „Die hl. Synode von Trient läßt uns über die Zeit der Einsetzung dieses Sakraments gar keinen Zweifel mehr übrig.“ Es ist ein Witz alter Komödien, Halbtaube einzuführen, welche auf Fragen eine quere Antwort geben. Wir erwähnen jenes Beispiel von geflissener, den Schein von Einsicht affektirender Undeutlichkeit, weil der Versuch der trienter Prälaten, vor ihrem dogmatischen Dafürhalten sich erst selbst zu verstehen, sein Mißlingen nicht sowohl den Personen, als der Sache beischreiben muß. Auch Herr Joh. Adam Möhler hat in seiner vergleichenden Darstellung auf die Unterscheidung des Opfer- und des Sakramentsbegriffs nicht das Gewicht gelegt, welches darauf hätte gelegt werden sollen, wohl, um durch die Vermengung dieser beiden Begriffe dem Opferbegriff seiner kirchlichen Genossenschaft einen täuschenden Anstrich von Wahrheit zu geben.

12. Im röm. Kirchensystem ist die Bedeutung des Episcopats, daß der Bischof (diesseits der Alpen meist in einem größeren Gemeindekreise) das alleinige kirchliche Haupt sei, von welchem alle geistliche Verrichtung ausgeht. Ein so hohes Vorrecht, als von Christus eingesetzt, müsse irgendwo im Neuen Testament erkennbar sein. Das ist nun nicht der Fall. Aus den Urkunden der apostolischen Kirche erhellt unleugbar, daß die Bezeichnung episcopos, d. h. Aufseher, mit einer im griechischen und römischen Sprachgebrauche nicht ungewöhnlichen Bezeichnung weltlicher Behörden, nur ein anderer Name ist für den presbyteros; jener aus griechischer Sitte stammend, die Bezeichnung des Amtes; dieser mehr nach hebräischer Sitte, durch das Alter die Bezeichnung der Würde. Daher mehrere Bischöfe in einer Gemeinde. Paulus (Apg. 20, 17, 28.) läßt, um Abschied von ihnen zu nehmen, die Presbyter der Kirche von Ephesus nach Milet kommen; er bezeichnet sie dann als die Bischöfe dieser Gemeinde. Im Briefe an die Philipper grüßt er die Gemeinde mit ihren Bischöfen und Diakonen; der Presbyter gedenkt er nicht: offenbar sind es eben die Bischöfe. Nicht minder ergibt sich aus seinen Briefen an ihm verbundene Gemeinden, daß diese selber mit ihren Presbytern die gemeinsamen Angelegenheiten verwalten; vergebens sucht man nach einem einzelnen Haupte, einem Bischof im spätern Sinne. Aus Eph. 4, 11—12. lernen wir die Verrichtungen kennen, welche den Verwaltern des Predigtamtes obliegen: Er hat Etliche zu Aposteln gesetzt, Etliche aber zu Propheten, Etliche zu Evangelisten, Etliche zu Hirten und Lehrern.“ Von Meß- oder Opferpriestern steht weder hier noch anderswo etwas. Und im folgenden Verse: „Auf daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Amts, dadurch der Leib Christi erbaut werde“, nicht aber, daß der Leib Christi geopfert werde. Petrus (1. Petr. 5, 1—2.) ermahnt die Presbyter, rechte Bischöfe zu sein. Die Ausflucht gegen diese Thatsachen, von Einem, Namens Petavius ersonnen, von Herrn Joh. Perrone nachgeschrieben: „in der Kinderzeit der Kirche seien die Presbyter alle, oder doch die meisten, so ordinirt worden, daß sie zugleich Bischöfe wurden“, bedarf bloß der Erwähnung. — Der Einfluß,

Neuen Testament Opferpriester genannt würden; denn wo ein Opfer ist, da muß auch ein Priester sein, es zu opfern. Das Wort Opferer,

---

den ein Wort gewinnt, hängt nicht immer von seinem Gehalte ab. Wir finden im Neuen Testamente zwei Ausdrücke verschiedenen Sinnes, welche indeß beide im röm. Systeme durchgängig mit „Priester" übersetzt werden: hiereus und prebyteros. Ersteres hat Bezug auf die Priester des Heidenthums, oder auf die levitischen Priester des Alten Testamentes, und bedeutet Opferer; das andere wird auf die Diener des Evangeliums angewendet. Wenn in einigen der neununddreißig Artikel der anglikanischen Kirche das Wort Priester auf die Diener des Evangeliums angewendet ist, so geschieht dies rein in etymologischem Sinne, abgeleitet von presbyteros; es ist somit nichts, als eine Begriffsvermengung, wenn röm. Streittheologen, gestützt auf den durch ihr System aufgekommenen vulgären Sinn des Begriffs „Priester", die Verfasser jener Artikel der Inconsequenz zeihen. Der Sprachgebrauch unterstützt jene Täuschung der Einbildungskraft, die sich unter dem Vexirbecher gleichklingender Wörter vollzieht. Der in einigen Theilen Großbritanniens von skandalsüchtigen Jüngern des bekannten Dr. Edward Pusey in Szene gesetzte Hader, betreffend Einführung einer ritualistischen Kleiderordnung, ist kaum mehr als ein Deckmantel schelmischer Gedankenlosigkeit. — Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) gibt sich aus als eine durch Christum gestiftete Theokratie. Christi Opfertod hätte, genau genommen, den Hauptzweck, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ein Opfer besitze, das sie täglich Gott darbringen, womit sie das Werk der Versöhnung vollziehen könne. Daher erscheint im Romanismus der Neue Bund, so sehr er über den Alten gestellt wird, doch blos als zweite, verbesserte Auflage des Alten; es ist ein neues Gesetz. Sowie mit der Transsubstantiation und dem Meßopfer der individuelle Leib Christi an die Kreatur gebannt, und der Zauberer, der die Verwandlung bewirkt haben will, der Sache nach über Christum gestellt wird, so mußte auch sein mystischer Leib, die Gemeinde, ins Irdische hinabgezogen und der Hierarchie unterworfen werden. Ist jener gesetzliche Charakter der vorherrschende, so kann ihm gegenüber die Subjektivität nur noch als ein durchaus untergeordnetes Etwas bestehen, und ist dem Einzelmenschen eine Stelle im gesellschaftlichen Maschennetze angewiesen, welche in keinem nothwendigen Zusammenhang steht mit dessen natürlicher Begabung und mit den äußeren Umständen, unter denen er lebt. Die Sonderung der Christenheit in Schneider und Nichtschneider ist nicht herrischer, als diejenige in Priester und Nichtpriester. Es kann nicht bewiesen werden, daß Christus seine Diener mit Namen und Aemtern bekleidete, welche ihnen die Macht übertragen, Sühnopfer darzubringen. Alle Gläubigen bilden im Neuen Testament (1. Petr. 2, 5. Off. 1, 5—6.) das Königliche Priesterthum, um geistliche Opfer des Lobes und Dankes darzubringen, so daß vermöge dieser Würde eine Gleichheit der Gläubigen vor Gott stattfindet. Das Opfer des Meßpriesters will freilich auch ein geistliches sein; somit schwände seine Erhebung über den gemeinsamen Christenstand. Jeder christliche Laie ist ebensogut Priester, als sein Pfarrer; kein Geistlicher, sei er evangelisch oder römisch, ist kastenmäßig ein solcher. Daß sich mit dieser Gleichheit ein nach den Grundsätzen der hl. Schrift geordnetes Lehramt, meinetwegen selbst ein reformirtes Papstthum, wohl verträgt, bemerke ich nur beiläufig; was sich aber nicht damit verträgt, ist das röm. Sakrament der Priesterweihe und die Irrlehre von einem besonderen Priesterstande. Alle Gläubigen werden im Neuen Testament oftmals „Priester" genannt; hingegen ist nicht zu finden, daß Kirchendiener als solche irgendwo mit dem Ausdrucke „Priester" bezeichnet werden. Die Juden- und Heidenpriester sind die einzigen Personen auf Erden, welche das Neue Testament (Apg. 14, 13.) „Opferpriester" nennt. 1. Kor. 9, 13—14. wird ein deutlicher Unterschied gemacht zwischen der Amtsverrichtung der levitischen Priester und derjenigen der Priester des Evangeliums: jene pflegen des Altars, diese verkündigen das Evangelium. Der Glaube sowohl, als die Verfassung des Judenthums war, ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nach, nicht kirchlich, sondern politisch. Dadurch, daß die jüdische Staatsverfassung eine Theokratie zur Grundlage hatte und in ihr der Name Gottes verehrt wurde, wird man leicht verleitet, sie für eine Religionsverfassung zu halten. — Die Verfasser des röm. Katechismus (De sacram. IV, 22.) suchen nun der päpstlichen Lehre vom Priesterthum durch den uner=

Priester (im röm. Sinne), ist indeß niemals auf die Apostel oder auf die Vorsteher christlicher Gemeinden angewendet, sondern überall, wo

---

laubten Kunstgriff, welchen die Sophisten **fallacia plurium interrogationum** heißen, auf die Beine zu helfen. Ihre Frage: „¿Wie vielfach ist das Priesterthum, sowohl des neuen als des alten Gesetzes?" beantworten sie damit, daß die heiligen Schriften (absichtlich gewählter unbestimmter Ausdruck) von einem zwiefachen Priesterthum Meldung thun. Nachdem sie als Beweis für das innere Priesterthum verschiedene Stellen des Alten und Neuen Testaments angeführt haben, fahren sie fort: „Das äußere Priesterthum kömmt nicht der ganzen Menge der Gläubigen, sondern nur gewissen Leuten zu u. s. w. Dieser Unterschied des Priesterthums kann auch im alten Gesetze wahrgenommen werden." Durch das Wörtchen „auch" insinuiren sie beim Leser die Meinung, als wäre es eine ausgemachte Sache, daß der Unterschied zwischen äußerem und innerem Priesterthum im Neuen Testament wahrgenommen werde. Gleich darauf wird dann seine Aufmerksamkeit beschäftigt durch einige dem Alten Testament entnommene Citate, als Beweis für den (dazumal bestehenden) Unterschied zwischen äußerem und innerem Priesterthum. Obige Insinuation bleibt mittlerweile am unaufmerksamen Leser haften, und die Katechismatiker halten die alsbald hervortretende **petitio principii** hinlänglich verschleiert, um nicht bemerkt zu werden: „Weil man auch (sic) im neuen, evangelischen Gesetze (sic) diesen Unterschied des Priesterthums findet, so soll man die Gläubigen belehren, es werde hier vom äußeren Priesterthume gehandelt, das nur gewissen Menschen ertheilt wird." ¡Der Art sind die Bruchstücke zum Bilde des röm. Priesterthums! ¡Und in der Mittlerstellung eines solchen Priesterthums zwischen dem Erlöser und den Erlösten ist das tiefste einheitliche Prinzip des Papismus zu suchen! Aus dieser Mittlerstellung erklärt sich der scheinbare Widerspruch, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) widerchristlich, und doch dabei wieder eine christliche ist. Die Thatsachen des Christenthums werden von ihr nicht geleugnet, aber verdeckt. Sie leugnet nicht, daß Christus für alle Sünden einmal am Kreuze gestorben sei; aber sie läßt den Nichtpriester nicht unmittelbar ans Kreuz des Erlösers hintreten und Vergebung empfangen, sondern sie stellt sich vor's Kreuz, nimmt den Schatz des Verdienstes Christi in ihre Hand oder in ihren Kasten und theilt davon Denjenigen aus, welche durch Erfüllung ihrer Forderungen sich ein Anrecht darauf erwarben. Christus soll immerhin durch seinen Tod Vergebung aller Sünden erworben haben; aber zu Gute kommt dieß bloß Demjenigen, zu dessen Gunsten das sog. Opfer Christi in der Messe durch den Priester wiederholt, und wem es auf diese Art zugeeignet wird. Das Heil selbst scheint im röm. System als ein fertiges; wie es erworben worden, geht den Laien im Grunde nichts mehr an; man fordert nur, daß er sich an die röm. Priester, als an die unausweichlichen Vermittler der Gnadengüter der „Kirche" und damit des Himmels, weisen lasse, und das erworbene Heil sich mittelst sog. guter Werke oder klingender Münze anschaffe. Daß Jedermann durch sorgfältige Erfüllung seiner Pflichten zugleich göttliche Gebote befolge und auf keine andere, als auf diese Weise dem höchsten Wesen dienen könne, davon scheint die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sich keinen Begriff zu machen.

Wissenschaftlich läßt sich nichts bestätigen, was nicht auf Gesetze zurückführbar ist, und wovon die Bedingungen nicht angegeben werden können. Auf dem Wege der Analyse lernt man das Wesen der verschiedenen Organe des hierarchischen Körpers kennen. Die Kirchengeschichte zeigt die Stufenreihe ihrer Wirksamkeit; durch sie erfährt man, auf welche Punkte die gegnerischen Betrachtungen gerichtet werden müssen. Zu dem Begriffe der römisch-katholischen Kirche gehört die, vom Protestantismus als unnachweisbar und ungeschichtlich bestrittene Zurückführung des Episkopats in ununterbrochener Reihenfolge auf die Apostel, insbesondere auf Petrus, und die Einsetzung einer Hierarchie, mit Petrus als Oberhaupt, durch Christus selbst. Mit der Unhaltbarkeit dieser Annahme fällt auch der Begriff der „Kirche" im röm. Sinne (Papst und ein Theil des Klerus) und alle Folgerungen, die sich daran knüpfen. Was zunächst die Stelle Matth. 16, 18. betrifft, so haben die meisten sog. Kirchenväter den Felsen auf den unmittelbar vorher von Simon bekannten Glauben an die Gottheit Christi bezogen. Allerdings hat Christus den Simon wegen seiner feurigen

im Neuen Testamente von ihnen die Rede ist, sind sie Evangelisten, Aelteste, Hirten oder Lehrer genannt. Da es nun keine Opferer mehr gibt,

---

Hingabe an ihn Petrus genannt, ihn zum Grundleger der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem bestimmt; aber deßwegen war er noch nicht der Fels und das Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche. Es ließe sich damit auch schlecht vereinigen, daß ihm Christus (Matth. 16, 23.) bald nachher zurief: „¡Hebe Dich, Satan von mir, Du bist mir ärgerlich; Du meinest nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist!" Ebensowenig, daß er Jesum dreimal verleugnete, und nicht einmal eine Stunde für ihn wachen konnte, nachdem er doch vorher ruhmredig versichert hatte, daß er sein Leben für ihn lassen wolle. Die dem Petrus (Matth. 16, 19.) ertheilte Befugniß, zu binden und zu lösen, ist ganz ebenso und mit denselben Worten (Matth. 18, 18.) allen Jüngern gegeben. Die so häufig aufgeworfene Frage „über den Vorrang des Apostels Petrus und seiner Nachfolger" ist selten mit Redlichkeit gestellt. Daß Petrus selbst sich nicht mit Vollmacht und Allgewalt über die Gemeinde bekleidet erachtet hat, geht klar aus seinen eigenen Worten (1. Petr. 5, 1.) hervor, wo er sich in seiner Anrede an die Aeltesten der Gemeinde ihren Mitältesten nennt, sich also ihnen in Bezug auf das Leiten und Weiden der Heerde Christi gleichstellt und ausdrücklich davor warnt, über das Volk zu herrschen. Röm. Streittheologen machen es sich leicht, erst immer nur für Petrus ein Vor im Rang, ein gewisses Primat der Ordnung aus einigen Schriftstellen nachzuweisen, was für dessen Persönlichkeit leicht zuzugeben ist. Alsdann aber wird, ohne weitere Beweisführung, statt des Vorrangs oder Vorzugs eine leitende Autorität, ein Mittelpunkt der Einheit, ein sichtbarer Lenker für die über den Erdkreis verbreitete Kirche wie etwas Nachgewiesenes untergeschoben. Ebenso wird dem Vorrange des Petrus ein Vorrang seiner Nachfolger unterlegt, und bald statt des Vorrangs diesem ein Vorrecht, und zwar das Vorrecht, Oberhaupt aller Kirchen zu sein, wie etwas in der Beweisführung schon Enthaltenes substituirt; bis endlich zum Schluß wesentliche Rechte der Nachfolger des Petrus von unwesentlichen als solche unterschieden werden, welche der Sohn Gottes selbst ihnen verliehen habe: dort nämlich, wo nur von Petrus, von Nachfolgern gar nichts geredet ist. Von allen theologischen Schriftstellern der ersten sechs Jahrhunderte, welche die evangelischen Stellen von der dem Petrus übertragenen Gewalt exegetisch erklärt haben, hat nicht ein einziger die Anwendung davon auf die röm. Bischöfe, als Nachfolger Petri, gemacht. Wenn Christus (Luk. 22, 32.) zu Petrus sprach: „Ich habe für Dich gebeten, daß Deine Glaubenstreue nicht aufhöre", ¿hat Er dann damit ausdrücken wollen: „Ich habe für die Nachfolger des Petrus gebeten, daß bei ihnen ein Abfall von der Glaubenslehre unmöglich sei"? Wenn Christus (Matth. 16, 18.) zu Petrus sprach: „Du bist Petrus (ein Felsenmann), und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde", ¿ist es dann historisch, daß Er gesagt habe: „Deine Nachfolger, Petrus, werden Felsenmänner sein, und auf diesen ihren Felsen baue ich meine Gemeinde"? Wenn Christus sprach: „Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde", ¿meinte Er damit: „Die Kirche von Rom baue ich allein oder vornehmlich auf diesen Fels"? ¿Ist nicht damit vielmehr gemeint, die Kirche überhaupt sei auf diesen Fels gebaut? ¿Wo ist ausgesprochen, was nach röm. Theorie ausgesprochen sein müßte: „Auf den Apostel Petrus ist die Kirche von Rom, und dann auf die Kirche von Rom die übrige Kirche gebaut"? Und wenn je das (was nirgends erwähnt ist) gesagt wäre: ¿Würde der Satz „die ganze christliche Kirche ist auf die Kirche von Rom gebaut", bedeuten: „Die Kirche von Rom hat die Oberaufsicht über alle andern christlichen Kirchen"? Nicht auf Petrum, als einer besondern Persönlichkeit, gründet Christus seine Gemeinde, sondern auf den bekennenden Jünger Jesu, der eben durch sein Bekenntniß zu einem Petrus (Fels) wird. Jeder wahre Bekenner Christi ist ein solcher Fels und lebendiger Stein, erbaut zum geistlichen Hause und zum hl. Priesterthum (1. Petr. 2, 5.). Deßhalb findet sich auch in allen Briefen der Apostel nicht eine Spur, daß auf den Grund Petri die Kirche gegründet sei, sondern auf den Grund der Apostel (insgesammt) und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist (Eph. 2, 20.). Will aber die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) den Apostel Petrus durchaus zum ersten Papst stempeln, so erinnere sie sich des obigen Wortes,

kann es auch kein Opfer geben. Insofern die Träger der röm. Kirchengewalt mit der Gemeinde nicht identisch sind, sondern zwischen diese und

---

welches (Matth. 16, 23.) Christus an Petrus richtete: „¡Hebe dich, Satan, von mir; Du bist mir ärgerlich; Du meinest nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist!" Sie muß sich auch gefallen lassen, daß Paulus, der Geringste unter den Aposteln (1. Kor. 15, 9.), ihrem ersten Papste widerstand (Gal. 2, 11.). Sie muß endlich anstatt des Papstes nur einen „Mitältesten" (1. Petr. 5, 1.), und anstatt einer Priesterkaste ein „königliches Priesterthum" (1. Petr. 2, 9.), alle Christen umfassend, gelten lassen. Die Frage der Verbindlichkeit des Gesetzes auf der ersten Kirchenversammlung zu Jerusalem zeigt, daß der Hinweis auf die Macht des Petrus nicht stichhaltig ist. Nicht Petrus entschied, sondern die Apostel und Presbyter gaben in Gegenwart aller Gläubigen ihr Votum ab; Petrus zuerst, aber das Dekret wurde nicht nach seinem, sondern nach dem Urtheile des Jakobus formulirt und im Namen Aller erlassen. ¿Und der Papst soll eine größere Macht erhalten, als Petrus unter den Aposteln hatte? Liest man die Schriften des Apostels Paulus, so wäre, falls Petrus wirklich Papst zu Rom gewesen, die Nichterwähnung dieses Umstandes ebenso befremdend, als eine Geschichte Napoleons I. sein würde, in der man seine Eigenschaft eines Kaisers der Franzosen ausgelassen hätte. Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, haben herausgefunden: es gereiche dem Petrus sogar zur Ehre, wenn er nicht zu Rom seinen Sitz aufgeschlagen, da Paulus (2. Tim. 4, 16.) klage, daß Niemand ihm beigestanden, und Alle ihn verlassen hätten; denn Spötter könnten behaupten, Jener habe es zu Rom seinem Collegen nicht besser gemacht, als im Palaste des Pontius Pilatus seinem Herrn und Meister. Andere halten dafür, Paulus habe aus Eifersucht gehandelt, als er in dem von Rom aus geschriebenen Brief an die Kolosser (Kol. 4, 7—11.) Diejenigen mit Namen aufführte, welche allein seine Gehülfen am Reiche Gottes seien; er habe eben der Welt die hohe Würde seines Collegen verbergen wollen. Zu Antiochia war der Apostel Petrus gewesen. Wen dort Petrus zum Bischof einsetzte, den müßte er auf seinen Stuhl als Nachfolger des Vorrangs, den nun einmal Petrus auf alle seine Nachfolger bringen soll, gesetzt haben. Noch Andere neigen sich zu der Annahme, Christus habe dem Petrus zwischen der Auferstehung und der Himmelfahrt eine geheime Vollmacht für das Bisthum der Welthauptstadt ertheilt. Zu Antiochia und nicht zu Rom, müßte der erste Papst und dessen Folgenreihe zu suchen sein. ¿Und wer hätte diesem petrinischen Bischofsstuhl den Vorrang, der allen Nachfolgern des Apostels Petrus angeerbt sein soll, nehmen dürfen? Nicht umsonst sind die Lehrstühle der Logik und der Moralphilosophie an der röm. Universität „aus besondern Gründen" abgeschafft worden. ¡Man sieht da so gerne ab von den wünschbaren und erreichbaren Genauigkeitsgrenzen! Der Drang der Zeit verbietet der ultramontanen Weisheit, dem fadenscheinigen Gewande der alleinseligmachenden Theologie den Flitter abzustreifen und sich ihre Lebensbedingungen im Lichte der Vernunft und deren Anschauungsweise zu vergegenwärtigen.

Jede ordentliche Wissenschaft verbannt das Prinzip der Willkür. Nur bei Menschen, in denen die Denkkraft so entwickelt ist, daß sie sich als zur Herrschaft berufen erkennt, findet sich ein stetes Widerstreben gegen alle Willkür. Beobachtet man die Gesetze, welche die Natur sowohl in der moralischen als physischen Sphäre darstellt, so wird man gewahren, daß sie Klassenscheidungen vielmehr zu verwischen, als hervorzuheben sucht. Wenn man darauf ausgeht, dem Streit zwischen überkommener Autoritätsanmaßung und vernünftiger Gleichberechtigung bis zu seinem Ausgangsorte nachzuspüren, so führt uns dies in eine fremdartige, mit den gewohnten Anschauungen in keiner Weise zusammenhängende Gegend, die wieder von dem düsteren Nebel des Aberglaubens oder wissentlicher Lüge übersponnen ist. Wohl hört man hie und da sprechen: „¿Wie viele röm. Katholiken binden sich denn noch an päpstliche Erlaße; warum will man also z. B. viel Aufhebens ob der Encyclica vom 8. Dez. 1864 machen? ¡Laßt sie ruhen und einschlafen!" Vom staatsrechtlichen Standpunkt aus hat die Sache ein anderes Ansehen. In den Verfassungsstaaten ist nur der, man verzeihe uns den Ausdruck, rechtgläubige Papismus anerkannt; die aufgeklärten Ansichten, zu welchen sich allerdings die Mehrzahl der heutigen röm. Katholiken be-

Christum als vermittelnde Priesterschaft sich drängen, wird die Würde aller übrigen Christen herabgesetzt. Die apostolische vom Geiste

---

kennt, haben keine amtliche Gültigkeit. Die Geschichte lehrt zur Genüge, daß die Staatsrechtlichkeit für sich allein den Prinzipienkampf gegen Rom nicht durchkämpfen werde. Wenn sie auch das Verständige und das Gerechte verordnet, hat sie doch immer einen geheimen Gegner in dem Gewissen Vieler hauptsächlich deßwegen wider sich, weil dieselben die Aufhellung der im theologischen Gebiet versteckt liegenden hierokratischen Scheingründe aus Gleichgültigkeit oder aus andern Ursachen vermeiden. Das Prinzip der Autorität hat nur da und insoweit einen Sinn, als sich in ihm zugleich die Ueberlegenheit des Geistes über eine ungebildete, der Leitung und Bevormundung bedürftige Menge verkörpert, also im Kindesalter der Gesittung. In dem Maße, in welchem sie das Einzelleben selbstständig macht, schafft sie auch kräftigere Bindemittel; die das Interesse des Ganzen vermittelnden Bande müssen in weiterem Umfange ins Dasein treten, sobald sich die Sphäre der individuellen Freiheit erweitert. Gelangen die Atome des Gemeinlebens zu größerer Selbstständigkeit, so muß dieser vermehrten Freiheit ein Gegengewicht entsprechen, welches in der Ausdehnung der sozialpolitischen Verrichtungen zu suchen ist. Die persönliche Freiheit und die Stärke des Staats müssen daher neben einander und gleichsam in paralleler Entwicklung wachsen. Die röm. Idee des Priesterthums ist das Musterbild einer solchen Autorität, die vor einigen Jahrhunderten einige Berechtigung haben mochte, die wir aber zu vernichten oder wenigstens unterzuordnen haben überall wo sie auftritt, in der Wissenschaft, in der Arbeit, in der Kirche, Kunst, im Staat und in der Gemeinde. Es ist nicht mehr die äußere Gewalt, welche den Kulturstaat zusammenhält, sondern das Haltende ist allein das Gefühl der Ordnung, das Alle haben. Nicht durch den Zwang ist der Staat sittliches Institut, sondern durch die Freiheit. Daher ist für uns auch der Staat nicht das Objekt eines Beweisverfahrens mit Zeugen und Urkunden. Wenn es sich um den Staat, um seine Existenz, um seinen Fortbestand, um die Bedingungen desselben handelt, dann hat für uns nur die Gegenwart und die Zukunft, dann haben nur die mit der Vernunft in Einklang stehenden Bedürfnisse des Volks für uns Beweiskraft. Die evangelischen Geistlichen sind von ihrer Kirchengenossenschaft verordnete Diener des göttlichen Worts, Verwalter der beiden Sakramente und Seelsorger einer Gemeinde. Sie erkennen Christum als ihr Haupt und die hl. Schrift als die oberste Richtschnur des Glaubens und Lebens. Als Staatsdiener sind sie den Landesgesetzen unterworfen. Die Urform der christlichen Kirche zeigt uns das Bild einer Gemeinde, in welcher alle Glieder gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben. Das Rechtssubjekt ist lediglich die Gemeinde, nicht ihre Beamten. Soll die unentbehrliche allgemeine Rechtsherrschaft begründet werden, so muß jedes Individuum ohne Unterschied des Standes gleich verantwortlich für sein Thun und Lassen sein, wie dies vor den allweisen Natur- und Sittengesetzen der Fall ist. Der ideelle protestantische Staat kennt nur Regierung und Behörden; er hat Bürger, keine Unterthanen. Er bekennt sich zu dem Grundsatz, daß alle Gewalt vom Volke ausgehe, daß das Volk sich Regierung und Behörden bestelle, und für so lange, als es wolle. Er huldigt dem fernern Grundsatz, daß das Volk zum gleichen Rechte wie er berufen sei, daß jedes Volk, ja jeder Mensch, die Befugniß habe, sich der widerrechtlichen Herrschaft der Gewalthaber zu entledigen. „Aberglaube", sagt Joh. Georg Forster, „Aberglaube ist unmöglich der Weg zur Wahrheit und führt auch nicht näher dazu, als Unglaube. Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als die Autorität eines Menschen, der in einer näheren Relation mit unsichtbaren Kräften stehen will (und gleichwohl nicht steht), und kraft dieses Verhältnisses über die Vernunft und das Gewissen der Menschen unumschränkt regieren will." Jener unselige Wahn, welcher die in Folge eines sog. unauslöschlichen Charakters, eines mystischen Zaubers göttlichen Ursprungs, beanspruchte ausschließliche Autorität Einzelner zur Richterin über Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Gesetz und Gesetzgeber erhebt, ist die Grundkrankheit eines Theils der Christenheit, der Urquell unendlicher Zerrüttungen. Wo der Rang eine Aenderung in der eigenen Meinung bewirkt, da erzeugt er Ansprüche, die bloß auf eine Gelegenheit zur Geltendmachung warten. Den höchsten Rang beanspruchen Diejenigen, von denen es im röm. Katechismus (De sacram.

des Evangeliums beseelte Kirche ist ein freier, nur auf Glaube und Liebe gegründeter, von keinem sichtbaren Oberhaupte regierter, an keine

VI, 2.) heißt, „daß sie nicht nur Engel, sondern G ö t t e r genannt werden.“ Hat ein Gott gesprochen, dann bleibt einem Menschen freilich nichts übrig, als zu schweigen und zu gehorchen. „¡Unterwirf deine Vernunft!“ ist die erste Formel der priesterlichen Vorschriften. Wenn aber der Geist nicht frei ist, ¿wie sollte es der Körper sein? Und wenn der Körper dem Zwange unterworfen ist, ¿wie soll der Geist sich nicht gedrückt fühlen? In argem Widerspruche mit der ihnen zugedachten Selbstherrlichkeit steht nun der Umstand, daß für die niedere Geistlichkeit ein Zustand völliger Rechtsunsicherheit herrscht, ein Zustand, welcher allein den Trägern der obersten Gewalt, den Bischöfen und deren Anhängern, zu Gute kömmt. Man beruft sich freilich und oft mit Salbung auf die sog. hl. Canones, auf Concilienbeschlüsse und päpstliche Anordnungen. ¿Allein wer erklärt sie, und in wessen Macht liegt es, sie so oder so anzuwenden, so oder so zu vernachläßigen? Immer ist es die souveräne Stellung der Bischöfe, und Keiner, der die Sache kennt, wird durch den vorgetragenen Schild der „Verantwortung vor Gott“ sich täuschen lassen; denn die Aussicht auf diese Verantwortung hat bis zur Stunde so manchen Bischof von einem schrankenlosen Gebahren nicht zurückgehalten. In den meisten Diözesen sind die letzten Ueberreste von Rechten, welche das Concil von Trient der Pfarrgeistlichkeit noch zusicherte, beseitigt, und die niedere Geistlichkeit wird nach dem Jesuitengrundsatz herabgewürdigt zur Rolle eines Stabes. Jenes Concil bestimmt, daß jede erledigte Pfarrstelle binnen drei, ausnahmsweise binnen sechs Monaten mit einem Pfarrer besetzt werden müsse. Die meisten Bischöfe handeln, als ob es kein solches Gesetz gäbe. Vereinzelten Aeußerungen aus den Reihen des niederen Klerus gegen das Treiben der herrschenden Kirchenpartei ist die Zeit nicht günstig. Sie ändern an der Sachlage nichts. Staatlicher Seits würden solche Geistliche unbequem; und bloß einem doktrinären Pseudoliberalismus ein paar Wochen ein Schauspiel zu geben, um dann, wenn es zum Klappen kömmt, von ihm verleugnet zu werden, dazu vermag sich der Mann von Selbstbewußtsein nur schwer zu entschließen. Er würde seine Stellung verwirken, wenn er in einem gegebenen Falle seinem Gewissen folgen wollte. Von dem Freimuthe der niederen Geistlichkeit für die Sache des Gewissens etwas erwarten, hieße gerade so viel, als von den Büreaukraten etwas für die Sache der Verfassung erwarten wollen. Man übersieht, daß jeder Mensch einen Rückhalt im Leben braucht und, von einer Seite zurückgewiesen, ihn oft auf der entgegengesetzten sucht. Die kühle Haltung, mit der jede gesunde Lebensäußerung unter dem Klerus von einer Seite aufgenommen wird, die sich für die erste und vorzüglichste hält, macht sie verkümmern oder treibt sie auf die Seite des Widerstandes, wo wenigstens Schutz und oft auch Lohn für diese Thätigkeit winkt. Der Papismus ist für den unterthänigen Einzelnen, wie für ein unterthäniges Volk die Sklaverei der Seele unter dem Joch eines unumschränkten Willens, dessen Ansehen weder Ausnahme noch Beurtheilung zuläßt. Das Loos, welches die Herren Bischöfe ihren Untergebenen bereitet haben, wird jenen nunmehr vom Bischof von Rom zu Theil. Eine derartige Selbstüberhebung erscheint vielen Bischöfen als ein Gräuel; i h r e Selbstüberhebung erscheint ihnen ganz in der Ordnung, nach dem bekannten Texte: „Ja, Bauer, das ist ganz was Anders.“ Das vatikanische Concil hat nichts weiter mit jenen alten Concilien gemein, als daß es eben auch von Personen, die „Bischöfe“ heißen, gebildet wird. Die heutigen Bischöfe sind jenen alten schon darum unähnlich, weil sie die Rechte, die der altkirchliche Episkopat besaß, zu drei Viertheilen an die röm. Curie überlassen müssen. Und nun vollends die auf dem vatikanischen Concil veranstaltete Bevormundung und Einschnürung der Concilsbischöfe mit der völlig freien Bewegung der in den ersten Jahrhunderten abgehaltenen Concilien vergleichen zu wollen, das würde geradezu lächerlich sein. Papismus und Ultramontanismus sind übrigens nur noch insoweit furchtbar, als man sie fürchtet.

Das Studium der Naturoffenbarung führt uns immer auf das Studium der Ordnung zurück, mithin auch zum Glauben an eine sittliche Weltordnung. Indem es uns zeigt, wie nützlich gute Gesetze sind, bringt es auch die Verderblichkeit schlechter Gesetze zur Anschauung und wirkt deshalb stetig auf Verbesserung. Die Ethik

hierarchische Verfassung gebundener Verein. Von derjenigen geistlichen und weltlichen Gewalt, welche die Bischöfe von Rom sich anmaßen,

---

muß lehren, daß sich der Christ mit allem befassen, an allem theilnehmen soll, was ein sittliches und damit ein christliches Moment in sich schließt. Sie hat in jeder Beziehung den hergebrachten Schulstaub abzuschütteln und in das Leben der Gegenwart einzugehen, um in ihr die Keime der Ewigkeit zu erkennen und zu pflegen. Wenn die Religion der freien Vernunft einst durchgedrungen sein wird, so wird es keinen besonderen Stand mehr geben, dem die Pflege der Religion anvertraut ist. Das Band, welches Aerzte, Staatsmänner, Geistliche und Erzieher umschlingen, der Boden, auf dem Alle zu edlem Wirken sich vereinen sollten, ist die Pflege der Gesundheits- und Wohlfahrtslehre. Leider beherrscht noch so viel Kastengeist die Förderer der reinen und angewandten Wissenschaften, walten noch so viele falsche Begriffe über die Ausdehnung und die Grenzen des Gebietes der Heilkunst, Rechtswissenschaft, Sittlichkeitslehre und Erziehungskunst, daß meist Einer dem Andern das Schwierigste zuzuschieben pflegt, indem er erklärt, es gehöre nicht in sein Fach. Eine der Ursachen, weßwegen protestantische Staaten einen wohlthätigeren Einfluß auf die Gruppen kaukasischer Kulturvölker gewonnen haben, als römisch-katholische, liegt in der verschiedenen Stellung ihrer Seelsorger. Da im Protestantismus die Geistlichen wesentlich Lehrer sind, so ist Jedermann Gelegenheit gegeben, zur Mündigkeit in geistlichen Dingen zu gelangen, während im röm. Kirchensystem die Bevormundung auf immerwährende Fortdauer berechnet ist. Hier ist also Mündigkeit nicht nur unzuläßig, sondern die höchste Aufgabe der Erziehung: sich selbst am Ende entbehrlich zu machen, damit Jeder nach eigener Anschauung des eigenen Glücks Schmied werde, wäre ein Hinderniß bei jedem Schritte. Besteht eine solche Vorstellungsart von Kindsbeinen an, und erstreckt sie sich auf Millionen von Bürgern, so wird sich der Einfluß dieser einen Unmündigkeit auch auf andere z. B. sozialpolitische Lebenskreise ausdehnen und nachweisbar werden. Das Gesetz der Freiheit setzt die Freiheitsfähigkeit voraus, und wo auch die sittliche Anstrengung zur Selbstbefreiung hinweist, kann dogmatisch unmöglich die sittliche Ohnmacht des Geistes behauptet werden. Die Paria's in Indien, denen man vorredet, sie seien von einer untergeordneten Kaste, und die es glauben, murren nicht, wenn jede Familie auf eine Erdhütte und etwas gekochtes Reis angewiesen ist. Unselbstständigkeit und Mangel an Verständniß für Selbstregierung wohnte der Mehrheit der röm. kath. Völker bis auf die Neuzeit inne, wo der mächtige Aufschwung der Verkehrsmittel das geistige Weltbürgerthum vermittelt. Mißtrauen und Zurücksetzung ist seit vielen Jahrhunderten schon, und lange vor der Reformation, das Loos gewesen, welches den Deutschen von der in Rom herrschenden Oligarchie zu Theil wurde. Es kann nur nützen, wenn sie sich heute wieder der Illusion hingibt, eine Schaar von Jesuitenzöglingen, welche durch röm. Erziehung ihrem Vaterlande entfremdet wurden und das Verständniß des deutschen Geistes verloren haben, seien für die richtigen Dollmetscher deutscher Sinnesweise und Geistesrichtung zu nehmen. Das Prinzip der Kritik ist für die germanische Rasse ebenso charakteristisch, wie das Autoritätsprinzip für die lateinische. Daß die Völker, welche dieser angehören, trotz ihrer Regierungen noch sind, was sie sind, verdanken sie der unverwüstlichen Naturanlage, dem Selbstentwicklungsgange der Gewerbe, Künste und Wissenschaften, und namentlich der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Das Römlingswesen hat das einst blühendste, reichste, mächtigste Land zum entvölkerten, armen, bedeutungslosen Winkelstaat herabgewürdigt. Wohl dämmert in der spanischen Nation ein Bewußtsein auf von den Ursachen ihres Verfalls, wohl verfolgt darum ihre Feindschaft die zunächst sichtbaren Träger der Geistestyrannei, die Mönche und Nonnen und geistlichen Körperschaften; allein noch ist die Erkenntniß nicht durchgedrungen, wo der Sitz der Krankheit zu suchen ist. Die Spanier haben allen geistigen Zwang im Staate beseitigt, beinahe sogar den Glaubenszwang; indeß die Glaubensfreiheit zu gewähren, diese Forderung wagt man noch nicht auszusprechen Wir wollen nicht davon reden, daß die geachtetsten Blätter aller Länder die Spanier darauf hinweisen, daß die Glaubensfreiheit die Grundlage aller andern Freiheiten, die unentbehrlichste aller ist; aber das dürfen wir unmöglich verschweigen, daß die Partei der Geistesknechtschaft, wenn sie nicht einer vollendeten Thatsache gegenüber steht, alles

ist im Neuen Testament nirgends die Rede; ebensowenig von einer hierarchischen Rangordnung, gleich der römischen. Niemals sind in

---

aufbieten und vor nichts zurückschrecken wird, um die Glaubensfreiheit nicht zur Thatsache werden zu lassen. Die spanische Verfassung bestand Jahrzehnte hindurch nur dem Namen nach bei einer geknebelten Presse und von der Regierung im Bunde mit dem Klerus beherrschten Corteswahlen: eine beständige Warnung für Die, die sich darauf verlassen, daß sie die Freiheit erobert haben. Am 12. Oktober 1867 hatte Isabella II. zur Feier ihres Geburtstages eine Unmasse von wegen Mord und Diebstahl verurtheilten Individuen begnadigt. Der Grund dieses außerordentlichen Gnadenakts war, daß die Gefängnisse des Landes so vollgepfropft sich fanden von politischen Verurtheilten, daß man durch Entlassung der Diebe und Mörder etwas Platz machen mußte. Ende des Jahres 1867 geschah es, daß Ihre kath. Majestät dem Kaiser der Franzosen ihre moralische (?) Unterstützung anbot. Diese Gans wird das Kapitol nicht retten. Bekanntlich weilt sie seit dem Monat September 1868 im Auslande. ¡Was muß in Spanien nicht alles geschehen sein, ehe es dazu kam! Denn wenn es auf Erden irgendeinem Lande an den sog. Elementen für eine feste Regierung und friedliche Zustände nicht gefehlt hat, so war es Spanien. Gab es doch daselbst bei einer Bevölkerung von 16 Millionen Menschen im Jahre 1868 noch 55 Erzbischöfe und Bischöfe, circa 2500 Domherrn und Abbés, 18,000 Bezirksgeistliche, 15,000 Nonnen, wenigstens eben so viele Mönche und 800 Klöster. Neben diesem geistlichen Elemente hat das militärische gestanden, und keine Nation kann sich so vieler Generale und Marschälle rühmen, deren Jeder der Sache von Thron und Altar erbarmungslos gedient hat. Somit ist wohl Spanien mit den beiden gerühmten Bürgschaften der „Ordnung" im Ueberfluß gesegnet gewesen. ¡Und dennoch! „Immerhin", sagt schon Montesquieu, „immerhin mögt Ihr Verstand und Vernunft bei den Spaniern finden; aber in ihren Büchern und Einrichtungen sucht dergleichen nicht." Bis jetzt hatten alle Revolutionen, deren Schauplatz die iberische Halbinsel im Laufe unseres Jahrhunderts war, keine nationale, sondern eine aristokratische oder pfäffische Färbung, da sie jedesmal nur durch ehrgeizige Eifersüchteleien unter der Hofcamarilla, der Generalität oder der Klerisei veranlaßt und von den siegenden Parteien in ihrem Interesse ausgebeutet wurden. Die Massen trugen dabei keine reellen Errungenschaften davon, jedenfalls keine auf die Dauer, sondern bloß dieser oder jener Große. Handelte es sich doch bei derlei Gelegenheiten weniger um einen Systemwechsel, als vielmehr um eine Aenderung im Kreise der tonführenden Personen, also lediglich um eine Frage, ob Kabinet X oder Y an's Ruder kommen sollte. Der Mohr aber, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, konnte wieder gehen, oder man schickte ihn mit Kartätschen heim. Wenn wir sehen, wie die September-Männer frevelnd ihr eigenes Werk zerstören, wie sie sich danach sehnen, wieder Hofgünstlinge zu werden, dann denken wir an das schneidende Wort des Königs Ferdinand VII., der von seiner Umgebung nach dem Aufstande Riego's sagte: „**Son los mismos canes con diferentes collares** — Es sind dieselben Hunde, nur mit andern Halsbändern."

Das Recht an sich ist Eins; das Allgemeine kann aber nur als Besonderes in die Erscheinung treten. Sollen Rechtsgrundsätze wirklichen Werth haben, so müssen sie aus dem Wesen und der Bestimmung des Menschen entwickelt werden, ohne Rücksicht auf anderweitige Umstände. Alles Recht besteht nur in dem und für das Zusammenleben der Menschen. Wer die Quelle des Rechts nicht in dem Bewußtsein und Willen des Volks sucht, dem muß das Verständniß des Rechts abgehen; und wer den Zusammenhang zwischen dem Rechte und der Freiheit nicht einzusehen vermag, der ist eines solchen Verständnisses gar nicht fähig. Es handelt sich aber bei den hochweisen Theoretikern des beschränkten Unterthanenverstandes nie um Anerkennung der Freiheit und Regelung dieser nach dem Grade der Civilisation; es handelt sich immer bloß um Regelung der Vorrechte, der Unmündigkeit und des blinden Gehorsams, und zwar nach einem „Rechte", welches die Epoche der Barbarei mit dem Kainsstempel der Untrüglichkeit gebrandmarkt hat. Sie reden zuweilen von der Gleichheit der Menschen vor Gott; aber in ihrer Vertröstung auf's Jenseits suchen sie Andern die Beruhigung darüber beizubringen, wenn einstweilen Alles hübsch ungleich bleibt. Sie erblicken sich jeweilen in Todesgefahr, wenn ihr Lebensprinzip, das

den Büchern des Neuen Testaments und in den Aufzeichnungen der Geschichte der ersten Kirche die Aeltesten „die Kirche“ genannt, noch

Vorrecht, die doppelte Moral, wieder von einer Klasse abgestreift wird. Die Wahlverwandtschaft jener Charaktermenschen mit Denen, welche den Zufall der Geburt oder des Besitzes zur Bedingung einer besonderen Geltung machen, springt in die Augen. Der politische Absolutismus ist im Grunde das nämliche und unterscheidet sich bloß quantitativ von andern Vorrechten, indem er schließlich alle Bestandtheile eines Volks seiner Herrschaft zu unterwerfen trachtet. ¡Möchten die Träger der modernen Bildung die Augen öffnen vor der Thatsache, daß in Ländern, wo der Papismus als Staatsreligion sich ungehindert entfaltet, wo die Regierungen sich noch weigern, den Protestantismus als eine Gestalt des Christenthums, die Kultusfreiheit als zum Völkerrechte gehörig anzuerkennen, die Zerrüttung am weitesten gediehen ist, Verschwörung und Aufruhr sich in Permanenz erklärt haben! ¡Möchten sie der Folgerungen wegen hinter das Wesen einer Religionstheorie zu kommen suchen, die in der Anwendung sich so bedenklich erweist! Freilich, kein Rabe hackt dem andern die Augen aus, und im großen Ganzen ist schier überall die Canaille noch Meister. Unfolgerichtigkeiten, welche das Leben vom Einzelmenschen kennzeichnen, machen sich auch bei Völkern bemerklich. Die romanischen Nationen wollen alle aus den Windeln der geistigen Knechtschaft heraus. Es ist ihnen bis jetzt zum geringsten Theile geglückt, und was wir bei ihnen gesehen, sind Zuckungen im Ringen nach dem Freiwerden; Kinderkrankheiten, die, wie in der Jugend der Einzelmenschen, so in der Verjüngungszeit eines Volks überstanden sein wollen. So geben uns äußere Symptomengruppen die innere Beschaffenheit von Körpertheilen mit derjenigen Bestimmtheit zu erkennen, welche aus dem Ganzen einer organisch-pathologischen Wechselthätigkeit erfolgt und je nach Umständen zum kühnsten Heilverfahren berechtigt. Um so schlimmer für Den, den es trifft. Die Versunkenheit am Madrider Hofe bildete zu dem ernsten und kräftigen Sinne des Volks einen schneidenden Gegensatz, und blieb ihm nur übrig, an sich selbst zu verzweifeln, oder einem Gebahren, das den Herrscherberuf entwürdigte, ein Ende zu machen. Wer die Zeitgeschichte verfolgt und weiß, was in Mexiko und Südamerika sich begibt, der muß die völkerbändigende Kraft des Papalsystems bezweifeln. Fast alle ehemaligen spanischen Kolonien schleppten das Brandmal der Knechtung noch als Anarchie mit herüber in die errungene Freiheit: Revolution folgt auf Revolution, ohne daß aus den Trümmern des alten jemals sich ein lebensfähiger Keim entwickelte. Als bei der Niederlegung seiner Präsidentschaft Simon Bolivar den trostlosen Zustand Columbiens schilderte, mußte er gestehen: „er schäme sich es zu sagen: die Unabhängigkeit sei das einzige Gut, das auf Kosten aller andern erreicht worden sei.“ Die Hülfe, welche in den Dreißigerjahren in Spanien das Königthum bei der röm. Hierarchie gefunden hat, kann keine Einladung für die Fürsten sein, an diesen Hort ihre Throne zu lehnen; wie gewöhnlich, that Rom nichts, oder schlug sich ins Mittel, um Verlegenheiten zu bereiten. Bewegungen, welche die Möglichkeit darboten, zu einem Ergebnisse zu führen, z. B. den polnischen Aufstand, ließ die röm. Curie nach anfänglicher Ermuthigung und bei fortdauernden Aufreizungen im Stich. Sie zog sich so den Glanz des Nationalitätsprinzips um die Schläfe und gab den eigenen Unterthanen die heilsame Lehre, daß es unsinnig sei, nach Besserem zu streben, besonders auf dem Wege des Umsturzes, welcher nirgends zum Ziele führe. Der russische Gesandte, Herr von Meyendorff, hat Pius IX. seine Meinung darüber ausgedrückt. Bei Ueberreichung seiner Beglaubigungsschreiben überhäufte er den Papst mit den bittersten Vorwürfen, machte ihn persönlich für den seitens der polnischen Geistlichkeit dem Aufstande geleisteten Vorschub verantwortlich und schloß mit dem Ausrufe: „¡**Le catholicisme c'est la revolution!**“ Der Papst ergriff die Klingelschnur und ersuchte den Gesandten, sein Kabinet zu verlassen. Der Gesandte forderte seinen Paß und erhielt ihn. Noch ungleich kurzsichtiger als undankbar scheint der politische Scharfsinn der röm. Curie abhanden gekommen zu sein. Der halt- und gesinnungslose Urbrei banausischer Massen ist es, auf den sie seit einer Reihe von Jahren lossteuert. In Ungarn und Galizien ackerte (1862) die hohe Geistlichkeit tüchtig auf revolutionärem Boden, und das Janusgesicht Pius' IX. verzog sich nicht ob der Vorstellungen der väterlichen Regierung. Nur Macchiavellisten können sich einer Barbarei

haben sie eine Kaste gebildet, noch war ihnen die Ehelosigkeit geboten. Es ist ein falsches, naturwidriges Prinzip, das der Einheit,

---

getröstten, bis auch sie am Ende von den Nattern, denen sie im Busen neue Lebenswärme geben, zum Dank den tödtlichen Stich empfangen. Im Juli 1832 verdammte Gregor XVI. in einem an die Bischöfe Polens erlassenen Breve die Auflehnung des polnischen Volkes „gegen seine wohlthätige gesetzliche Gewalt", „als unchristliche Empörung gegen die von Gott eingesetzte Herrschaft". Wo es die Beherrschung eines unterdrückten Volks, und nicht bloß Monarchenwechsel gilt, da ist die hohe Clique meistens einig. Das dynastische Interesse erfordert einerseits, die störende Selbstständigkeit der nationalen Freiheiten und Rechte zu brechen, andererseits die Verschiedenheit und Eifersucht der einzelnen Völker- und Ländergruppen aufrecht zu erhalten. In der rechtlosen Zeit des Mittelalters ist der angebliche Rechtsboden der meisten europäischen Staaten gelegt worden; aus dieser Zeit der nackten Gewalt leiten die ihre Ansprüche her, welche über dem Gesetze stehen. Ein verfassungsmäßiges Gegengewicht gegen die Gewalt, freie Gedankenmittheilung, sowie Organe der öffentlichen Meinung müssen zu den verpönten Wünschen gehören, wo die Alleinherrschaft um ihrer selbst willen, nicht aber die Entwicklung des bürgerlichen Gedeihens, ein menschenwürdiges Dasein Aller, der letzte Zweck ist. Das Feudalwesen der im Geiste des Romanismus beherrschten Länder und das Widerspiel zwischen Geistlichen und Laien klingen zusammen, und aus diesem fehlerhaften Kreise führt nie ein Ausweg. Daher hauptsächlich rührt die bettelhafte Ausrede, „das Volk sei noch nicht reif", worin sich die Wahnpfleger rein waschen möchten, gleich als läge ihnen daran, daß die versäumte religiöse, soziale und politische Entwicklung nachgeholt werde. Sei man ehrlich und urtheile im gegebenen Falle ohne Ansehen der Person, und man wird finden, daß der gewöhnlichste und unheilvollste Sitz der Unreife in der Unkenntniß der allwaltenden Sittengesetze und im Einfluße der pfarramtlichen Wühlhuber wurzelt. Die Anarchie steckt da in den Köpfen Derer, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, und der Absolutismus, d. h. die fortwährende Diktatur, ist der Lückenbüßer für die Verödung der Gehirne. Es wirft einen befremdlichen Schlagschatten auf die schon im vorigen Jahrhundert in Italien herrschende Stimmung, wenn Joh. Joachim Winckelmann am 26. Febr. 1768 an seinen Freund Stosch schreibt, daß vielleicht in fünfzig Jahren zu Rom weder ein Papst noch ein Priester sein werde. Nicht bloß im hierarchischen, auch im wirthschaftlichen Gebiete ist der Individualismus der Schablone nichts als Anarchie, d. h. die Verneinung von Ordnung und Gerechtigkeit. Wenn die romanischen Völker nicht zur Ruhe kommen können, wenn unter ihnen die thörichtesten Utopien immer den günstigsten Boden finden, wenn sie von Revolution zu Revolution stürzen, so liegt einer der Hauptgründe dieser Erscheinung in der jesuitischen d. h. hierarchischen Moral, mit der sie seit Jahrhunderten genährt wurden. Eine solche Moral muß ein solches Volksleben gebären, und ist die Reaktion der Selbsthülfe eine durchaus gerechtfertigte. Während dermalen veraltete Formen sich unfähig erweisen, die Keime eines gesunden Gesammtorganismus zu entwickeln, bricht sich der Trieb des angebornen Wesens besondere Bahnen und strebt, wenigstens in kleinen Kreisen den Bedingungen des Kulturlebens zu genügen. Die Inconsequenz ist die heilsame Zugabe der Machtwillkür. „Die Zerstörung der Bastille", schreibt Ludwig Börne, „die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht; die Herzen und Geister sind noch eingesperrt, wie früher." Wenn in Frankreich die wiederholten Versuche, die Demokratie einzuführen, zuerst in Verwirrung und dann in Despotismus ausarteten, so kommt dies nicht von einer der Demokratie als solcher inwohnenden Fehlerhaftigkeit, sondern von der Thatsache her, daß hier zwei in ihrer ganzen Anschauung und Auffassung sich gegenüberstehende Richtungen durch die Macht der Ueberlieferung in eine unabsehbare Opposition geriethen. „Die Menschen", sprach Napoleon I. am 7. Juni 1815 zu den Repräsentanten Frankreichs, „die Menschen sind ohnmächtig, wenn es sich darum handelt, die Zukunft sicher zu stellen; die Einrichtungen allein bestimmen das Schicksal der Nationen." Was für Einrichtungen da gemeint sind, wird nicht gesagt; jedenfalls nicht die Einrichtungen, welche dem Wiener Congreß ihren Ursprung verdanken. Die

Zusammengehörigkeit und Majestät des röm. Kirchengebäudes zu Grunde liegt; und daraus ist denn in vielen Punkten ein Gewebe

---

sog. „Solidarität der conservativen Interessen", in deren treuem Dienst Viele den Jesuitismus wähnen, wurzelt keineswegs in diesem, sondern, in einem Theile Europas wenigstens, im Romanismus überhaupt. Letzterem wird durch die Angriffe auf den Bettelorden, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, insofern eine nicht geringe Gunst erwiesen, als die Schläge gemeiniglich dem Sack und nicht dem Esel gelten. Das Rechtsgefühl, als das ursprüngliche und nicht abzuweisende Bewußtsein allgemeiner gesetzlicher Gleichheit kann im röm. Religionssystem nicht zur Entwicklung gelangen. So lange dessen Gedankengrundlage einen noch überwiegenden Einfluß behauptet, muß die Hoffnung aufgegeben werden, aus den Geboten der Vernunft einen Inbegriff allgemein geltender und unabweichlicher Normen zu gewinnen, die der Soziologie und der Gesetzgebung zur Richtschnur und Ergänzung dienen. In den einen humanen Fortschritt beurkundenden Momenten, im Erziehungswesen, Wohlthätigkeitsanstalten, stehen röm. katholische Länder protestantischen Ländern nach. Was in dieser Hinsicht dort geleistet worden, läßt sich dem Romanismus nicht als Verdienst anrechnen. Wo Verstand und Wille irregeleitet werden, erschlafft im Volksleben die Thatkraft. Der Instinkt der Massen wendet sich denn auch denjenigen Führern zu, welche Fühlung behalten mit dem Geiste der Jetztzeit.

Diejenigen, welche zu faul sind, um Prinzipien zu studiren, oder zu alt, um sie aufzufassen, wagen zwar nicht, Dinge, welche bei den Gebildeten in Verruf gekommen sind, offen zu vertheidigen; aber man gebe sich die Mühe, ihre Beweisgründe zu prüfen, ihre Behauptungen zu untersuchen, und man wird gewahr werden, daß diese Behauptungen, diese Beweisgründe immer die Richtigkeit eines als falsch bewiesenen Prinzips voraussetzen. Die Unterscheidung zwischen Kirche und Staat ist nichts, als ein Etwas von unbestimmter Dehnbarkeit, das einem vernünftigen Regenten nicht das geringste Zutrauen einflößen darf. Das Wesen des modernen Staates liegt in der einheitlichen Concentrirung aller Bestandtheile des öffentlichen Lebens. „Der Staat", schreibt F. C. Dahlmann an Joh. Jakoby, „der Staat wäre eine ebenso flache, frivole Sache, als er eine tiefsinnige, heilige ist, wenn er nicht gerade diese Verbindung von Dingen zu leisten hätte, die allein dem oberflächlichen Beobachter unvereinbar scheinen." Die ideale Kirche ist in keiner der bestehenden Kirchen vollständig enthalten, sowenig als der ideale Staat in einem der bestehenden Staaten. Die christliche Kirche ist ein moralischer Freistaat; in ihr gelten keine Zwangsgesetze. Sittlichkeit und ächte Religion kann nicht vorgeschrieben und erzwungen werden, sondern nur aus freiem Entschluß hervorgehen. Sowohl dem innern Verhältniß der Glieder unter einander, als dem äußeren Verhältniß nach, in welchem sie zur weltlichen Macht stehen, wird die Gemeinschaft der Gläubigen, wie jeder andere Verein, bloß eingegränzt, sofern sie an die Befugnisse Anderer streift. Sie ist weder der Herrschaft der Geistlichkeit unterworfen, noch dem Illuminatismus, d. h. einer Art von Demokratie, d. h. besondern Eingebungen und Erleuchtungen, die erfahrungsgemäß nach Jedermanns Kopfe verschieden sind. Die Zugehörigkeit zur idealen Kirche Christi beurkundet sich hauptsächlich als christliche Gesinnung. Ob auch diese Gemeinschaft mit Christus kaum denkbar ist ohne eine geschichtlich nachweisbare Genossenschaft, so ist sie doch durch keine willkürlichen Gestaltungen nothwendig bedingt. Keiner Gewalt steht daher die Befugniß zu, Jemanden von der idealen Kirche auszuschließen. Die röm. Kirche ist eine Körperschaft nur insoweit, als der Staat sie anerkennt, keine autonomistische Körperschaft; ein Organismus, der mittelalterliche Sondergewalten eigensinnig festhält, widerstrebt einer Einheit des Regiments. Die Weltanschauung des Mittelalters kann keine Völker erziehen, weil sie der Sinnlichkeit, die veredelt und geläutert werden soll, nur eine andere, sublimirte Sinnlichkeit entgegenzusetzen hat. Sie glaubt sich über das Irdische erhaben; die Welt, die ihr eitel und nichtig scheint, kennt sie nicht und will sie nicht kennen und verkennt sie darum. Manche Pfründenbesitzer halten daher das Wort „Staat" für eine Erfindung der Politiker, bloß gemacht, Umschreibungen zu ersparen. Sie haben erfahren, daß das Wort „Dünger" ein Sammelwort sei und aus Theilen bestehe, und daß seine Wirksamkeit in einzelnen dieser Bestandtheile beruhe. „Der Jurist", sagen auch die Pandekten-

von Schein und Täuschung, beziehungsweise von wissentlicher Lüge geworden.

---

jünger, „der Jurist sehe nur auf das, was meistens geschieht." Der Fortgang aller Kulturentwicklung ist durch Aufrechthaltung gewisser organisch in den Verhältnissen wurzelnder Formen bedingt. Das Papalsystem zielt, insofern es die Organismen des öffentlichen Lebens nicht zu beherrschen vermag, auf ihre Zerstörung hin. Bei ihm gibt es keine Grenzlinie zwischen zeitlichen und geistlichen Angelegenheiten: Was zeitlich ist in den Vereinigten Staaten, ist geistlich in Spanien; und was im neunzehnten Jahrhundert zum Reiche dieser Welt gehört, gehörte im sechszehnten zum Reiche des Himmels. Um sich von der Unselbstständigkeit des Urtheils eines Priesters zu überzeugen, bitte man sich eine bestimmte Erklärung aus, ob er in der Weigerung der röm. Curie, den entführten Mortara seinen Eltern zurückzugeben, eine christliche, oder eine unchristliche Handlung erblickt, ob er sich an die volle Bedeutung der Nachtmahlsbulle, sowie des **syllabus errorum** (Zusammenstellung von Irrthümern) und der Encyclica vom 8. Dez. 1864 für gebunden, die in diesen Dokumenten ausgesprochenen Grundsätze für leitende hält und für die seinigen anerkennt. Die Sätze, die da verdammt werden, tragen den Stempel der Verwerfung von lange her. So kommt es, daß der Papst bei jedem „Irrthum", den er aufführt, eine frühere päpstliche Urkunde beiziehen kann, die ihn als solchen bereits gebrandmarkt hat. Wir bewundern die Unverdrossenheit des Depeschenschreibers, mit welcher er diese Gedanken immer und immer wieder in neuen hübschen Redeformen vorzubringen weiß, ohne der hoffnungslosen Arbeit müde zu werden. Was wir abseits der gerühmten Weltklugheit des Regimentsinhabers der streitenden Kirche nicht begreifen, ist, daß er ohne zwingenden Anlaß und ohne erkennbaren Zweck Alles, was er verwirft, so übersichtlich zusammenstellte, als wollte er jedem Unbefangenen die Einsicht verschaffen, daß die Fortentwicklung des Staats und der Wissenschaft mit seinem System sich nie und nimmer versöhnen läßt. Fügsame Literaten, die sich für musterhafte röm. Katholiken zu halten schienen, hatten sich zum öftern mit der Behauptung versucht: es sei der Fortschritt im Wissen und die Freiheit der Staatsformen vereinbar mit den Vorschriften der röm. Curie. Der vom Geburtstage der unbefleckten Empfängniß der Madonna datirte Syllabus ertheilt ihnen die Belehrung, daß sie entweder keine rechten Katholiken sind, oder daß Pius IX. den röm. Katholizismus nicht richtig auffaßte. Gegen die erste Annahme wird sich ihr Gewissen sträuben, gegen die letztere ihre Glaubenspflicht. Aber da der Jesuitenbeherrschte jene Gebote für die Stimme Gottes erklärt, da der unbedingte Gehorsam gegen den Papst zum Merkzeichen des Christenthums gesetzt wird, so bleibt ihnen nur die Wahl, entweder die Unfehlbarkeit des Papstes, oder einen Theil ihrer Ueberzeugungstreue aufzugeben. Es wäre nicht das erste Mal, daß Jemanden sein Gefühl richtiger geführt hätte, als seine Folgerungen. Pius IX. hat die Mittheilung irgendeines im vatikanischen Concil sich ereignenden Umstandes zur Todsünde gestempelt, so daß also ein Bischof, der etwa, um sich Raths zu erholen, eine Stelle aus dem vorgelegten Schema einem Theologen zeigt, oder eine in den Reden gefallene Aeußerung wiederholt, der ewigen Verdammniß anheimfällt (Augsb. Allg. Ztg. vom 27. Jan. 1870). Ich bezeuge allen würdigen Männern, die ich unter den Gliedern der röm. Geistlichkeit kenne und nicht kenne, meine Verehrung. Mein Urtheil hinsichtlich der priesterlichen Unselbstständigkeit ist hier nicht bloß auf die größere oder geringere Anzahl der Thatsachen gebaut: Wenn ein Stand dem allgemeinen Gerichtshofe entzogen sein will; wenn einzelne Gesetze des sog. canonischen Rechts von den Gesetzen der Sittlichkeit abweichen und mit Strenge bestrafen, was vor diesen kein Fehler ist, und Vergehungen übersehen, welche diese streng ahnden würden, so erhält dieser Stand ein abgesondertes Interesse und eine abgesonderte Moral und wird ein gefährlicher Staat im Staate. Wer den Verführungen eines solchen Sonderbundes entgeht, ist ein um so edlerer Mann; aber er widerlegt nicht die Regel, er bildet nur die Ausnahme. Daß diese Ausnahmen von der jeweiligen hierarchischen Kathederweisheit ungerne gesehen werden, weiß Jeder, der mit der neueren Kirchengeschichte vertraut ist. Ich verweise auf die Namen eines Fenelon, Sailer und Wessenberg. „Es ist", schreibt Pater Hyacinth Loyson unterm 20. Sept. 1869 an den General der Carmeliter-Barfüßer, „es ist meine

Damit das Priesterthum desto würdiger und mit desto größerer Verehrung ausgeübt werde, war es angemessen, daß in der vollkommen geordneten Kirchenein-

innigste Ueberzeugung, daß, wenn Frankreich insbesondere und die lateinischen Rassen überhaupt der sozialen, sittlichen und religiösen Anarchie zur Beute werden, der Hauptgrund dafür zwar gewiß nicht in dem Katholizismus selbst, aber in der Art liegt, wie der Katholizismus seit langer Zeit verstanden und geübt wird." ¡Das ist's, was dem Siege der Vernunft am meisten im Wege steht, daß so viele Gebildete sich in das eine oder andere Unfehlbarkeitssystem gedankenlos einreihen lassen, daß Hunderttausende, nicht allein bei christlichen Religionsparteien, in den Zauber ihrer Schwüre verstrickt sind! Dieser Zauber scheint zwar durch den Eid überwogen zu werden, welchen die röm. Priester, als Staatsbürger, schwören. Allein sie schulden einem auswärtigen Regenten strengeren Gehorsam; und da zwischen jenem dem Papste und dem der Staatsregierung zu leistenden Eide sich unlösbare Widersprüche ergeben, so muß bei einem von beiden ein stillschweigender Vorbehalt, oder eine ausgedehnte Erklärung stattfinden. Letzteres ist nicht der Fall, und die Wurzeln zahlloser Uebel bleiben unangetastet: Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort. Nach Angabe Paul Sarpi's erklärte Papst Paul IV. im Consistorium vom 20. Dez. 1555 einer Anzahl widerspenstiger Kardinäle, „es sei ein Glaubensartikel, daß der Papst nicht gebunden werden könne, ja daß er sich selbst nicht einmal binden könne; wer eine andere Meinung hege, der stecke in einer Ketzerei. Sollte es fürderhin Einem einfallen, seine von Gott ihm übertragene Autorität zu beschnarchen, so werde er unfehlbar Sorge tragen, daß die Inquisition ihn von seinem Irrthum heile." Die Inquisition nannte er den Nerv und Grundfels des Papstthums, und die List, alle Handlungen des sog. hl. Stuhls zu religiösen Angelegenheiten zu stempeln, hielt er für das große Geheimniß, auf welches sich die Macht des Papstthums sicher stütze. Als der Magistrat von Brescia, bevor er die Todesurtheile der Inquisition vollstrecken ließ, zuerst noch die Prozeßakten prüfen wollte, bedrohte ihn Innocens VIII. mit dem Bann und allen übrigen Censuren, wenn er nicht binnen sechs Tagen die von der Inquisition befohlene Hinrichtung ausführe. Rechtlich also kennt die röm. Hierarchie keine Grenzen: sie nimmt was sie kann, und hält still, wo sie muß. Das alles genirt „jene (wie der selig verstorbene Graf Camillo de Cavour sie nannte) widerspenstige und hetzerische Partei, welche als einzige Freundin und Beschützerin der Throne auftritt, aber im Namen Gottes den Königen zu befehlen und zwischen Fürst und Volk die Scheidewand ihrer leidenschaftlichen Unduldsamkeit aufzurichten trachtet", nicht, fortwährend von „Heilighaltung der Verträge" zu faseln. Der Priester, welcher dem sterbenden Minister der Einheit Italiens die Tröstungen der Religion nicht versagte, wurde von Pius IX. hart angelassen und bestraft. „Die weltliche Fürstengewalt", meint Herr Joh. Jos. Ign. von Döllinger, „die weltliche Fürstengewalt des Papstthums erscheint uns jetzt (?) mit Recht (sic) als unentbehrlich, und so lange die gegenwärtige (?) Ordnung Europa's dauert, muß sie um jeden Preis erhalten, oder, wenn gewaltsam unterbrochen, wieder hergestellt werden. Es läßt sich aber auch ein politischer Zustand in Europa denken, in welchem sie entbehrlich, und dann nur noch eine hemmende Last wäre." Der Herr Stiftsprobst vergißt, uns zu belehren, wo und wann die Gegenwart aufhört. Vielleicht von diesem wechselwilligen Anbeter des Erfolgs inspirirt, suchte sich eine Anzahl von Kardinälen und Bischöfen in der japanesischen Adresse an den Papst (9. Juni 1862) den Rückzug offen zu halten: Die Pfingstversammlung zu Rom, „ihre Zungen bebend von jenen Flammen, welche das Herz Mariä entzündeten und die Apostel trieben, die Größe Gottes zu verkünden", hatte in der aus heftigen Debatten und mehrfachen Compromissen hervorgegangenen Adresse bei gegenseitiger Verherrlichung ihrer Gottseligkeit und Standhaftigkeit, u. a. beschlossen: „Wir stehen nicht an, zu erklären, daß die weltliche Herrschaft des hl. Stuhles bei dem gegenwärtigen (?) Stande der menschlichen Dinge für die wahre und freie Leitung der Kirchen und der Seelen erforderlich ist." Die im nämlichen Consistorium gesprochene Allocution war hinsichtlich des Machtkapitels wenigstens ehrlich und bestrebte sich nicht, die Unterthanen durch matte Aussichten auf Veränderungen zu gewinnen. Sie behauptet ohne alle Klauseln, „daß die weltliche Macht des Papstes nothwendig sei, auf daß dieser, von jedem weltlichen Fürsten und jeder weltlichen Macht unabhängig, die souve-

richtung mehrere und verschiedene Ordnungen der Diener seien, welche pflichtmäßig dem Priesterthume so vertheilt sich ergäben, daß die bereits mit der geistlichen Ton-

---

räne Gewalt in Belehrung und Leitung der Heerde des Herrn ausüben könne" u. s. w. „Wenn", berichtet Massimo d'Azeglio, „wenn ein päpstlicher Unterthan den Papst zu sprechen wünscht, so wird ihm diese Gunst nur unter der Bedingung zugestanden, daß er durchaus nicht von Geschäften rede; und nur nach feierlicher Angelobung dieser Bedingung wird er vor den Papst gelassen. Man möchte einwenden, daß man zu den Ministern, den Gouverneuren, Legaten, apostolischen Sekretären seine Zuflucht nehmen könne, wenn man nicht zum Oberhaupt des Staates darf. Das ist allerdings wahr; allein an diese Diener der Gewalt wendet sich deßhalb Niemand, weil er keine Antwort bekömmt". Am 18. Jan. 1864 empfing der sog. Knecht der Knechte eine Abordnung von dreihundert röm. Katholiken, die ihm eine Adresse überreichten, in der sie ihn ihrer Treue und Ergebenheit an den hl. Stuhl versicherten und gegen die kirchenräuberischen Usurpationen protestirten. Er erklärte in seiner Antwort: „er wolle seinen Nachfolgern das Erbe der Kirche (?) ungeschmälert hinterlassen; er werde folglich kein Uebereinkommen oder Vertrag annehmen, die diesem Ziele zuwiderliefen, und er hege Vertrauen, nicht in die Gewalt der Waffen, sondern in die Vorsehung, die Beschützerin der Gerechtigkeit." Zu denselben Tagen geschah es, daß der italienische Justizminister der Kammer einen Gesetzesentwurf, betreffend die Aufhebung der geistlichen Körperschaften und die Abschaffung des Zehnten vorlegte. Am 2. März 1865 bei Gelegenheit einer ihm vorgelesenen Dankadresse auswärtiger Katholiken äußerte sich Mastai Ferretti dahin: „er habe durch die Encyclica vom 8. Dez. 1864 die Welt (?) über die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit aufklären wollen." Auch fügte er bei: „er brauche ein eigenes Gebiet, unabhängig von den Mächten, wo er seine Stimme erheben könne; im Uebrigen sei er entschlossen, die Ereignisse an sich herantreten zu lassen." In Basel hatte der Souverän die „Encyclica" in Gestalt eines der Fasching-Prozession von 1865 präsidirenden ungeheuren rothen Krebses an sich herantreten lassen. Die amtliche Römerzeitung brachte die Allocution, welche Pius IX. Ende Oktobers 1866 gehalten hatte: „Unsinnig", heißt es da, „unsinnig sind Diejenigen, die nicht aufhören zu verlangen, daß Wir, die Wir bereits durch handgreifliche Ungerechtigkeit mehrerer Provinzen Unseres päpstlichen Gebietes beraubt worden sind, auf Unsere bürgerliche Souveränetät und (sic) die des hl. Apostolischen Stuhls verzichten. Ein Jeder wird sicher einsehen, wie sehr ein solches Verlangen ungerecht und für die Kirche nachtheilig ist. Wir können nicht auf die bürgerliche Gewalt verzichten, die von der göttlichen Vorsehung für's Wohl der allgemeinen Kirche eingesetzt worden ist; Wir müssen im Gegentheil diese Regierung vertheidigen und die Rechte dieser bürgerlichen Gewalt beschützen und Uns stark beklagen über die gotteslästerliche Usurpation der Provinzen des hl. Stuhls, wie Wir es bereits gethan haben, und wie Wir es heute wiederum thun, indem Wir so gut als Wir können, Uns beklagen und protestiren." Bezüglich Roms sagt diese Anrede: „Von allen Seiten erschallen beständig wüthende Stimmen, welche stets bei den ergrimmten Feinden ein Echo finden, indem sie erklären, daß diese Stadt Rom an jeder verderblichen Unruhe und italienischen Rebellion Antheil nehmen, selbst deren Hauptstadt werden müßte. Aber der erbarmungsreiche Gott wird durch seine allmächtige Kraft die gottlosen Räthe und Wünsche Unserer Feinde zu Schanden werden lassen. Er wird nie und nimmer zugeben, daß diese edle Stadt, die Uns so theuer ist, wo er durch seine große und besondere Wohlthat den Stuhl Petri aufgerichtet hat, die unumstößliche Grundlage seines Glaubens und seiner göttlichen Religion, in den unglücklichen Zustand zurückkehre, den Unser hl. Vorgänger, Leo der Große, so deutlich beschrieben hat, in dem sie sich befand, als der hochselige Apostelfürst in diese Stadt eintrat, die damals die Herrscherin der Welt war." Bei Gelegenheit der Neujahrsgratulation der Kardinäle (1869) hielt Pius IX. eine Rede über die Pflicht der Erhaltung seiner weltlichen Herrschaft. Er sei übrigens ohne Besorgniß deßhalb, da der hl. Stuhl auf unerschütterlichem Grunde ruhe. Die Pfeile der Gottlosen möchten von rechts und von links herfliegen, sie würden ihn nicht treffen; denn die Verheißung laute: „Auf Ottern und Basilisken wirst Du treten, und über Löwen und Drachen dahin schreiten." Man begreift nicht, wozu der Papst eine Armee und Flotille hält, wenn sein Vertrauen auf den Schutz des Himmels so groß ist. Auch em-

fur Bezeichneten durch die niederen zu den höheren aufsteigen. Von Anfang der Kirche an waren die Namen der folgenden Weihen und die eigenen Verrichtungen einer jeden derselben, nämlich des Subdiakons, Akolyths, Exorcisten (Teufelsbe-

---

pfahl er den Kardinälen die Demuth. „Der Papst," berichtet die Augsb. Allg. Zeitg. vom 16. Febr. 1869, „der Papst wünschte bereits vor einigen Jahren, alle für die Erhaltung der weltlichen Herrschaft des hl. Stuhls in den verschiedenen Sprachen erschienenen Schutzschriften gesammelt und in einem großen apologetischen Werke bekannt gemacht zu sehen. Dies ist jetzt in sieben Quartbänden vollendet." Europa kennt die weltliche Herrschaft des Papstes nur noch als einen völkerrechtlichen Stein des Anstoßes. ¿ Wollen die klerikalen Parteigänger noch nicht einsehen, daß auf dem Wege einer rein theoretischen Agitation die Souveränetät des Papstes weit empfindlicher gedemüthigt und erschüttert wird, als es durch den Anprall revolutionärer Banden gegen Rom geschehen könnte? Ueber die im Kirchenstaate zu Tage tretende Mischung zwischen staatlicher und kirchlicher Unabhängigkeit wußten die Vorkämpfer des Ultramontanismus ehedem einen so eigenwilligen Wirrwarr auszubreiten, daß bei den meisten Händeln der Art durch Seufzen und Verwünschen, durch Beten und Schimpfen, die leidende Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) der triumphirende Theil geblieben ist. Es ist nicht das ewige Recht der Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), sondern die ewige Confusion über ihre zwitterhafte Stellung, bald Gänsehaut, bald Großmachtschwindel, was die betrogenen Betrüger endlich ins Pech gebracht hat. Nach Angabe des „Janus" kommen unter den Kardinälen mindestens zwanzig Juristen auf e i n e n Theologen. Von den 29 Kardinälen, welche im Jahre 1860 zu Rom die sog. Curie bildeten, gehörten 17 nicht einmal zum Priesterstande; sie hatten mit den Kardinalpriestern nichts gemein, als die Farbe der Hosen und des Mantels und das Gelübde der ehelosen Keuschheit. Nicht weniger als 16 Kardinalshüte waren Anfangs 1870 zu vergeben, und einige Feinde der röm. Curie glaubten die Vermuthung wagen zu dürfen, daß man diese Lockvögel vor manchen Concilsmitgliedern hat flattern, und daß verschiedene sich haben leimen lassen. Am auffallendsten zeigt die Stadt und das Gebiet Roms, was bei einer Unterscheidung zeitlicher und geistlicher Dinge am Ende herauskömmt. Auf jener Oase des idyllischen Regiments ist das Bürgerthum eine schaale Posse; das Volk wird als dem Sachenrechte anheimgefallen verwaltet. Seine geistige, durch die Tagespresse vermittelte Nahrung ist gleich Null; der gewöhnliche Mann liest niemals ein Blatt, selbst in der Hauptstadt nicht; auf dem Lande weiß er wahrscheinlich gar nichts von ihrer Existenz. Gegen jede geistige, oder gar politische Regung wird mit äußerster Strenge vorgegangen; aber sonst läßt man die Leute leben und vergnügt sein, wie sie wollen und können. Die Polizei ist der richterlichen Gewalt übergeordnet und theilt ihren Würgungskreis mit den Beichtvätern, als Zwischenträgerin in der Kunst vicegöttlicher Allwissenheit und aufhorchenden Servilismus'. So erging unlängst ein Befehl des Generalvikars an alle Gastwirthe und Wohnungsvermiether in Rom, wenn Jemand in ihrem Hause erkranke, darüber zu wachen, daß er bis zum dritten Tage seiner Krankheit beichte, bei hoher Geldstrafe, wovon ein Theil wohlthätigen Anstalten, der andere dem Angeber zufallen sollte. Wie hier die Kranken dem Beichtzwang unterworfen wurden, so waren es in den letzten Jahren des unbeschnittenen Kirchenstaats gewisse politisch Verdächtige, die jeden Monat zu beichten, und dieses durch ein vom approbirten Beichtvater ausgestelltes Zeugniß der Polizei zu bescheinigen hatten. „¿ Waren Sie verhaftet?" ist eine gewöhnliche Frage, welche man in der Romagna stellte. Wenn man diese Frage an junge Leute richtete, so geschah es oft, daß sie mit dem Ausdrucke des Bedauerns entgegneten: „Ich habe noch nicht das Alter." In Bezug auf gemachte Mittheilungen, mögen sie nun körperliche oder seelische Leiden beschlagen, oder beides zusammen, erwartet man nicht bloß abseits der Beichtiger, sondern auch abseits der Aerzte unverbrüchliche Schweigsamkeit. Niemand würde den Gewissensberathern gram sein, würden sie nicht auf einen durch das sog. Beichtsiegel ausgestellten Freibrief pochen und ihre daraus abgeleiteten Befugnisse als baar Glaubensmünze in Umlauf bringen. Wie die Dinge nun einmal sind, so wird durch die beichtväterliche Handlungsweise häufig eine sträfliche Verstellungskunst zu Ehren gebracht, eine Kunst, Dank welcher schon geistliche Verbrecher straflos laufen gelassen wurden, denen sonst mehrere Jahre Zuchthaus gebührt hätten. Umgekehrt freilich hat der

schwörers), Lectors und Ostiarius anerkannt in Uebung. (Conc. Trid. sess. XXIII. cap. 2.).

Beichtstuhl auch Leute ins Gefängniß geliefert: Es ist in der ewigen Stadt vorgekommen, daß Büttel, als Geistliche verkleidet, in Beichtstühle schlichen, um auf diesem Wege kirchenstaatsgefährliche Geheimnisse zu erlauschen. Ein Beichtvater soll von dem, was er in der Beichte hört, außer derselben keinen Gebrauch machen. Da gibt's nun verschiedene Auskunftsmittel: es wird dem Absolutionsbedürftigen befohlen, den gebeichteten Vorfall nach der Beichte im Zimmer des Fragenden wieder zu erzählen. Daß die Meisten ahnungslos gehorchen, ist nicht zu verwundern. In dem in Dutzenden von Priesterseminarien gebrauchten Lehrbuch der Moraltheologie des J. P. Gury, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, wird bestimmt, daß es keine Sünde sei, ein anvertrautes Geheimniß zu offenbaren, „wenn man die Einwilligung Dessen voraussetzen kann, dem es daran liegt, daß dasselbe verborgen bleibe; wenn ein Oberer darnach fragt, und, nach hinreichend probabler Meinung, wenn es sich um den eigenen äußersten Schaden handelt." Man hat die Beichtväter mit Spielern verglichen, welche in die Karten ihrer Gegner sehen, oder mit Bewaffneten, welche gegen Feinde mit verbundenen Augen kämpfen.

Der Kirchenstaat eignet sich trefflich zu einer Schule für angehende Staatsmänner und Volkswirthschafter, die an einem abschreckenden Beispiel ihre Studien machen wollen. Fassen wir einige statistische Erhebungen auf's Korn: Im Jahre 1866 betrug die Bevölkerung Roms 210,701 Einwohner. Unter diesen lebten 30 Kardinäle, 36 Bischöfe, 1476 Priester und Kleriker, 834 Seminaristen und Kollegialen, 2333 Ordensgeistliche, 2169 Nonnen, 262 geistliche Konviktoren. Die „Riforma" (Augsb. Allg. Ztg. 13. Okt. 1867) gibt den Bestand der Schlüsselsoldaten auf 12,947 an, wovon 8,265 in Rom, der Rest in den Provinzen. Seit der Schlächterei von Mentana (2. Nov. 1867) ist die Zahl eine bedeutendere. Wäre die Lehre der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) so köstlich, so hätte sie eine glänzende Gelegenheit gefunden, ihre Wirksamkeit zu entwickeln und in der sog. Hauptstadt der christlichen Welt Früchte zu tragen. Verzweifeltere Anstrengungen, um ein in sich verwickeltes und uneiniges Staatsprinzip zu zeugungsfähiger Geltung zu erheben und zu einheitlichem Leben zu bringen, sind kaum im Vaterlande des hl. Confusius gemacht worden. Wenn es somit nach einem Jahrtausende von Arbeit, nach Milliarden von Geldverbrauch dem Papstthum in Rom nicht gelang, so geschah dies nicht aus Mangel an Priesterpersonal, sondern in Folge eines dem Organismus selbst innewohnenden Fehlers. „Die Ursachen", schreibt schon Machiavelli, „die Ursachen, weßhalb Italien nicht eine Republik bildet, oder nicht einen das ganze Land beherrschenden Fürsten hat, liegen lediglich in der Kirche. Indem nämlich dieselbe eine weltliche Herrschaft begehrte und erhielt, war sie einerseits nicht stark und muthvoll genug, um auch noch die übrigen Theile Italiens an sich zu ziehen und gleicherweise zu beherrschen, andererseits aber auch nicht schwach genug, um nicht jeweilen aus Furcht, den ihr gegebenen Theil von weltlicher Herrschaft wieder zu verlieren, irgend einen Mächtigeren herbeizurufen, daß er sie gegen Denjenigen schütze, der ihr gerade zur betreffenden Zeit in Italien allzu mächtig werden wollte, — wie denn alles das von Alters her durch eine Reihe geschichtlicher Vorgänge erwiesen werden kann." Als die Revolution im Jahre 1848 Europa erschütterte, erhoben sich in Masse die Unterthanen des Freischaarenpapstes, die Bürger jener Stadt, welche für den Erdkreis eine Musterstadt, deren Volk, als am Hauptquartiere, eigentlich das heiligste sein sollte, dessen Berührung mit dem Vikar Christi Vollkommenheit und Ergebenheit erzeugen müßte. Sie standen auf, die vielgeschornen Mutterschafe und zwangen den Eigenthümer der Heerde, sich in einer Bedientenlivree (diesmal wenigstens äußerlich ein Knecht der Knechte) auf einem Kutschbocke aus dem Staube zu machen. Sie verhöhnten die Flüche, mit denen ihr Seelsorger um sich warf; seine Bannbulle wurde neben den Wahllokalen verlesen, und unter dem Rufe: „¡Es lebe der Bannfluch!" wählten röm. Bürger ihre Vertrauensmänner in den Verfassungsrath. Gleichgültig gegen das erhabene Unglück, scheinen sie heute noch so wenig Reue zu empfinden, daß sie bei der ersten Gelegenheit ihren Hohenpriester wieder zum Tempel hinauswerfen werden. ¿Wie verhielt sich zur selben Zeit das ketzerische Volk in den radikalen Kantonen der Schweiz? Die wichtigsten Aemter in der geistlichen Musterwirthschaft werden von invaliden Violetstrümpfen

Wenn Jemand sagt, in der katholischen Kirche gebe es keine durch göttliche Anordnung eingesetzte Hierarchie, die aus Bischöfen, Priestern und Dienern besteht: der sei verflucht. (Ibid. can. 6.)

---

versehen, deren Wissen auf ein bischen Latein, canonischen und ceremoniellen Kram hinauszulaufen pflegt. Es ist zu bezweifeln, ob die Mehrzahl dieser Herrn die Abiturientenprüfung auf einem schweizerischen Gymnasium zu bestehen vermöchten. „Man kann wohl sagen", schreibt der Verfasser der röm. Briefe über das Concil (Augsb. Allg. Ztg. 29. Dez. 1869), „man kann wohl sagen, die Theologie sei jetzt in Rom theuer, sehr theuer. Zwar fehlt es nicht an Theologen; der Papst selbst hat deren nicht weniger als hundert, meistens Mönche. Aber wenn man diese hundert in einem Mörser zerriebe und dann einen einzigen Theologen daraus göße, so möchte selbst noch diesem Einen in Deutschland das theologische Bürgerrecht streitig gemacht werden." Da muß es so aussehen, wie's aussieht. Ein und dieselbe Klasse hat Befugniß, die Sakramente zu spenden und Provinzen zu verwalten, Kinder zu firmeln und Urtheile erster Instanz zu bestätigen, Unterdiakone zu weihen und Verhaftungen anzuordnen, Sterbende zu versehen und Hauptmannspatente zu expediren. Diese Vermengung der geistlichen Angelegenheiten und der weltlichen Macht pflanzt in alle hohe Aemter eine Menge Menschen hinein, oft fremd dem Lande, meist den Geschäften. Der röm. Kleriker, hoch oder niedrig, kann es nicht begreifen, daß die Völker (nicht bloß die germanischen, sondern auch die romanischen) einen so entschiedenen Widerwillen gegen die Herrschaft des Priesterthums empfinden; daß sie schon darum der Unfehlbarkeitstheorie widerstreben müssen, weil damit die Lehre entschieden wäre, daß der Papst in das weltliche und politische Gebiet befehlend und strafend einzugreifen habe, sobald er es nur ohne allzu großen Nachtheil für seine Würde und ohne zu befürchtende Niederlage thun könne. ¡Dem röm. Monsignore und Abbate scheint es so selbstverständlich, daß sein Kostgeber über die Monarchen und Völker gebiete! Er hat ja von Jugend auf Geistliche als Polizeibeamte, Kriminalrichter, Lotteriekollekteure gesehen; er weiß nichts Anderes, als daß der Pfarrer, der Bischof, die Inquisition sich in das Innere des Familienlebens einmischen. Man hindert die guten Bürger, sich durch Umgang mit den Liberalen in Verdammniß zu stürzen; aber man verhindert die Schurken nicht genug, gute Bürger zu ermorden. Noch vor wenigen Jahren zählte im Kirchenstaate die weltliche Klerisei ungefähr 35,000 Mitglieder; Mönche gab's über 21,000 und Nonnen über 8000. Mit einer solchen Glaubensarmee mitten im Frieden sollte der hl. Stuhlrichter nicht nöthig gehabt haben, Zuaven zu mustern, den Grundstein zu neuen Kasernen zn legen und in fremden Bayonetten die naturwahre Stütze der „Ordnung" zu erblicken, mußte er, sollten wir denken, des Frevels sich erhoben fühlen, das Mark seines Landes durch faullenzende Kriegsgurgeln auffressen zu lassen. Am Neujahrstag 1870 empfieng der Papst sämmtliche Offiziere seiner Armee unter Führung des Generals Kanzler und bemerkte in seiner Erwiderung auf die Glückwünsche des Generals, nachdem er den guten Geist der Armee gelobt hatte: „Manche halten sich darüber auf, daß er eine Armee habe, da doch Christus und Petrus keine Soldaten nothwendig hatten. Zur Widerlegung dieses Einwurfes müsse er bemerken, daß Christus, wie man in der hl. Schrift lesen kann, Legionen von Engeln zu seiner Verfügung hatte, ebenso Petrus, der durch einen Engel aus seiner Gefangenschaft befreit wurde. Die Zeit solcher Wunder sei aber jetzt vorüber, und der Papst müsse sich nun auch der Waffen bedienen, um sich gegen seine Feinde zu schützen u. s. w." Wir werden also von nun an, wie der Bischof von Rom Stellvertreter Christi auf Erden ist, die päpstlichen Zuaven als Stellvertreter der Engel zu betrachten haben. Von dem Geständnisse unseres Propheten, daß die Zeit „solcher" Wunder, wie die Intervention der Engel, vorüber sei, nehmen wir, als von einer interessanten klerikalen Concession gerne Notiz. Unter den 690,000 Unterthanen Sr. Heiligkeit scheinen wenige eifrige Papisten zu sein, und die Wenigen, welche es sind, stecken lieber im sicheren Priestergewande, als in der gefährlichen Uniform. Der Gesetzesentwurf, welcher die Befreiung der Studenten der Theologie vom Militär aufhebt, ist am 19. April 1869 vom italienischen Parlament in namentlicher Abstimmung von 223 gegen eine Minderheit von nur 25 Stimmen genehmigt worden. Die Römer sind das einzige Volk in Europa, welches noch die beleidigende Gegenwart einer Miethlingstruppe zu ertragen hat. Eine Militärpflicht existirt nicht, da selbst die eigenen Landeskinder nur als

Wenn Jemand sagt, die in die heiligen Weihen erhobenen Geistlichen, oder die Ordensmitglieder, welche feierlich die Keuschheit gelobt haben, können die Ehe eingehen, und die eingegangene sei gültig, ohne daß das Kirchengesetz oder Gelübde da-

---

Freiwillige angeworben werden. Jeder Abenteurer, von was immer für einer Nation, Religion und Sprache, wird als Glaubenskämpfer willkommen geheißen und mit keinerlei Fragen nach seiner Vergangenheit belästigt. Ein ehemaliger päpstlicher Zuave entwirft ein grauenhaftes Bild von den Zuständen der Söldlinge Pius IX. „Im Jahre 1868 desertirten 700, von denen 150 leider wieder gefaßt wurden. Ist ein Deserteur gefangen, so wird er zu seiner Kompagnie zurückgeführt. Gewöhnlich liegt schon ein Seil bereit, das drei Tage lang in Wasser und Salz genäßt ist. Die ganze Kompagnie muß jetzt an dem auf einer Bank festgebundenen Kameraden vorbeigehen und gewissenhaft muß Jeder ihm einen Schlag geben. Sind in der Kompagnie nur Hundert, so kann der Unglückliche von Glück sagen; denn das ist die geringste Anzahl der Hiebe, die ausgetheilt werden. Darauf wird er acht Stunden lang, mit Händen und Füßen auf dem Rücken, zusammengeschlossen. Dann erst erscheint der Arzt und erklärt gewöhnlich, daß das Individuum doch wohl in's Spital müsse. In einer einzigen Kompagnie wurden binnen Kurzem sieben Deserteure so abgestraft; aber alle sieben bedurften wenigstens achtwöchentlicher ärztlicher Pflege, um wieder gehen zu können. Einem hat man das Kreuz zerschlagen, so daß derselbe noch jetzt im Spital liegt; Einer soll sogar gestorben sein. Dieser Akt offen geübter Grausamkeit soll dazu dienen, Andere vom Desertiren abzuschrecken; die eigentliche Strafe kommt hintennach. Die Desertion selbst wird nämlich mit Zuchthaus und Galeerenstrafe von drei Jahren bis zu lebenslänglicher bestraft. Dort tragen sie die Kette zwischen den Beinen und siechen langsam hin." Im Jahre des Heils 1869 hielt der sog. Statthalter Christi von allen europäischen Souveränen verhältnißmäßig die zahlreichste Soldateska auf den Beinen. „Auf Bayonnette kann man sich wohl stützen, aber nicht setzen", sprach der Voltairianer Charles Maurice Talleyrand. „Napoleon III.", so sagte man sich zu Rom bei Gelegenheit der Convention vom 15. Sept. 1864, „Napoleon III. hat dem Papst beschwichtigende Zusicherungen gemacht; doch worin diese bestehen sollen, läßt sich nicht gut begreifen. Montebello und Sartiges bemühen sich, die Convention annehmbar zu machen. Sie schlagen die Bildung einer Armee vor und dringen auf die Durchführung längst verheißener Reformen im Staat." Die Antwort, welche ihnen Kardinal Merode gab, ist charakterisch. „Der Rath", meinte Monsignore, „der Rath, Reformen auf den Kirchenstaat anzuwenden, würde dem Plane gleichkommen, die Pyramiden Aegyptens mit einer Zahnbürste zu reinigen." Dieses Bonmot soll eine schlagende Wirkung auf die Rathgeber hervorgebracht haben; es ward als etwas anerkannt, was den Nagel auf den Kopf treffe. So tragisch ist der Geist in Rom, daß er in den Humor umschlägt. Man lese bei Sismondi die Beschreibung der röm. Campagna, welche sich einst in einem so blühenden Zustande befand, und man wird sehen, welche Verwüstung eine schlechte Gesetzgebung anrichten kann. Während des Sommers ist die Gegend von Fieberluft so arg verpestet, daß, wer irgend kann, anderswo Zuflucht suchen muß. Nicht umsonst ist in der ewigen Stadt die Wissenschaft der Volkswirthschaft gleich der gefährlichsten Ketzerei verpönt. Ein ungeheurer Troß von Dirnen, „Neffen," Kammerdienern und Kammerherrn sieht es da als ein göttliches Recht an, die Kirchenstaats-Kassen und die Ergebnisse der petrinischen Pfennigfuchserei zu annexiren. Wie der Beherrscher der Gläubigen am Bosporus, so nützt auch der Papstkönig seinen Kredit aus, so lange und so gut es geht. Dank diesen Geldquellen geschieht dann Vieles, um die Romagnolen nicht durch Steuerlasten zu drücken, beziehungsweise um ihnen den Abstand gegen das Königreich Italien recht grell zu Gunsten des Papstthums zu zeigen. Wer nicht über den nächsten Tag hinaus denkt und sich nicht klar macht, daß das Zurückgehen aller Volksbildung, die Verbannung der Industrie, das Absperren gegen die fortschreitende materielle und geistige Entwicklung der übrigen Welt den Wohlstand weit empfindlicher beschädigt, als Steuerzahlen oder Dienstpflicht, der muß dieses Schlaraffenleben behaglich finden. Es ist ein sicheres Mittel, sich willenlose Werkzeuge absoluter Gewalt zu schaffen.

Der Ultramontanismus kennt nur Ziele, keine Grundsätze, keine bleibende Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht; er übersieht dabei, daß die Männer der That die Männer des Worts stets überholen, und daß die Waffen, die er schmie-

gegen sein könne, und das Entgegengesetzte sei nichts Anderes, als die Ehe verdammen; und es dürfen Alle sich verheirathen, die fühlen, daß sie die

---

det, am Ende gegen ihn gekehrt werden. Der religiöse und sozial-politische Zustand des Kirchenstaates sollte das Papstthum mit Verzweiflung erfüllen; dort ist für dasselbe Hopfen und Malz verloren. Trotzdem, daß dort alle helfershelferischen Kniffe während Jahrhunderten Anwendung fanden; trotzdem, daß das canonische „Recht" dort während Jahrhunderten Gesetzeskraft genoß; trotzdem, daß dort keine von Ketzerei angesteckte Regierung die Unterthanen hinderte, frei nach den Gesetzen der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) zu leben; trotz des gewissenhaften Ernstes landesväterlicher Sorgfalt, ¿welches sind die Endergebnisse, die sich unsern Blicken darbieten? In den Resten des Kirchenstaats stehen französische Truppen; in der Romagna bildeten bis 1859 Oesterreicher das Gegengewicht gegen die Räuber, deren Handwerk in Gestalt von Kindsraub die allerhöchste Nachahmung erhielt. „In andern Staaten", schreibt Massimo d'Azeglio, „in andern Staaten sind die Minister durch eine Menge Bande an den Staat und an das von ihnen geleitete Volk gekettet; sie haben eine Familie, sie haben Kinder, sie hängen durch die Ueberlieferungen der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft am Lande. Das ist aber nicht bei einer geistlichen Regierung der Fall. Jedweder Papst beginnt eine Dynastie, die mit ihm ihr Ende erreicht. Er befolgt ein besonderes System, welches weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden die geringste Gemeinschaft hat. Alle Handlungen und Maßnahmen jeder einzelnen Regierung werden nach der wahrscheinlichen Dauer des lebenden Papstes berechnet. Von so schwankenden Rücksichten geleitet, haben alle Beamten, deren Mehrzahl Fremdlinge sind, oder Leute ohne Sympathie für das Land, nur das Eine im Auge: sich in möglichst kurzer Zeit das größtmögliche Vermögen zu erwerben." In Neapel sprachen sich (Februar 1863) bei einem Meeting unter freiem Himmel (Besprechung der Mittel gegen das vom hl. Vater unterstützte Räuberwesen) namentlich einige Geistliche energisch aus. Ein Chorherr sagte: „er danke Gott für die drei Dinge: daß er ein Italiener, ein Christ und apostolischer Priester, kein römischer, sei. Vor dem Papstthum habe er alle Achtung; allein Petrus sei zum Judas geworden und sammle Geld für das Räuberwesen. Die wahren Banditen seien in den Sakristeien zu finden, sie trügen Tonsur und lange Gewänder; diese seien die Urheber der Leiden des Landes." Der Priester Majoni sagte: „die Quelle des Uebels sei in der röm. Kirche zu suchen, und so lange man diese nicht verstopfe, werde es keine Ruhe geben." Ungeheurer Jubel begleitete die Reden der beiden Geistlichen. In der nämlichen Stadt haben am 7. Jan. 1865 die Studenten vor dem Standbilde Giordano Bruno's einen Scheiterhaufen errichtet und da die Encyclica vom 8. Dez. 1864 verbrannt. „Aus Calabrien" (schreibt die Augsb. Allg. Ztg. vom 4. Okt. 1865), „aus Calabrien kommen immer noch Berichte über die schrecklichen Ausschweifungen der „„Vertheidiger von Thron und Altar."" Daß die Priester dieselben noch immer zu den ihrigen zählen, ergibt sich aus den großen Ehrfurchtsbezeugungen, welche zufällig gefangenen Priestern von den Banditen gespendet werden. Es wird gewöhnlich nur verlangt, daß der Priester durch einige Manipulationen mit einer Hostie sie unverwundbar mache." Am 18. Apr. 1866 berichtet dieselbe Zeitung aus dem Kirchenstaat: „Die sonst so bigotten Verehrer der Madonna schonen jetzt auch der Kirchen nicht mehr; in Agello stahlen sie sogar die Orgelpfeifen, um sie künftig in Form von Büchsenkugeln pfeifen zu lassen." Die Blätter, die 1868 über die Hinrichtung der beiden Verschwörer Monti und Tognetti so argen Lärm schlugen, werden hoffentlich die Milde des Papstes gepriesen haben, die noch im selben Jahre dem Banditen Gasparino, der neunundvierzig Raubmorde reuig eingestand, das Leben schenkte. Freilich, auf päpstliche Zuaven hatte Signor Gasparino es nie abgesehen; denn sie arbeiten wie er als arme Schlucker um's Geld. ¡Vielleicht ist er gar zu einer Unteroffiziersstelle in dem Corps begnadigt worden! „Der Papst", sagt ein bittersüßer Gesinnungssüchtiger, „der Papst kann auf seine Souveränetät nicht verzichten; aber nichts hindert ihn, wenn die erforderlichen Bedingungen vorhanden sind, (sic) seinen Staaten eine politische Organisation zu geben, welche dem Bedürfnisse der Zeit entspricht." Ein politischer Geiz, der jegliche Zahlung auf so lange hinausschiebt, bis er sie doppelt und dreifach leisten muß, ist eine politische Verschwendung. Mag Pius IX. mit seinen Ansprüchen auf die Unfehlbarkeit noch so erfolgreich sein, seinem Münz-

Keuschheit, auch wenn sie diese angelobt, nicht zu haben meinen (sic): der sei verflucht. (Ibid. sess. XXIV. can. 9.)

---

meister wird man schwerlich dieselbe Fehllosigkeit zugestehen. Times meint, „es scheine diesem ein Versehen passirt zu sein, das zwar sehr zu Gunsten seines Souveräns ausschlug, Frankreich dagegen um zwei bis drei Millionen Franken beschwindelte. Man könnte nach den Gründen fragen, warum gerade die älteste Tochter der Kirche in solcher Weise ausgebeutet wird, welche so manches Jahr hindurch dem hl. Stuhl Geld und Mannschaft geliefert und für die Uebernahme eines Theils der päpstlichen Schuld durch Italien so thätig gewesen ist. ¿Soll man diese Münzen als Sold für die französischen Truppen nach Rom zurücksenden? Dort aber werden sie schwerlich mehr alpari genommen. Eine Bittschrift an den Senat hat vorgeschlagen, den französischen Klerus damit zu bezahlen; aber dieser will sie höchstens als Peterspfennig annehmen. Und in der That eine neue Art der Erhebung dieses Pfennigs ist die ganze Operation: eine Steuer von welcher Freund und Feind getroffen wird, die frömmsten Katholiken, welchen des Papstes Segen gilt, so gut wie Protestanten und alle die Ungläubigen, welche sein Fluch trifft.“ Die Absicht des Betrugs geht auch daraus hervor, daß man die neuen Fränklein so rasch als möglich ins Ausland spedirte. Die Antwort der päpstlichen Regierung auf die von Herrn Laguéronnière erhobenen Anklagen belehrt die Welt: „Der Vorschlag eines italienischen Bundesstaates unter dem Vorsitz des Papstes sei angenommen worden mit dem Vorbehalt, daß nichts darin liege, was der Kirche (?) schade“; d. h. mit andern Worten: „Wasch' mir den Pelz, aber mach' mir ihn nicht naß.“ Ein im Parteimanifest vom 8. Dez. 1864 verdammter Satz lautet: „Die Kinder der christlichen und (sic) katholischen Kirche streiten sich untereinander über die Verträglichkeit der weltlichen und der geistlichen Macht.“ Die Papstmacht wird in Formen ausgeübt, die mit den Grundsätzen civilisirter Regierungen unvereinbar, die an und für sich unverträglich sind. Wir fragen: „¿Haben Diejenigen Unrecht, welche die unabsehbaren Schwierigkeiten der Lage Italiens wesentlich in den Verhältnissen des Papstthums begründet finden? ¿Kann ein wohlgeordneter Staat sich veranlaßt fühlen, dieselben Kirchengesetze, welche im Kirchenstaate so unglückliche Früchte getragen, bei sich zur Geltung gelangen zu lassen? ¿Darf man vernünftiger Weise hoffen, im neuen Königreiche die Keime des Aufruhrs zu ersticken, so lange es nicht gelingt, den Grundsatz der Glaubens- und Kultusfreiheit zu einem Grundsatze des Völkerrechts zu erheben?“ Unter den Gefangenen zu Palermo (Sept. 1866) befanden sich viele Priester und Mönche, die mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden. Die Insurgenten schlugen sich mit dem Rufe: „¡Es lebe die Republik; es lebe die hl. Rosalia!“ Man liest in der Augsb. Allg. Zeitg. vom 20. Jan. 1867: „Der Kardinalvikar scheint auf die jämmerlichen Trophäen der päpstlichen Polizei eifersüchtig zu sein und entfaltet eine höchst vexatorische Thätigkeit. Zuerst hat er einige protestantische Hauskapellen aufs Korn genommen, deren geräuschloser Gottesdienst gewiß Niemanden belästigen konnte. Diese Kapellen mußten jetzt geschlossen werden. Einige Protestanten, die harmlos ihren Gottesdienst feiern wollen, sind staatsgefährlich; aber ein zusammengewürfeltes Corps der gefährlichsten Elemente darf unter dem mißbrauchten Namen einer Armee sich täglich vermehren.“ Trennung und Nebenordnung kirchlicher Gruppirungen erweist sich in Italien als ein mächtiges Mittel zur Erstarkung der Rechtseinheit, weil neue confessionelle Körperschaften an dem Gedanken der einen und untheilbaren Staatsmacht festhalten und die Hauptthätigkeit hierarchischer Wühlereien auf sich ableiten müssen. Die Einführung ungewohnter Lebenselemente, welche auf der persönlichsten Selbstständigkeit fußen, schmälert immer den Erfolg geschichtlicher Kräfte und vermindert somit die Chancen, daß die überlieferten Faktoren kleinstaatlicher und städtischer Unabhängigkeit zum Durchbruch gelangen. Ein Glück ist's, daß in Italien die höhern Klassen die geistig regsamsten Schichten bilden, und daß die Bevölkerung der Städte eine im Verhältniß zur Landbevölkerung sehr bedeutende Bruchzahl aufweist. Letztere laborirt vorherrschend an einer von regimentswegen großgesäugten Verluderung und Versumpfung, und durch die Vermischung mit denjenigen Kreaturen, welche nur noch im Trüben fischen können, wird der faulen Gährung Vorschub geleistet. Je weiter die Verfassungspartei in die liberale Strömung, in die confessionelle Gleichberechtigung hineingetrieben wird, desto rascher arbeitet sie auf den Zerfall der hierarchischen Veste

Wenn Jemand sagt, der Ehestand müsse dem Stande der Jungfrauschaft oder (sic) der Ehelosigkeit vorgezogen werden; denn es sei nicht besser und gottseliger,

---

hin. Wir würden ein theilweises Einlenken der röm. Curie in die Bahnen des Parlamentarismus als gefährlich ansehen, indem eine scheinbare Aussöhnung mit der Neuzeit, à la Belgien, und die Einführung des allgemeinen Stimmrechts leicht die Pfaffenpartei wieder ans Ruder brächte. Die Worte in Goethes Faust: „Ich bin ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", finden je länger je mehr auch bei der röm. Curie Geltung. In gewisser Beziehung billigen wir also die Praxis des Non possumus: Alles, oder Nichts, — d. h. Nichts. Die Haltung Derer, die Niemanden vertreten, als die Todten, ist eine der Bürgschaften für die Zukunft. Ein fauler Körper liefert in Verbindung mit einem gährungsfähigen andere Produkte, als wenn er für sich allein fault. Der Kirchenstaat wird je länger je mehr zu einem selbstlosen Resonnanzboden und ist als Musterkarte des canonischen Normalzustandes auszunutzen: eine unerschöpfliche Fundgrube für Liebhaber geistlicher Spectralanalyse. Jeder, der noch an eine Kraft des Geistes glaubt, mag da gewahren, daß bloß politische Revolutionen zu nichts führen, und daß die Hoffnung auf tiefgreifende Umgestaltungen Thorheit ist so lange die Verschmelzung beider „Rechte" gesetzliche Geltung genießt. ¿Kraft des Geistes? Ja wohl; der Geist wird sein Jahrhundert bald genug wieder in die Schranken fordern, zum Trotze und zum Entsetzen Derer, die da fragen: „¿Glaubt auch einer der Aeltesten an Ihn?" Es wird sich finden, daß die Ringe, welche eine noch so fest gegliederte und durch materielle Interessen zusammengekoppelte Ansbeutungspartei binden, ritzbar sind und gleich Glasthränen zusammenbröckeln. Wer die Herstellung dauernder Zustände durch bloßen Compromiß bei so krampfhaftem Wogen widerstreitender und unversöhnlicher Elemente erblicken kann, muß blinden Glauben haben an eine unerhörte Theorie der Monaden und an eine ebenso unerhörte Chemie der Wahlverwandtschaften. Um bei Italien stehen zu bleiben: Einzig reformatorische Combinationen, zugleich mit vernünftiger Erziehung, vermögen Völker und Regierung der Halbinsel den Folgen der anormalen und drohenden Lage zu entreißen, die auf ihnen lastet. Andere Bürgschaften einer staatlichen Wiedergeburt sind nicht denkbar, und Italien bleibt mittlerweile eine Quelle fortwährender Gefahr für den europäischen Frieden. Jahrhunderte lang ist die Mehrheit der italienischen Beschlußparteien die Mitverschworne des Papstthums gewesen. Seit dem Auftreten Garibaldi's hat das italienische Volk endlich einsehen gelernt, daß aus der Fortdauer klerikaler Souveränität seine eigene Knechtung droht, und daß es ohne den Besitz von Rom keine Nation bilden kann. „Wir müssen zeigen", sprach der König-Ehrenmann in seiner Thronrede vom 22. März 1867, „wir müssen zeigen, daß unsere Institutionen den Bestrebungen für die nationale Thätigkeit und Ehre, sowie für die Volkswohlfahrt Raum geben und nicht das Vertrauen in die Freiheit schwächen. Halten wir unser für Europa wichtiges Versprechen, unsere Kräfte der Civilisation, der Ordnung und dem Frieden zu weihen." Schon Macchiavelli führt aus, daß die Stärke und Einheit Italiens stets von den Päpsten gebrochen worden sei. Er schreibt: „Da nun Einige der Meinung sind, daß alles Wohlbefinden oder der gute Stand der Dinge in Italien von der röm. Kirche abhängt, so will ich gegen diese Ansicht einige Einwendungen vorbringen, zumal zwei besonders schlagende, gegen die sich nicht wohl streiten läßt. Die erste ist die, daß durch alle die schlechten Beispiele des röm. Hofes diese Provinz (es ist Italien gemeint) jedwede Gottesfurcht und Religiösität verloren hat. Dieser Umstand bringt nun eine ganze Menge von Unzukömmlichkeiten und endlose Unordnungen mit sich. Wenn überall, wo Religion herrscht, auch alles Gute vorausgesetzt wird, so muß umgekehrt, wo die Religion fehlt, das Gegentheil angenommen werden. Wir Italiener sind also vor Allem aus der Kirche und ihren Priestern diesen ersten Dank schuldig, schlecht und gottlos geworden zu sein. Aber noch in einer andern Richtung haben wir derselben Kirche einen ähnlichen Dank abzutragen: dafür, daß sie sich mit der Schuld unseres Ruines beladen. Dies meinen wir in der Richtung, daß die Kirche von jeher unser Land getrennt gehalten hat." Wir meinen, auch heute noch sind seine politischen Führer, für sich allein, dem in alter List und Tücke geübten Feinde auf die Länge nicht gewachsen; und die übrigen Diplomaten sind zu dumm, oder zu feige, oder zu charakterlos, um die italienische Frage zu fassen, ge-

in der Jungfrauschaft oder (!) Ehelosigkeit zu verbleiben, als sich zu verehelichen: der sei verflucht. (Ibid. can. 10.)

---

schweige denn zu erledigen. Mit Absicht ist hier die 1860 verfaßte Beurtheilung italienischer Zustände im Wesentlichen beibehalten. Es genügt mir, die Zukunft insoweit enträthselt zu haben, um zu wissen, daß das ultramontane Papstthum nur eine kurze und ruhmlose Laufbahn vor sich haben werde. Das Wann lag außerhalb aller Berechnung. Es ist die europäische Revolution, welche mit der klerikal-despotischen Reaktion um den Preis der Herrschaft ringt; die nationale Einigung Italiens liefert den Anlaß dazu.

Wenn die Vernunft das Recht als das Nothwendige für die Handlungen der Menschen gegen einander erkennen läßt, so gebietet sie die unbedingte Aufrechthaltung dieses Nothwendigen, d. h. die Herrschaft des Rechts, und das Zusammenleben der Menschen unter dieser Herrschaft ist der Staat. Das Individuum geht hier in die Gattung über; aber des Individuums, und nicht der Gattung wegen. Hier ist das Zusammengesetzte wegen des Einfachen, der Staat wegen des Menschen, nicht der Mensch wegen des Staates. Dieser ist ein zusammengesetztes Wesen, innert welchem jedes einzelne Glied den Zweck des Ganzen in sich trägt. Die Gesetzgebung eines freien Staates darf also nichts Anderes sein, als der Ausdruck der Gesetzgebung jedes besonderen Wesens, das ein Glied der Gesellschaft ist. Ist das nicht der Fall, dann lebt der Mensch mit dem Bürger im stäten Kampfe: der Staat unterdrückt das Individuum, um deß willen er doch ist. Der moderne Staat ist confessionslos. Seine klerikalen Gegner nennen ihn deßhalb ungläubig, aber mit Unrecht. Der Unglaube nimmt eine positive Stellung ein gegenüber dem Glauben; er steht zu diesem in feindlichem Gegensatz. Das Verhältniß des Staates zum Glauben, Zweifeln oder Nichtglauben seiner Bürger ist dagegen weder ein feindliches, noch ein freundliches. Der Staat ist nicht mehr, wie im Mittelalter, der gehorsame Diener eines bestimmten Glaubensbekenntnisses; aber auf der andern Seite auch nicht mehr der verfolgungssüchtige Tyrann des Glaubens wegen. Die religiöse Ueberzeugung hat aufgehört, eine Staatsaffaire zu sein; man hält es heut zu Tage für möglich, daß Jemand ein guter Staatsbürger sein kann, auch wenn er andere religiöse Anschauungen hat als die Mehrheit. Unsere Zeit hat einsehen gelernt, daß der Glaube nicht erzwungen werden kann, daß derselbe etwas rein Subjektives ist und darum mit dem Staat, dessen Zwecke auf das äußere Zusammenleben der Menschen beschränkt sind, nur insofern in Verbindung steht, als er sich in einem Kultus äußerlich dokumentirt. Die unbedingte Freiheit des Glaubens, als einer Gewissenssache, steht im modernen Staatsrecht als ein Axiom da. Bezüglich der Kulte, welche nichts anderes sind, als der äußere Ausdruck des innern Glaubens, muß der Staat consequent gleichfalls dem Prinzip der Freiheit huldigen. Diese Freiheit ist nur beschränkt durch die Existenzbedingungen des staatlichen Zusammenlebens. Der Staat läßt, wie jede religiöse Ueberzeugung, so auch jeden Kultus gewähren, soweit derselbe nicht im Widerspruch steht mit den Grundlagen, auf welche das bürgerliche Zusammenleben aufgebaut ist. Im heutigen Staat darf der Bürger glauben, was er will, oder besser gesagt, was er kann; denn Glauben oder Nichtglauben ist nicht sowohl eine Sache des Willens, als vielmehr das nothwendige Ergebniß von Thätigkeiten des Verstandes und der Vernunft. Im heutigen Staat darf jedes Glaubensbekenntniß sich auch äußerlich frei bethätigen, sofern dabei nur die für jeden Bürger gleich verbindlichen Normen respektirt werden, welche der Staat für das geordnete Znsammenleben aufgestellt hat. Der Staat selbst ist ein Begriff, dessen Inhalt auf das Zusammenleben auf dieser Erde gerichtet ist, und der mit den Beziehungen zum Jenseits nichts zu schaffen hat; er kann daher weder glauben, noch nicht glauben; darum aber kann er auch nicht einer bestimmten Confession angehören; er ist seiner Natur nach confessionslos. Das Recht in seinem ursprünglichen, unverfälschten Zustande hat überall eine und dieselbe Wurzel mit dem Sittlichen. „Daß wir", schreibt Joh. Christian August Heinroth, „daß wir Vernunftwesen sind, wird Niemand so leicht ableugnen. Als solches ist uns aber geboten, den Nächsten zu lieben, wie uns selbst. Dadurch daß dieses Gebot an uns gerichtet werden konnte, sind wir als Vernunftwesen anerkannt; denn es wird uns hier ein Handeln zugemuthet, dessen ein bloßes Naturwesen nicht fähig ist, ein Handeln, welches über das Streben des Naturwesens hinausgeht, ja demsel-

1. Mos. 1, 28. Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde und machet sie Euch unterthan.

---

ben geradezu entgegensteht und zu seiner Vollziehung eine höhere Kraft erfordert, nämlich die Kraft der Freiheit. Ich soll den Andern lieben wie mich selbst, heißt: ich soll ihn mir gleichstellen. In dieser Vorschrift ist die Idee einer Gerechtigkeit ausgedrückt, welche von Naturwesen, die auf sich selbst beschränkt sind, nicht verwirklicht werden kann, sondern zu ihrer Verwirklichung freie, der Selbstentäußerung fähige Wesen fordert. Indem uns also hier viel zugemuthet wird, wird uns auch viel zugestanden: nämlich der Rang mit der Freiheit begabter Wesen, d. h. solcher, die sich nach dem Gesetz des Gleichmaßes oder der Vernunft bestimmen können und sich eben dadurch, aber auch nur dadurch, als frei erweisen, daß sie dies wirklich thun, und nur dann, wenn sie es thun. Im Zusammenprall der Gestaltungskräfte und Entwicklungsformen kann daher der rechtlichste Staat, so gut wie der redlichste Mensch, von der Nothwehr gezwungen werden, zur Gewalt oder List seine Zuflucht zu nehmen. Doch beweist dies nichts gegen die Moral, desto mehr aber gegen die Unmoral in der Politik; denn dieser ganze geschichtliche Prozeß ist nichts als das Streben des Menschengeistes, die Gewalt ins Recht aufzulösen und den Fatalismus der Naturkraft in die sittliche Ordnung der Vernunft umzuwandeln. Der vernünftige Mensch darf daher in diesem Kampfe nur auf Seite des Rechts gegen die Gewalt seinen Platz nehmen. Als Lenker mag er vielleicht den einen oder den andern fatalen Ausweg für nothwendig halten, wenn die stärkere Macht ihn hindert, dem höheren Gesetz genug zu thun; als Denker dagegen hat er vor allem der sittlichen Wahrheit die Ehre zu geben; wenn er das schlimme Mittel durch die Noth entschuldigen zu müssen glaubt, darf er es nicht durch den Zweck rechtfertigen wollen; am allerwenigsten aber darf er die vernunftwidrige Ausnahme zu einer allgemeinen, die Moral negirenden Regel erheben. „Freilich", schreibt Immanuel Kant, „freilich, wenn es keine Freiheit und darauf gegründetes moralisches Gesetz gibt, sondern alles, was geschieht oder geschehen kann, bloßer Mechanismus der Natur ist, so ist Politik (als Kunst, diesen zur Regierung der Menschen zu benutzen) die ganze praktische Weisheit, und der Rechtsbegriff ein sachleerer Gedanke. Findet man diesen aber doch unumgänglich nöthig, mit der Politik zu verbinden, ja ihn gar zur einschränkenden Bedingung derselben zu erheben, so muß die Vereinbarkeit wieder eingeräumt werden. Ich kann mir nun zwar einen moralischen Politiker, d. i. einen, der die Prinzipien der Staatsklugheit so nimmt, daß sie mit der Moral zusammen bestehen können, aber nicht politischen Moralisten denken, der sich eine Moral so schmiedet, wie es der Vortheil des Staatsmanns sich zuträglich findet." Der Staat ist die schlechthin objektive Sittlichkeit; was objektiv werden will, hat sich in ihn zu begeben und sich in ihm einzuordnen. Wie es keinen Kirchenstaat gibt, so soll es auch keine Staatskirche geben; und wenn in einzelnen protestantischen Kirchen von dem Fürsten als Landesbischof die Rede sein soll, so ist das ein Rückfall ins Papalsystem. Die Idee eines christlichen Staates ist somit die Zusammengehörigkeit, die moralische und materielle Gesammtbürgschaft Aller für jeden Einzelnen in den für ein vernünftiges Fortkommen nöthigen Dingen. Verfassungen und Gesetze sollen den Schutz und die Vermehrung der berechtigten Interessen jedes Einzelnen, das größtmögliche Wohl der größtmöglichen Zahl, bezwecken. Es ist eine Versündigung, wenn Jemand die Festigkeit der Ordnung, welche Jedweden gegen Willkür schützt, ablehnen will. Ein in der Encyclica vom 8. Dez. 1864 verdammter Satz lautet: „Die geistliche Gerichtsbarkeit für die weltlichen Civil- und Criminalprozesse der Geistlichen muß abgeschafft werden, selbst ohne das Gutachten und gegen die Reklamationen des hl. Stuhles." Vom Standpunkte der alleinseligmachenden Legitimität sowohl, als von demjenigen des abstrakten Weltbürgerthums ist der Begriff Staat ein unwesentliches Merkmal der Gesellschaft, ja ein Luxusartikel, weil doch im Grunde nur Einzelwesen vorhanden sind, die, vom Zufall regiert, Gruppen bilden, welche kein anderes Band anerkennen, als die Willkür des Beliebens von heute auf morgen. Das Pfaffenthum macht sich zur Hauptaufgabe, den unbedingten Gehorsam gegen den Machtinhaber und dessen Verantwortlichkeit nur Gott gegenüber den Unterthanen zu predigen. „Die Gewalt", schreibt Kardinal Robert Bellarmin, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, „die Gewalt ist vom göttlichen Rechte; aber das

1. Mos. 2, 18. Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.

---

göttliche Recht hat keinem bestimmten Menschen die Gewalt gegeben; mithin ist die Gewalt bei der gesammten Menge. Diese Gewalt wird von der Menge auf Einen oder Mehrere übertragen." Es ist eine wichtige Einsicht auch für den heutigen Stand der Dinge, zu erkennen, wie die Strömungen der Revolution und Reaktion im neueren Europa gleichzeitig ihren Ausgang aus dem sechszehnten Jahrhundert genommen und sich aus denselben Quellen heraus in verschiedener Richtung zertheilt und dann auch wieder vermischt haben. Mit Ausnahme von ein paar amerikanischen Republiken gibt es keinen rein-katholischen Staat mehr, und die Trennung von Kirche und Staat, die wichtige That der Reformation zu Gunsten von beiden, indem sie beiden ihre Freiheit gegeben, hat den modernen Staat erst möglich gemacht. Nichts ist übrigens philosophisch leichter zu erkennen, psychologisch leichter zu begründen, in der Geschichte leichter mit Händen zu greifen, als daß die bestehenden Formen des Staatslebens immer nur den Anforderungen gewisser Zeitverhältnisse und Bildungsstufen entsprechen, daß sie aber theils durch die Macht der Gewohnheit, theils durch die Gewohnheit der Macht sich länger zu erhalten pflegen, als diese Stufen dauern, daß sich auch dem berechtigten Verlangen nach neuen Zuständen ein materieller Widerstand entgegenzustellen pflegt, der, mit größerer oder geringerer Erschütterung, von den treibenden Kräften gesprengt wird. Ein lebensfähiger Absolutismus zumal bedarf der Weiterbildung; dazu gehört eine Menge genialer Kräfte und eine ununterbrochene Reihenfolge glänzender Regenten und Staatsmänner. Fehlt diese, so treibt die Gesellschaft einem Abgrunde zu, der sie in das wirre Chaos des zum Prinzip erhobenen, des Ideals beraubten, für seine nackte Wirklichkeit und Willkür Geltung fordernden Ich hinabreißen könnte. Wer besorgt ist, seine Bäume möchten in den Himmel wachsen, der schneide sie ab. „Das Mittel", schreibt Massimo d'Azeglio, „das Mittel, welches darin besteht, daß man durch Andere thun läßt, was man selbst nicht ausführen kann, entkleidet die absolute Gewalt gerade des Absolutismus. Dieses System ist gleich verderblich für die Unterthanen, als gefährlich für den Fürsten: Er glaubt zu herrschen, und seine Diener thun's. Er hat keinen Vortheil seiner Befehlshaberschaft und erleidet alle Unbequemlichkeiten derselben. Er herrscht nicht, er thut nichts und ist für alles Geschehene verantwortlich. Man nennt ihn ungerecht, wenn seine Agenten die anvertraute Gewalt mißbrauchen und er sie nicht straft. Straft er sie, so gilt er für schwach, und man wirft ihm vor, daß er seine Minister nicht zu wählen verstehe. Er wird verabscheut oder verachtet; zwischen Beiden liegt kein Drittes. ¿Brauche ich erst noch zu sagen, wie wenig diese Gewalt das ist, was ihr Name sagt, sondern nur eine Täuschung? Es ist gegen die Ordnung der Natur, daß man dem Schwachen an Geist und Herz, dem Unwissenden, Feigen und Lasterhaften mit Ehrfurcht und Vertrauen entgegenkomme, ihm ergeben sei; und keine Verfassung, keine Gewalt und Täuschung vermag den Mangel einer ausgezeichneten Persönlichkeit zu ersetzen. Auch hat die Persönlichkeit der Fürsten mehr, als Verfassungen, das Glück oder Unglück von Völkern bewirkt, Staaten begründet, erweitert, zu Ruhm und Glanz erhoben, erniedrigt, geschwächt und zertrümmert." So war es wenigstens bisher. Die eine Lücke bleibt immer in jedem noch so großartigen übernatürlichen Rechtssystem, daß die sog. Statthalter Gottes nur Menschen sind, und, um so reicher begabte, mit um so kräftigeren Leidenschaften. Die Willkür im Einzelwesen hat sich bloß ausnahmsweise zur umfassenden Bedeutung einer annähernd idealen Ordnung gesteigert. Die Regel ist, daß die herrschenden Beschlußparteien grundsätzlich auf das Band einer höheren sittlichen Gemeinschaft in der Nation verzichten. Da kann denn nicht eingesehen werden, durch welches Band, bei dem Hereinströmen immer neuer Elemente und dem immer weitern Auseinanderlaufen der Entwicklungsrichtungen, das lose Aggregat am Ende zusammengehalten werden soll, wenn nicht durch das der brutalen Gewalt. Die Spitzen der brutalen Gewalt gehen aber in die Brüche, sobald ein Zusammenstoß der Spitzen der intelligenten Gewalt mit ihnen stattfindet. Die Folgen mag sich Jeder selbst ausmalen, der einen Blick in die tiefsten Schäden der europäischen Wirthschaft geworfen hat. Wo indessen auch nur die politische Kritik ein Gemeingut zahlreicher Klassen geworden ist, wo die Großmacht des elektrischen Telegraphen die Herrscher zu raschen und offen-

3. Mos. 21, 13. Eine Jungfrau soll der Hohepriester zum Weibe nehmen.
Dan. 11, 37—39. Und seiner Väter Gott wird der König nicht achten; er

---

kundigen Entschlüssen drängt, da hat ein „Recht," das sich innert keine Grenze bannt, harte Arbeit, und jeder begangene Fehler erschüttert, weil er sogleich auf den vorgeblichen Stellvertreter der Vorsehung zurückfällt, den ganzen Staatsbau. Telegraphische Mittheilungen eignen sich schlecht zu Geheimnißkrämerei und Ränken; es kommen die Dunkelmänner bald überall zu kurz.

Die sog. Restauration entfaltet ihre Kunst darin am meisten, daß sie sich der Strebungen des Liberalismus bewußt ist, aber nur um sie desto sicherer zu fassen und brechen zu können. Die röm. Hierarchie hat nie andere aufrichtige und dauerhafte Bündnisse geschlossen, als mit dem Absolutismus. Der Despotismus im Reiche der Gedanken paßt zum Absolutismus im Reiche der Thatsachen. Wir freuen uns über den Mißgriff des unheilvollen Flickwerks, worin die Taktik der röm. Curie und der in ihrem Dunstkreise sich drehenden Trabanten das Gespenst eines mittelalterlich-katholischen Staates wieder aufgeweckt hat und den Bischöfen vorschreibt, aus ihrer etwas luftig gewordenen Stellung hervorzutreten, und so zu handeln, als ob der Erfolg gewiß wäre, als ob zumal die Mönche und die niedere Geistlichkeit es so geduldig hinnähmen, wenn die Zügel des Kirchenregiments straffer angezogen werden, als ob man nicht überhaupt unvermögend wäre, stillzustehen auf der abschüssigen Bahn. Das stolze (?) Schweigen, worin sich die ultramontane Großmacht, d. h. die Camarilla zu hüllen gewohnt war, so weit es sich nicht um Thaten von Kriegsknechten handelt, imponirt den Wissenden nicht. Das K. K. Konkordat (Art. 11.) stellt die Bestrafung der Geistlichen wegen Dienstvergehen und anderer Handlungen (sic) einzig in das Ermessen des Bischofs und anerkennt keinen Rekurs an die Staatsregierung. Die schlimmste Verurtheilung ist von den Urhebern des K. K. Konkordats anf ihr Werk geschleudert worden, da sie nie gewagt haben, es in allen seinen Theilen zur Ausführung zu bringen. ¿Und warum haben sie es nicht wagen dürfen? Weil nicht Einzelne, sondern ganze Gemeinden dem Romanismus abtrünnig geworden wären; denn vom Laien und Geistlichen würde es gleich schwer empfunden, künftig des Schutzes der Staatsgesetze einer auswärtigen Macht gegenüber beraubt zu sein. Nicht ausgeführt wurden jene Artikel des Konkordats, welche einen Vortheil für den untergeordneten Klerus enthalten, z. B. wo von den Diözesansynoden, von geordneter geistlicher Gerichtsbarkeit gehandelt wird. Es gibt Gebrechen, deren Unheilbarkeit durch jede neue Behandlungsweise nur um so überzeugender nachgewiesen wird. „Wirken", schreibt der Convertit Adam Heinr. Müller an den Protestanten Friedr. von Gentz, „wirken die Besten des Jahrhunderts nur unabläßig auf die Befestigung der geistlichen Macht, auf die Herstellung einer furchtbaren und unbedingten Autorität, so thun sie das Größte, was zu thun ist. Das sog. Volk hat mir noch keinen Augenblick bange gemacht; dieses sucht und wird in dumpfer Sehnsucht nicht müde zu suchen nach einem Treiber, der es vor sich her fege, der es richte und stelle nach Wohlgefallen." ¡Hat keine Noth, sobald die Volksschullehrer sich das ultramontane Scheuleder nicht mehr umlegen lassen, sobald ihnen einleuchtet, daß das Triebwerk des verthierenden Systems, mitsammt dem vorlauten Geklapper geistlichen Hochmuths, durch Intelligenzen von niedrigem Kaliber bedient wird! „Daß", schreibt Rudolf Virchow, „daß die Wiener Hochschule auch nach der Reformation noch Jahrhunderte in der tiefsten Versumpfung fortgelebt hat, das ist eben dem Umstande zuzuschreiben, daß es den Habsburger Monarchen gelungen ist, damals das in der Universität selbst vorhandene freie, unabhängige Wesen, den protestantischen Geist, niederzuwerfen durch die schlimmsten Gefängnisse, Verbrennungen, Hinrichtungen, welche man eben nur im Wege der Inquisition erfinden konnte." Ein legitimisches Wienerblatt wimmert kläglich über die Wendung der Dinge seit der Schlacht bei Königgräz: „Peinlich sei es für jeden röm. Katholiken gewesen, bei der Eröffnung des Reichsraths von 1867, während die Messe gelesen wurde, den leitenden Staatsmann kerzengerade in der Mitte der ringsum Niederknieenden stehen zu sehen." In der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 5. Juni 1867 kam bei Berathung der Adreßdebatte auch das Konkordat zur Sprache. Generalsuperintendent Schneider faßte die Beschwerde der Protestanten wie folgt zusammen: „Ein flüchtiger Blick auf das Protestantenpatent zeigt deutlich, daß Oesterreich mit einer finstern

wird weder Frauenliebe noch eines Gottes achten, denn er wird sich wider Alles aufwerfen. Aber an dessen Statt wird er seinen Gott Mäusim ehren; denn er wird

Vergangenheit abschließen wollte. Wenn wir aber auf die sechs Jahre des Bestandes dieses Gesetzes hinblicken, so finden wir das Protestantenpatent nicht nur nicht durchgeführt, sondern auch in letzter Zeit in seinen Hauptgrundsätzen verletzt. Das Recht, Volksschulen zu gründen, ist durch mancherlei büreaukratische Mittel illusorisch gemacht. Die Errichtung einer zeitentsprechenden Lehrerbildungsanstalt ist noch immer gehindert; die armen protestantischen Gemeinden werden nach wie vor zu Beitragsleistungen für katholische Kultuszwecke angehalten; in den aus den öffentlichen Geldern erhaltenen Mittelschulen werden evangelische Lehrer nicht zugelassen; der Oberkirchenrath ist lahm gelegt; die Vorlagen der Generalsynode werden entweder gar nicht, oder abschlägig, oder dem Geiste der protestantischen Kirche ganz entgegen erledigt. Das Sistirungsministerium hat sogar im Prinzipe der freien Religionsübung und in dem der Autonomie der Kirche das kaiserliche Patent verletzt; es hat gestattet, daß in einem Lande, wo die Devise ausgesprochen wurde: „Stadtrecht bricht Landrecht, und Landrecht bricht Reichsrecht", das Protestantenpatent seine Geltung erst dann erlangen soll, wenn der Landtag sich dafür erklärt. Die Evangelischen in Mähren genießen das Recht nicht, das allen Staatsbürgern zugesagt ist. Das versprochene Gesetz zur Regelung der interconfessionellen Verhältnisse ist ausgeblieben; das Religionsedikt ist im Reichsarchiv begraben. Indessen herrscht in Beziehung auf das Reverswesen der gemischten Ehen eine Praxis, die an die schlimmen Tage der Toleranzepoche erinnert. Wir Protestanten müssen wünschen, daß einer ehrgeizigen, die religiösen und kirchlichen Rechte der Staatsbürger mißachtenden und das Vertrauen des Staates compromittirenden Referentenwirthschaft ein fester Riegel vorgeschoben werde. Die Protestanten in Oesterreich sollen nicht auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden; so hallt es in ganz Oesterreich wieder, im ganzen Volke. Es muß diese Fessel fallen; sonst gibt es kein Heil!" — diese Worte riefen im Hause einen Beifallssturm hervor, wie er daselbst noch nie laut wurde. Im Laufe Oktobers des nämlichen Jahres fand dann die Debatte über Ehe- und Schulgesetz statt. Hiebei hatte sich kein Laie von hervorragender Begabung, oder von ausgezeichneter sozialer Stellung finden wollen, der für die Vertheidigung der kirchlichen Interessen, wie sie von den Konkordatsfreunden verstanden werden, das Wort ergriffen hätte. Die einzige mehr auffällige als ansehnliche Figur auf Seite der Klerikalen, der Tyroler Pater Greuter, ragte unter seinen Gesinnungsfreunden nur in dem Sinne hervor, wie sich auf Bauwerken des Mittelalters die grotesken Gestalten gar vordringlich nnd die Lachmuskeln erregend auszunehmen pflegen. Wir müssen darum auch nicht erstaunen, daß eine so hochwichtige Angelegenheit, wie es das neue Ehe- und Schulgesetz ist, durch welche die Strebepfeiler des Konkordatsstaates erschüttert werden, mit so geringer Anstrengung und binnen wenigen Stunden von der österreichischen Volksvertretung erledigt wurde. In Belgien, Preußen, Baden und in andern constitutionellen Staaten haben Jahrzehnte hindurch heftige Kämpfe stattgefunden, bis die Anmaßungen der Pfaffenpartei sich zu beugen hatten vor der Majestät des Gesetzes. Die Protestanten Ungarns wiesen das kaiserliche Patent vom 1. Sept. 1859 zurück, weil es nichts als ein prekäres Geschenk ist, sie jedoch kein Geschenk brauchen, da sie ja das Recht besitzen, die ungeschmälerte Rückerstattung ihrer auf Friedensschlüssen und Gesetzen gegründeten Freiheit zu fordern. So lange ihnen diese nicht wird, ist jede theilweise Concession nichts, als eine Gnadengabe, die dem Empfänger, da sie ihn auf dem Gnadenwege zu beharren zwingt, sein Recht schmälert. Begnadigen wollte man sie mit dem, wozu sie berechtigt waren, um bei Gelegenheit auch einmal ungnädig sein zu können, ohne ungerecht zu scheinen. Die confessionelle Gleichgültigkeit der dem lothringischen Scepter untergebenen Protestanten hat seit dem Konkordate aufgehört. Das confessionelle Bewußtsein tritt bei ihnen in allen Fragen, bei denen es sich um Interessen des Kultus, der Kirche, der Schule handelt, mit einer Klarheit und Stärke hervor, von der sich früher kaum eine Spur gefunden. Alter Groll und alte Besorgniß sind wieder wach geworden und haben einen sichtbaren Feind vor sich. „¿ Mit welcher Stirne", schreibt Friedr. von Gentz an Ad. Heinr. Müller, „mit welcher Stirne darf man noch das alte politische System von Europa

einen Gott, von dem seine Väter nichts gewußt haben, ehren mit Gold, Silber, Edelsteinen und Kleinodien. Und wird Denen, so ihm helfen stärken Mäusim mit dem

behaupten, nachdem Schlag auf Schlag alle die Fehler, alle die Rasereien daraus hervorgegangen sind, die es nun gänzlich zu Grunde gerichtet?" Es läßt sich nicht bekräftigen, daß Herr von Gentz zu einem tiefern conservativen Verständniß durchgedrungen sei. Die Adresse der 25 österreichischen Bischöfe an den Kaiser (30. Sept. 1867) hat bedeutend Oel in die Flammen des Konkordatsbrandes gegossen. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß seit dem Bekanntwerden des Adreßdekretes sich in allen Kreisen der Gebildeten Ein Gefühl kundgibt: das Gefühl tiefer Entrüstung über die ungerechtfertigten Anklagen, welche diese Würdenträger gegen das gesammte österreichische Volk und dessen Bildung schleudern. Die Ueberzeugung, daß der Abschluß des Konkordats Unheil über Oesterreich heraufbeschworen, ist nicht durch ein theoretisches Studium jenes Vertrags, nicht durch die Kritik der Tagesblätter, nicht durch die bitteren Angriffe, mit welchen der „Konkordatsstaat" vom Auslande her überschüttet wurde, herangereift, sondern die furchtbar ernsten Ereignisse, die in Folge der Konkordatspolitik über das Land hereingebrochen sind, haben die Ueberzeugung von der Verwerflichkeit jenes Aktes dem österreichischen Volke mit blutiger Schrift ins Herz geschrieben. Wenn nun eine kleine Schaar von geistlichen Herren, die vermöge ihrer gesicherten Stellung, fernab von den Entbehrungen und Mühsalen gewöhnlicher Menschenkinder, ihre angeblich kirchlichen Interessen zu wahren suchen, sich zu dem traurigen Geschäfte zusammenfindet, vor dem Throne des Monarchen ihre nichtgeistlichen Mitbürger eines unsittlichen und irreligiösen Lebenswandels und einer staatsgefährlichen, weil konkordatsfeindlichen Gesinnung anzuklagen, wenn fünfundzwanzig Individuen, einzig gestützt auf ihr Kirchenamt, sich berufen halten, über die geistige Befähigung von sechszehn Millionen Staatsgenossen den Stab zu brechen, dann wahrlich stünde es schlimm um die moralische Kraft, welche diesen Millionen innewohnt, dafern deren Abgeordnete nicht ihre Stimme laut gegen eine solche Herausforderung erhöben. In dem vom 1. Nov. 1867 datirten und an genannte Fünfundzwanzig gerichteten päpstlichen Schreiben wird die Wahrnehmung als der größte Schmerz bezeichnet, „daß die Verächter Gottes und die Feinde der Menschen überall, sowohl hauptsächlich in dem so unglücklichen Italien, als auch hier gegen die katholische Kirche auf alle Weise wüthen, damit alles in Bewegung gesetzt und versucht werde, daß die von Uns mit Unserem in Christo geliebten Sohne Franz Joseph, Kaiser von Oesterreich und Apostolischem König, abgeschlossene Uebereinkunft aufgehoben werde." In diesem großen Schmerz gereiche dem Papste die Adresse der Bischöfe zum nicht geringen Troste. Nachdem den Bischöfen Glück zu ihrem Schritte gewünscht und das höchste Lob gezollt worden, heißt es weiter: „Wie Wir aber versichert sind, daß Ihr und die gedachten ehrwürdigen Brüder, vertrauend auf die göttliche Hülfe in dem zu kämpfenden guten Kampf, immer mehr erstarken werdet, mit der nämlichen Hoffnung halten Wir daran fest, daß der Kaiser Unseren und Eueren gerechten Forderungen für seine Religion entsprechen und so sein und seines Reiches Bestes wahren werde." Der Papst mahnt sie zur Ausdauer in jenen Gesinnungen, welche sie durch die Adresse ausgesprochen haben, „damit der Kaiser niemals den verderblichen Rathschlägen gottloser Männer Gehör gebe, welche, indem sie der Kirche (?) den Krieg erklären, die Feinde einer legitimen Herrschaft sind." Der 26. Mai 1868 wird ein denkwürdiger und gepriesener Tag in der Geschichte Oesterreichs bleiben. In Folge der Sanktion der drei confessionellen Gesetze ist der innere Friede dem Reiche wiedergegeben, die Bahn des Fortschritts und der Reform geöffnet. Die junge Verfassung hat ihre erste Frucht getragen, und diese wird nun dazu beitragen, das hohe Gut verfassungsmäßiger Zustände allen einsichtigen Volksmännern theurer zu machen. War die Familie durch das Konkordat in ihrem religiösen Bestande bedroht: in Ruhe und Frieden mag fortan jede Familie gemischter Confession ihrer Andacht und religiösen Weihe sich widmen. War die Schule der geistlichen Macht- und Nachtsphäre überliefert: der Schleier der Dunkelheit ist zerrissen. Wie die politische Freiheit, die Freiheit der Person, die Freiheit der Presse, die Freiheit des Forschens durch das Konkordat an den Felsen des Ultramontanismus geschmiedet worden: das Gefesselte erhebt sich zu neuer Gestaltung; Person, Presse, Wissen, Forschen und Lehre sind fortan frei. Wer kann mit irgend

Fremden Gott, den er erwählet hat, große Ehre thun und sie zu Herrn machen über große Güter und ihnen das Land zum Lohn austheilen.

---

einer Wahrscheinlichkeit noch eine Alleinherrschaft der Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), eine aristokratisch-hierarchische Repristination erwarten, im Hinblik auf den chronischen Banquerott aller mittelalterlichen Politik! Bestand doch seit jeher das Verbrechen der Stillstandspartei in der Unterordnung unter angeblich ehrwürdige Ideen, die aber nur als Deckmantel für die nimmersatten Eingriffe der Sklavenhalterpartei in die Freiheiten der Bürger dienten. „¿ Was aber werden soll?" heißt es in einem Briefe des Herrn Joseph Görres an den Buchhändler Friedrich Perthes; „Niemand kann das sagen. Friede wird nicht, bis die ganze Generation, welche die (?) Revolution gesehen, bis auf den letzten Mann ausgerottet ist." „Man verbrenne", schreibt anderswo derselbe lendenlahme Franzosenfresser, „man verbrenne Straßburg und lasse nichts als seinen Münsterthurm stehen, als ewiges Zeichen der Rache der deutschen Völker." Eine trostlose Gegend für Herrn Joseph Görres und alle Diejenigen, welche nach einem Rezepte suchen, um die Moral im Kleinen lebendig zu machen, während man sie im Großen umbringt.

Eine der Grundsäulen der Macht des neueren Papstthums bildet noch immer die sog. canonische Einsetzung der Bischöfe; ein erwählter Bischof wagt nicht, den Hirtenstab zu ergreifen, ohne diesen seit Gregor VII. aufgekommenen Akt der Unterwürfigkeit. Im Konkordat zu Fontainebleau hat Pius VII. sich diese Waffe entreißen lassen, das Abkommniß aber nachher widerrufen. In den meisten Staaten soll nur Derjenige Bischof werden, der seinem Landesfürsten und dem Papste wohlgefällt. Da nun dem Landesfürsten daran gelegen sein muß, daß erledigte Bisthümer rechtzeitig wieder besetzt werden, der Papst aber warten kann, so bekommt doch immer zuletzt Der die Stelle, den der Papst will, und der Erkorne schwört zween Herren den Diensteid zu. Nach einer Bestimmung des würtembergischen Konkordats (1860) enthält der Wortlaut des Bischofseides bloß die Verpflichtung der Treue gegen die Person des Königs, und zwar mit dem gewiß nicht müßigen Beisatz: „wie es einem Bischof geziemt." Der 22. Artikel des Ende Juni 1864 mit den Republiken San Salvador und Nicaragua abgeschlossenen Konkordats lautet: „Der hl. Vater gestattet, daß die Bischöfe und die übrigen Geistlichen der Regierung den Eid der Treue leisten." Selbstverständlich schien also die Sache nicht. Männer, denen es zur eidlich beschworenen Gewissenspflicht gemacht ist, die Behauptung und Erweiterung der Macht ihres Herrn, des Papstes, als das Hauptziel ihres Strebens anzusehen, Männer, welche in der steten Furcht leben, sich mit dem Mißfallen ihres Herrn den Vorwurf des Eidbruchs und die lästigsten Hemmungen in ihrer Amtsführung zuzuziehen, können wohl nicht frei genannt werden in allen den Fragen, in welchen die Machtstellung und die Ansprüche des röm. Stuhls berührt werden. Gewohnt, überall und immer auf den ganzen Menschen zurückzugehen und auf seine persönliche Verantwortlichkeit, bringen wir hier in Erinnerung, daß sämmtliche röm. Bischöfe einen Eid geschworen haben, die Ketzer (nicht etwa bloß die Ketzerei) nach Kräften zu verfolgen und zu bekämpfen (hæreticos pro posse persequar et impugnabo). Die Folterkammern und Scheiterhaufen der Religionskriege waren großentheils durch diesen Eid verursacht. Er wird heute noch geleistet, in Erwartung besserer Zeiten, z. B. Abschlüsse von Konkordaten nach dem Muster des österreichischen vom Jahre 1855, mit dessen Durchführung der modernisirte „weltliche Arm", das Oberkommando der K. K. Armee, d. h. die physische Gewalt beauftragt ist, zum Beweis, daß es sich in dem fachmäßig abgetheilten Betragen der röm. Curie nicht um Hoffnung auf einen geistigen Sieg handelt. Oesterreichische Blätter vom Ende März 1869 brachten folgende Notiz: „Der provisorische Generalkommandant von Niederösterreich, Feldmarschall-Lieutenant Graf Neipperg, hat verordnet, daß die Garnisonstruppen kompagnieweise zur österlichen Beichte geführt werden; jeder Soldat hat einen Zeddel, worauf sein Name steht, dem Beichtvater „zur Controle" einzuhändigen." Nach dem Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger darf Niemand zu einer kirchlichen Handlung gezwungen werden; aber innerhalb der K. K. Armee walte auch heute noch nicht der Geist des Staatsgrundgesetzes, sondern der Geist des Konkordats. „Subordination muß sind", heißt es; und in den höhern Regionen will man, daß die militärische Subordination durch die Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) unterstützt werde.

Matth. 8, 14. Und Jesus kam in Petri Haus und sah, daß seine Schwiegermutter lag und hatte das Fieber.

Einer Arbeiterdeputation, welche sich über den Zwangsgottesdienst in der Armee beschwerte und auf die Thatsache hinwies, daß der italienische Kriegsminister verordnet hat, jedem Soldaten in religiöser Beziehung die Freiheit zu lassen, erwiderte sogar der Minister Dr. Giskra: „¡Der militärische Gottesdienst gehört zur Disziplin!" Betheurungen, Schwüre und Versprechungen gleichen hier den Nothsignalen eines lecken Schiffes. Wer das schamlose Gebahren der hohen Geistlichkeit in Tyrol, Ungarn und der Lombardei betrachtet hat, wird nicht leugnen, daß sie ihren dem Päpste geleisteten Eid mitunter halten. Mindestens scheint es eine eigenthümliche Art von Conservatismus zu sein, die in dem Versuche der Zerstörung von Existenzen, welche im Laufe der Jahrhunderte herangewachsen sind, deren Fundament Treue, Frömmigkeit und Ehrbarkeit ist, eine staatskluge und rühmliche That erblickte. Die im Jahre 1837 aus dem Lande gejagten 6000 Zillerthaler konnten erzählen, welchen Schutz vor dem Pfaffengeist die feierlich besiegelten Religionsverträge, sowie die landesväterliche Beschwörung der deutschen Bundesakte gewährte. Statt daß es sich lediglich um die Frage handeln sollte: ¿Was ist bundesgesetzwidrig, und in welcher Weise ist es zu beseitigen? lieferten die K. K. Regierungsexperimente lange das mißliebige Schauspiel, daß der Rechtszustand des deutschen Bundes über den Haufen geworfen und daß in Tyrol geprüft und berathschlagt wurde, als sei man die gesetzgebende Versammlung Deutschlands. Daß die ultramontane Geistlichkeit das Feuer schürte, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Das Uebereinkommen einer Regierung über kirchliche Verhältnisse mit dem Papste, nicht als Fürst, sondern als Oberpriester seiner Kirche, ist nicht ein völkerrechtlicher Vertrag, der einzig durch beiderseitige Uebereinkunft wieder aufgehoben werden kann, sondern, wofern nicht ein fremder Herrscher über innere Zustände gebieten soll, nur ein Gesetz, das erst durch die verfassungsmäßigen Organe der Gesetzgebung sowohl gültig, als wieder aufgehoben wird. Daher ein Staatsleben, das sich innert den Schranken einer vernünftigen Verfassung bewegt, tödtlich ist für Konkordate, und höchstens etwa ein tyroler Landtag würde ein solches aus der Hand seiner Beichtväter demüthig entgegennehmen, wenn es ihnen nur die Protestanten vom Leibe hält. Der Fürstbischof von Trient hat (1862) einen Hirtenbrief erlassen, in welchem er seinen Gläubigen beizubringen sucht, „die Gefahr sei jetzt um so drohender, daß Diejenigen, welche den Thron erschüttern wollen, sich listiger Weise bemühen, den Irrlehren Eingang zu verschaffen, indem sie wohl wissen, daß ein Volk, welches der göttlichen Majestät die Treue gebrochen hat, sich nicht scheuen wird, dieselbe auch einer irdischen zu brechen." Das Aktenstück schließt mit der Anordnung zweitägiger Gebete in allen Seelsorgkirchen für die Erhaltung der Glaubenseinheit und Erleuchtung des Landtags. Es ist in der amtlichen Trienter Zeitung abgedruckt und ward den Kirchgängern von der Kanzel verkündigt. Ein Glück ists, daß die Anstrengungen zur Erhaltung der tyroler Glaubenseinheit nicht über eine brennende Frage hinausreichen. „¡Betet", schrie der Pater Josua Trof am Weihnachtstage 1862 bei Gelegenheit eines Bittganges zur Erhaltung jenes sog. Landeskleinods, „betet, daß der heillose Verrath von unserm Vaterlande abgewendet werde!" In der Sitzung des tyroler Landtags vom 3. Febr. 1866 fand eine Verhandlung über die Gesetzvorlage betreffend die Bildung akatholischer Pfarrgemeinden in Tyrol statt. Der Antrag lautete: „Die Bildung einer selbstständigen Gemeinde oder Filiale der Evangelischen des augsburgischen oder des helvetischen Bekenntnisses, von welcher Bildung das Recht der Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes abhängt, kann in Tyrol von den competenten Behörden nur mit Einverständniß des Landtags bewilligt werden." Dieser Antrag wurde mit 39 gegen 11 Stimmen angenommen. Der Antrag, betreffend die Adresse an Se. Majestät wegen Beschränkung der Besitzfähigkeit der Nichtkatholiken in Tyrol, wurde mit 35 gegen 15 Stimmen angenommen. Die väterliche Regierung strotzte von Erwägungen und Bedenken, nicht über das, was nach Art. 18. des beschwornen Bundesrechts nothwendig, sondern über das, was in ihrer gefürsteten Grafschaft zweckmäßig erscheinen möchte. Halbamtliche Zeitungsartikel mahnten die Protestanten Ungarns seit 1791 zu vertrauensvoller Geduld; die K. K. Hauspolitik stellte seit jener Zeit baldigste Entscheidung in Aussicht. „Gebt ihnen Worte; das Andere bleibt beim Alten", war der Grundsatz der K. K. Hofmoral. Kaiser Franz II. hatte

Matth. 13, 54—56. Jesus kam in sein Vaterland und lehrete sie in den Schulen, also auch, daß sie sich entsetzten und sprachen: „¿Woher kommt diesem solche

dem Fürsten Metternich den Auftrag gegeben, den heranwachsenden König von Rom zur „tieferen Erkenntniß der Wahrheit" anzuleiten. Es gibt auch eine Art von pathologischer Erkenntniß. Ernst Moritz Arndt nennt den Kaiser Franz einen listigen und hinterlistigen Italiener, der sich mit österreichischer Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit vermummte. Die K. K. Staatsraison fand es von jeher empörend, wenn Protestanten sich auf bundesstaatliche Bürgschaften beriefen und eine den hierarchischen Lebensbedingungen sich nicht fügende Selbstständigkeit in Anspruch nahmen. Die Reaktion geht handgreiflich zu Werke. Man hüte sich, in den Rechtfertigungen und Vertröstungen, welche von ihren Sachwaltern ausgehen, den Inhalt ihrer Ueberzeugung zu suchen. Es handelt sich bei ihnen lediglich um eine Frage des Besitzes: den Fortschritt wollen sie nicht; sie wollen halt die alte Geschicht'. Als wohlfeile Parteifahne bleibt von Zeit zu Zeit die Harlekinsjacke der Gleichberechtigung der (zum Theil erfundenen) Nationalitäten, die sog. historisch-politische Eigenart ausgehängt. Dieses Außenwerk der Zusammengehörigkeit wird ergänzt und unterstützt durch dasjenige der natürlichen Grenzen, unter welchen man, je nachdem es besser paßt, Gebirge oder Flüsse versteht. Vor wenigen Jahren noch war der „einheitliche Gesammtstaat" für ein Bedürfniß aller Zeiten erklärt worden. Franz Joseph beutete nämlich den Sieg der russischen Invasion zu einem Gewaltstreiche aus, indem er mit einem Federzug alle Einzelnverfassungen, also auch die ungarische, aufhob und den österreichischen Gesammtstaat proklamirte. So lose Bestandtheile, wie sie die neue Machenschaft in sich vereinigte, konnte nur der unwiderstehliche Geist der Freiheit allmälig assimiliren. Aber weltliche und geistliche Tyrannei erstickten jede volksthümliche Regung und machten den Gesammtstaat zu einer Zwangsanstalt. Ob die nach der Schlacht bei Königgräz eingetretene Wendung zum Bessern Bestand haben wird, muß die Zeit lehren. Das sog. Oktoberdiplom von 1860 und das sog. Februarpatent von 1861 enthalten nur eine *theilweise* Rückgabe der entrissenen Rechtsame. Allerdings hat seitdem eine bedingungslose Amnestie den Verbannten und Flüchtlingen ohne Ausnahme die Thüre der Rückkehr geöffnet und den erbittertsten Gegnern des Kaiserthums unmöglich gemacht, in Feindschaft zu beharren. Die Ungarn haben ihr Verfassungsrecht zurückerlangt, und da es unausführbar ist, die eine Reichshälfte streng verfassungsmäßig, die andere mit patriarchalischer Willkür zu regieren, so hat das deutsche und polnische Oesterreich an Ungarn einen kräftigen Wächter für Recht und Freiheit erhalten. Die Ungarn sind es, welche nunmehr darüber zu entscheiden haben, ob ungarische Regimenter außerhalb Ungarns verwendet werden mögen, oder nicht. Dieser eine Umstand erstickt gar viele Reaktionsgelüste. Insofern ist es der Dualismus, welcher für Oesterreich Einigung seiner Völker begründen dürfte. ¿Wie soll man sich aber über das Mißtrauen gegen eine Regierung wundern, die selbst jetzt noch das Konkordat, die Steuerfreiheit des Adels und des Klerus und so manchen anderen nach dem Mittelalter riechenden Plunder aufrecht hält? „Der Kaiser", heißt es, „der Kaiser hat dem Volke die Verfassung *geschenkt*." Wenn er andern Sinnes wird, so betet der Tyroler in seiner Gemüthlichkeit: „Der Kaiser hats gegeben, der Kaiser hats genommen, der Name des Kaisers sei gepriesen!" Schon der erste Artikel des Konkordats spricht von Befugnissen und *Vorrechten*, deren die röm. Kirche nach der Anordnung Gottes (?) und den Bestimmungen der Kirchengesetze (!) genießen soll", und stempelt diese Kirche sonach zur *herrschenden*, oder zur Staatskirche. ¡Was ließe sich doch in günstiger Zeit aus diesen kirchengesetzlichen Vorrechten alles machen! Ueberhaupt faßt das Abkommniß alle Hebel in sich, um die Bestimmungen auch der besten Verfassung aus den Angeln zu reißen. Wenn darum das Patent vom 8. April 1861 den Protestanten in den deutsch-slavischen Kronländern und Tyrol die grundsätzliche *Gleichberechtigung* nach allen Richtungen des bürgerlichen und politischen Lebens neuerdings (sic) bestätigt, so kann einzig der unumwundene Widerruf der *Vorrechte* der röm. Kirche den Regenten von Doppelzüngigkeit freisprechen. In dem Schreiben, welches der Erzbischof Haynald dem Kaiser als Antwort auf einen an den Papst gerichteten Brief (von wegen der interconfessionellen Gesetze) überbrachte, drückt Seine Heiligkeit das tiefste Mitgefühl für die schwierige Lage des Kaisers aus, den er als seiner Freiheit beraubt und nicht verantwortlich für das betrachte, was

Weisheit und Thaten? ¿Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn? ¿Heißt nicht seine Mütter Maria? ¿Und seine Brüder Jakob, und Joses, und Simon, und Judas? „¿Und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns?"

---

er nothgedrungen thun müsse. Er sei deßhalb durch diese Akte auch nicht gebunden und möge sein Gewissen beruhigen, wofern er den Entschluß fasse, bei erster Gelegenheit diejenigen Gesetze, welche mit den Gesetzen Gottes und der Kirche im Widerstreite seien, abzuschaffen. Professor Greuter, der Wortführer der ultramontanen Fraktion im österreichischen Abgeordnetenhause, ist den 22. September 1869 von dem Bezirksgericht in Innsbruck von der Anklage, durch seine Rede im Oberzillerthal am 27. Sept. 1868 das Verbrechen der Majestätsbeleidigung und der Störung der öffentlichen Ruhe begangen zu haben, freigesprochen worden. Greuter hatte den versammelten Bauern gesagt, der Kaiser habe das antikatholische Schul- und Ehegesetz nicht unterzeichnen wollen; aber da seien seine Räthe vor ihn hingetreten und hätten ihm erklärt, wenn er nicht unterzeichne, so gebe es Mord und Revolution in seinem Reich, und so habe sich denn der Kaiser fügen müssen. Die Staatsanwaltschaft war der Ansicht, daß in dieser Aeußerung das Verbrechen der Majestätsbeleidigung enthalten sei, da Franz Joseph beschuldigt wurde, daß er sich durch Drohungen zu einem Akte, der gegen seine bessere Ueberzeugung war, habe bestimmen lassen. Der Strafantrag lautete auf sieben Monate schweren Kerker mit einem Fasttag in jeder Woche. Greuter trat jedoch den Beweis der Wahrheit an, und seine Mittheilungen waren derart, daß der Gerichtshof ein freisprechendes Urtheil fällte. In amtlichen Kreisen hat der Ausgang dieses Prozesses einen unangenehmen Eindruck gemacht, da durch die Angaben des Angeklagten die Würde der K. K. Majestät in hohem Grade compromittirt erscheint. Nach Greuter's Mittheilungen, an deren Richtigkeit der Gerichtshof nicht gezweifelt hat, war Kaiser Franz Joseph, der am Abend des 3. Juli 1866 „zusammenbrach" (wie ein Augenzeuge in der österreichischen Militärzeitung versichert), im Frühjahr 1868 wieder so weit gestärkt, daß er das Volk von Wien zusammenkartätschen lassen wollte, falls es sich erhöbe, um der Herrschaft des Konkordats ein Ende zu machen. Er habe den Kriegsminister zu sich entboten und ihn nach der Stimmung in der Armee gefragt. Erst auf dessen Versicherung, daß er für nichts, besonders für die Wiener Garnison nicht einstehen könne, habe er den schweren Federstrich gemacht. Bedeutender noch als dieser Vorgang an sich erscheint die vertrauliche Verbindung, welche der Tyrolerführer mit der Wiener Hofburg unterhalten muß, um solche Dinge zum Besten geben zu können, ohne auch nur ein Wort amtlichen Widerspruches zu erfahren. Die Wortbrüchigkeit der Habsburger ist sprüchwörtlich ins Volksbewußtsein eingeprägt. „Nie", meinen die schwarzgelben Kläffer mit und ohne Kutten, „nie wird Religion wieder als Glaube hergestellt werden, wenn sie nicht zuvor als Gesetz wiederhergestellt wird; denn als Gesetz kann sie einen Glauben des Gehorsams (?) selbst in Denjenigen begründen, die für den direkten Glauben unempfänglich waren und geworden sind." ¡Freie Forschung, wie die vom Trug gereinigte Religion sie gebietet, durch Gewalt zu hemmen, dem Bewußtsein der Civilisation gegenüber den finstern Geist altvettelischer Anschauungen heraufzubeschwören und das bei Hohen und Niedern verbreitete Licht auszulöschen: das hält die Bande von Arglistigen und ihr erbärmliches Häuflein von Dummköpfen und Heuchlern für ausführbar!

Wir anerkennen als das Höchste und Nächste ein Gebot der Selbsterhaltung jedes Einzelnen, eine Wahrung der Gesammtverbindlichkeit der Humanitätsinteressen, gegenüber welcher Herkommen und nationale Gegensätze zu schweigen haben. Ethik und Politik gehören unzertrennlich zusammen. Die Politik zumal ist keine Wissenschaft im üblichen Sinne des Wortes, auch kein Vorrecht, keine Kunst und kein Handwerk, wie die zünftigen Politiker glauben machen wollen, sondern Sache der Pflicht und Verantwortlichkeit jedes Denkenden. Alles kömmt darauf an, die Erfüllung dieser Pflicht und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit zu erleichtern und zu erklären. Einrichtungen, welche die Machtvollkommenheit eines Individuums beschränken, nehmen dieselbe Achtung und Heiligkeit in Anspruch, wie die Machtvollkommenheit selber. „Bei ferneren Fortschritten der Vernunft", schreibt Joh. von Müller, „bei ferneren Fortschritten der Vernunft ist glaubwürdig, daß Räuber der Freiheit eines Volks ihren Rang in der öffentlichen Meinung endlich neben den andern Räubern haben werden." Die Freiheit ist für Den das höchste Gut, der sie nicht hat, wie die Gesundheit für

Apg. 21, 8—9. Des anderen Tages zogen wir aus, die wir um Paulus waren und kamen gen Cäsarien und giengen in das Haus Philippi des Evangelisten, der Einer von den Sieben war, und blieben bei ihm. Derselbige hatte vier Töchter.

Den das höchste Gut, der krank ist, und alles Glück besteht zumeist im Freisein von Uebeln, und der Fortschritt in der Bekämpfung derselben. „Die Zeit wird kommen", schreibt Joh. Georg Forster, „die Zeit wird kommen, in der das Blut des Bürgers, dem man Schutz versprach, so heilig sein wird, als jenes des Regenten, dem er um dieses Schutzes willen gehorchte." Der geistliche und weltliche Absolutismus schließt die Idee der Verantwortlichkeit der Minister aus: Idee, welche sich, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt, auch in constitutionellen Staaten Unseres Wissens immer noch als eine Täuschung erwiesen hat. Denn da jedes Menschenleben einen unendlichen Werth besitzt, so kann ein Mensch für die absichtliche Tödtung höchstens eines Menschen zu genügender Verantwortung und Strafe gezogen werden. Vergeblich führt man das Gesetz der Nothwendigkeit an: man darf sich nicht zu einer Praktik bekennen, welche nöthigt, zu trügerischen Behelfen seine Zuflucht zu nehmen, und welche noch obendrein im gegebenen Falle die Rechtsgewährung als seltene Ausnahme erscheinen läßt. Wenn Uns vollendete Thatsachen zur Aenderung unserer Maßregeln nöthigen können, so werden sie Uns nicht bestimmen, Grundsätze aufzugeben, die ihrem Wesen nach dauernder sind, als alle Gräuel. Niemand, durchaus Niemand hat das Recht, ein so gewagtes Spiel zu treiben, daß er sein Leben gegen das Leben Zweier oder Mehrerer setzt. Sobald die sittliche Ordnung aufgehoben und damit die willkürliche Gewalt Einzelner an deren Stelle gesetzt wird, hat der Herr X gerade so viel Befugniß, sich zum Retter der Gesellschaft aufzuwerfen, als der Herr Y. Ob der Eine eine zum voraus gerichtete, verborgene, mit einem Uhrwerk in Verbindung gebrachte Schußwaffe, und der Andere eine halbe Million mechanisch gehorchender Söldlinge zu seiner Verfügung hat, thut nichts zur Sache; das ist nur ein quantitativer, kein qualitativer Unterschied der Waffenthat. Wer die Tyrannenmacht nicht verurtheilt, vertheidigt die Tyrannentödtung, wenn am Schuldigen verübt; denn beides entspringt demselben Prinzip. Wer das Recht haben will, die eine Gewaltthat zu verwerfen, muß sich entschließen, auch die andere zu verdammen. Würde sich ein beliebiger sog. Kriegsherr, oder dessen oberster Schlächterknecht, zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte, z. B. auf seinem Platze im Theater befinden, so könnten Wir ihm mit Schillers Tell zurufen: „¡Mach' Deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt; fort mußt Du, Deine Uhr ist abgelaufen! Der alte Urstand der Natur kehrt wieder, wo Mensch dem Menschen gegenübersteht." „Antwerpen in der Hand Frankreichs", sagte Napoleon I., „ist eine Pistole, auf die Brust Englands gerichtet." Die Phrase erhält einen naheliegenden Sinn, wenn man Ludwigs XIV. Ausspruch „Der Staat, das bin ich", mit ihr zusammenhält. Der Grundsatz der persönlichen Verantwortlichkeit, schon hienieden, soll die Basis der Gesellschaft und der Regulator unserer Handlungen sein. Schlachten, denen man keinen vernünftigen Grund unterstellen kann, sind nur als Eingebungen und Aeußerungen des Wahnsinns zu betrachten; denn Niemand bei gesunden Sinnen wird glauben, daß der gewaltsame Tod einiger tausend Franzosen oder Preußen in diesen starkgegliederten Staaten viel ändern würde. Die sog. Staatsraison, die sich ein übersittliches Vorrecht anmaßt, ist, genau betrachtet, nichts als die sträfliche Selbstsucht von Minderheiten, welche die Gesammtheit als ihre Privatdomaine ausbeutet. Eine launenhafte Maßregel vermochte unter solchen Verhältnissen alle Hauptfaktoren der Berechnung zu verändern, Habe und Gut von Hunderttausenden auf das Spiel zu setzen. Durch den Kampf gegen Preußen sollte das römisch-deutsche Kaiserthum auf confessioneller Grundlage wieder aufgerichtet werden. Die Ereignisse von 1866 sind weltbekannt. Die zur Staatsmaxime erhobene Unmündigkeit des Volks, die durch das K. K. Konkordat zum Prinzip gewordene Unterwerfung des Staats unter das ultramontane Regiment, die dadurch der auswärtigen und innern Politik gegebene klerikale Richtung, haben zu diplomatischen und militärischen Mißerfolgen geführt, die sein Ansehen erschütterten, damit seinen Einfluß schwächten, die Nationalitätsstreitigkeiten ermunterten und bis vor wenigen Jahren noch ein gedeihliches Verfassungsleben nicht aufkommen ließen. Jede Gewaltherrschaft, jede nicht auf Anerkennung der unveräußerlichen Menschenrechte gegründete Regierungsform ist eine unsittliche, also dem Untergange geweiht. Ein blinder, sinn-

1. Kor. 7, 9. So sie aber sich nicht enthalten, so laß sie freien; es ist besser freien, denn Brunst leiden.

---

loser Nationalhaß darf nicht auf's Neue angefacht werden, und die Theorie vom „kurzen Krieg", welche in letzter Zeit Trumpf geworden, soll Fiasko machen. Es läßt sich nicht denken, daß der Urheber einer sittlichen Weltordnung Ausnahmen gestatte zu Gunsten der Familie der Napoleoniden, oder Soulouqe's, oder der Habsburger, d. h. Lothringer. Wie lange die gequälte Menschheit noch als Märtyrer für die ihr zugemessenen Kenntnißgrade einiger Dutzend Unholde, Pferde- und Hundezüchter zu dulden haben wird, ist unter den bisher obwaltenden Umständen und bisher gebrauchten Mitteln nicht abzusehen.

Seit Jahrhunderten protestiren die Päpste gegen jede ihren Interessen entgegenstehende Macht der Dinge; sie sind in ihrer Art auch Protestanten geworden. Papst Innocens X., zelotischen Andenkens, hat in der Bulle „Zelo domus Dei" alle Bestimmungen des westphälischen Friedens verworfen. Der Potentat versichert in diesem Abklatsch vorsündfluthlicher Anmaßung: „Nach der Uns von oben übergebenen Hirtenpflicht wollen Wir schuldigermaßen Fürsorge treffen, und erklären und bestimmen aus eigenem Antrieb, gewisser Kenntniß und reiflicher Ueberlegung in der Fülle Unser Apostolischen Gewalt, daß der ganze Inhalt der Friedensbestimmungen, gerade als wenn das Einzelne hier Wort für Wort stünde, sammt Allem, was daraus folgt und irgend einmal folgen kann, nichtig, vergeblich, unkräftig, unbillig, unrecht, verdammt, verworfen, leer und durchaus wirkungslos sei, gewesen sei und immer sein werde, und daß Niemand zur Beobachtung desselben in irgend einem Theil gehalten ist, selbst wenn er sich durch einen Eid dazu verpflichtet hätte." Das ist die nie aufgegebene Auffassung der Bestimmungen jenes Friedens rücksichtlich Glaubens- und Kultusfreiheit; wie beliebige Kirchenhistoriker sich die Sache zurechtschnörkeln, muß ihrem Ermessen überlassen bleiben. Die Erklärung der Münchener Generalversammlung katholischer Vereine (Sept. 1861) lautet: „Die Beschuldigung, daß die kath. Kirche und ihre rechtmäßige Freiheit in Deutschland die nationale Größe und Einheit, sowie die bürgerliche Freiheit hindere, und daß wir Katholiken eine der bürgerlichen Freiheit und dem sozialen Fortschritte feindliche Partei seien, bezeichnen wir als eine, sei es aus Vorurtheil und Unwissenheit, sei es aus böser Absicht hervorgegangene Unwahrheit." Vom Standpunkte eines Vertheidigers des röm. Kirchensystems aus darf ein ausdrückliches päpstliches Gesetz nicht mit bloßen Behauptungen, Schmähungen, oder durch theokratische Idealisirung der röm. Hierarchie, sondern nur durch Anführung späterer, die früheren aufhebenden, gesetzlichen Bestimmungen entkräftet werden. ¿Und wie könnte ein Papst solche Bestimmungen widerrufen, ohne ebendamit zu erklären, daß das Oberhaupt der röm. Kirche ein fehlerhaftes Gesetz erlassen habe, daß man ihm also nicht unbedingt zum Gehorsam verpflichtet sei? „Man muß den Worten ihre eigentliche Bedeutung zurückgeben, und der röm. Stuhl wird seinen Grundsätzen stets getreu bleiben", lautet einer der biedersinnigen Gemeinplätze in der Allocution vom 18. März 1861. In der Allocution vom 17. Dez. 1861 ist zu lesen: „Wir erwähnen es nicht ohne Seelenschmerz: Die Eröffnung protestantischer Tempel und Errichtung protestantischer Schulen in mehreren Städten Italiens, in denen zum Nachtheil der katholischen Religion jede verderbliche Doktrin gelehrt wird." Was von der Friedfertigkeit der Päpste zu halten sei, dafür dürfte nach dem Angeführten bei Denjenigen kein Zweifel mehr obwalten, welche ihre Vernunft und ihr naturrechtliches Gewissen bewahrt und nicht durch Nachbeten unverständlicher Formeln und Wiederholung „frommen Betrugs" sich gewöhnt haben, bei Worten nicht nach Gedanken, bei Versicherungen nicht nach ihrer Wahrhaftigkeit zu fragen. Nach dem Wortlaute jener am 9. Juni 1862 im röm. Consistorium verlesenen und von 21 Kardinälen und 244 Bischöfen unterzeichneten Adresse ist die Souveränetät des hl. Stuhles gleichsam (sic) das Prinzip jeder großen Erscheinung in der bürgerlichen Gesellschaft gewesen. An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Wenn der ehemalige Jesuitenpater, Karl Passaglia, drei Folianten über die fleckenlose Empfängniß der Madonna zusammenstoppelte, wenn er noch im Jahre 1860 eine Schrift zur Vertheidigung der Ansprüche der röm. Curie gegenüber dem Andrängen der Nationalpartei schrieb, wenn derselbe Mensch im Jahre 1861 Zwietracht unter die italienische Geistlichkeit säete durch eine Schrift gegen die weltliche Herrschaft des Papst-

1. Tim. 2, 15. Die Frau wird selig werden durch Kinderzeugen, so sie bleibet im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung sammt der Zucht.

---

thums, so war dies ein Zeichen, daß „Gesinnungstüchtige" sich bei Zeiten auf einen andern Zustand der Dinge einrichten wollten. Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) hat keine orthodoxen Skrupel an den Tag gelegt, als (1815) schismatische Mächte sich anmaßten, ihr die Romagna wiederzugeben; sie darf sich deshalb jetzt des orthodoxen Zorns entschlagen, wenn dieselben Mächte dabei mitwirken, daß ihr ein Land entzogen bleibe, das sie ohne den Beistand fremder Truppen zu regieren, zu behalten, geschweige denn in seinen fortschreitenden Bedürfnissen zu befriedigen sich unfähig gezeigt hat. Das Repräsentantenhaus zu Washington hat im Jan. 1867 die Gesandtschaft in Rom aufgehoben. Es ist von Interesse, die Motivirung des betreffenden Antrages durch Herrn Thaddäus Stevens zu lesen. Sie lautet: „Da es unter der Würde dieses Landes ist und gegen die Gerechtigkeit verstößt, an einem Hofe repräsentirt zu sein, der innerhalb seiner Jurisdiktion amerikanischen Bürgern die freie Ausübung ihres Gottesdienstes versagt, und da die röm. Regierung kürzlich anbefohlen hat, die amerikanischen Kirchen aus der Stadt zu entfernen, sei beschlossen, daß kein Geld mehr bewilligt werde für die Aufrechthaltung einer Gesandtschaft in Rom." Je weniger die Probleme, welche, wie den Individuen, so den Staaten zur Bewältigung vorliegen, willkürlich von ihnen geschaffen sind, je bestimmter solche aus Entwicklungen hervorgingen, die das lebende Geschlecht überkam und auch dann nicht ablehnen kann, wenn es feststände, daß die Ausgangspunkte dazu zu verurtheilen seien, um so einleuchtender wird es, daß der von der alleinseligmachenden Politik gewählte Standort der verdammenden Verneinung die Träger der Fortschrittsideen hinweist, zur Lösung der Zeitaufgaben anderen sittlichen Kräften sich zuzuwenden. Kann sich der Papst mit der bürgerlichen Ordnung nicht versöhnen, so wird es auch der Episkopat und der Klerus nicht eher vermögen, da die Abneigung gegen die mit dem Fluch belegten Einrichtungen zur Gewissenspflicht gemacht worden ist. Aber nicht nur für den Episkopat und Klerus, — auch für jeden Laien entsteht die gleiche Religionspflicht der Verwerfung der in Rede stehenden Staatsgesetze. Abgesehen von der Logik der Thatsachen hoffen Wir durch diese Schrift unsere Gegner, wenn auch nicht zum Geständniß, doch zur Ueberzeugung zu nöthigen, daß schon wegen ihrer solidarischen Verknüpfung mit der alleinseligmachenden Bundesgenossin der Triumph des Grundgedankens ihres Lebens eine Chimäre bleibt. Es ist ihr Schicksal, sich immerdar gegen den Fortschritt zu verschwören, ohne jemals zum Ziele zu gelangen.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier den seit der Schlacht bei Königgrätz in Oesterreich zur Geltung gelangten antipfäffischen Geist des Genaueren schildern. Daß der faulen Flecke am sog. Kirchenleibe gar viele bloßgelegt werden, zeigt das Wuthgeheul der Gegner. Am 2. Juni 1868 begab sich der päpstliche Nuntius in großem Aufzug zum Baron von Beust, um diesem den Protest des röm. Hofes gegen die Veröffentlichung der confessionellen Gesetze zu überbringen. Der Nuntius, in Violett gekleidet, mit dem Großkreuz des Leopoldordens geschmückt, und von drei jungen gut aussehenden röm. Abbés begleitet, ward von Beust am Eingange des großen Salons empfangen. Der Kirchenfürst sagte, sich verbeugend: „Ich habe die Ehre, Euer Excellenz den Protest zu überreichen, welchen der hl. Stuhl im Namen der Christenheit gegen die neuen Maßregeln richtet, die in Oesterreich gegen die legitime Autorität der kath. Kirche ergriffen wurden." von Beust erwiederte: „Im Namen Sr. Majestät des Kaisers und des Königs nehme ich den Akt entgegen, den Sie mir im Namen der röm. Curie übergeben. Ich versichere Euer Eminenz nochmals, daß Se. Majestät in Uebereinstimmung mit seiner Regierung stets von dem Gefühle beseelt war, seine religiösen Meinungen in Einklang mit dem Willen seiner Völker zu bringen." Nach diesem lakonischen Gespräch stieg der Protestirende mit seinem Gefolge wieder in die Carosse, und der Reichskanzler schloß sich in sein Arbeitszimmer ein. Der längst von allen Ultramontanen prophezeite feierliche Staatsakt war abgespielt. Die amtliche Römerzeitung veröffentlichte die am 22. Juni 1868 gehaltene Allocution des Papstes über die kirchlichen Angelegenheiten in Oesterreich. Sie lautet: Ehrwürdige Brüder! Niemals hätten Wir geglaubt, ehrwürdige Brüder, daß Wir nach der Convention, die Wir zur Freude aller Guten mit dem Kaiser von

1. Tim. 3, 2—5. Ein Bischof soll sein unsträflich, eines Weibes Mann, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei; nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche

---

Oesterreich und Apostolischen Könige vor etwa 13 Jahren abgeschlossen, gezwungen werden könnten, am heutigen Tage die überaus schweren Kränkungen und Bedrängnisse zu beklagen, mit welchen nun die Kirche im Kaiserthume Oesterreich durch feindselige Menschen auf traurige Art heimgesucht und verfolgt wird. Am 21. Dez. des vorigen Jahres wurde nämlich von der österreichischen Regierung ein wahrhaft unseliges Gesetz als Staatsgrundgesetz gegeben, das in allen Theilen des Reiches, auch den rein katholischen, volle Gültigkeit haben soll. Durch dieses Gesetz wird eine unbedingte Freiheit aller Meinungen und Preßerzeugnisse, des Glaubens, des Gewissens und der Lehre festgestellt; wird den Bürgern jedes Kultus die Erlaubniß ertheilt, Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu errichten; werden alle wieimmer gearteten Religionsgenossenschaften einander gleichgestellt und vom Staate anerkannt. Sobald Wir davon zu Unserem Schmerze Kunde erhielten, hätten Wir gern gleich Unsere Stimme erhoben; doch zogen Wir, der Langmuth folgend, das Schweigen vor, besonders in der Hoffnung, die österreichische Regierung werde den gerechtesten Vorstellungen Unserer ehrwürdigen Brüder, der Bischöfe Oesterreichs, ein gelehriges Ohr schenken, gesünderen Rath annehmen und besseren Sinnes werden. Vergeblich waren aber Unsere Hoffnungen. Am 25. Mai d. J. erließ dieselbe Regierung ein Gesetz, das alle Völker jenes Reiches, auch die katholischen, verpflichtet und befiehlt: die Kinder aus gemischten Ehen folgen der Religion des Vaters, wenn sie männlich, der der Mutter, wenn sie weiblich sind; Kinder unter sieben Jahren müssen am Abfalle der Eltern vom rechten Glauben theilnehmen. Durch dasselbe Gesetz wird außerdem alle verbindliche Kraft jenen Versprechungen genommen, welche die katholische Kirche mit Grund und vollstem Rechte begehrt und vorschreibt, bevor eine Mischehe eingegangen wird; die Apostasie von der katholischen, wie (sic) von der christlichen, Religion wird zum bürgerlichen Rechte erhoben, alle Autorität der Kirche über die Friedhöfe beseitigt und den Katholiken auferlegt, auf ihren Gottesäckern die Leichen der Ketzer zu beerdigen, wenn Letztere eigene Friedhöfe nicht haben. Am selben Tage, den 25. Mai d. J., scheute sich dieselbe Regierung nicht, auch ein Ehegesetz zu veröffentlichen, das die auf Grund unserer obenerwähnten Convention erlassenen Gesetze vollständig aufhebt und die alten österreichischen Gesetze, die mit dem Kirchengesetze im schroffsten Gegensatze stehen, wieder einführt; desgleichen wird die höchst verwerfliche sog. Civilehe eingeführt, und für den Fall angeordnet, daß die Kirchenbehörde die Eheschließung verweigert aus einem Grunde, der von der bürgerlichen Gewalt nicht als giltig und gesetzlich anerkannt wird. Mit eben diesem Gesetze hat auch jene Regierung alle Autorität und Gerichtsbarkeit der Kirche in Ehesachen, sowie die Ehegerichte derselben aufgehoben. Ebenso hat sie ein Gesetz über die Schulen veröffentlicht, durch welches aller Einfluß der Kirche beseitigt und verfügt wird, daß die oberste Leitung des Unterrichts- und Erziehungswesens, sowie die Aufsicht und Ueberwachung der Schulen allein dem Staate zustehe und nur der Religionsunterricht in den Volksschulen den verschiedenen Cultusbehörden überlassen sei; daß weiter jede Religionsgesellschaft ohne Unterschied eigene Schulen für die Kinder ihres Glaubensbekenntnisses errichten könne, unter der Bedingung, daß auch diese Schulen der obersten Staatsaufsicht unterliegen und die Lehrbücher von den Civilbehörden geprüft werden, mit Ausnahme jener Bücher, welche dem Religionsunterrichte dienen und von der Kirchenbehörde zu prüfen sind. Ihr seht mithin, ehrwürdige Brüder, wie verwerflich und verdammenswerth jene von der österreichischen Regierung erlassenen abscheulichen Gesetze sind, welche die Lehre der katholischen Kirche, ihre ehrwürdigen Rechte, ihre Autorität und göttliche Constitution, sowie die Gewalt Unserer und dieses Apostolischen Stuhles, Unsere erwähnte Convention, ja das Naturrecht selbst aufs höchste verletzen. Von der Sorge für alle Kirchen, die Christus der Herr Uns übertrug, geleitet, erheben Wir denn die Apostolische Stimme in dieser Eurer erlauchten Versammlung, und kraft Unserer Apostolischen Autorität verwerfen und verdammen Wir die angeführten Gesetze und im Allgemeinen wie im Besonderen Alles, was in diesen wie in andern Dingen gegen die Rechte der Kirche von der österreichischen Regierung oder von untergeordneten Behörden verordnet, gethan oder wie immer verfügt worden ist; kraft derselben Autorität erklären Wir diese Gesetze sammt ihren Folgerun-

Hantirung treiben, sondern gelinde, nicht haderhaftig, nicht geizig; der seinem eigenen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit. So er

gen als durchaus nichtig und immerdar ungültig. Die Urheber derselben aber, besonders die sich Katholiken zu sein rühmen, und Alle, die besagte Gesetze vorzuschlagen, zu beschließen, zu approbiren und auszuführen sich unterfingen, ermahnen und beschwören Wir, der Censuren und Strafen zu gedenken, die nach den Apostolischen Constitutionen und den Dekreten der ökumenischen Concilien Diejenigen, welche die Rechte der Kirche verletzen, ipso facto auf sich laden. Inzwischen wünschen Wir von ganzem Herzen Glück im Herrn und spenden Wir verdientes Lob Unsern ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen und Bischöfen Oesterreichs, welche mit bischöflicher Kraft nicht abgelassen haben, in Wort und Schrift die Sache der Kirche und Unsere vorerwähnte Uebereinkunft unerschrocken zu wahren und zu vertheidigen und die Heerde an ihre Pflicht zu mahnen. Und gar sehr wünschen Wir, daß Unsere ehrwürdigen Brüder, die Erzbischöfe und Bischöfe von Ungarn, das herrliche Beispiel ihrer Amtsbrüder nachahmen und mit dem gleichen lebendigen Eifer auf die Wahrung der Rechte der Kirche und auf die Vertheidigung dieser Uebereinkunft alle Mühe verwenden mögen. In so großen Bedrängnissen aber, von welchen die Kirche in diesen höchst betrübten Zeiten überall heimgesucht wird, wollen wir nicht aufhören, ehrwürdige Brüder, mit immer glühenderem Eifer in der Demuth Unseres Herzens Gott zu bitten, daß er mit seiner allmächtigen Kraft alle die ruchlosen Anschläge seiner und seiner hl. Kirche Feinde zu nichte zu machen und ihre gottlosen Bestrebungen unterdrücken, ihren Sturm abschlagen und sie in seiner Barmherzigkeit auf die Pfade der Gerechtigkeit und des Heiles zurückführen möge." Es macht einen befremdlichen Eindruck, daß der Papst gerade alles dasjenige verdammt, was die liberale Welt lobt. Die welthistorische Thatsache, daß die alten Genossen, Rom und Oesterreich, auseinander gefallen sind, wird dadurch in erfreulichster Weise bekräftigt. ¡Der habsburgische Staat, die Brutstätte der Jesuiten und Ultramontanen, das Paradies der Hierarchie, ist der Gegenstand des päpstlichen Zornes und des päpstlichen Fluches! Das war die frohe Botschaft des Tages.

Das sind die rechten Gesetze, welche nicht ein Ideal voraussetzen, sondern was war und ist und sein kann. Die Regel, bei Verträgen Freiheit zu lassen, darf, namentlich wo es sich um lebenslängliche Verbindlichkeiten handelt, nur sehr beschränkt zur Anwendung kommen. Durch das Ordensgelübde werden die Werke der freiwilligen Armuth, der Entsagung jedem Geschlechtsverhältnisse und des unbedingten Gehorsams gegen die Ordensobern, zu einer selbstgemachten Pflicht, die nach röm. Anschauung nicht ohne schwere Sünde gebrochen wird. Dergleichen Gelübde sind nun aber unnütz oder unsittlich: unnütz, wenn der Entschluß aus einer so bestimmten Nothwendigkeit hervorgeht, daß er an jedem Morgen von neuem frei gefaßt werden würde; unsittlich, wenn nur eine vorübergehende, verletzte oder hochgespannte Stimmung, mag sie auch Jahre lang aushalten, sich's herausnimmt, dem ganzen übrigen Leben ihre Fessel anzuschmieden. Dadurch, daß die Angehörigen des röm. Priesterstandes jedem Geschlechtsverhältnisse zu entsagen sich verpflichten, nähern sie sich dem Mönchsstande. Eine christliche, also vor allem sittliche Genossenschaft kann Ordensgelübde nicht auf ihr Programm schreiben; noch weniger darf ein Staat, der gerecht sein will, seine Gewalt dazu hergeben, ihre Durchsetzung zu erzwingen. Vielmehr hat er diese Gewalt gegen jede Genossenschaft zu brauchen, sobald sie sich anderer als geistiger Mittel bedient, um die durch ein Gelübde Gefangenen gegen ihre veränderte Ueberzeugung festzuhalten. Unter allen Geboten kommt bei Gury wohl das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren", mit der geringsten Verfälschung davon. Doch eine muß es sich gefallen lassen, um des Klosterlebens willen. „Kinder dürfen ohne Wissen der Eltern in einen Orden treten. Ja, wenn ein Sohn sich für den Ordens- oder den Priesterstand berufen fühlt und merkt, daß ihn die Eltern ungerechter Weise vom Eintritt in denselben abhalten würden, wird er bisweilen klüger handeln, wenn er ihnen dieses verheimlicht und den göttlichen (?) Willen vollzieht", — also gegen den Willen der Eltern ins Kloster flieht. Doch mag dies mehr bei Töchtern der Fall sein, wie die Geschichte unserer Tage lehrt. Zufolge eines Beschlusses des Concils von Trient (Sess. XXV.) kann das Ordensgelübde abgelegt werden von Jünglingen nach vollendetem sechszehnten Lebensjahre, von Mädchen schon nach vollendetem zwölften Le-

aber seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, ¿wie wird er die Gemeinde Gottes versorgen?

---

bensjahre. ¡Wo ist bei bartlosen Milchgesichtern die Sicherheit eines reifen Entschlusses! „Man erörtert", heißt es in der Augsb. Allg. Ztg. vom 2. Febr. 1866, „man erörtert in Genua gegenwärtig mit viel Eifer von beiden Seiten die Frage: ob die priesterlichen Weihen für die Civilehe ein Hinderniß bilden, oder nicht. Der Civilcodex spricht sich in den Art. 55 bis 92 in negativer Weise klar aus, indem er bei Aufzählung der Ehehindernisse diese kirchlichen Qualitäten unberücksichtigt läßt. Auch aus den Berathungen des Gesetzes in der Kammer und im Senat ist deutlich zu ersehen, daß das Gesetz die Priesterehe nicht verbiete. Dieß will aber selbst vielen Juristen nicht einleuchten, und so hat hier ein Professor einem Bürger die Eheschließung verweigert, weil derselbe durch kirchliche Weihen von diesem Act ausgeschlossen sei. Der Rationalist beruft sich auf die Verfassung und argumentirt so: Die Verfassung erklärt die röm. Kirche als Staatsreligion und gewährt ihr solche Vorrechte, welche beweisen, daß es sich bei diesem Kultus um einen integrirenden Bestandtheil unseres Regierungssystems handelt; die Gesetze dieses Kultus müssen also wohl auf die Diener desselben Einfluß haben. Das Concil verwirft aber die Priesterehe; also u. s. w. Abgesehen von der Richtigkeit dieser Argumentation (sagen die Andern), übersehe der Herr Professor, daß die Civilehe nicht durch die Verfassung, sondern durch den Civilcodex regulirt wird, und die Weigerung der einzelnen Beamten gegen den Vollzug der Ehen von Priestern und religiösen Personen werde vor dem klaren Wortlaut des Gesetzes bald verschwinden müssen. In Palermo ist bereits ein Exdominikaner in aller Form verheiruthet worden, ohne daß der betreffende Beamte Gewissensbisse empfunden hätte." „Neuerdings", berichtet die Augsb. Allg. Ztg. vom 3. März 1869, „neuerdings macht folgender in Unteritalien vorgekommene Fall großes Aufsehen: Der Priester Treglia hatte sich an den Offizial des Civilstandes in Salerno gewendet, damit derselbe das feierliche Eheversprechen zwischen Treglia und einem Fräulein aus Salerno entgegennehme. Der Offizial weigerte sich, weil der Vater des Bräutigams sich der Heirath wegen des priesterlichen Standes des Sohnes widersetze. Treglia wandte sich an das Civilgericht in Salerno, mit dem Verlangen, daß dieses den Widerspruch seines Vaters für ungesetzlich erkläre, und den Offizial anweise, seinen Heirathskontrakt aufzunehmen. Das Gericht von Salerno war aber der Ansicht, daß ein katholischer Priester sich nicht verheirathen dürfe und verwarf das Ansuchen Treglias. In Folge dessen kam die Angelegenheit in zweiter Instanz vor den Appellhof in Neapel, welcher das Urtheil des Gerichtes von Salerno verwarf und das Recht des Priesters zur Abschließung einer gültigen Ehe anerkannte. Das Publikum bezeugte dem Priester die lebhaftesten Sympathien, und man glaubt, der Fall werde Nachahmung finden. Wäre der ehelose Stand heiliger als der Ehestand, so hätte Jedermann, und nicht nur die Priester, Mönche und Nonnen, die Verpflichtung, die heiligere Lebensart anzunehmen, und spätere Generationen würden ihr Dasein der Pflichtvergessenheit ihrer Vorfahren verdanken. So schien auch Papst Clemens XIV. zu denken, als er am 11. Nov. 1771 bei Gelegenheit der Geburt eines Infanten von Spanien diese durch eine Allocution an den sog. hl. Senat der Kirche verherrlichte: „Immer", heißt es da, „immer haben Wir geglaubt, es gereiche nicht nur den Staaten, sondern auch der Kirche in hohem Grade zum Vortheil, daß die bedeutendsten königlichen Familien, welche schon längst auf den heiligsten Grundlagen der Religion gegründet und gebaut sind, durch fortgehende Fortpflanzung ihres Stammes der entferntesten Nachwelt ähnlichen Ruhm wahrer und dauerhafter Frömmigkeit überliefern." In geschlechtlicher Beziehung ist das innere Leben vieler Kalenderheiligen für ein unreines zu achten; ist doch, was sie Satan nennen, der sie versucht, ihre eigene gemißhandelte Natur. Wie einst Nero sich weidete am physischen Brandschaden, also weidet sich der Papst am moralischen Brandschaden seiner Untergebenen. Seine Heiligkeit will unauslöschliche Charaktere. ¿Wie mögen Menschen die Nächstenliebe verstehen, die von Amtswegen ihre Ehrengefühle unterdrücken müssen, wenn sie Kinder haben? ¿Ist es nicht gegen den Geist der hl. Schrift, wenn Jemand sich berechtigt dünkt, seine ihm noch unbewußte Zukunft rücksichtlich geschlechtlicher Verhältnisse ein für allemal zu verpfänden? ¿Ist es nicht eine verhängnißvolle Lehre, die Priester, Mönche und Nonnen allen Versuchungen des Fleisches preis zu geben, um sie den Engeln näher zu wissen? „Denn",

1. Tim. 3, 12. Die Diakone laß einen jeglichen sein eines Weibes Mann, die ihren Kindern wohl vorstehen und ihren eigenen Häusern.

---

spricht Nathan der Weise, „denn, Daja, glaube mir, dem Menschen ist ein Mensch noch immer lieber als ein Engel." ¿Wem ist nicht einleuchtend, wie Entbehrung die Macht der Triebe steigert, während die gleichzeitige Vorstellung von der hülflosen Lage die Kraft des zur Zügelung der Triebe berufenen Geistes verringert? „Unser Fleisch", sagt Bogumil Goltz, „unser Fleisch muß eine gute Haut haben; aber es muß eben unsere eigene Haut und kein sittliches Steifleinen sein." „Ich protestire", schreibt Pater Hyacinth Loyson in seinem Absagebrief an den General der Carmeliter-Barfüßer, „ich protestire gegen den radikalen und schrecklichen Widerstreit mit der menschlichen Natur, die von jenen falschen Lehrern in ihren unverwüstlichsten und heiligsten Bestrebungen angegriffen und empört wird. Ich protestire namentlich gegen die kirchenschänderische Fälschung des Evangeliums des Sohnes Gottes selbst, dessen Geist und Buchstabe in gleicher Weise von dem Pharisäismus des Neuen Gesetzes mit Füßen getreten werden." In der Siebenhügelstadt gibt es zwei bis dreimal so viele uneheliche als eheliche Kinder; und bei den während der Ehe, aber nicht in der Ehe erzeugten würde die Beichtstuhl-Statistik wahrscheinlich ein ähnliches Verhältniß aufweisen. Das canonische Recht (Dec. p. II. caus. 32. I. cap. 12.) gibt unter anderen folgenden Grund gegen die Ehe: „Die Ehe füllet die Erde, die Jungferschaft das Paradies. Dies ist zu ersehen aus der hebräischen Wahrheit, weil in der Schrift an jedem Tage der Schöpfung, am ersten, dritten, vierten, fünften und sechsten Tage nach vollendeter Arbeit es heißt: Und Gott sah, daß es gut war; — von dem zweiten Tage aber dieses gar nicht gedacht wird. Dies gibt uns zu verstehen, daß die Zahl zwei, welche von der Einheit abgeht und die Eheverbindung vorstellt, nicht gut sei." Es ist diese Stelle vorzugsweise auf die Priesterehe gemünzt. Sonst heißt es etwa: „ein unverheiratheter Geistlicher vermöge in seinem Amte fruchtbarer zu sein, als Einer, der für Weib und Kind zu sorgen hat." Dieser Grund für das Cölibat beweist zu viel und darum nichts. Demgemäß dürfte Keiner, der ein öffentliches Amt bekleidet, verheirathet sein; denn auch für diesen, ja am Ende für jedweden Menschen, ist die Versuchung vorhanden, daß ihn die Rücksicht auf seine Familie von treuer und unerschrockener Pflichterfüllung abhalte. Es scheint allerdings auf den ersten Anblick, daß der unverheirathete, von Familiensorgen freie Mann mit desto rühmlicherem Eifer zum Besten der großen Familie, d. h. des Staates, arbeiten müsse; daß er bei geringeren Bedürfnissen für sich selbst minder interessirt wäre und vor Allem thätigeres Mitleid gegen Unglückliche bewiese. Aber diese Bedenken werden von der Erfahrung Lügen gestraft. Wo findet man öfter Beispiele des Geizes, als bei Junggesellen? ¿Wo weniger Rücksicht auf Mängel und Schwächen? „Die Menschen", schreibt Massimo d'Azeglio, „die Menschen, welche die röm. Staaten regieren, gleichen den Atheisten, die keinen andern Gedanken haben, als für die Dauer ihrer Tage wohl zu leben. In der That, ihre Macht geht mit ihnen zu Ende; sie können dieselbe nicht Kindern hinterlassen, weil (?) sie keine haben. Sie kümmern sich nicht darum, was man von ihrem Benehmen und ihren Handlungen denkt; sie setzen sich über die Meinung Anderer, über Moral und Gerechtigkeit hinweg." Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Härte der Eunuchen am meisten dazu beiträgt, das Joch des Despotismus im Oriente zu verschlimmern; denn diese sind dort häufig Minister. Jedes Individuum hat von der Natur den Wunsch, sich fortzupflanzen, und den conciliatorischen Gegensatz zwischen „Keuschheit" und „Ehe" verweist ein ordentlicher Mann in das Gebiet viehischer Einbildung. Die Conciliumsväter bedachten nicht, wie sie mit solchen Gemeinheiten das Andenken ihrer eigenen Eltern verunglimpfen; ihr Lebensgeschick muß sie nie mit edlen Frauen zusammengeführt haben. Der hl. Paulus sagt: „Ein Bischof sei eines Weibes Mann, der gehorsame Kinder habe"; der sog. hl. Vater, der untrügliche (?) Schriftausleger, thut den Mund auf und spricht: „Ein Bischof sei keines Weibes Mann." ¿Wer von Beiden hat Recht?

¡Sonderbar, daß diejenige Einrichtung es hauptsächlich ist, welche dem röm. Kirchensystem das Leben fristet, die, wenn allgemein geworden, der Christenheit den Untergang brächte! Im Normalzustande sollte die Familie, d. h. Mann, Frau und Kinder, den Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung bilden. Wenn inmitten der Verfinsterung des elften Jahrhunderts ein mit der dreifachen Nachtmütze überzogenes In-

Tit. 1, 5. 6. Derhalben ließ ich Dich in Creta, daß Du solltest vollends aufrichten, da ich gelassen habe, und besetzen die Städte hin und her mit Aeltesten, wie

dividuum es für vortheilhaft erachtete, den Christen die Familienlosigkeit als „evangelischen Rathschlag“ aufzubinden; wenn man noch im neunzehnten Jahrhundert es nicht für sinnlos hält, der Christenheit eine verheirathete Hausfrau als Vorbild der Jungfräulichkeit und Ehelosigkeit anzupreisen, so mögen Rohheit und Vorurtheil derartige Einfälle vielleicht entschuldigen; wenn aber die Verewigung einer achthundertjährigen Naturwidrigkeit der haltbarste Kitt wäre, einen kirchlichen Kunstbau in den Fugen zu erhalten, so stünde es über die Maßen kläglich. Mehr als die Priester selbst denken, werden sie von mittelalterlichen Ansichten beherrscht, und die Meisten scheinen kaum zu ahnen, daß die hierarchischen Gliederungen aller stetigen Ordnung feindselig sein müssen. Indem das Papalsystem den Stand der Kleriker ausscheidet und einen eigenen Stand der Vollkommenheit — nicht zur Pflicht, aber zu mehr als Pflicht macht, bestimmt es die andern Stände gegen diesen wenigstens als relativ unsittlich. Eine solche Moralphilosophie, (abgesehen von der Albernheit, Eines für sittlich, ein Anderes aber für noch sittlicher zu erklären) muß in Bezug auf das Subjekt so schwankend werden, daß es, will es gewissenhaft sein, niemals seiner wirklichen Pflicht sich vergewissern kann. Und wenn auch der Beichtvater dazu bestimmt sein soll, Halt und Gewißheit zu verleihen, ¿woher soll er die Gewißheit und Untrüglichkeit nehmen? Wir fürchten nicht, daß man uns der Consequenzmacherei beschuldige, wenn wir auch hier nachweisen, wie derlei Erscheinungen im Papalsystem aus seinem Prinzip hervorgehen mußten, und wie es nach der andern Seite just Folgerichtigkeit des Systems ist, inconsequent zu sein, so daß das Widersprechendste sich nebeneinanderstellen darf und die Folgerichtigkeit nicht weiß, wo sie aufhören soll. Es ist das ein Durcheinander der Willkür, bei dessen Betrachtung sich eben das Ergebniß herausstellt, daß ein wissenschaftliches System der Sittenlehre dem Papismus schlechterdings unmöglich ist. Priestercölibat und Ohrenbeichte sind unzertrennlich. Man braucht keine besonderen psychologischen Studien gemacht zu haben, um überzeugt zu sein, daß verhältnißmäßig äußerst Wenige sich noch bewogen finden dürften, sich von einem verheiratheten Priester im Beichtstuhle ausfragen zu lassen, trotz aller Betheurungen von Verschwiegenheit gegenüber seiner Frau Gemahlin. Man verläßt sich mehr auf sich selbst, als auf die röm. Disciplin der Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses; Jedermann weiß ja, daß Priester nicht geringeren Schwachheiten ausgesetzt sind, als andere Sterbliche. Als kaum etwas minderes, denn als Denkfaulheit oder gewissenlose Feigheit ists zu taxiren daß, trotz so vieler Beispiele von mißbrauchter beichtväterlicher Stellung, Familienväter sich nicht häufiger auflehnen gegen eine Einrichtung, die ihre Frauen und Töchter auf Gnade und Ungnade einem Unbekannten überliefert. — Die Frage der gezwungenen Ehelosigkeit der röm. Priester hat überdies noch eine weltgeschichtliche Seite: Diese Einrichtung ist nicht bloß die moralische Krücke, sondern auch das Damoklesschwert für das Papstthum. Dieselbe ist nicht Sache des Glaubens, sondern Sache der Disciplin; und so gut als ein pfiffig-energischer Papst diese Disciplin den Priestern aufzwängte, kann es einmal passiren, daß ein human-energischer sie wieder davon erlöst. Die Politik der röm. Curie ist sehr sprunghaft geworden und unterliegt oft unerwarteten Wandlungen. Bedenkt man, daß die immer weitere Ausbreitung der Civilehe dem Glauben an die Entbehrlichkeit des Pfaffenthums Vorschub leistet, und daß mit dem Verluste des Beichtstuhls eine der Hauptstellungen vernichtet wäre, von wo aus die öffentliche Meinung beherrscht wird, so bliebe nur die Kanzel als letztes Bollwerk übrig, und bekanntlich sind Messelesen und Predigen verschiedene Dinge. Folgende Hiobsposten gelangten aus Wien zur Kenntniß der geängstigten Menschheit: Den Hirtenbriefen folgen die Fastenpredigten, und die klösterlichen Kapuzinaden erschallen von den Kanzeln, um den Gläubigen zu beweisen, daß alle Religion untergehe, wenn das Konkordat nicht fortbesteht, und daß die christliche Kirche zusammenstürze, wenn der Papst nicht durch eine Anzahl muselmänisch uniformirter Zuaven beschützt wird. In der Dominikanerkirche, welche, wie die Jesuitenkirche, von der höheren Aristokratie viel besucht wird, nergelte ein fossiler Pater an dem „Dunste der frechen Aufklärung, der Europa umhüllt“; noch (Februar 1866) sei es aber Zeit, die verderbendrohende Zukunft abzuwenden, wenn der Kaiser und das Volk von Oesterreich sich entschließen, wie früher, treu und fest zur „Kirche“ zu halten. Eine hie-

ich Dir befohlen habe. Wo einer ist untadelich, eines Weibes Mann, der gläubige Kinder habe, nicht berüchtigt, daß sie Schwelger und ungehorsam sind.

---

sige klerikale Druckerei hat einen bereits in drei Auflagen erschienenen Abdruck der Flugschrift von Alban Stolz: „Der Wechselbalg, womit Baden und Oesterreich aufgeholfen werden soll", veranstaltet. Die Geistlichkeit verbreitet dieses Pamphlet, welches die Civilehe als den „vom Satan mit der Revolution erzeugten Wechselbalg" darstellt, mit großem Eifer unter der Landesbevölkerung. Eine in Preßburg gedruckte Ausgabe wird unter der deutschen Bevölkerung Ungarn's zu verbreiten gesucht. Die Gleichheitsklubs, deren Präsident General Klapka ist, haben nämlich eine Petition an den ungarischen Reichstag gerichtet, in der sie um Einführung der Civilehe bitten, und die röm. Geistlichkeit bemüht sich nun, Gegenkundgebungen zu Stande zu bringen. Es ist ein Hauptkunstgriff der Ultramontanen, daß sie das Fürwahrhalten aller von der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ausgegangenen Verordnungen mit denjenigen der Sittlichkeit verquicken und jeden als einen unsittlichen Menschen der öffentlichen Verachtung preisgeben, der, wie sie sagen, keine Religion hat, der z. B. nicht glaubt, daß Eheschließung und Matrikelführung nur durch die röm. Priesterschaft rechtmäßig zu vollziehende Handlungen seien. Am 9. Aug. 1869 fand in Gmunden eine Diözesanversammlung der katholischen Vereine Oesterreichs statt. Als Redner trat da u. A. ein gewisser Franz Joseph Rudigier, Bischof von Linz auf, ein Herr, der wenige Wochen zuvor wegen Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt vom Gericht verurtheilt, dann vom Kaiser begnadigt worden war. Die Civilehe bezeichnete Se. bischöfliche Gnaden „als noch tief unter der Prostitution stehend. Der Kaiser habe seine Macht getheilt und daher in den Gesetzen nicht seinen eigenen Willen kundgegeben. Am 15. Oktober 1867 habe derselbe dem Kardinal Rauscher gesagt, letzterer dürfe nicht vergessen, daß Se. Majestät constitutioneller Fürst sei. Wir müssen daher trachten, daß wir Rathgeber um Se. Majestät bringen, die ächte Katholiken sind." Die Mittel erörternd, meinte Rudigier, „man solle dahin wirken, daß in öffentlichen Lokalen die Tagesliteratur, diese Giftbecher für die Passagiere, abgeschafft werde." Noch theilte er mit, der Reichskanzler habe ihm in der letzten Audienz selbst gesagt, daß ein constitutioneller Oesterreicher unbekümmert um die Dogmen der katholischen Kirche seinen Weg zu gehen hat. Ein nicht enden wollender Beifallssturm begleitete den Redner beim Verlassen der Tribüne.

Die politischen Ereignisse, welche den Schlachten von Custozza und Königgrätz kurz vorangiengen, hatten die Aufmerksamkeit der Zeitungsleser in so hohem Grade in Anspruch genommen, daß nichts, was nicht unmittelbar mit den Hoffnungen und Befürchtungen der kämpfenden Parteien und des Geldmarktes zusammenhieng, ein allgemeines Interesse zu erwecken vermochte. Und doch fand damals einer der wichtigsten Vorgänge statt, welche die Jahrbücher der Kirchengeschichte verzeichnen. Den 9. Juni 1866 hat die italienische Kammer die ersten zwei Artikel des Gesetzes betreffend Aufhebung der geistlichen Körperschaften angenommen. Sie lauten: „1) die Orden, die Corporationen, die regulären und seculären Congregationen, die Conservatorien und die Ritiri, die ein gemeinsames Zusammenleben in sich schließen und geistlichen Charakter haben, sind im Staate nicht mehr anerkannt. Die Häuser und Gebäude, welche den genannten Orden, Corporationen, Conservatorien und Ritiri gehören, werden zu Handen des Staates genommen. 2) Die Mitglieder der Orden, Corporationen und religiösen Congregationen, der Conservatorien und Ritiri genießen, vom Tage der Veröffentlichung des gegenwärtigen Gesetzes an, die volle Ausübung aller bürgerlichen und politischen Rechte." Der Abgeordnete Massari hatte Ausnahmen für Klöster von besonderer Bedeutung, wie das von Montecassino, zu empfehlen versucht, und auch Ricciardi hätte die „Fate bene fratelli" zu erhalten gewünscht; aber über alle Ausnahmen wurde nach einigen bündigen Worten des Berichterstatters Raeli rasch zur Abstimmung über obige Artikel weggegangen. Raeli erklärte, daß für die Erhaltung von Denkmälern der Kunst und der Wissenschaft gesetzlich gesorgt sei, und daß die gegenwärtigen Mönche von Montecassino nicht dazu beitragen, dieses Monument in größern Respect zu bringen. Wahrlich, kein geringes Zeichen der Zeit ist es, wenn eine Maßregel, wie die vorstehende, von der öffentlichen Meinung Europas mit Stillschweigen übergangen ward. Tausende von Klöstern sind seit den dreißiger Jahren in Spanien, Portugal, Südamerika und in andern Ländern auf-

1. Petr. 5, 13. Es grüßen Euch die Miterwählten zu Babylon und mein Sohn Markus.

gehoben worden; aber alle diese der Peripherie des Papismus geschlagenen Wunden stehen zurück an Wichtigkeit gegen den einen gewaltigen Streich des italienischen Parlaments. Immer hat Italien als der Hauptsitz der Stärke des Katholizismus gegolten, und es war für den Lebensprozeß der Hierarchie jeweils unwesentlich, ob die höheren Träger des Systems sich mehr außerhalb, oder innerhalb Roms rekrutiren konnten. Aus Italienern sind zu mehr als neun Zehntheilen zusammengesetzt die Congregationen und Behörden der röm. Curie, welche die ganze röm. kath. Welt durch ihre bis in die kleinsten und kleinlichsten Einzelheiten ausgesponnenen, im Namen des Papstes erlassenen Vorschriften und Entscheidungen regieren nnd maßregeln. Bald nun muß sich die Sachlage anders gestalten, denn die Logik der Thatsachen wird zu Rom, wie überall, die Logik der Theorie überholen. Und gerade der Umstand, daß in der ewigen Stadt die Feinde Italiens zum größten Theile noch die Geschicke der röm. Kirche bestimmen, erweist sich nunmehr als das günstige Förderungsmittel der Pläne der Reorganisatoren auf staatlichem und kirchlichem Gebiete. Nicht das ist das Schwierigste für die italienische Aktionspartei, daß sie allenfalls den einen oder den andern Papst nöthige, sich außer Landes zu begeben, sondern das, daß sie dem Volke Zeit und Gelegenheit schaffe, sich an den Anblick eines neuen Zustandes der Dinge zu gewöhnen. Diese Gelegenheit, sie ist dem italienischen Volke Jahre lang geboten gewesen; Jahre lang wurde es mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die röm. Curie stets sich als Feind der Verwirklichung der Ideale Italiens erwies. ¿Aber was half das Alles, so lange die Janitscharen der Curie, die Mönche, sich noch immer der Sympathien der Massen erfreuten und 50,000 Beichtstühle im Dienste antinationaler Bestrebungen funktionirten? Es bedurfte auch da des nagenden Zahnes der Zeit; und der Zeitgewinn ist der Aktionspartei in außerordentlichem Maaße geworden. Seit 1848 nämlich haben sich nur ausnahmsweise noch junge Männer zur Aufnahme ins Noviziat gemeldet, aus Furcht entweder, die Dinge möchten kommen, wie sie nun kamen, oder aus patriotischer Abneigung gegen die Orden als solche. So ist denn in allen Klöstern Italiens eine unausfüllbare Alterslücke entstanden, und schwand in Tausenden von Familien das Interesse an Aufrechthaltung von Instituten, welche als Versorgungsanstalten von Angehörigen früher einen unverkennbaren Anspruch auf Schutz genoßen. In dieser Lücke, in diesem Bruch der Ueberlieferungskette ist nach unserem Dafürhalten die Lösung des Räthsels zu suchen, daß dasjenige, was vor zwanzig Jahren als ein Ding der Unmöglichkeit gelten mußte, als die selbstverständlichste Sache von der Welt erscheint. Die erste Etappe des Zeitgewinns hat somit die italienische Aktionspartei hinter sich, und es kann kaum anders geschehen, als daß sie sich nunmehr selbst aus den Reihen ihrer ehemaligen Gegner verstärke. Durch den Parlamentsbeschluß ist nämlich in einem Zuge auch der Cölibatszwang der Ordensleute aufgehoben; das sog. unauslöschliche Merkmal des Gelübdes der Ehelosigkeit findet vor den Gerichten keine Anerkennung mehr, und gar Viele werden es vorziehen, unter einem andern, als unter dem päpstlichen Pantoffel die Freuden und Leiden des Lebens zu genießen. Das Heirathen von Priestern und sonstigen Ordensleuten hat sich für die röm. Curie zur Zeit der Reformation schon als das erfolgreichste Hinderniß ultramontaner Machtentfaltung herausgestellt; und nichts offenbart deutlicher die Schwäche eines Systems, als wenn seine Forterhaltung bloß für so lange zu erwarten ist, als die Mehrheit seiner Anhänger sich einem vernunft- und naturwidrigen Zwange fügt. Nur vorübergehend, in Frankreich einmal, war das Eingehen einer Ehe auch Denen gestattet, welche das klerikale Keuschheitsgelübde abgelegt hatten; überall sonst, und in Frankreich auch jetzt, bildet die Ablegung besagten Gelübdes noch ein rechtliches Ehehinderniß. Italien ist der erste Staat in der Reihe der romanischen Ländergruppe, welcher auf gesetzlichem, durch keine revolutionären Gestaltungen vorbereiteten Boden, den Gelübden alle rechtlichen Folgen benimmt. Wenn wir die Ansicht aussprachen, es sei die Klosteraufhebung in Italien für das Papstthum verhängnißvoller als alles, was ihm sonst je widerfahren, so thun wir das, weil wir der Ueberzeugung leben, daß als Folge dieser Aufhebung ein reinerer Gottesdienst an die Stelle des mittelalterlich-mönchischen treten wird. Die Italiener werden dem Namen von „Katholiken“ nicht untreu werden, und genügt es, wenn sie allmählig

13. ¿ **Wie raisonniren die Sachwalter des röm. Religionssystems, um zu beweisen, daß es recht sei, den Nichtgeistlichen den Kelch zu entziehen?**

Ihre hauptsächlichsten Argumente beschränken sich auf folgende Be=

---

den Grundsätzen der Geistesfreiheit auf religiösem Gebiete sich zuwenden. Dies wird der Fall sein; dafür bürgt der Umstand vornehmlich, daß die gebildeten Klassen der Halbinsel Hand in Hand gehen mit der Regierung, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach die röm Curie beharren wird in ihrer Wuth gegen die nationale Beschlußpartei. Es ist diese Wuth um so alberner, als ihr weder geistige noch finanzielle Kräfte zu Gebote stehen und als die meisten Kardinäle über und über mit Schulden belastet sind und riskiren müssen, bei Gelegenheit der Annexirung Roms ausgepfändet zu werden. Sollte Pius IX. in ein paar Jahren den Weg alles Fleisches einschlagen, so wird die Besetzung der vakanten Stelle zunächst eine Geldangelegenheit für die Violetstrümpfe, und braucht es unter solchen Umständen einer nur schwachen Sehergabe, um zu erkennen, daß das Conclave sich für den Kandidaten Napoleons und Viktor Emanuels entscheiden wird. Es ist also gar nicht unmöglich, im Gegentheil leicht möglich, daß die Geschicke des Katholizismus sich in Bälde nach dem Zeichen der Bleiwaage reguliren.

13. Ein Schriftsteller, der seine Pflicht kennt und liebt, verfolgt nie den Zweck, den Leser zum Glauben an seine Meinungen, sondern nur zur Prüfung derselben zu bringen. In jedem Einzelnen kann Ueberzeugung nicht anders entstehen, als wenn er die von Andern und durch sich selbst bemerkten Momente seiner, des Einzelnen Urtheilskraft so sorgfältig abwiegt, daß er denken kann, alle gleich Sorgfältigen würden sie ebenso beurtheilen. Deßwegen darf er sein Urtheil Andern nur mit probehaltigen Gründen vorhalten, sie nicht daran ohne ihren Willen binden. Es ist hier nicht der Ort, zu erörtern, inwiefern viele Protestanten die Wichtigkeit des Kelches zu hoch angeschlagen haben. Zur Zeit, als man sich aufs Lebhafteste mit theologischen Fragen beschäftigte, mußte die Kelchentziehung, wenn sie auch nicht die bedauernswürdigste Abweichung vom apostolischen Christenthum ist, doch als eine der auffallendsten und frechsten Verletzungen der hl. Schrift erscheinen, und es mußten namentlich Diejenigen davon betroffen werden, welche angefangen hatten, über das Wesen der Religion der Päpste ins Klare zu kommen. Der einzige Grund für die Behauptung, daß den Aposteln allein der Befehl ertheilt worden sei, den Abendmahlswein zu trinken, ist, daß die Apostel allein bei der Einsetzung des hl. Abendmahls gegenwärtig waren. Was nun zu viel beweist, beweist bekanntlich nichts; gerade so, wie Derjenige das Ziel verfehlt, der über dasselbe hinausschießt. Wenn der Grund stichhaltig wäre, um diesen einen Befehl auf die röm. Priester, als die vorgeblichen Nachfolger der Apostel, zu beschränken, so wäre er es gleicherweise, auf sie den andern zur nämlichen Zeit ertheilten Befehl zu beschränken: die Priester allein müßten dann das Brod des hl. Abendmahls genießen, und müßte den Nichtgeistlichen Kelch und Brod des hl. Abendmahls, mithin das ganze Sakrament vorenthalten werden. Außerdem müßte jeder bei der Messe gegenwärtige Priester den Kelch erhalten, während in Wirklichkeit und nach dem Willen des Concils von Trient (Sess. XXI. can. 2.) der communicirende Priester allein trinkt; den nicht=messelesenden, sondern bloß sonst anwesenden Priestern wird der Kelch ebensogut, wie den Nichtpriestern vorenthalten. Beim ersten hl. Abendmahl waren die Jünger keineswegs als Apostel zugegen, sie bildeten da bloß die Heerde, während Christus das Amt des Hirten verrichtete. Als Paulus den Christen in Corinth befahl, sie sollten Alle aus dem Kelche trinken, ¿gab es etwa in der korinthischen Gemeinde lauter Priester? Innocens III. (Myst. miss. lib. VI. cap. 34.) macht bei Angabe seiner Gründe, weßwegen das hl. Abendmahl unter beiden Gestalten zu nehmen sei, keine Ausnahme zu Gunsten der Priester. Daß die Christen während mehr als 1200 Jahren ohne Widerspruch das hl. Abendmahl unter beiden Gestalten genossen hatten, schien da um so weniger der Beachtung werth, wo es sich darum handelte, das sinkende priesterliche Ansehen durch eine Art Auszeichnung in den Augen der Nichtpriester wieder ein Bischen heraufzuschrauben. Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sagt uns, daß man den Befehl: „Trinket Alle daraus" bei Seite zu setzen habe, daß aber die

hauptungen: „Christus habe den Aposteln allein den Befehl ertheilt, den Abendmahlswein zu trinken; die röm. Priester aber allein seien

Worte der nämlichen Stelle: „Das ist mein Leib" bei Strafe ewiger Verdammniß in einem Sinne auszulegen seien, welcher beweisen würde, daß Christus seinen eigenen Leib in der Hand hielt; ja noch mehr, daß die zwölf Apostel, jeder besonders, in demselben Augenblicke Leib und Blut, Nerven und Knochen, Seele und Gottheit aufspeisten, während Er selber die ganze Zeit hindurch unter ihnen saß und sich mit ihnen unterhielt. Die nähere Bezeichnung Alle ist dem Trinken aus dem Kelche ausdrücklich beigefügt; vom Essen des Brodes ist nicht dasselbe gemeldet. Man sollte darum meinen, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) eher auf die Brodentziehung hätte verfallen mögen. Könnte es sich da überhaupt um eine Wahl handeln, so dürfte sie die Kelchentziehung weniger dulden, als wir, weil sie einen Theil der Abendmahlstexte buchstäblich auslegt; während wir, die wir im Empfange des hl. Abendmahls eine Gedächtnißfeier, ein Sinnbild erblicken, eher auf das Genießen bloß eines seiner Bestandtheile abzustellen vermöchten. Falls wir unter dem Brode auch das Blut empfingen, so müßte man nicht sagen: „Nehmet, esset", sondern: „Nehmet, esset und trinket; dieses gesegnete Brod ist die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi." Wenn, weil der Leib Christi als lebendiger Leib, nicht ohne Blut ist, die Laien unter der Gestalt des Leibes ohnehin schon das Blut bekommen, ¿warum lassen sich die Meßpfaffen nicht mit einer Gestalt begnügen? ¿Warum dürfen sie nicht mit dem Kelche allein communiciren? ¿Warum ist die Weihung unter einer Gestalt unerlaubt? Herr Thomas von Aquino (De sacram altar. cap. 29) weiß sogar das Alte Testament der Theorie der Kelchentziehung dienstbar zu machen. Nach diesem Exegeten bedeutet die Stelle 5. Mos. 12, 27: „Das Blut Deines Opfers sollst Du gießen auf den Altar des Herrn, Deines Gottes, und das Fleisch essen": „Du sollst das Blut dem Priester übergeben, welcher das besonders geweihte und geheiligte Gefäß ist und ein würdiger Altar zur Aufnahme des Bluts des Herrn." — Die Worte „Trinket Alle daraus" bleiben nun ein ungeheurer Stein des Anstoßes für Diejenigen, welche die halsbrechende Rolle übernommen, die Ansprüche der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) auf Unfehlbarkeit durch Dick und Dünn herauszubeißen; selbst Herr J. B. Bossuet weiß sich da nur auf dem breitgetretenen Pfad einer Vergleichung aus der Verlegenheit zu ziehen. „Nichts deutlicher", sagt der leichtfertige Denker, „nichts deutlicher, als diese Schriftstelle; aber auch nichts deutlicher, als der den Juden gegebene Befehl, das Osterlamm stehend zu essen. Dessenungeachtet aßen sie es sitzend." Etwas anderes ist die Vernachläßigung einer Verordnung, weil man sie für nicht wichtig hält, als das Abschaffen derselben vermittelst förmlichen Beschlusses. ¿Welches Verhältniß besteht zwischen einem so geringfügigen Umstande, stehend oder sitzend zu essen, und der in der Einsetzung eines Sakramentes ausdrücklich gebotenen Handlung? Unermüdlich in der Vertheidigung seines Brodstudiums, bringt dieser Gelehrte der Welt noch zum Gedächtniß, daß selbst die Protestanten die Kelchentziehung bei denjenigen Communicanten billigen, welche eine unwiderstehliche Abneigung gegen den Wein hegen. Er hätte ebensogut zur Beschönigung des Verbots des Bibellesens anführen können, daß selbst die Protestanten die Blinden davon entheben. Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, hat den lustigen Behelf ersonnen: „Es giengen die Worte „Trinket Alle daraus" in dem Sinne auf die gegenwärtigen Apostel, daß Einer nicht den ganzen Kelch austrinken sollte." Herr Dr. Hermann Rolfus zieht die bei Capernaum gesprochenen Worte Christi (Joh. 6, 53) herbei: „Wenn Ihr nicht esset das Fleisch des Sohnes des Menschen und trinket sein Blut, so habt Ihr kein Leben in Euch." „Damit", meint der einen Irrthum auf einen andern pfropfende Doktor, „damit kann doch nur überhaupt der Genuß des Blutes gemeint sein, nicht aber ausdrücklich dessen gesonderter Genuß." Auch Herr Dr. Alban Stolz hat sich bezüglich der Weinentziehung in das Verdienst einer Erfindung hineingerudert. „Daß", meint Herr Stolz, „daß die röm. Kirche gegen die ausdrücklichen Worte des Herrn, man solle sein (?) Blut trinken, dennoch nur die Brodgestalt reiche, komme daher, weil sie ihre Anschauungsweise über den Buchstaben hinaus zum Geist (!?) erhebe." Der Kauz versteigt sich aus seiner fetten Pfründe in die höhere Mystik duse-

in jeder Beziehung die Rechtsnachfolger der Apostel. Die Auslegung sämmtlicher Stellen der hl. Schrift komme der röm. Kirche (Papst

---

liger Deuteleien; er sucht sich mit ungeschlachtem Humor nach besten Kräften über den Parteien zu halten. Eine noch neuere Ausrede sind die landesväterlichen Sanitätsrücksichten. Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, mögen hiemit zu verstehen geben, daß sie, unter Umständen, aller wurmhaften Speichelleckerei abhold sind. Einen lichtvollen „Beweis", daß man in den ältesten Zeiten schon unter einer Gestalt communicirte, erbringt ein Dr. Karl Haas zu Augsburg in seinem Werk: „Beleuchtung großer Vorurtheile gegen die katholische Kirche". „In jenen ersten Zeiten", sagt unser Beleuchter, „in jenen ersten Zeiten communicirten sogar ganz zarte Kinder, welchen man ohne Gefahr das geheiligte Brod nicht geben konnte; also ließ man sie bloß vom hl. Blute saugen." Allzu scharf macht schartig. Einer Namens Scheffmacher, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, zeigt in seinem mit Billigung der Ordensvorgesetzten erschienenen Katechismus der Unterscheidungslehren mittelst einiger Beispiele, daß die alte Kirche sich oft damit begnügt habe, eine einzige Gestalt zu geben: „Nicephorus (Hist. eccles. lib. III. cap. 7.) sage: indem eine macedonische Dame dergleichen that, als empfange sie den Leib Unseres Herrn, nahm sie aus der Hand ihrer Dienerin ein Stück Brod, welches sich in ihrem Munde alsbald in Stein verwandelte." „Hieraus", scherzt der süßliche Herr, „müsse man schließen, daß der Kelch dazumal nicht gegeben wurde; denn, wäre er gegeben worden, so hätte die mazedonische Dame nicht den Gedanken haben können, diese Finte zu brauchen" Item: „Der hl. (?) Cyprianus erzähle von einer andern Dame, welche das geheiligte Brod nach Hause genommen und in einen Schrank eingeschlossen hatte; als diese das geweihte Brod (sic) nehmen wollte, um zu communiciren, sei sie von einer dem Schrank entsteigenden Flamme in Schrecken gesetzt worden, weil sie kein reines Gewissen besaß." „Hieraus", bemerkt der Spaßmacher, „könne man bemerken, es sei kein Anschein vorhanden, als habe die Dame auch den geweihten Wein (sic) nach Hause genommen, um ihn aufzubewahren." Damen gegenüber macht man mit der Logik schlechte Geschäfte. Item: „Der hl. (?) Basilius schreibe an Cäsarea, daß die von den Städten entfernt wohnenden Einsiedler die Gewohnheit hatten, das geweihte Brod für ein ganzes Jahr mit in die Wüste zu nehmen." „Nun", mäkelt der Schlaukopf, „hätten sie den Wein nicht so lange aufbewahren können." Mit dergleichen Müsterchen pflegt der Regularorden, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, die vorgefaßte Meinung seiner geistigen Ueberlegenheit zu rechtfertigen. Der Scheffmacher wird von den Jüngern Loyola's zu den bekenntnißgetreuesten Bahnbrechern und arkadischen Prunkrednern gezählt. Lebte er noch, so möchte er zu Denjenigen gehören, welche vom Herrscherpaare das Hofdekret angezappelt hatten, mit Nachlaß der vorgeschriebenen Lehramtskandidaten-Prüfung an K. K. Unterrichtsanstalten wirken zu dürfen. Den Lorbeer eines solchen Armuthszeugnisses wird dem Bettelorden Niemand entwinden. Anfangs März 1868 hat der österreichische Unterrichtsminister Hasner verfügt, daß das Jesuitencollegium zu Feldkirch von der Besorgung des öffentlichen Unterrichts am Obergymnasium daselbst mit Ende des Schuljahres enthoben werde, und daß an dieser Anstalt von diesem Zeitpunkt an ein nach den gesetzlichen Vorschriften für Staatsgymnasien zu bestellender Lehrkörper in Wirksamkeit zu treten habe. Gleichzeitig hat Herr Hasner dem Jesuitengymnasium bei Linz das Recht, staatsgültige Zeugnisse auszustellen und Maturitätsprüfungen abzuhalten, entzogen. Dem statistischen Bericht des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, zufolge betrug Ende 1864 die Zahl der Jesuiten 7728, und hat sich deren Zahl seit 1841, wo sie 3503 betrug, daher mehr als verdoppelt. Bei den auswärtigen Missionen waren im Jahre 1864 von genanntem Orden 1532 Priester verwendet. (Augsb. Allg. Zeitg. 14. Jan. 1866.) Am 1. Januar 1869 belief sich die Zahl der Jesuiten auf 8584. Wenn man genau zusieht, so überzeugt man sich, daß die Paladine der Madonna, ungeachtet ihrer respektablen Anzahl, seit dem Jahre 1814 auch nicht ein Geistesprodukt hervorgebracht haben, das sich auszeichnet auf dem Gebiete der Bildung. Noch mehr: Kein Jesuit hat je durch ein geniales Werk das Reich der Erkenntniß gefördert. „Wir Loyoliten haben meist unsern Ruhm selbst gepredigt", meinte ein Ex-

und ein Theil des Klerus) zu; sie könne nicht irren, und da sie nun die Communion unter **einer** Gestalt eingeführt, das konstanzer Con-

---

jesuit; „Lobreden, die nicht von Einem der Unsrigen herrühren, sind dünn gesäet." Gleich den doktrinären Stubenphilosophen und Weltverbesserern entlaufen sie dem Gesellschaftsverbande und scheinen sich nur deßhalb hinter das Gesammtschicksal der „Menschheit" zu verstecken, damit man sie nirgends finde, wo es gilt, scharf umgränzte Aufgaben der Gegenwart anzufassen und mit Muth und Geschick zu lösen. Sie sollten sich eigentlich schämen, daß sie nicht mehr zu Wege bringen. Der Einfluß des **heutigen** Jesuitenordens pflegt außerordentlich überschätzt zu werden. Früher, als er noch an gar manche Höfe die Beichtväter lieferte, erwies er sich als eine dem Protestantismus nicht bloß feindselige, sondern von ihm gefürchtete Macht. Jetzt ist er in Europa zu einem Schlagworte herabgesunken, zu einer Art von Prügeljungen des Parlamentarismus. Die Mehrzahl der Hiebe, die ihn treffen, wären billiger Weise direkt an den Papismus zu adressiren. Anders gestaltet sich der Einfluß des Ordens bei rohen oder halbzivilisirten Völkerschaften. Dort mag er am Platze sein, so lange nichts Besseres nachkommt. Als untergeordnetes Rad in der hierarchischen Maschine mag er weiter schnurren; als Regulator ist er nicht weiter zu verwenden.

Ich hoffe, der Leser dieser Schrift wird sich bereits mehrfach überzeugt haben, wie wenig es mir um den Ruhm schriftstellerischer Zunftgenössigkeit zu thun ist, und wie gerne ich meinen Nachläufern hie und da Knochen, an Statt von Erisäpfeln, hinwerfe. Die Anlage meines Werks gestattet die Verwendung der anscheinend heterogensten Stoffe, und kann es nur nützen, wenn auch die **Geistesverwandten** des Ultramontanismus in möglichst vielen Gebieten bloßgestellt werden. Wie sich noch im vorigen Jahrhundert Adel und Geistlichkeit der sog. großen Nation zur Theilung verständigten in der Ausbeutung des Unterthanenvolks, so verständigt sich heute die Bourgeoisie auf „konstitutionellem Wege", wenn auch oft schmollend und grollend, die Faust im Sack, mit dem durch ihre Schuld gewaltig concentrirten und consolidirten politischen Despotismus. Dies ist durch zweierlei Ursachen erklärlich: erstens weil das Mastbürgerthum in Masse in Folge seiner bevorzugten und befriedigten Stellung jedes höhern geistigen und sittlichen Schwunges entbehrt und ihm für allgemeine Zwecke alle ernstliche Theilnahme, Aufopferungsfähigkeit und Hingebung abhanden gekommen ist; zweitens, weil es durch die, ob seiner Einzelwirthschaft, sich tausendfältig durchkreuzenden Sonderinteressen zu keinem entscheidenden Collektivwillen, keiner gemeinsamen That mehr befähigt ist, und für einen rettenden Umschwung der Dinge weder Bedürfniß noch Verständniß, sondern höchstens Besorgnisse hat, die es zu fanatischem Gegner machen. Daß Volksbildung gleichbedeutend ist mit Volksbefreiung, wissen die weltlichen Schutzzöllner ebensogut, als die geistlichen. Was wir dermalen in Frankreich von keiner einflußreichen Stellung aus ernstlich bedroht sehen, das sind die Schulen der „**unwissenden** Brüder", in denen hunderttausende von Kindern abgerichtet werden; sodann Anstalten, die es sich zur Aufgabe machen, der militärischen Allmacht ihre gefügigen Werkzeuge zu liefern, aber auch den infamen Zweck verfolgen, die Grundlagen der bürgerlichen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, den Sinn für Ackerbau, Handel, Wissenschaften und Gewerbe, die Bürgschaften für die öffentliche Sicherheit, die moralische Größe und das materielle Gedeihen im Volke zu untergraben. Wir erinnern hier an die Worte, die einst Barnave in der französischen Nationalversammlung sprach: „Ihr habt eine feierliche Erklärung der Menschenrechte sanktionirt; aber es gibt keinen Orden, der nicht durch sein Gelübde und durch seine Regel diese Rechte vernichtete. Ihr wollt freie Bürger haben; aber alle Mönche sind Sklaven. Ihr wollt Bürger haben, die nur der Nation, dem Gesetz und dem König unterworfen sind; aber die Mönche stehen unter auswärtigen Obern, deren Interesse meist dem unsrigen entgegengesetzt ist. Man will uns rathen, sie um der öffentlichen Erziehung willen beizubehalten; ¿aber kann es weise sein, die Bildung unserer künftigen Bürger Menschen zu überlassen, die aus allen häuslichen, bürgerlichen und politischen Verhältnissen herausgetreten sind? ¿Oder ist es nicht vielmehr unnatürlich, die Lehrer der Wahrheit für unsere Jugend aus einer Menschenklasse zu nehmen, welche auf den Gebrauch der Vernunft, wenigstens auf ihren unbeschränkten Gebrauch, Verzicht gethan hat? ¡Wahrlich, wenn uns die Aufhebung der Klöster auch noch Geld kosten sollte, anstatt

cil auch diesen Gebrauch gebilligt, so dürfe man mit Recht behaupten, daß die Communion unter beiden Gestalten nicht nothwendig sei.

---

uns welches einzutragen, dürften wir uns doch nicht darüber bedenken; denn es wäre dieser Versammlung unwürdig, sie bloß als eine Finanzoperation zu betrachten, da Politik und Moral noch mehr dabei interessirt sind!" Der Große Rath des Kantons Bern hat die Sache am 5. März 1868 erledigt durch ein mit Stimmenmehrheit gefaßtes Dekret. Dasselbe lautet: „Der Große Rath des Kantons Bern, in Betracht: daß die Beobachtung der Gesetze und Vorschriften über das öffentliche Schulwesen, welche der Staat aufzustellen berechtigt und verpflichtet ist, mit dem unbedingten Gehorsam, welchen die Mitglieder religiöser Orden ihren daherigen Obern schuldig sind, sich als unvereinbar erwiesen hat, beschließt: Als Primarlehrer oder -Lehrerinnen dürfen von nun an nicht patentirt oder angestellt werden Personen, welche einem religiösen Orden angehören; ebenso sind in Zukunft patentirte oder an öffentlichen Primarschulen angestellte Lehrer und Lehrerinnen, welche einem religiösen Orden beitreten, als auf Patent und Anstellung verzichtend anzusehen." Als im April 1865 der Unterrichtsminister Duruy dem gesetzgebenden Körper Frankreichs Vorschläge zur Hebung des Volksunterrichts unterbreitete, stimmten 223 gegen und 17 für den Antrag der Regierung. Despoten beschränken den Einzelmenschen mit der größten Folgerichtigkeit nach allen Seiten, so lange sie etwas zu nehmen haben; sollen sie aber geben, so bekommen sie plötzlich hohe Achtung vor der persönlichen „Freiheit." Auf diesem selbstgewählten Standpunkte mochten es pseudoliberale Schwätzer nicht über sich bringen, den Schulunterricht in Frankreich obligatorisch zu machen. „Man dürfe die Bürger da nicht zwingen; ihre Freiheit sei ohnehin beschränkt genug," hieß es. Es ist eine bekannte Thatsache, daß jedem wie auch immer gestalteten Versuch erleuchteter Staatsmänner, das Wohl der arbeitenden Klassen durch die Gesetzgebung zu fördern, sich der fast einstimmige Weheruf der Unternehmer entgegensetzt. Ihre Weissagungen vom Untergang der Industrie, ihre Predigten über die Heiligkeit der Freiheit, ihre Warnungen vor unausbleiblicher Verschlimmerung der Lage der Arbeiter selbst sind so stereotyp, wie der Schrei irgendeiner Thiergattung bei Erblickung der Beute, oder Annäherung des Feindes. Die Worte, mit denen Duruy seine Vorschläge in einem offenen Brief an Napoleon III. begründete, verdienen von jedem Freunde des Fortschritts gelesen zu werden. Sie lauten: „Sire, eine große Bewegung zieht die Menschheit fort zur Beherrschung der materiellen Welt durch die Wissenschaft und zum Erringen des Wohlbefindens durch den Reichthum. Um die Wette stürzen sich die Nationen in diesen Kampf, in dem die Waffen des Geistes die zuverläßigsten sind. Frankreich, das gewohnt ist, an der Spitze der Völker zu schreiten, darf sich nicht damit begnügen, hinter ihnen her den neuen Kampfplatz zu betreten. Auch jetzt muß es ihnen vorangehen, nicht allein durch das, was ehedem der Maßstab für die Nationen war: durch das Genie seiner großen Männer, sondern auch durch das, was heutzutage den Höhestand der Kraft und der Größe der Völker angibt, durch die geistige und sittliche Tüchtigkeit ihrer arbeitenden Klassen. Eine Gesellschaft ist eine unermeßliche Pyramide; je breiter und je fester ihre Grundlagen, je gesicherter und stärker ihre Zwischenschichten sind, um so höher wird ihr Haupt zum Lichte emporsteigen. Um mich kurz zu fassen, Sire, glaube ich, daß ich, als Antwort auf die denkwürdigen Worte der kaiserlichen Rede vom 15. Februar die Pflicht habe, Euer Majestät die Anerkennung und Ausführung folgender Grundsätze vorzuschlagen: 1) der Volksunterricht ist ein großer öffentlicher Dienst; 2) dieser Dienst muß, wie alle übrigen, welche dem Gemeinwesen nützen, von dem ganzen Gemeinwesen bezahlt werden; 3) das Recht zu wählen erfordert nothwendig die Pflicht, sich zu unterrichten, und jeder Bürger muß ebensogut lesen können, wie er die Waffe tragen und Steuern bezahlen muß." Frankreichs Bevölkerung betrug im Jahre 1868 38 Mill. Seelen. Unter 325,000 militärpflichtigen jungen Leuten befanden sich 109,000 Untaugliche. Bei den Ehen, welche im Jahr 1866 abgeschlossen worden, gab es unter den Männern $24\frac{1}{5}$ und unter den Frauen $41\frac{2}{3}$ Prozent, die weder lesen noch schreiben konnten. Und das ist die große Nation, die an der Spitze der Civilisation stehen will und eine so entsetzliche Zahl von Geistlichen hat. Auf die Gefahr hin, diese stettig zu machen, verweisen wir auf Nummer 1481 ihres Gesetzesbulletins vom Jahre 1869.

Ueberdies habe sie auf dem allerheiligsten Concil von Trient mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß Alles, was in seinen Satzungen verordnet worden, immer der Glaube der allgemeinen Kirche gewesen

---

Dieses reicht hin, um den gutmüthigen Seelen, welche von dem cäsarischen Regime eine Verbesserung in der Lage der arbeitenden Klassen erwarten, die Augen zu öffnen und sie zugleich zum Uebergehen zu bringen. Man liest in der angeführten Nummer, daß Johanna Borp, Lehrerin an einer Volksschule, nach 35jähriger Dienstzeit Anspruch auf eine Pension von 38 Fr. jährlich erworben hat, daß die Lehrerin Marie Heritier nach 45jähriger Dienstzeit mit 67 Fr. jährlich zur Ruhe gesetzt worden ist. Dagegen verleiht der Minister des kaiserlichen Hauses einer Theatersoubrette, die ebensosehr durch ihr dramatisches Talent, wie ihr ausschweifendes Leben bekannt ist, ein Gnadengehalt von Fr. 2000 und ein kaiserliches Dekret weist der Wittwe Troplong, deren Gemahl durch „politische Justiz" drei bis vier Millionen verdient hat, eine jährliche Rente von 20,000 Franken an. Bei dem Amendement Clary (7. April 1869), welcher Fr. 250,000 zur Verbesserung des Looses derjenigen Lehrer verlangte, die bereits pensionirt und bei dem Gesetze über Civilpensionen nicht bedacht sind, sprach der Finanzminister Magne, der gefällige Freund des Kriegsministers Niel, seine Verlegenheit aus, wenn man sein Budget in Verwirrung bringen wolle. ¡Fr. 250,000 Zulage für alte Lehrer in einem Rechtsstaate, der für den Militärdienst ein Ausgabebudget von $546^3/_4$ Millionen und 9 Marschälle, 170 Divisionsgenerale, 340 Brigadegenerale u. s. w. hat, und der eine Civilliste von $26^1/_2$ Millionen zahlt! Das Amendement fiel durch, weil es nicht die genügende Majorität hatte. Die „liberalen" Verfechter des Mastbürgerthums verhielten sich passiv; Keiner beantragte Abstimmung mit Namensaufruf. Aus einer Debatte im österreichischen Abgeordnetenhause (1865) heben wir hervor, daß für die österreichischen Pferdegestüte 119,000 Gulden weniger verwendet wurden, als für das gesammte Schul- und Studienwesen. Nicht einmal Friedrich dem Großen wird man es verzeihen, daß er auf den Rand eines ihm vorgelegten Unterrichtsplanes schrieb: „Es bleibt bei dem Katechismus und den vier Spezies; wenn Wir mehr bewilligen, so sägen Wir den Ast ab, auf dem Wir sitzen." Aufsehen machte in Wien die Haltung des Staatsministeriums gegenüber dem Beschlusse des Wiener Gemeindrathes (Sept. 1866), ein Lehrerseminar zu gründen, welches für die Hebung des Volksunterrichts Sorge zu tragen habe. Man hätte denken sollen, daß ein solcher Beschluß sich der wärmsten Unterstützung erfreuen müßte; statt dessen sah man, daß weltliche und geistliche Behörden, ganz ohne Rücksicht auf die gewährleistete Autonomie der Gemeinde, Hand in Hand giengen, um die Ausführung dieses Beschlusses zu hindern. Der Nuntius hatte dagegen unter Berufung auf das Konkordat protestirt, und die Regierungsbehörden beeilten sich, diesem Protest Folge zu geben. Nach der authentischen, unter Julius II. und Leo X. gedruckten röm. Kanzleitaxe müssen Städte, wenn sie eine Elementarschule errichten wollen, erst eine Erlaubniß hiefür in Rom erkaufen. Ueberall, wo die Pfaffenpartei noch einen bestimmenden Einfluß rücksichtlich des Volksunterrichts übt, bedeutet U n t e r r i c h t s f r e i h e i t „Freiheit n i c h t zu unterrichten." In Ländern, wo eine gesetzliche Schulpflichtigkeit besteht, sucht sie das aufblühende Schulwesen vermittelst des Sonntagsschulunwesens zu untergraben. Just am Tage, an dem Gegenwärtiges sich in den Händen des Setzers befindet, kömmt mir das Schreiben an den Congreß vor Augen, worin General Grant den Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten, welcher den Schwarzen und Farbigen das volle Bürgerrecht verleiht, amtlich proklamirt. „Eine Maßregel", heißt es da, „eine Maßregel, welche auf einmal vier Millionen Menschen zu Stimmberechtigten macht, die früher von dem höchsten Gerichtshof des Landes für vom Bürgerrecht ausgeschlossen und unfähig, es zu erlangen, erklärt wurden, mit der Bemerkung: es habe zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung in der zivilisirten Welt als selbstverständlich gegolten, daß Schwarzen keine Rechte zukämen, welche von Weißen respektirt zu werden brauchten — ist in der That ein größeres Ereigniß als irgend ein anderer Akt seit der Gründung unseres freien Gemeinwesens bis auf den heutigen Tag. Einrichtungen gleich den unsrigen, bei denen alle Macht direkt vom Volke ausgeht, sind hauptsächlich auf die Intelligenz, den Patriotismus und die Thätigkeit des Volkes an-

sei. Es sei mithin klar, daß zur Zeit der Apostel der Kelch Denjenigen entzogen wurde, die nicht Messe lesen."

---

gewiesen. Ich mache deshalb die soeben emanzipirte Raçe auf die Wichtigkeit aufmerksam, sich durch rüstiges, ehrenwerthes Streben ihrer neuen Stellung würdig zu erweisen. Der bisher von unsern Gesetzen mehr begünstigten Raçe gebe ich zu bedenken: Legt dem Aufschwung des neuen Bürgers keine Hindernisse in den Weg, sondern laßt i m jegliche Förderung angedeihen. Der Gründer unserer Verfassung glaubte fest, daß eine republikanische Regierungsform keinen Bestand haben könne, ohne daß Intelligenz und Bildung unter dem Volke allgemein würden. Der Vater des Vaterlandes sagte in seiner Abschiedsadresse: „Behandelt als Sache erster Wichtigkeit die allgemeine Verbreitung der Bildung. Je mehr in der Republik der Staat sich auf die öffentliche Meinung stützt, desto wesentlicher ist die Aufklärung des Volksgeistes. In seiner ersten Jahresbotschaft an den Congreß wurde dieselbe Ansicht nachdrücklich betont, und in der achten abermals. Ich wiederhole, daß die Annahme des fünfzehnten Zusatzartikels den größten bürgerlichen Fortschritt in sich schließt, daß sie das wichtigste Ereigniß seit dem Augenblick bildet, in dem unsere Nation in's Leben trat. Die Aenderung wird heilbringend sein in dem Verhältniß, wie die Rathschläge Washington's Beachtung finden. Waren diese Empfehlungen damals, als dies Volk nur einige Millionen zählte, berechtigt, wie viel wichtiger sind sie jetzt, da wir vierzig Millionen zählen und uns in rascher Steigerung vermehren. Ich lege es deßhalb dem Congreß an's Herz, alle innerhalb seiner Befugnisse liegenden Mittel aufzubieten zur Beförderung und Aufmunterung der öffentlichen Bildung durch das ganze Land; und das Volk beschwöre ich, dafür zu sorgen, daß Allen, welche die bürgerlichen Rechte besitzen und ausüben, die Gelegenheit zur Aneignung der Bildung geboten werde, welche ihre Theilnahme an der Regierung nicht zu einer Gefahr, sondern zu einem Segen macht. Nur durch solche Mittel können die Wohlthaten, welche man sich von dieser Verbesserung der Constitution verspricht, gesichert werden." Unsern Gegnern zufolge sind die Völker gleich Kindern; und Kinder, heißt's alleweil und alleweil, müssen zuallererst erzogen werden, ehe man ihnen Mündigkeit zutrauen darf. Ein großer Theil des Schulwesens in Frankreich befindet sich noch in Händen geistlicher Körperschaften. Daß die geistlichen Schulen dort schlechter bestellt sind, als die weltlichen, ergibt sich schon daraus, daß die Anforderungen wenigstens an die Lehrerinnen bei jenen niedriger gestellt werden, als bei diesen. Besonders ungünstig stellt sich aber das Verhältniß der geistlichen Schulen in Betreff der Moralität der Lehrer: die Zahl der Verbrechen ist bei den geistlichen Lehrern fast zwölfmal so groß, wie bei den weltlichen. Einige klagen über das harte Verfahren weltlicher Richter gegen geistliche Verbrecher; aber es wäre vielmehr am Ort, zu klagen über das schleichende Gift, das sich vermöge eines unnatürlichen Kirchengesetzes in das Mark der geistlichen Jugenderziehung einnistet und schon manches Leben vergiftet hat. Wenn einmal die Gesetzgeber den Coelibatszwang nicht mehr als zu Recht bestehend anerkennen und Alle das Recht haben, zur Natur zurückzukehren und Menschen zu werden wie andere Menschen, dann werden auch solche Erscheinungen seltener werden. Aber so lange dies nicht der Fall ist, wird die geistliche Erziehung oft zum Fluch für die Jugend, und bleibt es eine hl. Pflicht des Bürgerthums, diesen Pfahl aus ihrem Fleische auszuschneiden. Hinsichtlich der Obsorge um den Volksunterricht sind die hochkirchlichen und puseyitischen Mückenseiger Altenglands um kein Haar besser. Die Mehrzahl der unter den Augen dieser Mucker dahinsiechenden Ackerbau treibenden und Fabrikbevölkerung ist verdummt und weniger denkfähig, als ein Beduine, dem nie die Ahnung vom Vorhandensein eines Alphabets vergönnt war: Auch eine Benutzung künstlicher Düngmittel. Bei dem bloßen Bedürfniß nach Verausgabung menschlicher Muskelkraft sind Vorräthe an geistigen Nährstoffen ein todtes Kapital. Dieses sollte bei rationeller Kultur flüssig gemacht werden; denn es repräsentirt in einem Christen kaukasischer Rasse den Hauptwerth. Hallunken werden um so schädlicher für das Gemeinwohl, je mehr sie gelernt haben. Solche waren zu allen Zeiten die Raubthiere des Gemeinwesens, werden indeß von Minderverständigen oft eine Zeitlang geehrt, wenn sie ungeachtet ihrer inneren Rohheit äußerlich abgeschliffen sind. „Die englische Hochkirche", schreibt Carl Marx, „die englische Hoch-

Die hochheilige, für alle Länder und Völker im hl. Geiste rechtmäßig vereinigte und von den Gesandten des Apostolischen Stuhls präsidirte Versammlung

kirche verzeiht eher den Angriff auf 30 von ihren 39 Glaubensartikeln, als auf $^1/_{39}$ ihres Einkommens. Heutzutage ist der Atheismus selbst eine leichte Sünde, verglichen mit der Kritik überlieferter Eigenthumsverhältnisse." Nirgends in der Welt wird der englische Reisende solche elende, verwahrloste, sklavenartige Geschöpfe finden, wie in seiner eigenen Heimath. Nirgends in Europa wird er jenem stieren, hinbrütenden Ochsenblick begegnen, noch eine so rohe, von so niedergedrücktem, dummträgen Geiste erfüllte Menschenform antreffen, wie in den Reihen Derer, welche Jahr um Jahr mit der maschinenhaften Bewegung eines Göpels, ohne Hoffnung auf Besserung ihres Looses, die Frohn verrichten, um die Töpfe der Ausbeutungspartei zu füllen. Für alles Mögliche wird beim britischen Parlamente petitionirt; aber noch nie um Beschränkung der Freiheit, kraft welcher in Großbritannien vier Millionen Kinder ohne Unterricht aufwachsen. Aehnlich verhält es sich im christlich-germanischen Prügelstaate: Die mecklenburgische Ritterschaft hat das Vorrecht, Kinder auf ihren Gütern unwissend aufwachsen zu lassen; und wenn sie in Ausübung dieses Vorrechts von Präpositen, welche die anzustellenden Lehrer zu prüfen, und von Pastoren, welche die Schulen zu inspiziren haben, unterstützt wird, so ist der Höhegrad der Gutskinder nicht gleich, sondern unter Null. Denn da lernen sie nicht bloß nichts, sondern die Anstalt, welche Schule heißt, dient dazu, durch Gefangennehmen in nichtsdenkendes Hinbrüten die natürlichen Anlagen, die sie auf der Dorfstraße durch Spielen üben könnten, lahm zu legen. Die Nichtbenutzung der bestehenden Fähigkeitskapitalien muß als eine Verminderung oder Beraubung des Nationalvermögens betrachtet werden. Je mehr man den Werth derselben herabdrückt, je mehr man die nach Bethätigung strebende Kraft unter die entehrende Flagge des Mäcenaten- und des Geldprotzenthums treibt, kurz, je mehr Hindernisse man der Geltendmachung der Einzelpersönlichkeit in den Weg legt, um so weniger kann die Gesellschaft als Persönlichkeit realisirt werden. Was die Erfahrung dem ausbeutenden Arbeitgeber als Vorstufe seines Mammonstempels, hinter dessen Vorhange das Geheimniß der Bosheit thront, zeigt, ist eine beständige Uebervölkerung, d. h. Uebervölkerung im Verhältniß zum augenblicklichen Verwerthungsbedürfniß seines Kapitals. Wer dafür hält, daß er sein Thun und Lassen der sittlichen Weltordnung nicht unterzuordnen habe, für den geht's mit ganz „natürlichen" Dingen zu, wenn er die Folgen des von der Ausbeutungspartei gehegten, von den meisten Gesetzgebern geduldeten Mißverhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage vor sich sieht. Verkümmerte, schnell hinlebende, sich rasch verdrängende, so zu sagen unreif gepflückte Menschengenerationen bewegen sich „gesetzmäßig" in gesellschaftlichen Formen, die für sie einer Bewegung von bewußtlosen Gebrauchswerthen, d. h. bloßen Sachen gleichkömmt, unter deren Controle sie stehen, statt sie zu controliren. Die Arbeit wird nur dann ein Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit und zur Abwendung des Elends, wenn sie von gesunden Menschen verrichtet wird. Daß eine verbesserte Erziehung die Summe des Vermögens nie vermindert, wohl aber der Vorrath von Kenntnissen, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten in der Bevölkerung ein wesentlicher Bestandtheil des Nationalvermögens ist; daß in Ländern von vorgeschrittener Civilisation der Allen ohne Ausnahme ermöglichte Genuß eines genügenden Elementarunterrichts eine der Hauptbedingungen ist, damit auch der Aermste sich hinlängliche Existenzmittel zu verschaffen vermöge; daß es Pflicht jedes Ehrenmannes ist, Denen entgegenzutreten, welche einen Theil ihrer Mitmenschen einem thierischen Zustande nahe bringen, bei dem der Hauptzweck des Daseins auf Befriedigung des Nahrungs- und Geschlechtstriebes hinausläuft; daß vernunftmäßige Arbeit jeden ordentlichen Menschen am meisten beseligt, das scheinen Diejenigen kaum zu ahnen, welche dafür bezahlt sind, mit besonderer Hinsicht auf die religiösen und sittlichen Bedürfnisse des Zeitalters das hl. Werk Jesu und der Apostel fortzuführen. Zu dem Lehramt der Geistlichen soll eben die Aufgabe der Kirche kommen, die sittliche Macht zu sein, die dem Einzelnen den Kampf gegen seine Dränger siegreich bestehen hilft. Nach unserer Ueberzeugung ist alles wirthschaftliche Handeln ein menschliches Handeln, verantwortlich, wie alles menschliche Handeln. Zur rohesten Barbarei gestaltet sich die Unterlassungssünde Derjenigen, welche ihr Nichtsthun damit beschönigen, daß es nicht Sache der Theologen, sondern lediglich des

zu Trient erklärt und lehrt, belehrt vom hl. Geist, welcher der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Frömmigkeit ist, und folgend dem

Straf- und Civilrechts sei, der Vergewaltigung der Schwachen durch die Starken Einschränkungen entgegenzuhalten. Die Geschäftigkeit Derer, welche Bausteine herbeischleppen zur Lösung, wie sie sich ausdrücken, der sozialen Frage, ist meist wo möglich noch schlimmer. Diese Bausteine werden nämlich sorglos liegen gelassen und so zu Gegenständen der Hemmniß. ¡Wehe Dem, der sich anschickt, sie zusammenzufügen zu einem Gebäude, in dem die Wohlfahrt und die Gerechtigkeit gegen Alle thront! Ein solches Gebäude gäbe ja einen Maßstab der Vergleichung. Im eigentlichen Sinne des Wortes mögen sie sich freuen über das Wiederfinden eines verlornen Schafes. Man rechnet in dem Vereinigten Königreiche mehr wie eine Million Menschen, die nicht getauft sind und sich zu keiner Religionsgenossenschaft zählen. Diese Letzteren finden sich ausschließlich im sog. Arbeiterstande und in der untersten Klasse; und der Grund der Nichttheilnahme derselben an kirchlichen Angelegenheiten liegt in einer aus gänzlicher Unbildung entspringenden Gleichgültigkeit. Durch sämmtliche schweiz. Zeitungen lief im Monat März 1867 folgende Nachricht: „Der hochwürdige Bischof von Basel hat der Regierung von Solothurn zu Handen der Diözesankantone die Erklärung abgegeben, daß er den Vollzug der ihm vom hl. Stuhl übertragenen Dispensvollmacht für die Fabriken besorgen werde. Diese Dispensvollmacht besteht darin, daß er industriellen Etablissements das Arbeiten an neun Feiertagen gestattet." Da wäre ein recht lautes Non possumus am Platze gewesen. Der Unterlassungssünder mußte wissen, daß, wie die Dinge noch stehen, in der Regel die fabrikmäßige Gewerbsamkeit die Vermehrung der Steuerkraft einer Nation erkauft mit der Entmenschung eines beträchtlichen Theiles derselben. Der Sündenregistrator mußte wissen, welche Nachtheile das Zusammenpferchen beider Geschlechter nach sich zu ziehen pflegt: eine treibhausartige, immer raschere und massenhaftere Erzeugung von Maschinenfutter. Das von seinen Untergebenen gespendete sog. Ehesakrament wird da zu einer Art **opus operatum** und hat nur zu häufig lediglich die kostenlose Erlangung eines Genusses zur Folge. Aber um Förderung der Gerechtigkeit auf sozialem Gebiete kümmern sich keine Hochwürdigen; dazu müßten sie den Menschen kennen und was sich aus ihm machen ließe. „Sie geizen allesammt, beide, Klein und Groß, und beide, Priester und Propheten, lehren falschen Gottesdienst; und trösten mein Volk in seinem Unglück, daß es dasselbe gering achten solle, und sagen: Friede, Friede, und ist doch nicht Friede (Jerem. 8, 10—11.)." Wer gewohnt ist, die geistige und sittliche Trägheit Anderer zu seinem Vortheil zu benutzen, dem ist es lieber, einen demüthigen Haufen um sich zu sehen, unter dem die Klügeren um irgend einen Preis feil sind, die Dummen aber es gar nicht anders wissen, als daß sie im Schweiß ihres Augesichts ihr Brod erwerben müssen, und dazwischen sich eine Erholung durch rohe Sinnenlust vergönnen dürfen. Diesen Ausbeutern des Volks ist denn auch jene Religion eben recht, welche dem Menschen von Jugend auf einprägt, daß er ein armes, schwaches, sündiges Wesen sei, das mit dem Jetzt zufrieden sein müsse, da ihm ja ein seliges Dermaleinst bevorstehe. Bloß darauf bedacht, der herrschenden Gewalt zum Munde zu reden, huldigen sie einem Mechanismus nach despotisch gegebenen Zwangsgesetzen und befeinden Die wohl gar, welche einen nur nach Freiheitsprinzipien gesetzmäßigen Zwang begründet wissen wollen. Die größere Hälfte auch der höheren protestantischen Geistlichkeit, z. B. der ein paar Bänke des englischen Oberhauses besitzenden Bischöfe, der königlich preußischen Hoftheologen, steht ebenfalls auf Seite der Ausbeutungspartei. Handelte es sich um Erlassung von Gesetzen gegen fabrikmäßige Verkrüppelung des kindlichen Organismus, und war ein wenn auch nur halbwegs gültiger Paragraph vorhanden, der solche Schmach noch duldete, und erfreuten sich solche Hochwürdige eines Einflusses in der Behörde, so haben sie sich erfahrungsgemäß entweder passiv verhalten, oder sie haben im Falle zweifelhafter Gültigkeit für Aufrechthaltung der „Duldung" und der „Freiheit" plaidirt. Hiemit soll nicht gesagt sein, daß, sobald die Beschlußpartei eine andere ward, Dieselben mit Begeisterung die Sache der Menschlichkeit verfechten konnten. Das Rechtsgesetz, „Jeder mache von seiner Freiheit einen solchen Gebrauch, daß die Freiheit aller Andern gleichmäßig daneben bestehen könne", gilt auf allen Gebieten und halten wir dafür, es habe ein ordentlicher Staat die Herrschaft auch der sozialen

Urtheile und der Uebung der Kirche, daß die Nichtpriester und die nicht Messe lesenden Priester durch kein göttliches Gebot zum Genusse des Altarssakraments unter

---

Sphäre dieses Gesetzes zu sichern. Leider haben sich noch fast allorts die Gesetzgeber einen so engen Kreis ihrer Aufgabe abgesteckt, daß sie sittliche Aufgaben, welche die Interessen der herrschenden Klassen nicht unmittelbar berühren, regungslos bei Seite liegen lassen. Träten sie freilich einmal ernstlich auf das Gebiet sozialer Gerechtigkeit, dann reduzirten sich die Verdienste der Paragraphirung juridischer Gerechtigkeitsideen auf ein bescheidenes Größenverhältniß. Es ist ein schlimmer Trost, wenn wir uns damit zu gedulden hätten, daß die Mehrbedeutung des persönlichen Elements über das sachliche stillschweigend fast immer vorbehalten werde. In der heutzutage üblichen bequemen Zurechtlegung des Christenthums für die Besitzenden und Herrschenden hat die Pfaffheit den Ausweg der „innerlichen Befreiung" von dem eigenen Mammon erfunden, die darin bestehen soll, daß man einen solchen Geschmack an den Gütern des Himmels gewinne, daß die irdischen Güter ihrem Besitzer „vergleichsweise" gleichgültig erscheinen. Wir kennen keinen Kanzelredner, welcher offen tadelte, daß im sog. christlichen Staate die Einen über die Maßen viel verbrauchen und verschwenden dürfen, während Andere weder Besitz, noch lohnende Arbeit, noch die zum Wiederersatze ihrer verbrauchten Kräfte nöthige Ruhe und erforderlichen Lebensmittel haben und täglich von Neuem ihr Leben dem Schmerze abringen. Wollte Einer sagen, „es könne nicht anders sein, man müsse den Schwur der Staatslenker nicht wörtlich nehmen", so verlöre er die Befugniß, von Rechtsgleichheit und sittlichem Fortschritt zu sprechen; dann verschwände die Vorsehung, um dem laxesten Fanatismus Platz zu machen. Die, welche stets beflissen sind, die Oberfläche zu glätten, hassen Jeden, der einen durch sich haltbaren Zustand herbeiführen möchte und Menschen und Zustände nicht mit Sammtpfoten anfaßt.

Jede Wahrheit an sich ist einfach, so einfach, daß Jeder, nachdem sie ausgesprochen und in Theorie und Praxis festgestellt ist, nicht begreift, wie es dazu so langer Studien, so langen Kampfes mit den bestehenden Vorurtheilen bedurft habe. Statt von einfachen und für sich selbst sprechenden Beweggründen wird die Befugniß zur Kelchentziehung von Raisonnements abhängig gemacht, welche der Wahrheit ebensowenig das Zeugniß geben, als sie mit einer objektiven unbefangenen, die Dinge auf ihr richtiges Maß zurückführenden Schätzung verträglich sind. Ist die Kelchentziehung, wie zuweilen behauptet wird, nur für ein Disciplinargesetz der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) zu halten, dann hätte sie nicht zugeben sollen, daß unsägliche Zerrüttungen angerichtet und Ströme Blutes vergossen wurden, namentlich während der Hussitenkriege. Umsonst mühen sich röm. Streittheologen ab, die Erinnerung an jene Gräuel zu verwischen, sie einseitig in den Schnappsack „überwundener Standpunkte" zu bannen, als ob eine individuelle Schätzung am Thatbestand etwas ändern könnte; als ob das jetzt nichts mehr bedeutete, wofür man als für göttliches Recht und Wahrheit gestritten. Immerhin bleiben sie ein warnendes Beispiel, was vom ungehinderten Walten eines Systems zu erwarten ist, das bei folgerichtiger Anwendung seiner Grundsätze auf eine derartige Schändung der Menschheit hinausgelaufen ist; nicht weniger eine Aufforderung, dessen Verfechter zu züchtigen. Unterrichtete kennen die Abschwörungsformel (das ungarische Fluchformular), durch welches abtrünnige Evangelische in den alleinseligmachenden Schafstall zu kriechen hatten. Daselbst heißt es: „Ich verfluche alle Diejenigen, welche mich in der gottlosen Ketzerei von beiderlei Gestalt (im hl. Abendmahl) unterwiesen haben. Ich nenne verflucht meine Eltern, die mich in jenem ketzerischen Glauben erzogen; ich verfluche auch Die, welche mich an dem röm. katholischen Glauben irre gemacht haben; ebenso jene Führer, welche mir den verfluchten Kelch gereicht haben. Ja, ich verfluche mich selbst und nenne mich verflucht, weil ich an jenem verfluchten ketzerischen Kelch, aus welchem mir nicht geziemte zu trinken, Theil genommen habe. Ich schwöre auch, daß ich, so lange ein Blutstropfen in meinen Adern fließt, jene verfluchte evangelische Lehre auf jede Art, heimlich und offen, mit List und Gewalt, mit Wort und That, auch selbst mit dem Schwerte (beziehungsweise mit einem Repetirgewehr) verfolgen will" Blinder Eifer schadet nur. Herr Professor Joh. Adam Möhler rühmt am Kelchverbote: „der Katholik beweise in dieser „Förmlichkeit", daß es ihm nicht um die Form zu thun, indem er sich des gesegneten Kelches enthält und durch biblische Vorgänge, jedenfalls durch die Autorität der

beiden Gestalten verpflichtet seien. Ueberdies erklärt sie, daß die Kirche immer die Gewalt gehabt habe, bei der Ausspendung der Sakramente unbeschadet ihrer Wesen=

ältesten Kirche belehrt, enthalten zu können glaubt." Herr Möhler hat die „biblischen Vorgänge" anzuführen vergessen, und nach einer „Autorität der ältesten Kirche" hat die theologische Wissenschaft vergeblich geforscht. Ein Priester gab mir einst Folgendes als Grund der Weinentziehung an: „Da der geweihte Wein, obschon er in Blut verwandelt worden, doch noch seinen Geschmack beibehält, so möchte das Volk, welches nur durch die Sinne urtheilt, sich einbilden, es sei immer bloß Wein, was man ihm zu trinken gibt, und sein Glaube möchte auf diese Weise ins Schwanken gerathen; ein aus Mehl und Wasser geformtes Scheibchen hat sehr faden, oder fast gar keinen Geschmack, bietet mithin nicht dieselbe Gefahr dar. Ueberdies ist's gut, den Leuten merken zu lassen, daß der bedeutendere Theil des hl. Abendmahls die Verherrlichung des Priesterthums ist, als allein vollkommen tafelfähig zum Tische des Herrn, und keineswegs die Handlung der Theilnehmer." Der Sarcasmus ist die Kehrseite der unterdrückten Resignation. Wahrscheinlich würden die Leute den würzigen Duft des Rebensaftes auch riechen: fataler Umstand, welcher die Schwierigkeit, sie an der Nase herumzuführen, vermehren, ihren Durst nach Glaubenssicherheit vermindern dürfte. Nach dem röm. Katechismus (De sacram. III, 62.) ist der Geruch dieses Opfers Gott so angenehm, daß er uns, die Gabe und Gnade der Buße schenkend, unsere Sünden nachläßt. Herr Thomas von Aquino (De sacram. altar. cap. 29.) meint: „Wenn das rohe Volk das Blut unter der Gestalt des Weines empfinge, so dürfte es kaum glauben, daß dasselbe sich unter der Gestalt des Brodes vorfinde." An einem andern Orte (Summa III. 76. art. 2.) gedenkt er der Kelchentziehung, als in gewissen Kirchen üblich. Die herrischen Pfaffen lassen den Nichtpriester nicht aus der Unterwürfigkeit herauskommen: statt ihn Brod nehmen zu lassen, schieben sie dem Köter den ungebrochenen Köder in den Mund. Auch soll man ja nicht auf fraglichen Imbiß beißen, weil man Christus so oft im Munde hätte, als Bruchtheile der Hostie sind, und weil nicht bloß die Nerven u. s. w., sondern auch die Gefühle und Empfindungen Christi in dem Gebilde stecken. Die Klerisei kredenzt etwa einmal einen Humpen oder Becher mit Wein oder mit Wasser; aber das ist kein geweihter, sondern ungeweihter, gewöhnlicher Wein, oder eitel Wasser, wobei sie dem Calixtiner auf lateinisch einträ̈nkt, daß dies der geweihte Kelch nicht sei, sondern der Spülkelch, dessen ein Communicant, wenn es ihm beliebt, sich bedienen mag zum Behuf des Hinunterspülens der Hostie. Es dient die Erfindung des Spülkelchs zur Bemäntelung des Kelchraubes. „¡Trink ihn aus, den Trank der Labe und vergiß den großen Schmerz!" heißts in Schillers Siegesfest. Die Instrumente des Denkens, welche die röm. Dogmatiker aus der Kelchaffaire erretten würden, kommen ihnen vor, wie die zufälligen Motive, warum manche Geschöpfe den Mond anbeten, manche ihn anbellen.

Faßt man die klerikalen Aeußerungen über die Kelchentziehung, die wir hier aufs Gerathwohl aus Kundgebungen röm. Kirchenlichter entnehmen und durch viele andere gleichen Gelichters vermehren könnten, zusammen, so wird man zugestehen, daß in dem Kirchenconzert einige Stimmen fehlen würden, wenn jener von Privatgelehrten ausgehenden Stimmabgabe nicht von oben herab die den Reigen dirigirende Leier entgegentönte. Das Concil von Basel befahl, das hl. Abendmahl unter beiden Gestalten zu genießen, im Widerspruch mit dem Concil zu Konstanz, welches den Wein den Laien verboten hatte. Die Prälaten des Letzteren schämten sich nicht, zu verordnen (Sess. XXIII.): „Obschon in der ersten christlichen Kirche das Sakrament des hl. Abendmahls von den Gläubigen unter beiderlei Gestalten genommen wurde, so soll demungeachtet dies in der Folge nur von Denen geschehen, die es vollbringen, von den Nichtpriestern aber bloß in Gestalt des Brodes, weil man fest glauben muß und nicht im mindesten bezweifeln darf, daß Christus ganz sowohl mit Fleisch und Blut, sowohl in der Gestalt des Brodes, als in der des Weines enthalten ist." Das Concil von Trient (Sess. XXI. cap 2.) hat seinem unfehlbaren Vorgänger hier etwas am Zeuge geflickt durch den gleichfalls unfehlbaren Beschluß vom 16. Juli 1562: „Es sei seit dem Anfange der christlichen Religion der Gebrauch beider Gestalten nicht selten gewesen." Einen Beweis, daß man in den ältesten Zeiten schon unter einer Gestalt communicirte, finden Einige bei der Sekte, die man Manichäer nennt. „Sie verbargen sich", sagen sie, „sie verbargen sich unter den Katholiken und empfingen

heit festzusetzen und umzuändern, was sie nach Umständen, Zeiten und Orten zum Vortheile der Empfänger oder zur Ehrfurcht vor den Sakramenten für angemessen hielt. (Conc. Trid. sess. XXI. cap. 1. 2.)

---

den Leib des Herrn mit ihnen. Aber jene Ketzer verabscheuten den Wein; und da man allgemein schon nur unter der Brodgestalt communicirte, so fielen sie nicht auf. Um sie zu entdecken, gebot jetzt Papst Gelasius, man solle das hl. Abendmahl Jeden nur unter beiden Gestalten feiern lassen: nicht weil der Papst eine Verstümmlung in der Feier mit einer Gestalt sah, sondern um die Manichäer zu entdecken, welche jetzt vom hl. Abendmahle wegblieben." Die nach dem Colloquium zu Poissy (1561) daselbst versammelt gebliebenen französischen Prälaten hielten eine Berathung über die Communion des Kelchs, und zwar vornehmlich auf Antrieb des Bischofs von Valence, der nach vorläufiger Unterredung mit dem Kardinal von Lothringen vortrug: „Wenn man den Leuten das hl. Abendmahl unverkürzt reichte, so würde dies den Fortschritt und Anwachs der Protestanten merklich hemmen; denn sehr Viele giengen nur des Kelches wegen zu denselben über, was sie gewiß unterließen, wenn man ihnen die Communion unter beiden Gestalten spendete." Die Schlaueren hielten dies sogar für ein Mittel, die Protestanten unter sich selbst zu entzweien. Einige Bischöfe glaubten, der König könne die Sache ohne weiteres durch ein Edikt anbefehlen und zur Ausführung bringen, indem die Entziehung des Kelchs durch keine Verordnung der Kirche, sondern nur durch die Gewohnheit eingeführt worden sei. Pius IV. antwortete dem französischen Gesandten, welcher ihn im Namen des Königs, der Kirche und der Prälaten von Frankreich beschwor, das hl. Altarssakrament dem Volke unverkürzt zu gestatten: „Er für seine Person habe zu allen Zeiten die Communion unter beiden Gestalten, sowie die Priesterehe, für Dinge positiven Rechts gehalten, worin der Papst so gut Bestimmungen treffen könne, wie die allgemeine Kirche; er sei auch deßhalb im letzten Consistorium ein Lutheraner geschimpft worden. Der Kaiser habe schon das nämliche Gesuch gestellt, sowohl im Namen seines Sohnes, des Königs von Böhmen, der den Empfang des Kelches für eine Gewissenssache halte, als auch in seinem eigenen Namen für seine Erbländer, aber vergeblich; denn die Kardinäle wollten durchaus nichts davon wissen; er für sich aber könne ohne diese nichts beschließen." Wenns nur auf aner ausgeht, dann jauchzt das Verketzerungshandwerk. Der Kardinal von Cueva äußerte in dem für diese Angelegenheit abgehaltenen Consistorium unverholen: „Er werde nimmermehr seine Zustimmung geben: thäten dies der Papst und die andern Kardinäle, so würde er sich auf die Stufen der Peterskirche stellen und Misericordiam schreien u. s. w. Die französischen Prälaten seien von der Pest der Ketzerei angesteckt; das könne ihm nun Niemand mehr ausreden!" In gleichem Sinne sprach der Kardinal von St. Angelo: „Er wolle dem französischen Volke nicht statt eines Heiltrankes einen Giftbecher reichen; besser, dasselbe sterbe, als daß man nach so verderblichen Hülfsmitteln greife." Der Gesandte entgegnete ihnen: „Die französischen Prälaten stützten ihre Ansicht auf ein gutes Fundament und auf theologische Gründe, die keine so schmähliche Abweisung verdienten; es sei eines Fürsten der Kirche unwürdig, das Blut Jesu Christi Gift zu nennen und somit die hl. Apostel und alle Väter der ersten Kirche und mehrere Jahrhunderte, welche sämmtlich zum großen Seelenheil der Gläubigen den Kelch gespendet, für Giftmischer zu erklären." Der Kardinal Alexandrini sprach: „Der Papst könne den Kelch kraft eigener Machtvollkommenheit keineswegs billigen, nicht aus Mangel an Macht in Dingen des positiven Rechts, wozu der fragliche Gegenstand gehöre, sondern weil Diejenigen, die das Begehren gestellt, unfähig seien, der Gnade theilhaftig zu werden; der Papst könne nämlich keine Erlaubniß geben, Böses zu thun; es sei aber wirklich etwas Böses, eine Ketzerei, den Kelch in der Meinung zu verlangen, als sei er durchaus nothwendig. Also könne der Papst ihn diesen Leuten nicht gestatten, indem Die, welche das Gesuch veranlaßt, ihn offenbar für etwas Nothwendiges hielten, weil sie um einer bloßen Ceremonie willen kein solches Geschrei erhöben. Kurz, die Bittsteller hielten ihn entweder für nothwendig, oder für nicht nothwendig. Wenn nicht, ¿warum zum Aergerniß für Andere sich absondern?; wenn aber ja, so seien sie Ketzer und der Gnade unfähig." Der Kardinal Rudolph Pio von Carpi trug vor: „Die Gestattung des Kelchs wäre an und für sich eine Kleinigkeit, wenn man nur den Glauben dabei verwahren könnte; aber man setze sich der Gefahr aus, alsdann alle Gegenstände des positiven Rechts freigeben

Wenn Jemand sagt, alle und jede Christgläubigen seien durch ein Gebot Gottes, oder der Nothwendigkeit des Heiles wegen, verpflichtet, beide Gestalten des heiligsten Altarssakraments zu genießen: der sei verflucht. (**Ibid. can. 2.**)

---

zu müssen, während doch die freie Verfügung hierüber ein Vorrecht sei, das Christus der röm. Kirche übertragen habe; denn von den Dingen des göttlichen Rechts beziehe Rom keinen andern als bloß geistlichen Vortheil." Diese und andere Gründe waren es, die den Papst bestimmten, dem Gesandten die Bitte abzuschlagen. Ein eigener Unstern waltet über Pius IX., wenn selbst er hinsichtlich einer Frage der Kelchentziehung die Rolle eines Protestanten spielen muß. Die Zeitungen berichteten, der hl. Vater habe am 29. Juni 1869 nach Abhaltung des Hochamts den feierlichen Protest vorgenommen, den er seit einer Reihe von Jahren wider König Victor Emmanuel auszusprechen pflegt. Die Ceremonie geht in folgender Weise vor sich: In der Mitte der Peterskirche hält der Zug, der den hl. Vater in die Capella della Pietà, wo er die Meßgewänder ablegt, zurückträgt. Der Papst sitzt mit der Tiara bedeckt auf einem Tragsessel, umgeben von den Mitgliedern des sog. hl. Collegiums, den Bischöfen und Prälaten. Der Generalprocurator des Fiscus tritt vor und liest knieend mit lauter Stimme in lateinischer Sprache den Protest wegen eines goldenen Kelchs, den der König von Sardinien, als Vikar des hl. Stuhles über einige Gebiete, unter Strafe der Entsetzung jährlich leisten soll und schon seit vielen Jahren nicht mehr leistet. Der Besitzer besagten Stuhles antwortet ebenfalls lateinisch, daß er dem Protest vollkommen zustimme. Bei dieser Gelegenheit erneuerte er die in den Allocutionen vom 20. Juni und 28. Sept. 1859 und 29. Sept. 1860 enthaltenen Proteste gegen die Verletzer der Rechte des hl. Stuhles und Alle, die ihnen Rath und Beistand leisteten. Er hoffe, sagte er, es werde das Gebet der Frommen und die göttliche Barmherzigkeit ein Ziel setzen diesem der Kirche so schädlichen Zustande der Dinge und die Rechte des hl. Stuhles wiederherstellen u. s. w.

In welch ungeheurem Gegensatze zu der wissenschaftlichen Anschauung der Gegenwart das röm. Dogma sich bewegt, wissen Diejenigen, die es wissen wollen. So groß ist der Unterschied des Denkens in beiden Kreisen, daß, wer aus den Bezirken wissenschaftlicher Erörterung unversehens in die der dogmatischen Disputation geriethe, zunächst glauben könnte, er habe sich unter Tollhäusler verirrt. Sehen wir hinein in den trienter Oberkirchenrath, wie die päpstlichen Kreaturen mit dem hl. Abendmahl umsprangen. ¡Da gab es Kopfzerbrechen, wie man etwas durch Beweise aus der hl. Schrift gegen die Ketzer, welche sich das hl. Abendmahl nicht verstümmeln lassen wollten, ausrichte! Es wurden alle von Joh. Gerson einst aufgezählten Zufälle wiederholt. „Die Väter selbst", bemerkt Paul Sarpi, „die Väter selbst konnten sich über diese Gründe des Lachens nicht enthalten." Man fand es außerdem sonderbar, daß man zur Beobachtung des Dekrets über die Kelchentziehung nur kraft menschlichen Rechts, aber zum Glauben, dasselbe sei gerecht, kraft göttlichen Rechts verbunden sein solle. Das Concil glaubte, dasjenige, was die Communion unter beiden Gestalten betrifft, auseinandersetzen zu müssen, „weil über das furchtbare Sakrament des Altars durch die Künste des nichtswürdigsten Feindes an verschiedenen Orten verschiedene Ausgeburten von Irrthümern in Umlauf gesetzt werden." Man berief sich auf Joh. 6, 51. 58., wo Jesus nur sage: „Wer dieses Brod isset, wird ewig leben." ¿Standen in den trienter Bibeln nicht auch die Verse 53—56? Ferner hieß es: In Emmaus (Luk. 24, 30.) haben die Jünger den Herrn erkannt am Brodbrechen; das Manna, welches ein Vorbild der Eucharistie sei, habe keinen Nebenbegriff von einem Getränk; beim Ungewitter auf dem Meere (Apg. 27, 28.) habe Paulus nur das Brod gesegnet; Jonathan habe (1. Sam. 14, 27.) Honig gegessen, ohne dabei zu trinken; im Unser Vater werde nur um das tägliche Brod gebeten; viele alte Canones sprächen von einer Laiencommunion, welche von der Communion der Kleriker verschieden wäre, und es könne damit keine andere Verschiedenheit gemeint sein, als daß jene den Kelch nicht empfangen hätten." Der Jesuit Paiva brachte mit ernster Miene vor: „Bei der Einsetzung des hl. Abendmals habe Jesus den Jüngern das Brod gegeben, als sie noch Laien waren; mit den Worten: Thut das zu meinem Gedächtniß habe sie Jesus zu Priestern geweiht und nun erst den Kelch gesegnet und ihnen, als nun Priestern, denselben gereicht." ¡So verfuhr man kraft des „im wöchentlichen Felleisen von Rom gesandten" hl. Geistes

Wenn Jemand sagt, die hl. katholische Kirche sei nicht durch gerechte Ursachen und Gründe bewogen worden, den Laien und nicht Messe lesenden Geistlichen die

---

mit der hl. Schrift! Daher rührts vielleicht, daß Einige zu meinen scheinen, es verstecke sich der hl. Geist in den Bestrebungen einer Partei, die sich vermißt, ihn für sich allein in Beschlag genommen zu haben. Der wissenschaftliche Curialstyl dürfte die Galoppaden päpstlicher Sendboten zu dem historischen Gang des göttlichen Haushaltes rechnen. Zur Abwechslung verschmähte man nicht, einigen alttestamentlichen Ausdrucksweisen und Prophezeihungen den erwünschten Sinn unterzulegen. Andere beflissen sich größerer Kürze und gaben an: „Die Kirche habe von Christo die Gewalt erhalten, die zufälligen Umstände bei den Sakramenten abzuändern.“ Der Bischof von Modena erklärte: „Die Kirche habe sich seit dem Concil von Konstanz immer die Macht, in der Sache zu dispensiren, vorbehalten und dadurch hinlänglich zu erkennen gegeben, es könnten einst Zeiten und Umstände eintreffen, welche die Wiedergestattung des Kelchs nöthig und rathsam machten. Auch Paul III. habe gefunden, daß die Entziehung des Kelchs nur schlimme Früchte trage und die Böhmen in immerwährender Empörung erhalte; er habe deshalb Legaten an sie geschickt, ihnen denselben wieder zu gestatten. Zudem stimme der Gebrauch des Kelchs mit der Einsetzung des göttlichen Erlösers und mit der Praxis der Kirche durch viele Jahrhunderte hindurch vollkommen überein. Caspar von Casal, Bischof von Leiva, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und exemplarischen Sitten, bekannte sich zur nämlichen Ansicht: „Die Bewilligung stelle sich als ein nothwendiges Mittel dar, viele Menschen wieder auf den rechten Weg zu leiten; und wer den Zweck wolle, der müsse das Mittel nicht scheuen. Da der Kaiser, den gewiß Gott in einer so wichtigen Sache nicht irren lasse, die Nothwendigkeit dieses Mittels behaupte, so dürfe man nicht daran zweifeln, zumal da sein Bruder, der Kaiser Karl, der nämlichen Ansicht war, und die Bayern und die Franzosen die nämliche Forderung stellten. Der Bischof von Osimo äußerte: „Er fürchte, daß man diesen Kelch trinken müsse, und bitte nur Gott, daß der Erfolg glücklich sei.“ Marcus Laureus, Bischof von Campagna, meinte: „Der Kaiser verlange die Verwilligung des Kelches nicht im Ernste, sondern nur zum Schein und der Form willen, um seine Unterthanen zufrieden zu stellen; man dürfe ihn daher nur von den Schwierigkeiten, welche der Sache entgegenstehen, benachrichtigen, damit er vor dem Volk entschuldigt sei.“ Der Bischof von Fünfkirchen meinte: „Die Deutschen begehrten den Kelch und begehrten ihn nur um so hartnäckiger, je länger man ihnen denselben verweigere. Hätten sie ihn einmal, so würden sie selbst in kurzer Zeit seiner müde werden und ihn wieder aufgeben. Gestatte man den Kelch nicht, so werde man einst wünschen müssen, das Concil wäre lieber nie zusammengekommen. Auf Befehl des Kaisers gebe er mit seinen Collegen den Vätern zu bedenken, ob es der christlichen Liebe gemäß sei, durch allzustrenges Festhalten an einer einzigen Ceremonie zu so vielen Kirchenschändungen und Morden in den schönsten Provinzen des Reichs Raum und Anlaß zu geben und die Zurückführung so vieler Seelen in den Schooß der katholischen Kirche zu verhindern.“ Der Kardinal Madruzze stimmte für die Gewährung des Kelchs ohne alle Einschränkung. Der Erzbischof von Granada, der den kaiserlichen Ministern, um sie für die Residenzfrage seiner Partei zu gewinnen, seine bejahende Stimme versprochen hatte, sprach: „Er könne weder bejahen, noch verneinen, sondern glaube, die Frage sollte in dieser Sitzung noch nicht entschieden, sondern auf die folgende verschoben werden. Der Ueberweisung an den Papst könne er ebenfalls seine Zustimmung nicht geben; es sei eine Sache, die langer und ernstlicher Prüfung bedürfe. Da man in derselben weder die hl. Schrift, noch die Ueberlieferung zur Führerin habe, sondern nur nach den Gesetzen menschlicher Klugheit entscheiden müsse, so dürfe man nur mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen, um sich nicht durch Umstände irre leiten zu lassen, die lediglich durch Nachdenken und Vernunftschlüsse richtig gewürdigt werden könnten.“ Der Titularbischof von Philadelphia ließ sich, obschon ein Deutscher, also vernehmen: „Die Ketzer beabsichtigten in diesem Punkte die Beständigkeit zu überwältigen, welche die katholische Kirche sonst in allen Glaubensdogmen an den Tag lege. Jedenfalls trage er auf eine Verschiebung der Sache an bis zum Schlusse des Frankfurter Reichstags, damit die deutschen Prälaten noch das Concil beschicken und ihre Meinung darüber ebenfalls sagen könnten.“ Er unterstützte den Antrag des Erzbischofs von Granada auf Vertagung der

Communion nur unter der Gestalt des Brodes zu reichen, oder sie habe hierin geirrt: der sei verflucht. (Ibid. can. 2.)

Materie und billigte die Ansicht des Erzbischofs von Braga, daß Alle, die den Kelch so ungestüm begehrten, nach Ketzerei röchen." Der Erzbischof von Braga sprach: „Man dürfe sich auf das vorgegebene brennende Verlangen der Deutschen nach dem Kelche nicht so ganz blindlings verlassen; er stimme dafür, Jemanden nach Deutschland zu senden, um sich genau zu unterrichten, wer denn Diejenigen seien, welche den Kelch begehrten, welche Beweggründe sie hiefür hätten, und welche Beschaffenheit es sonst mit ihrem Glauben habe. Hierüber belehrt, könne dann die Synode erst das Geeignete beschließen und dürfe nicht, wie der Blinde bei den Farben, sich auf fremde Worte verlassen." Der Jesuit Franz Torrez erzählte vermehrt und verbessert, was der Kardinal von St. Angelo gesprochen hatte: „Der Teufel, der niemals schlafe, verwandle sich hie und da in einen himmlischen Engel, und seine Diener in Kinder des Lichts, um die Gläubigen zu betrügen: diesmal aber wolle er dem Volk unter dem Scheine des Blutes Christi den Giftbecher reichen." Peter Danez, Bischof von Lavaux, erklärte sich weder für, noch gegen die Bewilligung des Kelchs, jedoch aufs Bestimmteste gegen die Ueberweisung der Frage an den Papst: „Die Synode, so vielgliedrig, sei eher im Stande, die Beschwerde auf sich zu nehmen und den Klagen der Bittsteller abzuhelfen, als der einzige Papst, welcher überdies, der Aufrechthaltung seiner Würde zu lieb, gar zu viele Rücksichten beobachten müßte. Zudem würde man durch die Spielerei des Herüber- und Hinüberschickens aller Schmähsucht das Maul aufreißen. Endlich, auf den Hauptknoten kommend, setzte er das Dilemma: „Uebergebe man die Sache an den Papst, so könne es nur unter einem der beiden Gesichtspunkte geschehen, daß man ihn entweder für mehr halte, als das Concil, oder aber für weniger. Geschehe die Ueberweisung der vielfachen Schwierigkeiten wegen, welche die Sache bedenklich machen, so setze man den Papst offenbar über das Concil; geschehe sie aber, um die verdrießliche Arbeit von sich abzuschütteln, so setze man ihn unter das Concil. Doch zu keinem von beiden habe man das Recht, bevor entschieden wäre, wessen Macht die höhere sei; aber hiebei würde Jeder seine Meinung nach seinem Interesse einrichten, und Streit und Spaltung könnten nicht ausbleiben. Er glaube also mit Recht behaupten zu dürfen, kein Prälat, der Verstand besitze, werde der Ueberweisung beipflichten, da Keiner wisse, unter welcher Formel er es vermöchte, indem es keine Formel gebe, die nicht auf der einen oder auf der anderen Seite Anstoß erregte." Diesen Vortrag hörten die Päpstler mit Ungeduld und Verdruß an. Joh. Baptist Osio, Bischof von Rieti, stimmte für die unbedingte Verweigerung: „weil die Kirche nie gewohnt gewesen sei, den Ketzern nur im Geringsten nachzugeben." Er bat die Legaten „auf die Stimmen Derer keine Rücksicht zu nehmen, welche gleich von vornherein eine Ueberweisung der Sache an den Papst beantragt hätten; es sei dies keine Ordnung; man müsse, wie bei den andern Materien, unumwunden mit Ja oder Nein antworten und nicht solche duckmäusige Nebensprünge machen, wie Einige thäten, um nicht mißfällig zu werden." Andreas Cuesta, Bischof von Leon: „Wolle man den Kelch wirklich zugestehn, so sei es besser, die Concession in die Hände des Papstes zu legen, der sie leicht wieder zurücknehmen könne, wenn die dabei gestellten Bedingungen nicht erfüllt würden; denn, gebe das Concil selbst die Concession, und der Papst nähme sie geeigneten Falls wieder zurück, so veranlaße dies als nicht in dessen Gewalt liegend, da er nicht über dem Concil stehe, nur Irrungen, Protestationen und verdrießliche Quälereien. Endlich handelten die Ketzer allezeit hinlerlistig und betrügerisch." Anton Gorrianero, Bischof von Almeria: „Den Kelch gewähren, hieße einer Myriade Uebel das Thor öffnen, z. B. der Bitte um die Priesterehe, um die Abschaffung der Bilder und der Fasten und anderer Einrichtungen." Richard Vercelli, Stiftsherr und Abt von Preval, behauptete: „Kraft des Dekrets des Concils zu Basel sei die Bitte um den Kelch eine Ketzerei, eine Todsünde." Joh. Baptist von Asti, General des Servitenordens, sprach für die Verweigerung des Kelchs und stützte sich auf das Concil von Konstanz, „von dem das erste Dekret in dieser Angelegenheit ausgegangen sei, und welches schon deßwegen über allen andern Generalconcilien stehe, weil es drei Päpste abgesetzt habe." Diese Worte beleidigten viele Ohren; um aber nicht zu Vieles auf einmal anzuregen, schwieg man still dazu. Vor das Concil von Konstanz war nicht bloß Joh. Huß,

Wenn Jemand leugnet, daß der ganze und ungetheilte Christus, die Quelle und der Urheber aller Gnaden, unter der Einen Gestalt des Brodes genossen wird, weil Er, wie Einige fälschlich behaupten, nicht nach der Einsetzung Christi selbst unter beiden Gestalten genossen werde: der sei verflucht. (Ibid. can. 3.)

---

sondern auch Papst Johann XXIII. geladen; jener wegen abweichender Lehre, dieser wegen abweichenden Wandels, d. h. wegen eines langen Registers grober und gröbster Verbrechen. Es lagen nämlich gegen Seine Heiligkeit nicht weniger als 70, durch Zeugen hinlänglich unterstützte Klagepunkte vor. Von diesen wurden nur 54 vorgelesen; die übrigen betrafen unaussprechliche Dinge. Auf der Anklageliste figurirten u. A. auch dreihundert Nonnen, die der Wächter des Keuschheitsgelübdes zu Priorinnen und Aebtissinnen befördert hatte — in Anerkennung geleisteter Dienste. Der ausgezeichnete Verbrecher, mit seiner Anwartschaft auf Galgen und Rad, wurde für den Verlust seines Titels mit reicher Pfründe getröstet. Der sittenreine, unbescholtene, von Böhmens Volk und Adel hochverehrte Huß wurde verbrannt, nachdem er alle erdenkliche Qual und Pein hatte durchkosten müssen. „Ich ward", heißt es in dem Briefe, den Joh. Huß, oder wie er sich unterzeichnet, Johannes von Hussineez, in der Nacht vor seinem Tode an seine Freunde in Böhmen schrieb, „ich ward in ein feuchtes Thurmloch geworfen, achtzig Tage, sonder Verhör. Mein Fraß war ein Brei, dick und salzig, mein Wassertrunk kärglich; das Tageslicht ward mir nicht gegönnt . . . Sodann schleppte man mich in einen trübseligen Kerker, wo der Schaum des Sees durch meines Thurmes Luftloch spritzte und das Stroh meines Lagers feucht und muchelig machte, so daß es unter meinem Leibe vermoderte und zu Mist wurde. Meine Nothdurft verrichtete ich in ein Loch zu meinen Füßen, das oftmals erst nach Wochen, durch Hochfluthung der Seegewässer sich spülte. Hiedurch entstand Gestank, der oft mich fast tödtete. Fieber durchzitterten und durchbrannten meine Gebeine, beißiger Aussatz lagerte sich auf meine Haut, und stechende Blattern wucherten auf meiner Zunge, die durch den scharfgesalzenen Fraß, so mir gereicht wurde, alles Essen und Schlucken zur Pein machte. Meine Zähne wurden locker und fielen auf mein faules Stroh; meine Kraft wich von mir und meiner Augen Strahl dunkelte. Die Nägel meiner Finger wuchsen lang, dieweil ich sie nicht mehr benagen konnte, und mein langer Bart wimmelte von Ungeziefer, das mich ohne Aufhören quälte und stellenweise mich auffraß und in meinen Wunden sich grauenhaft mehrte. Mein Gewand ward mürbe und deckte meine Blöße nicht mehr, dieweil ich schon sechs Wochen lang also beherbergt ward." Wir kommen auf das trienter Concil zurück: In der kurz vor der Abstimmung über die Kelchfrage abgehaltenen Congregation wurde von den französischen Gesandten ein Schreiben an die Conciliengl ieder überreicht, mit der Ermahnung, die Communion des Kelchs zu verwilligen. Es hieß darin: „In Sachen des positiven Rechts, wie diejenige sei, von der gegenwärtig die Rede, müsse man sich nicht so halsstarrig zeigen, sondern sich mit Mäßigung den Umständen fügen; man müsse nicht aller Welt dadurch ein Aergerniß geben, daß man mit so beharrlichem Eifer die Beobachtung menschlicher Vorschriften durchsetze und dagegen bei göttlichen Anordnungen mit einer Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit verfahre, welche jede Reform unmöglich mache. Jedenfalls stellten sie das Gesuch, möge der Beschluß über die in Frage stehende Materie ausfallen wie er wolle, daß derselbe weder dem Vorrecht der Könige von Frankreich Eintrag thue, nach welchem diese jährlich am Gedächtnißtage ihrer Krönung das hl. Abendmahl unter beiden Gestalten empfiengen, noch der Praxis einiger französischer Klöster, zufolge welcher diese den Mönchen zu gewissen Zeiten den Kelch reichten." Es waren 166 Stimmen, welche entscheiden sollten, ob das hl. Abendmahl unter *einer* oder unter *beiden* Gestalten zu reichen sei. 29 gestanden den Kelch dem Volke zu; 31 gestanden ihn auch zu, jedoch mit dem Vorbehalte, daß der Papst hierüber entscheide; 38 widersetzten sich förmlich; 24 bezogen sich unbedingt auf den Papst; 19 gestanden ihn förmlich den Bewohnern Böhmens und Ungarns zu; 14 wollten die Frage aufgeschoben wissen, und 11 wünschten neutral zu bleiben. ¡Welche Einheit, welche Glaubensharmonie! Die Herren Kirchenräthe wußten nicht, was sie thun sollten, und es erschien ihnen das Beste, sich durch listige Unentschiedenheit aus der Schlinge zu ziehen. Ihre eigentliche Meinung zeigt sich klar genug darin, daß sie mit Stimmenmehrheit den Fluch der ewigen Verdammniß über Jeden aussprachen, der leugnet, daß in *jeder* der beiden Gestalten

Die Seelsorger sollen lehren, es sei durch ein Gesetz der hl. Kirche verboten, daß Einer ohne Erlaubniß der Kirche, die Priester ausgenommen, welche Brod und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandeln, das hl. Abendmahl unter beiden Gestalten empfange. Daß aber die Kirche (?) aus vielen und sehr wichtigen

---

des hl. Abendmahls der ganze Christus enthalten sei; so wie die Hartnäckigkeit, mit welcher die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) an der Laiencommunion unter einer Gestalt festhält, den Beweis gibt, wie sie das Concil verstanden und gehandhabt wissen will. Unbefangene werden in dieser Hartnäckigkeit ein Streben zur Unterdrückung der Gewissensfreiheit erkennen.

Jede einem Gericht einmal übertragene Spruchfähigkeit darf von demselben nicht einem andern Gerichte zugeschoben werden. „Die kaiserlichen Gesandten", bemerkt Paul Sarpi, „die kaiserlichen Gesandten waren mit dem Dekret über den Kelch sehr zufrieden; denn sie hegten die Hoffnung, der Kaiser werde die Gestattung desselben weit leichter und unter billigeren Bedingungen vom Papste erlangen, als vom Concil, wo wegen der Verschiedenheit der Ansichten so viele Köpfe sich nur äußerst schwer in einem Beschlusse, und wäre dieser auch noch so billig und nothwendig, vereinigen könnten, wo, wie gewöhnlich, die größere Partei die bessere besiege, und wo Derjenige, der bei dieser Materie opponire, besser für sich sorge, als Derjenige, der dafür stimme. Die Völker anlangend, welche diese Gunst, oder, wie sie sich ausdrückten, die Wiedererstattung des ihnen gebührenden Rechts forderten, so erfüllte es sie mit Erbitterung, daß eine so einfache, von großmächtigen Fürsten unterstützte Bitte zuerst sechs Monate lang durchgepeitscht, dann zur gründlichen Prüfung zwei Monate lang liegen gelassen, hierauf neuerdings durchgezankt und durchgefochten, und endlich dennoch an den Papst überwiesen worden. Die Lage der Christen sei vortrefflich in den Worten des Propheten Jesajas (28, 10.) gezeichnet: Harre hie, harre da, hie ein wenig, da ein wenig. Denn nachdem der Papst die Sache an das Concil gewiesen, gebe dieses sie wieder an ihn zurück; beide aber trieben ihr Spiel mit Fürsten und Völkern." Luther, der damals schon sanft ruhte, hatte recht prophezeit: „Der Papst schleppt das Concil herum wie eine Katze ihre Jungen und wie Marculphus, der den Baum nicht finden konnte, an dem er sich hängen sollte. Einer sagt dem Andern guten Morgen und zieht wieder heim; die verzweifelten Buben wollen mit Fuchsschwänzen die Kirche reformiren. ¿Und wer wird reformirt? Der große Schalk Niemand." Zum Ueberfluß hatte man zu Trient, was eine früher nicht erhörte Neuerung war, den päpstlichen Legaten die ausschließende Befugniß übertragen, Gegenstände zur Verhandlung zuzulassen oder auszuschließen. Paul Sarpi berichtet eine Klage Pius' IV.: „Zu der offenbaren Thatsache, daß alle Prälaten, welche bloß aus Auftrag ihrer Fürsten nach Trient gekommen, durch Briefe der Gesandten genöthigt würden, bei den Abstimmungen nur das Interesse ihrer Herrn zu bedenken, sage Niemand etwas; und hier wäre es doch eher am Orte zu schimpfen, das Concil sei nicht frei." ¿Kann man sich überhaupt etwas Närrischeres denken, als die Festsetzung ewiger Wahrheiten durch Stimmenmehrheit in einer berathschlagenden Versammlung? Nicht selten mag es von einem Diätfehler abgehangen haben, daß Erlaße des allerheiligsten Kirchenrathes diese und nicht eine andere Fassung erhielten. Die ständige Aergerlichkeit, wie die grübelnde Qual eines armseligen Scharfsinns, wird durch einen flüssigen Stuhl oft in die beste Laune verwandelt. Der Jesuitengeneral Lainez hatte schon früher der hl. Versammlung weiß zu machen gesucht, „daß aus den Worten: Weide meine Schafe, d. h. (?) unvernünftige Thiere, gefolgert werden müsse, es könne von einem Antheil der Gläubigen an der Regierung keine Rede sein." „Rom", schreibt Ludwig Börne, „Rom, von einer Wölfin gesäugt, war raubgierig bis zu seinem Untergange; und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über. Die Raubsucht blieb; nur daß das listige Fischernetz an die Stelle des offendrohenden Gebisses kam." Als die Republik Venedig von Paul V. mit dem Interdicte belegt worden war, sprach Kardinal Cäsar Baronius, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, in einer Rede zu ihm: „Heiliger Vater! Sankt Peters Amtsverrichtung ist eine zweifache. Sie besteht im Weiden und im Tödten, zufolge den Worten: ¡Weide meine Schafe! und ¡Schlachte und iß! Denn, hat der Papst mit Widerstrebenden zu thun,

Gründen bewogen worden ist, die Gewohnheit, nur unter einer Gestalt zu communiziren, nicht nur gut zu heißen, sondern dieselbe auch zu einem Gebote zu machen, ist bekannt. (Catech. rom. de sacram. III, 50.)

---

so hat er den Befehl, sie zu schlachten, zu tödten und aufzuessen." Die Venetianer verstanden dergleichen Spässe. „Erst Venetianer, dann Christen", hieß es. Die Wunden, welche bei der Gelegenheit durch Paul Sarpi dem Papstthum geschlagen wurden, heilten nie wieder, und mit dem Schlachten hatte es ohnehin guten Weg. Ehrliche Leute zählen jenes Muster von Schäferrhetorik zu den Trugschlüssen. Venedig nahm die vom Papst angebotene Absolution nicht einmal an, weßhalb man sich in Rom, um die beschämende Wahrheit zu verhüllen, zur Fabrikation falscher Dokumente veranlaßt sah, wonach der Papst die Absolution gewährt, die Republik sie angenommen habe. Was Aeneas Sylvius Piccolomini, als Sekretär Kaiser Friedrichs III., zu dem Nuntius in Wien gesagt: „So lange die Kirche arm war, begnügte sie sich, die Schafe zu weiden; jetzt ist die Rede von ihrer Wolle", erhärtete er als Papst Pius II., reumüthigen Andenkens, nicht mehr. Und auch nicht das, was er auf dem allgemeinen Concil zu Basel behauptet hatte: „Das Concil ist über dem Papst, und man kann vom Papst an ein Concil appelliren." Und ebensowenig: „Man hat den Geistlichen aus guten Gründen die Ehe verboten; aber aus noch besseren sollte man sie ihnen wieder erlauben". Er widerrief seine Schriften, sich mit dem hl. (?) Augustin und mit dem Apostel Paulus tröstend, der auch als Saulus die Kirche verfolgt habe. Als Friedrich III. im Jahre 1452 die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes empfieng, konnte Aeneas Sylvius in seinem Namen und in seiner Gegenwart erklären, ein „anderer Kaiser würde wohl ein Concil begehrt haben; aber das beste Concil sei der Papst mit den Kardinälen." Herr Piccolomini erklärte in einer Bulle (1463) alle seine früheren Lehren für Irrthümer eines jugendlichen Gemüths und hatte zwei Seelen: die des Aeneas Sylvius, und die Pius' II. In genannter Widerrufungsbulle fand dieser Papst es rathsam, ausdrücklich beizusetzen, daß er die Autorität und Macht eines allgemeinen Concils, sowie sie vom Konstanzer Concil, das er verehre, bestimmt sei, anerkenne. Dasjenige zu entbehren, was man nicht hat, ist die Tugend der Schafe; aber es ziemt dem Menschen, sich das Fehlende zu verschaffen. Das Wohlbefinden eines Gemeinwesens, mithin jedes Einzelnen, steht im Verhältniß zu der Menge vernünftiger Genüsse, die man befriedigen kann. Die Hirtenwachsamkeit gefällt sich ausnehmend in der Kunst des Weidens eingepferchter Schafe; wenig, oder nicht, in der Anstrengung des Suchens verlorener Schafe. Eine Ausnahme hievon scheint Pius IX. zu machen. Nachdem er auf den 8. Dez. 1869 ein sog. allgemeines Concil nach Rom berufen, hat er unterm 13. Sept. 1868 ein öffentliches Schreiben an die Protestanten und die nichtkatholischen Christen überhaupt erlassen und Alle, die sich des Namens Christen rühmen, aber nicht in Gemeinschaft mit der katholischen Kirche sind, ermahnt, sich seiner und der Autorität der katholischen Kirche zu unterwerfen und eilends in den „einigen Schafstall Christi" zurückzukehren. Wenn man Scherz treiben wollte mit den Lobrednern des päpstlichen Religionssystems, so könnte man ihnen vorhalten, es würde durch die sog. allgemeinen Concilien das Prinzip der Legitimität gefährdet, indem das Beispiel dieser Versammlungen die Leute auf den Gedanken führen dürfte, durch Volksvertreter Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten und dadurch einigen Schutz gegen den Mißbrauch der Erbweisheit zu erhalten. Papst Eugen IV., der kurz vor Pius II. regierte, bekannte sich in einer öffentlichen Bulle zu den Konstanzer Dekreten über Superiorität der Concilien und regelmäßige Berufung derselben. Als (1848) die röm. Verfassung erlassen und die Jesuiten als Feinde derselben angeklagt waren, richtete der Ordensgeneral, Herr Joh. Roothaan, ein offenes Sendschreiben an das Römervolk, in welchem er die Behauptung aufstellte, „es gebe keine natürlicheren Freunde der Verfassung, als die Mitglieder des Jesuitenordens, der gerade in seiner Verfassung die constitutionellsten Grundlagen von der Welt aufweise." „Es ist klug gethan", sagt Balthasar Gracian, Mitglied dieses Ordens, „es ist klug gethan, sogar kleine Mängel zu heucheln, um die Böswilligkeit zu besänftigen und zu hindern, daß die Eiterbeule des Neides berste." Die Lehren von einem Gesellschaftsvertrage, welcher als eine die Verhältnisse der Regierenden und der Regierten leitende Idee gelten soll, von wechselseitigen Rechten der Fürsten und der Bürger, von bedingungsweiser Uebertragung eines Theiles der ur-

Die Artikel, welche noch nicht untersucht worden sind, nämlich: ob die Gründe, durch welche die hl. katholische Kirche bewogen wurde, den Laien und nicht Messe lesenden Geistlichen nur unter der Einen Gestalt des Brodes die Communion zu rei-

---

sprünglich der Gesammtheit gehörenden Rechte auf Einzelne, und von der Nothwendigkeit stellvertretender Verfassungen, sind nicht etwa Ausgeburten des revolutionären Geistes. Nach Angabe des „Janus" war es Herr J. B. Bossuet, der die oft schon erhobene und nie beantwortete Frage stellte, ¿wozu denn in der Kirche die vielen Concilien, die mit so viel Mühe und Aufwand gehalten worden, hätten dienen sollen, wenn die unfehlbaren Päpste durch einen einzigen Ausspruch jeden Streit über die Lehre endgültig entscheiden konnten? Vielleicht ists der Haß gegen das Verfassungswesen, die krankhafte Scheu gegen alles Gerade und Offene, weßwegen das unbefleckte Madonna-Dogma vermittelst Kabinetsbefehl Denjenigen aufgehalst wurde, die den Nacken vor ihm beugen wollen. Abbé Laborde, welcher bei der Definition des neuen Glaubensartikels um die Erlaubniß bat, dem Papst seine Gegengründe vorlegen zu dürfen, erhielt als Antwort seine Ausweisung aus Rom. Die auf den 8. Dez. 1854 nach Rom berufene marianische Gürtelbruderschaft, d. h. eine Anzahl von Bischöfen, schwammen ins Netz der Unfehlbarkeitshascherei und ließen sich als Schattenspiel eines allgemeinen Concils, als Geleite eines beschämenden Gedankens brauchen. Noch niemals hat der röm. Episcopat so wenig Selbstständigkeit dem Papstthum gegenüber besessen, als gegenwärtig. Niemals hat dieses absoluter über den Klerus regiert, als in unseren Tagen. Dennoch steht das Papstthum heute der geistigen Entwicklung fremder und feindseliger gegenüber, als im Mittelalter, wo es die Welt fast unbestritten leitete, und als in dem Reformationszeitalter, wo Europa sich wider diese Leitung erhob. Noch kein Papst hat der Bildung und dem idealen Streben seiner Zeitgenossen einen schrofferen Widerspruch entgegengesetzt, als Pius IX. In seiner Bulle „Ineffabilis Deus" definirt Pius den geschlechtlichen Glaubensartikel selbstständig und aus eigener Machtvollkommenheit. Diese Dekretirung schließt nicht ausdrücklich und förmlich, aber nichtsdestoweniger unzweifelhaft und thatsächlich eine andere dogmatische Entscheidung in sich, nämlich diejenige der Streitfrage, ob der Papst in Glaubenssachen auch für seine Person unfehlbar sei, oder ob er diese Unfehlbarkeit nur an der Spitze eines sog. allgemeinen Concils anzusprechen habe. Sie schrauben das Papstthum über Erde und Himmel empor, um es, wie sie meinen, zu erheben und ihm alles zu unterwerfen, und sehen nicht, daß sie es damit nur mehr und mehr entwurzeln und für die Geschichte der Menschheit gleichgültig machen. Herr Mastai Ferretti hat, wie gesagt, die „Unfehlbarkeit" des Papstes durch sein unbeflecktes Dogma zwar nicht ausdrücklich definirt, aber thatsächlich in Anspruch genommen. Von einem Uebergreifen des Papstes in fremdes Gebiet kann fortan nicht mehr die Rede sein, da es nur ihm, dem Irrthumslosen, allein zusteht, die Grenzen seines Lehrens und Wirkens nach Gutdünken zu bestimmen. Trotz dieser Erweiterung seiner Machtbefugnisse, trotz Anflehung des Schutzes des ganzen himmlischen Hofs, trotz Fasten und Privatgebet will es ihm nicht gelingen, die Mehrheit der Geister zur Stützung des Felsens zu veranlaßen, auf dem die Wohlfahrt unseres Planeten ruhen soll. Das auf den 8. Dez. 1869 nach Rom einberufene sog. allgemeine Concil schien hauptsächlich mit aus dem Grunde abgehalten werden zu müssen, damit es den bereits präjudicirten Glaubensartikel von der Unfehlbarkeit des Papstes nachträglich gutheiße. „Die Katholiken", heißt es in der Civiltà cattolica vom 6. Febr. 1869, „die Katholiken werden die Proklamirung der dogmatischen Unfehlbarkeit des Papstes mit Freuden aufnehmen. Niemand verkennt, daß der Papst selbst nicht (sic) geneigt ist, hinsichtlich eines Satzes, der sich direkt auf ihn zu beziehen scheint, die Initiative zu ergreifen. Man hofft aber, daß die einmüthige Kundgebung des hl. Geistes durch den Mund der Väter des Concils die Unfehlbarkeit des Papstes durch Acclamation definiren werde." So die Zeitung, welche der Papst vor einigen Jahren durch ein eigenes Breve so hoch belobt, so entschieden als das reinste journalistische Organ echter Kirchenlehre bezeichnet hat, daß sie gewissermaßen als der Moniteur der röm. Curie anzusehen ist. Man sagt jedenfalls nicht zu viel, wenn man annimmt, daß die Gedanken der Civiltà sich in wichtigen, weitgreifenden Fragen mit den Gedanken des Oberhauptes sowohl, als der meisten sonstigen „Häupter" in Rom begegnen.

chen, so beizubehalten seien, daß der Gebrauch des Kelches auf keine Weise Jemanden bewilligt werde; und ob, wenn der Gebrauch des Kelches aus ziemlichen und der christlichen Liebe angemessenen Gründen irgend einem Volke oder Reiche zu gestatten gut

---

Hätte die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) in Betreff der Kelchentziehung gesagt: „Ich will, ich befehle sie, mein Wille soll Euch als Gesetz gelten, **car tel est notre bon plaisir**", so hätte man über Vergewaltigung geschrieen; aber als liebreiche Mutter hat sie die Kelchfrage auf die Tagesordnung des Concils von Trient zu setzen geruht. Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, sagt: „Die Kirche, als die von Gott ausgegangene Mutter, ist nicht verbunden, ihren Söhnen Rechenschaft zu geben, warum sie aus diesem oder jenem Grunde ihre Entscheidungen gefaßt habe. Obwohl sie daher die Gründe, durch welche sie bestimmt wurde, ein Gesetz zu erlassen, nicht eröffnet hat, so ist doch für gewiß zu achten, daß dieselben höchst gewichtig gewesen." Er und Andere haben sich abgearbeitet, folgende Fündlein vermehrt und verbessert aus den trienter Verhandlungen zusammenzulesen: „Bei Verabreichung der im Kelche erzeugten Flüssigkeit würde man sich der Gefahr aussetzen, einige Tropfen fallen zu lassen." Dieser Grund ist in der That so triftig, daß man vorziehen mußte, den ausdrücklichen Befehl des Erlösers: „Trinket Alle daraus" fallen zu lassen. ¿Hat Christus nicht von seinem eigenen Blute auf die Erde fließen lassen? — Weiter sagt sie (das Concil von Konstanz): „Es könne passiren, daß ein Gläubiger seinen Schnurrbart in den Kelch tauche, und daß mehrere Körper Christi an den Barthaaren hängen bleiben, was dann begreiflicher Weise unschicklich für den Erlöser wäre." ¡O, meine Herren, warum laßt Ihr Euren Bart nicht scheeren! ¿Wie wollt Ihr es Euch erklären, daß die Kirche während mehr denn 1200 Jahren nicht daran dachte, jener Unschicklichkeit zu steuern? ¿Ist dies nicht ein Fingerzeig, daß sie eben den Wein für das gehalten hat, was er ist? Und die Damen haben ja keine Bärte. — „Der Wein ist selten in einigen Ländern und zuweilen so theuer, daß die Kirchen keinen zu kaufen vermögen, weil selbiger anderswoher mit großen Kosten und vielen, beschwerlichen Reisen, selbst mitunter über hohe Gebirge und bei Glatteis herbeigeschafft werden müßte." Dieser Grund könnte höchstens eine Ausnahme von der Regel rechtfertigen, nimmer aber eine Regel bilden. ¡Was muß das für eine Kirchengenossenschaft sein, die nicht ein paar Flaschen Wein jährlich zu kaufen im Stande ist! „Aus dem Weinmangel", belehrt uns Herr Dr. Hermann Rolfus, „aus dem Weinmangel erklärt sich der Mißbrauch einiger unwissender Priester im zwölften Jahrhundert, trockene Weinhefe, und ich sechszehnten Jahrhundert, Meth, Bier und Milch statt des Weines zu nehmen, — ein Unfug, dem allsogleich gesteuert wurde, der zwar aus dem Mangel an Wein entstand, der aber die Ertheilung des hl. Abendmahls unter beiden Gestalten an die Gläubigen unmöglich gemacht hätte." — „Man hat keine so umfangreichen Gefäße, um daraus zehn- und zwanzigtausend Menschen zu tränken." ¿Wozu sind denn die ungeheuren Klosterkeller? — „Die Gefäße würden unmöglich immer rein genug erhalten werden können." Es scheint der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) in jeder Hinsicht unmöglich, den Laien klaren Wein einzuschenken. Scheut sich Jemand, mit Andern aus einem Kelche zu trinken, so wird er sich am Ende auch scheuen, das Abendmahlsbrod (die Hostie) zu nehmen, weil er ja nicht weiß, ob es von reinlichen, oder unreinlichen, oder hautkranken Händen bereitet wurde. — „Da die hl. Eucharistie für Kranke immer in Bereitschaft sein muß, so ist sehr zu fürchten, es möchten die Gestalten (sic) des Weines sauer werden, wenn man sie zu lange aufbewahrt." ¿Fürchten die theologischen Kannengießer etwa, der Verwandler und sein verwandelter Wein möchten sich gegenseitig ein sauertöpfisches Gesicht schneiden? ¿Wird aus Blut jemals Essig? Wenn Christus in jedem Tröpfchen des bei der Messe verbrauchten Weines ist, so wird Er seinen Körper wohl vor saurer Gährung bewahren können. Uebrigens sieht man nicht ein, warum gerade Diejenigen das Sauerwerden ihres Gottes befürchten sollten, welche das Kunstmonopol besitzen, die Milch der Madonna (¿Liebfrauenmilch?), den Schweiß des Erzengels Gabriel und das Blut des sog. hl. Januarius aufzubewahren. Sie lieben es sonst, Abfälle vergangener Zeit maaßvoll zu conserviren. In Neapel hat (1865) der Sohn des Taschenspielers Bosco im Theater San Carlo den bekannten Pfaffentrug, der wenige Tage zuvor in der Kirche stattfand, ausgeführt und erklärt. Diese Keckheit erregte Aufsehen; einem Theil

scheine, derselbe unter gewissen Bedingungen bewilligt werden soll, und welche sie seien, behält die hl. Versammlung sich auf eine andere Zeit, sobald sie eine Gelegenheit findet, zu prüfen und zu bestimmen vor. (Conc. Trid. sess. XXI.)

---

der Anwesenden mißfiel das; die meisten bezeugten ihren Beifall. Wir möchten dem Herrn Bosco rathen, jedesmal, wenn das Ding flüssig wird, d. h. wenn die Schwarzen drinnen den Hocus-Pocus treiben, sein Stücklein außerhalb der Kirche zu vollführen und es gleichzeitig zu erklären. — „Das 11. Concil zu Toledo (can. 11.) spricht von Priestern, welche wegen der Trockenheit ihres Gaumens die hl. Eucharistie nicht hinunterschlucken konnten, ohne zugleich den Kelch des Herrn zu trinken. Folglich gab man ihnen bei normaler Beschaffenheit ihres Gaumens nur das Brod." Das gleiche Quantum Wein, unter alle Communicanten vertheilt, würde keinen laben, hingegen unter die Meßpriester verquantelt, kann es schon den Durst löschen. Und daß sie von dem vielen Messesingen eine durstige Leber bekommen, begreift man. — „Der Kelch ist unnütz, weil die ersten Christen seiner sich zuweilen nicht bedienten: Sie blieben beständig in der Apostel Lehre, und in der Gemeinschaft und im Brodbrechen (Apg. 2. 42.)." Aus diesen Worten schließen wollen, daß die ersten Christen beim hl. Abendmahl den Kelch nicht hatten, ist gerade so zutreffend, als wenn ich sagen würde: „Ich war von meinem Onkel zum Mittagessen eingeladen; folglich habe ich nicht getrunken." Unter dem Alten Bunde wurde kein Opfer dargebracht ohne Besprengung mit Wein, und doch sehen wir bei allen Opferhandlungen. deren die biblische Geschichte erwähnt, nicht, daß vom Wein die Rede wäre. ¿Wird man hieraus schließen, daß keiner vergossen wurde? Nein; sondern man wird sich an die Bücher Mosis halten bezüglich des Opferns. Man thue das nämliche mit der Erklärung der angezogenen Schriftstelle, und der ihr entnommene Beweis fällt sogleich zusammen. — „Die Stelle 1. Kor. 11, 27. lautet: Welcher nun unwürdig von diesem Brod isset, oder von dem Kelch des Herrn trinket u. s. w." Laut einer in der vierten Tagfahrt des Concils von Trient erlassenen Verordnung (das allerheiligste Stelldichein zählte damals 55, sage fünfundfünfzig Köpfe, auf den Mann ein Kopf gerechnet, so daß von einem heerdemäßigen Parteitreiben kaum die Rede sein konnte) sind alle Leute verpflichtet, die Vulgata anzunehmen und dürfen es nicht wagen, sie unter was immer für einem Vorwande zu verwerfen. Nun steht in ihr nicht aut, oder, sondern et, und: Wer von diesem Brod isset und von diesem Kelch trinket u. s. w. Obschon im Griechischen das Wörtchen æ steht, das mit oder übersetzt wird, so bezeichnet es doch hier nicht Trennuug, sondern Unterscheidung; Paulus unterscheidet das Brod und den Kelch, weil sie an sich unterschieden sind. Wäre jene Auslegung des „oder" die richtige, so könnte man aus 2. Mos. 21, 17. beweisen, daß ein Mensch entweder nur Vater, oder nur Mutter haben könne, oder daß man allerdings des Vaters allein und und der Mutter allein nicht fluchen dürfe, wohl aber beider miteinander. — „Der Kelch ist unnütz, weil das Volk das Blut im Brod hat, welches durch die Weihung ein Körper wird, welcher Blut und Fleisch enthält." Das heißt mit andern Worten: „Fleisch essen ist Trinken, und Blut trinken ist Essen." Wer die Narrheit säet, erndtet den Blödsinn ein. — „Was der Seele nothwendig ist, soll nicht mit körperlichen Beschwerden verbunden sein; Viele aber, meint der röm. Katechismus, können den Geschmack, ja sogar den Geruch des Weines nicht ertragen. Damit also das, was des geistlichen Wohls wegen gereicht wird, der Gesundheit des Körpers nicht nachtheilig werde, hat die Kirche sehr weise beschlossen, den Gläubigen nur die Gestalt des Brodes auszutheilen." Wir lernen hieraus zweierlei: einmal, die Meßpriester werden nicht zu den „Gläubigen" gezählt, und dann, sie seien wohl von Amtswegen befähigt, den Wein zu ertragen. Die geistliche Trunkenheit, obschon von Joh. Ruysbroek, mit dem Beinamen „der verzückte Doktor", nur als ein Durchgangspunkt bezeichnet, ist eine gefährliche Stimmung. — „Weil der bei Austheilung des hl. Abendmahls übriggebliebene Wein nicht in gemeinen Wein zurückverwandelt, aber auch nicht aufbewahrt werden konnte, da sonst Gefahr des Sauerwerdens war, und man hätte sagen müssen, das Blut Christi sei sauer geworden, so konnte man nichts machen, wenn die Verwandlungslehre nicht aufgegeben werden sollte, als dem Volke den Pokal zu entziehen. Dem Priester in der Messe durfte man ihn zugestehen, weil dort nicht mehr Wein eingeschenkt wird, als für eine Person verwendbar ist; die Verwandlung aber aufgeben durfte man nicht, weil sonst die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus),

14. ¿Können die röm. Katholiken jemals Gewißheit besitzen, daß bei der Messe eine Weihung der dazu gehörigen Bestandstücke stattgefunden hat, die den canonischen Erfordernissen in allen Theilen genügt?

Nein. Es wird ihnen ein Durcheinander natürlicher und überna=

---

die sie eingeführt, nicht unfehlbar geblieben wäre." Es erübrigte also kein anderes Mittel, sich aus der Klemme zu helfen, als dem Volk das trockene Zusehen zu lassen. — Man mußte der Unverschämtheit der Ketzer entgegentreten, die sich nicht scheuen, der Kirche vorzuwerfen, daß sie die Satzung Christi nicht gekannt oder verachtet habe." Es wird damit jene trotzige Verlegenheit bekennt, mit der auch manche Regierung das anerkannte Recht möglichst lange verweigert, weil es mit dem Vorwurfe, daß es nie hätte verweigert werden sollen, gefordert wird. — Endlich führt der röm. Katechismus (De sacram. III, 50.) als vorzüglichsten Grund an, „es solle die Ketzerei Derjenigen widerlegt werden, welche leugneten, in jeder der beiden Gestalten sei der ganze Christus, und (sic) behaupteten, unter der Gestalt des Brodes sei nur der blutlose Leib". Dieses Geständniß ist vielsagend. ¡Allein wie befremdend ist nicht eine solche Art zu raisonniren, und wer möchte diese neuerfundene Logik ertragen! Man fängt damit an, die Falschheit des protestantischen Dogma's als etwas Ausgemachtes hinzustellen, und aus dieser untergeschobenen Falschheit meiselt man den Prüfstein der Auslegung des Bibeltextes, welcher im Gegentheile zur Entscheidung dienen soll, ob das protestantische Dogma richtig ist oder nicht. Kaum zufällig erscheint hier die Vereinigung von „Leugnen" und „Behaupten" in einem Sätzchen, als ob Diejenigen, die das Eine läugnen, nothwendigerweise das Andere behaupten müßten, und umgekehrt. Was das in den Körper, die Knochen und Nerven Christi verwandelte Brod betrifft, welches Objekt, wie röm. Rationalisten zur Beruhigung der Laien anführen, auch Blut enthalte, ¿das sollten nur die spitzfindigen trienter Prälaten, Christus aber nicht gewußt haben? Die Wahl der Bestandstücke des hl. Abendmahls hieng ja vom Willen des Einsetzers ab. ¿Woher soll man denn erkennen, was zum Wesen des hl. Abendmahls gehört, wenn man nicht auf seine Einsetzung sehen will? Freilich, Shylock konnte ein Pfund Fleisch vom Leibe des Kaufmanns von Venedig nicht abschneiden, ohne daß dabei auch Blut geflossen wäre; Christus aber hat für angemessen gehalten, seinen Leib und sein Blut zu scheiden, indem Er für jedwedes ein besonderes Sinnbild einsetzte. Beides, Essen und Trinken, als Bedingungen des Lebens überhaupt, so auch hier, als Sinnbild des höheren, geistigen Lebens und der Gemeinschaft mit Christus, gehört der Natur der Sache nach zusammen. Was getrunken werden soll, soll nicht gegessen werden, und was gegessen wird, wird nicht getrunken; das ist eine alltägliche Wahrheit, und das Gegentheil ist wider allen Verstand und Sprachgebrauch. ¡Genug! Man kehrt sich röm. Seits nun einmal nicht an den Stifter, so ehrwürdig sonst jedem rechtlichen Menschen das Testament eines Sterbenden zu sein pflegt. Da die trienter Beschlußpartei ihre Gründe der Kelchentziehung nicht als Glaubensartikel mitgetheilt hat, so erinnert uns Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, zu guter Letzt an die „freiwillige" Entwöhnung vom Kelche, die stattgefunden habe im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Die eigentlichen, dem geneigten Leser aus den salbungsreichen trientinischen Erörterungen nunmehr zur Genüge bekannt gewordenen Motive, weßhalb die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) an ihrem Raube so zähe festhält, verschweigt unser Pappenheimer. ¡In welch' großartigen Humbug verwandelt sich doch in den Augen des Denkers die Triebkraft, die mit solcher Salbung geölt ist!

14. Alle bewährten Grundsätze der Naturwissenschaft und Gesetzgebung sind einfach in ihrem Ausdruck und in ihrer Wirkung, und es ist wesentlich das Vertrauen auf die Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen, welches die Forscher ermuthigt, den massenhaften Stoff zu bezwingen. Daß in der Apostelzeit eine Spendeformel üblich war, ist unwahrscheinlich, indem damals das Brodbrechen und der Empfang des Kelchs ein Bestandtheil der Feier der Liebesmahle bildete, das Abendmahlsbrod und der Abendmahlswein unter Gesang oder Ansprache von Hand zu Hand giengen. Nach röm. System wird die Absicht des Priesters, zu thun, was die Kirche thut, die richtige Form der gebrauchten Worte, die richtige Materie, der Wille des Priesters, ein

türlicher Wirksamkeit geboten. Obschon nämlich die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) lehrt, die Theilnahme an den Sakramenten helfe an sich (ex opere operato), so setzt sie doch dabei die Absicht und den Vorsatz des Priesters, zu verrichten, was die Kirche verordnet,

---

Sakrament im Sinne der Kirche zu vollziehen, zur Gültigkeit aller Sakramente erheischt. Fehlt auch nur ein einziges dieser Erfordernisse, d. h. werden die Worte nicht in der richtigen Form gesprochen, ist nicht die richtige Materie vorhanden, hat der Spender des Sakraments nicht den Willen, das Sakrament zu spenden, so ist nach dem englischen Doktor Thomas von Aquino (De eccles. sacram.) kein Sakrament gespendet. Hieraus folgt, daß der messelesende Priester, auch wenn er die Absicht hegt, zu thun, was die Kirche thut, nicht sicher sein kann, ob die wunderbare Aenderung der Oblate und des Weins in Knochen, Nerven u. s. w. Christi stattgefunden hat; denn er muß fortwährend im Zweifel schweben, ob der Sachapparat, mit dem er zu manöveriren angewiesen, ein canonisch tadelloser sei und dann, ob ihm selber die sachbezüglichen Eigenschaften gehörig innewohnen, indem er nicht versichern kann, daß der Priester, welcher ihn taufte, oder der Bischof, welcher ihn firmelte und weihte, hiebei das beabsichtigte, was die Kirche beabsichtigt. Ein Papst besitzt hienach nicht einmal die Gewißheit hinsichtlich der Gültigkeit seiner eigenen Würde, indem diese wieder von der richtigen Absicht Desjenigen abhängt, welcher ihm die Priesterweihe übertrug. Kraft eines Beschlusses des von den meisten röm. Streittheologen für incompetent gehaltenen sog. allgemeinen Concils zu Konstanz ist Martin V. zum Papst erwählt worden. Auf der Rechtmäßigkeit dieser Wahl und der durch diesen Papst ernannten Kardinäle ruht die Rechtmäßigkeit der ganzen päpstlichen Wahldynastie seitdem. Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, hatten darum von ihrem Standpunkte aus nicht Unrecht, als sie dem am 21. Juli 1773 gegen die geheime Gesellschaft erlassenen Aufhebungsbreve Clemens' XIV. „Dominus ac redemptor noster" den Gehorsam verweigerten, auf das Vorgeben hin, „daß der hl. Vater allerdings untrüglich sei, wenn er ex cathedra entscheide; die Gesellschaft sei aber ex curia aufgelöst, und diese leite Weltklugheit, nicht der hl. Geist. Auch sei man nur verpflichtet zu glauben, daß der Papst das Oberhaupt der Kirche sei; keineswegs aber sei es ein Glaubensartikel, daß gerade Herr Lorenz Ganganelli als das gesetzliche Oberhaupt betrachtet werden müsse; in Betreff der Gültigkeit seiner Würde, sowie der Kennzeichen seiner Beglaubigung, befinde man sich im Zustande einer unüberwindlichen Ungewißheit, beziehungsweise Schlafsucht. Die Kirchengeschichte sei nicht karg an Beispielen, daß mit Fug und Recht von einem schlecht unterrichteten Papst an einen besser unterrichteten Papst appellirt worden sei." Auf eine Anfrage der königlich bayerischen Regierung (Augsb. Allg. Ztg. 4. Sept. 1869) sprach sich die Münchener theologische Fakultät dahin aus: „Es gibt keine allgemein anerkannten Criterien, nach denen sich mit Sicherheit bestimmen ließe, ob ein päpstlicher Ausspruch ex cathedra erfolgt sei, ob er also, im Fall die päpstliche Unfehlbarkeit conciliariter entschieden werden sollte, auch wirklich dieser Prärogative theilhaftig sei. Bei den Theologen, welche jetzt schon die fragliche Lehre behaupten, finden sich etwa zwanzig verschiedene Hypothesen über die Bedingungen, welche zu einer Entscheidung ex cathedra erforderlich sein sollen. Von diesen zum Theil sehr verschiedenen und sogar weit auseinander gehenden Forderungen oder Aufstellungen ist bisher keine zu größerer Geltung gelangt. Für keine derselben hat sich je eine sehr bedeutende Anzahl von Theologen entschieden; jede einzelne ist auch wieder vielfach bestritten, und von allen läßt sich sagen, daß sie willkürlich erdacht sind, da es hier nicht möglich ist, aus Schrift und Ueberlieferung zu schöpfen. Es scheint daher, daß, wenn wirklich auf der Kirchenversammlung in Rom ein Dekret über die päpstliche Unfehlbarkeit zu Stande gebracht würde, wohl zugleich auch der Begriff der Entscheidung ex cathedra definirt werden müßte, da sonst immer wieder Unsicherheit und Anlaß zu Streit bevorstände." „Der erste Vortheil des Ordens", sagen sie, „der erste Vortheil des Ordens sei Gewißheit der Regel; außerhalb dieser Gewißheit gebe es für die Unsrigen keine Würde, sondern Bürde." Die Loyoliten behaupten nicht, daß irgend etwas, was die Päpste abgewickelt haben, nicht wahrscheinlich sei, sondern belassen deren Aussprüche in ihrer ganzen Sphäre von Wahrscheinlichkeit und setzen nur

voraus, in deren Ermanglung seine Handlung ihre Wirkung verliert. Trotz aller plausibler Anerkennungen der Agentschaft Christi in dem

---

hinzu, daß das Gegentheil auch seine Sphäre von Wahrscheinlichkeit zu beanspruchen habe. Sie bemühen sich, das Recht des Unrechts und das Unrecht des Rechts casuistisch zu begreifen. Sie unterscheiden, was die Päpste gemäß ihrer Würde, als die allgemeinen Lehrer der christlichen Welt, und was sie als Privatdoktoren behaupteten. Wenn ein Papst sich ihnen willfährig zeigt, so sprechen sie von „Apostelsitz" und „heiligem Stuhl"; schlägt er ihnen etwas ab: bloß von „römischer Curie." Ist eine päpstliche Lehre unbequem, anstößig, unverträglich mit dem System, so helfen sie sich mit der Annahme: hier habe der Papst nur als Privatperson seine Ansicht geäußert; welches aber die Criterien seien, an denen eine Entscheidung **ex cathedra** erkennbar, darüber werden, wie bemerkt, die verschiedenartigsten Meinungen aufgestellt, von denen eine die andere aufhebt, und die eben alle als kümmerliche Behelfe für einen selbstgeschaffenen Nothstand der Lehre erscheinen. Andere soll das Papstthum binden; sie wollen frei bleiben von seinen Fesseln. Man liest in jenem Aufhebungsbreve: „Nachdem Wir Uns durch eine äußerst strenge Prüfung eine vollkommene Kenntniß über den Ursprung, die Fortschritte und den gegenwärtigen Zustand des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, verschafft, haben Wir erkannt, daß derselbe schon von seinem Ursprung an verschiedene Keime der Zwietracht und der Zerwürfniß in sich nährte. In Betracht und nach reiflicher Erwägung, daß es, um nicht zu sagen unmöglich, doch äußerst schwierig sei, der Kirche einen festen und dauerhaften Frieden zu verschaffen, so lange die erwähnte Gesellschaft besteht, die sowohl nach ihrem Institute, als nach ihren Privilegien zu den Bettelorden gehört, heben Wir mit reifer Ueberlegung, aus gewisser Kenntniß und aus der Fülle der Apostolischen Macht die erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus, schaffen sie ab und heben auf alle und jede ihrer Aemter, Bedienungen und Verwaltungen, ihre Häuser, Schulen, Collegien, Hospizien und alle ihre Versammlungsorte, sie mögen sein in welchem Reiche, in welcher Provinz und unter welcher Botmäßigkeit sie wollen; ihre Statuten, Gebräuche, Gewohnheiten, Dekrete, Constitutionen, wenn sie gleich durch Eidschwur, oder durch eine Apostolische Bestätigung, oder auf eine andere Art befestigt sind; desgleichen alle und jede Privilegien, General- und Specialindulte, deren Inhalt Wir so angesehen wissen wollen, als ob sie diesem Breve wörtlich einverleibt wären, und die Wir, mit welchen Formeln, Vorbehalt, Rückhalt und Dekreten sie auch verfaßt sein mögen, als vollkommen und genugsam ausgedrückt erachten. Und daher erklären Wir, daß alle und jede Gewalt des Generals, der Provinzialen, der Visitatoren und aller andern Vorgesetzten erwähnter Gesellschaft, sowohl im Geistlichen als Zeitlichen aufgehoben und auf immer vernichtet bleiben soll." Ein sog. Statthalter Christi hat damit der Welt gelehrt, daß die jesuitische Gestaltung des Katholizismus zu denjenigen Lebensregungen gehört, welche unterdrückt werden können, ohne daß dadurch die christliche Kirche sich in einer wesentlichen Lebensäußerung gehemmt sehen müßte. Clemens XIV. starb am 22. Sept. 1774. Kardinal de Bernis, französischer Gesandter in Rom, beschreibt unterm 28. August jenes Jahres seinem Hofe genauer den Ursprung und Verlauf der Krankheit des Papstes und erwähnt zugleich mit tiefer Betrübniß das ruchlose Spiel der Verleumdung, womit man den erhabenen Kranken verfolge. „Die Entrüstung hierüber", schreibt Dr. Augustin Theiner, Consultor der hl. Congregationen des Index und Präfekt-Coadjutor der geheimen Archive des hl. Stuhls, „die Entrüstung hierüber muß um so größer sein, wenn man bedenkt, daß es nur Priester waren, die sich so sehr vergaßen, und solche Ruchlosigkeiten gegen den Stellvertreter Christi verüben konnten." Theiner muß seine Gründe gehabt haben, daß er die aus der Feder von Cretineau-Joly, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, geflossene Beschreibung beisetzte: „Endlich am 22. Sept. 1774 erlangte Clemens XIV. die Vernunft wieder; allein die Vernunft mit dem Tode. In diesem feierlichen Augenblick wurde ihm der volle Verstand zurückerstattet. Der Kardinal Malvezzi, der böse Engel des Papstes, stand seiner letzten Stunde bei. Gott erlaubte nicht, daß der Nachfolger der (sic) Apostel ohne Versöhnung mit dem Himmel starb. Um diese Papstseele der Hölle zu entreißen, welche nach einem seiner Worte seine

Werke der Versöhnung behauptet dennoch der Priester seine Autorität über Ihm: Er hat die Bestandstücke des hl. Abendmahls in seiner

---

Behausung geworden war, und damit sich nicht das Grab ohne Hoffnung für Den öffnete, der da ohne Unterlaß wiederholte: ¡O, mein Gott, ich bin verdammt! war ein Wunder nöthig. Und das Wunder geschah. Der hl. Alphons Maria von Liguori war damals Bischof von Sta. Agata dei Goti im Königreiche Neapel. Die Vorsehung, die noch mehr über die Ehre des obersten Priesterthums, als über das Seelenheil eines durch ein so großes Vergehen compromittirten Christen wachte, erwählte Alphons von Liguori zu ihrem Vermittler zwischen dem Himmel und Ganganelli." Theiner fährt fort: „Wir scheuten uns fast, diese schauerlichen Worte hier einzurücken, durch die der Verfasser deutlich zu erkennen geben will, daß Clemens XIV. nicht allein ohne Sakramente, sondern auch ohne alle Reue gestorben, gleich dem verhärtetsten Sünder. Dies muß man nothwendigerweise bei einem Sterbenden annehmen, der sich, wie Herr Cretineau-Joly selbst gesteht, im völligen Besitz seiner Vernunft befindet, und bei welchem dennoch ein Wunder nöthig ist, um seine Seele in diesem erschrecklichen Zustande der Unbußfertigkeit aus dem Schlunde der Hölle zu entreißen. Diese Unbußfertigkeit Clemens' XIV. muß dazu in der That eine ganz erschreckliche und ganz neuer Art gewesen sein, da Gott ihn weniger seiner Seele wegen, als vielmehr nur aus Rücksichten für die hohe Würde, die er im Reiche Gottes auf Erden bekleidete, rettete. ¡Neu wäre also auch diese Erbarmungsweise Gottes!" Der Bettelorden wurde (1814) durch Pius VII. repristinirt, d. h. ohne vorhergängige Verbesserung wiederhergestellt, nachdem Herr Alphons Maria Lüguori eine Zeit lang seine Firma für die fortdauernden Reste hergegeben hatte, und sie in Rußland und etlichen andern Ländern unter der Benennung der „Väter des Glaubens" gemüthlich fortwuchern konnten. „Ich habe", schreibt Friedrich II. unterm 8. Dez. 1772 an d'Alembert, „ich habe einen Gesandten des Generals der Ignazianer empfangen, der in mich dringt, mich öffentlich zum Beschützer dieses Ordens zu erklären. Ich habe ihm erwidert, daß der Papst wohl Herr wäre, bei sich jede Reform vorzunehmen, die er für gut fände, ohne daß sich die Ketzer darein mischten." Im folgenden Jahre schon ließ er in Rom die Erklärung abgeben, daß er die Jesuiten beibehalten wolle, „da er im Breslauer Frieden den Zustand Schlesiens unverändert zu lassen versprochen habe." Er befahl der kampfslustigen Schaar (1776), Ordenskleid und Namen abzulegen und sich „Priester des königlichen Schulinstituts" zu nennen. Erst Friedrich Wilhelm II. hob diese Anstalt auf und schenkte die Ordensgüter den Universitäten in Halle und Frankfurt an der Oder. Friedrich der Große wollte andern Staaten zeigen, daß ein tüchtiger Monarch keinen Orden zu fürchten braucht. Durch die Benennung, „Redemptoristen" scheinen die Jesuiten dem „**Dominus ac redemptor noster**" Trotz bieten zu wollen. Die Herren Robert Bellarmin und Joh. Perrone unterscheiden eine thätige und eine duldende Unfehlbarkeit. „Erstere", wie die Theologen ihrer Schule sich ausdrücken, „erstere kommt dem Papst, der Kirche aber nur letztere zu, d. h. die ganze übrige Welt empfängt ihr Licht nur von dem Papste; daher auch das zahlreichste, vollständigste Concil ohne und gegen den Papst nichts vermag, vielmehr jede Autorität und jede Gewißheit seiner Beschlüsse nur aus ihm schöpft." Nach dieser Ansicht erscheint die ganze Kirche den Päpsten gegenüber so herabgedrückt, daß nur eine Auffassung des Verhältnisses übrig bleibt: „Gott thut nichts Ueberflüssiges; er gibt die der christlichen Welt nothwendige untrügliche Autorität nicht doppelt, einmal der Gesammtheit der Kirche, und dann wieder eigens dem Papste. Da nun gewiß (?) ist, daß sie dem Papste zukommt, so folgt daraus, daß die Kirche sie nicht für sich, sondern nur durch den Papst als eine von ihm ausgehende und nur in ihm vorhandene Erleuchtung empfängt." Ist nun aber die Unfehlbarkeit des Papstes selbst an gewisse Bedingungen geknüpft, über welche die Theologen sich nicht einigen können, und über deren Vorhandensein die übrigen Menschen sich keine Gewißheit zu verschaffen vermögen, so steht der Elephant auf der Erde, und die Erde ruht auf dem Elephanten, und es gibt überhaupt keine untrügliche Autorität in der Kirche. Wo immer der Regularorden, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, zur Herrschaft gelangte, da ist auch dieses System in der Gestalt, die ihm im sechszehnten Jahrhundert gegeben wurde, als das

Gewalt und macht damit, was ihm beliebt; er gibt außerdem vor, daß Christus seine sakramentale Wohlthat nur dann ausüben werde, wenn

---

einzige, völlig orthodoxe emporgekommen, obgleich der Kardinal von Lothringen noch zu Trient erklärt hatte, daß es in ganz Frankreich als Ketzerei betrachtet werde. Dem Staatskünstler mag die Gewissenhaftigkeit störend in seinen Weg treten; der Wissende des Ordens weiß sich ihrer zu bedienen. „Wir würden", heißt es in der Wiederherstellungsbulle „Sollicitudo omnium", „Wir würden Uns vor Gott eines schweren Verbrechens schuldig machen, wenn Wir diese geschickten und erfahrenen Ruderer verschmähten, die sich selbst anbieten (sic), das Schifflein Petri durch die stürmischen Wellen zu leiten, die jeden Augenblick Schiffbruch und Tod drohen. Wir beschließen daher vermöge päpstlicher Machtvollkommenheit und auf ewige (?) Zeiten, daß diese Bulle im Kirchenstaat und in allen (?) übrigen Staaten gelten und keinem Urtheil, noch Revision irgend eines Richters unterworfen sein soll, bei Vermeidung des Zorns des Allmächtigen und der hl. Apostel Petrus und Paulus." Letzteres Dokument ist ungültig, da laut der Anordnung Gregors VII. (Epist. 55.) kein Ausspruch eines Papstes kann aufgehoben werden, als von ihm selbst. Heute, wo Alles mit Dampf und Elektromagnetismus geht, bleiben die alten Künste der erfahrensten Ruderer, der titanenhaftesten Blitzeschleuderer hinter den Anforderungen der Fortschrittspartei zurück. Die Zeit wird lehren, welcher Papst im diametralen Widerspruch mit dem andern Papst Recht behält.

Die Lehre von der zur Gültigkeit eines jeden Sakraments erheischten Absicht, zu verrichten, was die Kirche verordnet, wurde erfunden, um die priesterliche Autorität zu stützen; allein sie führt in ihren Folgerungen bis zur Vernichtung dieser Autorität. Sie gleicht einem unbedeutenden ersten Irrthum in einer ungeheuren Rechnung, der sich je länger je mehr vergrößert und ein entgegengesetztes Ergebniß liefert, als das gehoffte. Alles Jammern über den vorgeblichen Frevel, die Bündigkeit und Zulänglichkeit einer hierarchischen Schlußkette in Zweifel zu ziehen, ist Wichtigthuerei, der viel daran liegt, daß man den Zweifel, den man gegen ein Argument frei heraussagt, für Bezweiflung geoffenbarter Wahrheiten halte, um hinter dieser Decke die Seichtigkeit desselben durchschlüpfen zu lassen. Vierundzwanzigmal hat es zwei, drei Päpste gegeben und fast immer unter solchen Umständen, daß es dem gewissenhaften Geschichtschreiber unmöglich ist, zu sagen, wer Papst war, und wer nicht. Alle haben die „Kirchen" mit von ihnen geweihten Bischöfen und Priestern bevölkert. Nach Angabe der Verfasser des Janus fand das Stärkste dieser Art am Ende des neunten Jahrhunderts statt, als nach dem Tode des Papstes Formosus durch das wiederholte Umstoßen der von ihm während fünf Jahren verrichteten Weihen die ganze italienische Kirche in die äußerste Verwirrung gestürzt wurde und eine allgemeine Unsicherheit entstand, ob man denn überhaupt noch in Italien gültige Sakramente habe. Päpste und Synoden entschieden im grellsten Widerspruch bald für, bald gegen die Gültigkeit der Weihen. Im Namen jener zahlreichen Priester und Bischöfe, deren kirchliche Existenz durch die Beschlüsse Stephans VII. und Sergius' III. in Frage gestellt war, forderte Auxilius die gerechte Untersuchung eines allgemeinen Concils, als der einzigen Autorität, welche dieses durch die Päpste entstandene Wirrsal zu heben vermöchte. Allein dieses Concil kam nicht zu Stande. Von 1378 bis 1409 theilte sich die abendländische Welt in zwei, von 1409 bis 1415 in drei Obedienzen. Ein Neapolitaner, Urban VI. war gewählt. Aber bald fielen die Kardinäle von ihm ab und wählten sich den Mann nach ihrem Herzen, Clemens VII. Wessen Wahl die rechtmäßigere sei, ob die Urbans VI. oder Clemens' VII., wußte damals Niemand. Im Grunde waren bei der einen wie bei der andern Wahl Dinge vorgekommen, welche sie gesetzlich ungültig machten. Die Anwälte beider Theile bewiesen mit unwiderleglichen Gründen, daß der Papst der andern Partei kein Recht auf ihre Anerkennung habe. Unterdeß bestanden zwei päpstliche Curien, zwei Kardinalskollegien, — jede Curie mit verminderten Einkünften, jede entschlossen, die Schraube der kirchlichen Erpressungen endlos zu drehen, jede unerschöpflich in Erfindung neuer geistlicher Erwerbsmittel und in Steigerung der schon gebräuchlichen. Was die päpstliche Curie seit Jahrhunderten an Strafmitteln, an Bannformeln und Verwünschungen im Kampfe mit den weltlichen Fürsten ersonnen hatte, das kehrte nun jeder der Päpste

gewisse Bedingungen von priesterlicher Seite erfüllt seien: Die richtige Aussprache der sog. Weihungsworte, das Vorhandensein einer gültigen

---

gegen seinen Nebenbuhler. Von den Anhängern als Gemahl und Herr der ganzen Kirche, als Stellvertreter Gottes auf Erden, als untrüglicher Lehrer der Christenheit gepriesen, hieß er in den Schriften und auf den Kanzeln der andern Obedienz: ein verworfener Abtrünniger und Häresiarch, ein Antichrist, ein Götzenbild ewiger Verdammniß. Die Lage war peinlich für alle Anhänger der päpstlichen Unfehlbarkeit; sie befanden sich in einem Labyrinth ohne Ausweg. Jene Vorstellung nöthigte zu der Annahme, daß das bestimmte Individuum, welches, im Alleinbesitz aller Wahrheit, der ganzen Kirche ihre Glaubenssicherheit gibt, stets unzweifelhaft bekannt sei. Es darf hienach bezüglich der Person des rechten Papstes sowenig eine Ungewißheit stattfinden, als bezüglich der biblischen Bücher. Jetzt aber mußte im Grunde Jedermann sich gestehen, daß nur der zufällige Umstand des Wohnens in diesem oder jenem Lande ihn zum Anhänger des einen oder andern Papstes mache, von dessen Legitimität er nur wußte, daß sie von der andern Hälfte der Christenheit verworfen werde. Der Spanier, der Franzose glaubte an Clemens VII. oder Benedikt XIII.; der Engländer, der Italiener an Urban VI. oder Bonifaz IX. Schlimmer noch war, daß der alte, von den Päpsten Jahrhunderte hindurch gepflegte und oft bestätigte Wahn von der Uugültigkeit der Weihen und der Sakramente außerhalb der päpstlichen Gemeinschaft noch immer bei unzähligen Menschen, besonders in Italien fortbestand. Der päpstliche Sekretär Coluccio Salutato schildert in starken Zügen die allgemeine Ungewißheit, die Angst der Gewissen, welche durch die Kirchenspaltung erzeugt wurde, und er zieht als Papist den Schluß, daß, da alle kirchliche Gewalt vom Papste ausgeht und ein fehlerhaft gewählter Papst selber keine Gewalt hat, er auch keine geben könne und darum denn auch die seit dem Tode Gregors XI. geweihten Bischöfe und Priester unfähig seien, Sakramente zu gewähren. Wenn demnach ein Gläubiger die von einem im Schisma ordinirten Priester geweihte Eucharistie anbetet, so betet er einen Götzen an, sagt Coluccio. ¡Das war also einst der Zustand der abendländischen Christenheit!

Wenn fragmentarisch gedachte Charaktere und Lebensstellungen den Schein eines inneren Zusammenhanges annehmen, so darf man sich der Nachrechnung nicht entziehen; man läßt sich sonst durch die Anerkennung des einzelnen Falls zu irrigen Maximen verleiten. Die Leuchtkraft, auch des hierarchischen Scheins, nimmt ab im Quadrat der Entfernungen. ¿Wie soll denn Jemand sich auf die Autorität eines Menschen verlassen, welcher nach seinem eigenen Geständniß vielleicht keine besitzt, indem gegebenen Falls höchst wahrscheinlich ein Mangel an canonischer Absicht bei Denjenigen stattfand, von denen er seine Autorität herleitet? ¿Welcher Priester ist sicher, nicht geistlicher Weise von einem falschen Priester, oder von einem falschen Bischofe abzustammen? Er wird vergeblich an seine Messe glauben. ¿Ist er da sicher, daß die Transsubstantiation sich unter seinen Händen vollzieht? Er wird vergeblich an das Recht der richterlichen Sündenvergebung glauben. ¿Ist er denn sicher, daß seine Lossprechungen gültig sind? ¿Sind die Gläubigen ihrerseits sicher, gültig losgesprochen, gültig verheirathet u. s. w. zu sein? Lauter Fragen, deren Beantwortung der individuellsten Geistesoperation unterliegt. Indem wir nun die äußerst verwickelte geschichtliche Erscheinung einer hierarchischen Berechtigung, den ursächlichen Zusammenhang, die logische und canonische Aufeinanderfolge der zu einem gültigen Meßopfer erheischten Erfordernisse unserer Forschung unterwerfen, treten wir recht eigentlich in das Gebiet der Hypothesen, und fortschreitend in dasjenige der vagsten Fiktionen. Der alte Zustand schlägt da am leichtesten in sein Gegentheil um, wo er seine eigenthümlichen Züge am vollkommensten ausgeprägt hat. Die Wahrscheinlichkeit der apostolischen Nachfolge eines Priesterindividuums ist noch lange nicht wie 1 : 100,000; eine passendere analytische Figur wäre vielleicht die zehnte Verdünnung der Homöopathen, oder eine Reihenfolge von Nullen ohne Zähler. Man sieht, die sog. apostolische Nachfolge der röm. Priester ist eine Phrase, und weiter nichts; denn die Beweise, welche ein Priester für seine apostolische Nachfolge etwa vorbringt, vermögen Niemanden zu befriedigen. „Nichts Gewisses weiß man nicht," sagt der Berliner. Die gewerblichen Fähigkeiten und die Umstände, unter denen sie geltend gemacht werden, sind

Priesterweihe von Seite des messelesenden Priesters, die wirkliche Gegenwart der vorschriftsmäßigen Materie, kurz, die Erfüllung sämmt-

---

so mannigfaltig, daß für jeden besonderen Fall eine besondere Schätzung erforderlich ist. In Wirklichkeit sind sich auch die nachtretenden Würdenträger zu sehr eines wurzellosen Daseins bewußt, um durch eine selbstverleugnende That ihre Sinekūren aufs Spiel zu setzen und die Selbstachtung der bürdetragenden Amtsbrüder ebenfalls zu untergraben. Der von ihren Anwälten gewöhnlich angewendete Trugschluß besteht darin, die ununterbrochene apostolische Nachfolge eines christlichen Ministeriums im Allgemeinen und die nämliche Nachfolge dieses oder jenes Geistlichen zusammenzuwerfen. Falls die Hoffnung eines Christen von dem Umstande abhängt, daß er die christlichen Vorschriften aus der Hand eines Geistlichen empfieng, welchem die diesen Vorschriften Wirksamkeit verleihende sakramentale Kraft der Weihe in ununterbrochener Nachfolge übertragen wurde, dann muß alles von diesem besonderen Geistlichen abhangen und sein Ausspruch darf sich durchaus nicht darauf stützen, daß man das ununterbrochene Vorhandensein einer Corporation christlicher Geistlicher begründen könne. „Sie lehren mir", möchte Einer sagen, „Sie lehren mir, daß mein Seelenheil von einem durch Sie, den besondern Geistlichen, dessen Fürsorge ich anvertraut bin, erhaltenen Besitze einer gewissen Eigenschaft abhängt; und wenn ich nach dem Beweise frage, daß Sie im Besitze dieser Eigenschaft sind, so beweisen Sie mir, daß diese Eigenschaft im Allgemeinen von einer Klasse, zu der Sie gehören, vielleicht besessen werde." Der röm. Katechismus (De sacram. VI. 3.) lehrt: „Nur von Jenen kann man sagen, sie werden von Gott berufen, die von den rechtmäßigen Dienern der Kirche berufen werden." Hier, wie bei manchen andern Gelegenheiten, zeigt sich die Sache in fahlem Lichte, wenn man die Advokaten der Religion der Päpste zwingt, nach ihren eigenen Voraussetzungen zu raisonniren und diesen gemäß ihre Behauptung zu rechtfertigen: „Die röm. Hierarchie ist in den organischen Gesetzen, in den sittlichen Ordnungen der Menschheit begründet." Das geistliche Ansehen ist an die Wahrheit der Lehre gebunden und gehört allen Denen, welche diese verkünden; nicht auf die äußere Kette der Weihe, sondern auf die Kette der Lehre kömmts an. Die Apostel als solche hatten keine Nachfolger, so wenig als die Propheten. Es ist durch nichts zu erweisen, daß der von Christus verheißene Beistand des hl. Geistes an gewisse Formen der Kirche, an eine sichtbare und hierarchische Einheit gebunden sei. Die Diener des Evangeliums bekleiden ein zeitlich begrenztes Amt und treten wieder in den Laienstand, sobald sie ihr Amt nicht ausüben. Darin eben liegt ihre oberste Signatur, daß sie in dem Lehramte, das ihnen anvertraut ist, das Prinzip der eigenen Reform, die Quelle einer beständigen inneren Erneuerung in sich tragen. Wer der Wahrheit und dem Religionsbedürfniß vertraut, wird denken, daß jede wahre Lehre durch ihre Gründe, wenn sie nur offen dargelegt werden, sich selbst schütze. Wer für Einsichten Bürgschaft verlangt, vergißt, daß jene nur ein inneres Eigenthum sind, das nichts ist, wenn es geraubt werden könnte. Die evangelische Kirche macht jeden einzelnen Glaubensartikel abhängig von seiner Uebereinstimmung mit dem Worte des Einen Meisters, und über diese Uebereinstimmung hat keinerlei äußere Autorität oder Macht zu entscheiden, sondern sie gehört vor den Richterstuhl des Gewissens; ebendaher hat auch jeder Christ das Reformationsrecht, wie ja überhaupt jede Macht Eigenthum Dessen sein soll, der sie ausübt. Was die neuere Zeit anstrebt, durch das Leben und seine Erscheinungen bereits siegreich thut und durch Gesetze bestätigt sehen will, ist nichts anderes, als die Freiheit jedes Menschen, sich selbst zu klassifiziren. Wir werden bei der Auseinandersetzung der zu einem gültigen Priesterthum erheischten Bedingungen zeigen, daß man röm. Seits, gerade von der eigenen dogmatischen Grundlage aus, wieder zur evangelischen Idee des Einen Meisters zurückkommen müßte.

Den oben aufliegenden, sich auf den ersten Blick aufdringenden Einwürfen gegen eine noch so unhaltbare Vorstellungsart, Erklärungsweise oder Theorie hat man bei jeder Prüfung, und vollends bei jedem Widerlegungsversuche zu mißtrauen, daß sie oft verdächtig sind; man darf für die meisten Fälle als sicher annehmen, daß, je mehr Einwürfe, die sich so leicht ergeben, eine Meinung als abgeschmackt und mit sich selbst im Widerspruche darstellen, es desto wahrscheinlicher ist, daß sie vom Gegner

licher in der röm. Kirchenagende und den Meßbüchern aufgezählter Bedingungen ist unerläßlich nothwendig, damit die Oblate und der Wein

---

nicht richtig aufgefaßt sei. So findet es sich auch bei der Lehre von der Transsubstantiation: Man erwägt bei Erhebung von Einwürfen nicht immer, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) bloß dann eine Transsubstantiation annimmt, wenn sämmtliche im Meßbuche enthaltene Klauseln und Bedingungen erfüllt sind. Diese Vertheidigung wird Uns schwerlich den Dank der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) erwerben, da Wir dennoch ihrer Transsubstantiationslehre jede Haltbarkeit absprechen und bereits so viele Gründe angeführt haben, welche berechtigen, ein verwerfendes Urtheil zu fällen. Es klingt fast wie ein überflüssiges gutes Werk, wenn Wir hier Auszüge aus dem Meßbuche veröffentlichen. Diese sind garstiger oder lächerlicher Art; falls sie aber die fratzenhafte Wirklichkeit des Bildes der Messe stärker hervortreten lassen und einen einzigen Unserer Leser dahin leiten, die Messe als das anzusehen, was sie in Wahrheit ist, ein Mischmasch sinnfälliger Blößen und Ungereimtheiten, so ist Unser Zweck erreicht. Ueberhaupt sind Wir nicht gewillt, wissentlich etwas zu verschweigen, was geeignet scheint, das von Uns der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) gesetzte Grabmonument seiner Vollendung entgegenzuführen, auch nicht, des Vortheils Uns zu begeben, die Katholizität der von Uns vertretenen Sache in helleres Licht zu stellen. Daß zur Zeit der Verfassung fraglichen Glaubensbuches eine Täuschung leicht unterzubringen war, geben Wir zu; doch nicht, um Uns einer klaren Darstellung derselben zu entziehen, sondern um den Leser recht energisch auf sie hinzuweisen: „Es findet kein Opfer statt, wenn die Oblate nicht aus reinem Waizenmehl gebacken ist (etwa mit Roggenmehl, oder mit Stärkemehl von Kartoffeln gemischt), wenn sie Sauerteig enthält. Wenn der Bäcker zu ihrer Fabrikation Rosenwasser, oder destillirtes Wasser verwendet hat, so ist das Stattfinden des Opfers unsicher. Wenn es sich ereignen sollte, daß der Priester die Hostie erbricht und die Species unversehrt erscheinen, so sollen sie ehrerbietig aufgelesen werden, es sei denn, daß dieses Ekel oder Uebelkeiten verursache; in diesem Falle soll man die geweihten Species behutsam absondern und an einen geheiligten Ort legen; wenn sie aber nicht unversehrt erscheinen, so soll man das Erbrochene verbrennen und die Asche an einen geheiligten Ort werfen." Für geschäftsfreundliche Gemüther ists eine Erleichterung, wenn das, was sie innerlich bewegt, in einem geschriebenen Worte aus ihnen heraustritt; der Stachel unsauberer Mischung verliert dadurch etwas von seiner Schärfe. — „Wenn eine Fliege, oder etwas der Art, n a ch der Weihung in den Kelch gefallen ist und Brechneigung beim Priester entstände, so soll er es herausnehmen und mit Wein abwaschen; nach Beendigung der Messe soll er es verbrennen und das Verbrannte (¡die Asche einer Fliege!) nebst dem Gewäsche in das Sacrarium werfen. Entsteht hingegen keine Brechneigung, oder er erblickt keine Gefahr darin, so verschlucke er die Fliege oder Spinne mit dem Blute. — Wenn die Hostie verschwunden ist und nicht aufgefunden werden kann, da sie irgend ein Zufall wegnahm, z. B. eine Maus, oder ein anderes Thier, der Wind, ein Wunder, so soll man eine andere weihen, und wenn dieses Thier gefangen werden kann, so tödte und verbrenne man es und werfe die Asche auf geweihte Erde, oder unter den Altar." ¿Kann ein Wunder ein anderes verschwinden machen? ¿Und wenn das Mäuslein, statt sich verbrennen zu lassen, mit Leib, Seele, Nerven, Knochen und Blut des Erlösers durchbrennt, wie dann? Andere haben gerathen, „man solle die Maus aufschneiden, die Hostie herausnehmen und Jemanden speisen; noch Andere haben dafür gehalten, der Priester thäte am Besten, wenn er die Maus verschlänge, weil er so in der Maus den Leib des Herrn empfienge." Innocens **III.** (**Myst. miss. lib. IV. cap. 11.**) meint, „die Accidentien können, ohne das Subjekt, von Mäusen zernagt werden." Der Duckmäuser begleitet diese Entdeckung mit folgender Stylübung: „In der Hypostase des Sohnes ist die Dreieinigkeit der Substanzen, d. h. die Gottheit, der Körper und die Seele. Im Sakrament des Körpers ist die Dreieinigkeit der Gestalten, d. h. das Brod, der Wein und das Wasser. In der Natur Gottes ist weder die Accidenz in der Substanz, noch die Substanz unter der Accidenz. In der Hypostase des Sohnes ist die Accidenz in der Substanz, und die Substanz in der Accidenz. Im Sakramente des Körpers ist die Accidenz nicht in der Substanz, sondern die Substanz besteht un-

in den Körper, Knochen, Nerven, Blut, Seele und Gottheit Christi umgewandelt werden. ¿Ist dieses nicht eine deutliche Behauptung, daß

ter der Accidenz u. s. w." Nichts ist einem Schriftsteller schwerer, als Klarheit mit Gedrungenheit zu verbinden. Folgerecht wird man zugestehen, daß eine Maus von den Nerven und Knochen u. s. w. Christi fressen konnte, und wird das etwa so beschönigt: „Hat der Allmächtige in seiner Milde sich von Henkersknechten kreuzigen lassen, ¿warum nicht auch von einem harmlosen Thiere verzehren?" Von Buddha erzählt die Sage, daß er einem verhungernden Tigerweibchen mit ihren Jungen sich als Speise hinwarf. — „Wenn zur Winterszeit das Blut im Kelche gefroren wäre, so soll man warme Tücher um den Kelch herum appliciren; wird der Zweck so nicht erreicht, so soll man den Kelch in heißes Wasser setzen, nahe beim Altar, bis Schmelzung stattfindet. Sollte aus Unachtsamkeit etwas vom Blute Christi auf den Boden oder auf den Tisch fallen, so muß es mit der Zunge abgeleckt werden; die Stelle muß sodann gut abgeschabt uud das Abgeschabte verbrannt werden, die Asche aber ist an hl. Grunde beizusetzen." Einige Bestimmungen der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) erlaubten nicht eine ästhetische Rechtfertigung. Sollen wir Herrn G. W. F. Hegel glauben, so spielt der Mensch schlechthin in der bürgerlichen Gesellschaft eine sehr schäbige Rolle. — Weiter wird noch erheischt, bei Strafe der Vereitlung und Nichtigkeit der Transsubstantiation und des Meßopfers, daß der Wein nicht faul, nicht aus bittern oder unreifen Trauben gepreßt sei; daß der Priester weder gegessen noch getrunken habe, daß sein leiblicher und geistiger Zustand, die Beschaffenheit seiner Kleider und die Anordnung des Gottesdienstes die gehörige sei. Im Falle der Priester eilf Hostien vor sich liegen hat, aber bloß zehn zu weihen beabsichtigt, ohne genau zu bestimmen, welche zehn er meinte, dann findet keine Weihung statt, weil die Absicht erforderlich ist zu thun u. s. w. „Dankt nicht weniger und mehr, als ob's ein Korb voll Nüsse wär'." Es gibt nirgends, weder in der Natur, noch in der Geschichte, eine generatio æquivoca, weil das schöpferische Agens niemals in den Erscheinungen sich verliert. Das Leben und die Entwicklung eines organischen Wesens kann nicht abhängig gedacht werden von Zufälligkeiten. Die verwirrende Fülle der Einzelheiten, welche sich auch in den Naturwissenschaften zusammendrängen, läßt sich nur dadurch bemeistern, daß die Gesetze der Einzelheiten gefunden werden. Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 30.) schreibt: „Es sei auf das sorgfältigste darauf zu achten, daß man um das Opfer daraus darzubringen, den besten Wein erhalte. Würde indeß auch Most oder Weinessig im Opfer dargebracht: das Sakrament würde doch bewerkstelligt." Wir überlassen es dem Leser, seine eigenen Betrachtungen anzustellen, ob es der Würde eines Sakraments, beziehungsweise des Transsubstantiations-Objekts angemessen ist, sein Zustandekommen von der Ehrlichkeit eines Müllers, Bäckers, Weinhändlers abhängig zu machen; eine so vielen Händen anvertraute Brod- und Weinfabrikation kann schlechterdings nicht in der Lage sein, genügende Bürgschaften für die Erfüllung der massenhaften Anforderungen zu leisten. Die Trefflichkeit eines Gesetzes besteht darin, daß es die Zufälle lenkt und nicht von denselben abhängt. Ein angeblicher Dogmenorganismus, vermöge dessen mehrere, auf ganz verschiedenen, nur den Eingeweihten bekannten Voraussetzungen beruhende Lehrsätze Berechtigung haben sollen, ist von vorn herein mehr als verdächtig. Jedes Ding ist das alles nicht, was es eben nicht ist; und zählt man dies auf, so läßt sich dem eigentlichen Werthe desselben näher rücken, wie im Rathespiel, wo durch Verneinung gefragter Merkmale der Kreis um ein zu rathendes Wort immer enger gezogen wird, bis es sich entdeckt. Es gehört keine geringe Schamlosigkeit dazu, dem Grundsatze nach von einer Sache zu sprechen, welche zum Heile der Christenheit dienen soll, und dann gleich hintennach im Geheimen eine Reihe kindischer Cautelen, Zweifel, Kanzleitröster, Vertuschungen, Ausnahmen, Klauseln und Hacken anzubringen, durch welche ihr jeweiliges Zustandekommen in völliger Unbestimmtheit gelassen wird. Man hat Dem schon zu viel von seinem Geheimniß anvertraut, dem man einen Umstand verhehlte. Es scheint, daß die Vertheidiger und Verbesserer der Transsubstantiations-Täuschung sich am Ende selbst gefürchtet haben, man möchte ihnen glauben, als ob sie darum ihren armseligen Gewissen die Hinterthür der beschränkten Haftbarkeit offen behalten wollten.

Jedes Individuum muß als das Ergebniß einer Anzahl von Bedingungen be-

die Wirksamkeit des Opfers von dem Willen und der Sorgsamkeit des Meßpriesters abhänge? Das heißt: die Lehre von der Messe macht

---

trachtet werden, die so groß ist, daß sie für die gewöhnliche Fassungskraft als eine unendliche gelten kann. Es braucht nicht einmal eine dieser Bedingungen gefehlt zu haben, oder durch eine andere ersetzt worden zu sein, sondern es genügt, daß zwei Bedingungen in anderer Ordnung oder Zeitfolge auftreten, damit ein zweites Individuum ein anderes werde, als das erste. Unter „Individuum" verstehen wir im gegebenen Falle das Objekt des Meßopfers. Nach den Berechnungen des Paters Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, muß ein jeder Priester, der nach röm. Weise Messe liest, neunhundert Stücke verrichten, von denen er auch nicht das Geringste unbeachtet lassen soll. Herr Cochem lehrt: „Alle diese Dinge haben eine geistige Bedeutung und dienen zur zierlichen und andächtigen Verrichtung dieses hochwürdigsten und erschrecklichsten Opfers. Deßwegen habe der hl. Papst Pius V. aufs strengste in Kraft des hl. Gehorsams befohlen, daß Alle und Jede, Kardinäle und Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten und Priester, auf diese und keine andere Weise Messe lesen und nicht das Geringste verändern, nicht das Geringste dazuthun und nicht das Geringste hinwegnehmen sollen. Vernachläßigungen hiebei wären keine geringen, sondern merkliche Sünden. Ob man nüchtern sei, oder nicht, kann man vergessen. Nach Angabe Anton von Buchers hat Herr Dr. P. Voit, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, hier die nöthigen Verhaltungsmaßregeln gegeben: „Fällts einem Priester erst nach der Weihung ein, daß er nicht nüchtern sei, so mag er in Gottes Namen fortmachen; denn das Opfer muß vollständig geopfert werden. Fällts ihm an einem öffentlichen Orte ein vor der Weihung, so mag er das wohl auch thun, und zwar wegen der Aergernisse. Liest er aber eine Messe an einem von dem Publikum abgesonderten Orte, so thut er besser, wenn er vom Altare geht." Da das Messelesen Hauptgeschäft der röm. Kirche ist, so sollte man denken, daß es Keinem einfallen könnte, ohne die Prüfung, inwieweit er zu seiner hl. Verrichtung befähigt sei, sich an dieselbe zu wagen. Anton von Bucher erzählt im Weitern: „Der Schlag zwölf Uhr Nachts ist zwar die letzte Frist, nach welcher Essen und Trinken ein Ende haben soll. Nun schlägt der Hammer eben den ersten Streich. Mein Glas winkt mir noch. Bis der zwölfte erschollen ist, darf ich ohne Gefahr einer Gewissensverletzung an meinem Glase hängen. Habe ich selbst eine getreue Uhr, und sie ist so gefällig, ihren Zeiger etwas später auf zwölf zu führen, so kann mich nicht einmal eine Kathedraluhr verbinden, ihr mehr zu glauben, als meiner galanten Taschenuhr." Item: „Sempronius, ein Domherr, macht den Herrn Theologen hübsche Händel. Da geht er her und nimmt den Zucker in den Mund, ehe er sich schlafen legt. Während er daliegt und Casus liest, weil eben morgen Consistorialprüfung ist, schläft er so sanft ein, als säße er wirklich im Consistorio, von dem ewigen Sitzen und Jasagen ganz entkräftet. Zwölf Uhr ist vorbei. Da gibt der Teufel nicht nach, bis Seine Hochwürden den Zucker im Magen haben, um sein hl. Meßopfer zu verhindern." Von Isabella II. wird erzählt, sie habe die Süßigkeit der Ruhe über die vernünftige Dauer hinaus verlängert, zwischen ein und zwei Uhr gefrühstückt und sehr häufig die Messe erst gegen vier Uhr gehört, was die Stellung ihrer Almoseniere zu keiner angenehmen machte, da diese bis zu jener späten Stunde nüchtern bleiben mußten. Der Moraltheologe J. P. Gury hält dafür, „der Wein breche das Fasten nicht, wenn man ihn trinkt, um den Hunger zu stillen." Noch herrscht Meinungsverschiedenheit unter den röm. Würdeträgern, ob der Genuß von Schnupftabak, Rauchtabak und Kautabak den nüchternen Zustand aufhebe, und ob der Priester eine Todsünde begehe, irgend eine dieser Waaren vor der Messe zu genießen. Beide Meinungen erweisen sich als mundgerecht. Urban VIII. erließ (1624) eine Bulle, in welcher alle Personen beiderlei Geschlechts, die in der Kirche Tabak kauen oder schnupfen, mit dem Banne bedroht werden; die Küster der gesammten Christenheit werden durch das Glaubensdokument bevollmächtigt, die in den Kirchen zum Vorschein kommenden Tabaksdosen als gute Prise zu erklären: Ein Duft von Frömmigkeit, der die Herzen erfreut, indem er für die Tugend stimmt. Pasquino beklagte sich in seiner Manier mit Hiobs Worten: „Deine Macht beweiset sich an einem Blatt, das der Wind verweht, und Du verfolgest trockenes Laub." „Zu merken ist hiebei", sagt Anton von Bucher, „daß

die Wegschaffung der Sünde zu Menschenwerk und veranlaßt Viele, eine Mitkreatur mit abergläubischer Verehrung zu betrachten. So wird

das dritte limenische Concil und das dritte mexikanische wie Tabaksgesellschaften über den Gebrauch dieses Genußmittels disputirt haben. Nach Pasquiligius erkläre Herr P. Voit, Doktor der Theologie zu Würzburg im Jahre 1754 mit Erlaubniß der Obern, daß Concilien und Papst den Gebrauch des Tabaks nicht wegen Verletzung der natürlichen Fasten, sondern um Ehrfurcht gegen das Sakrament zu verbreiten, verboten haben; sohin mit ihren Befehlen auch nur insoweit in Betrachtung zu ziehen seien, als der Kirche keine Ehre zugeht, wenn der Priester (wie Herr P. Voit sage) eine Tabaksnase mit sich an den Altar bringt und das Corporale und das Leinenzeug entfärbt." Tsong Kabas Gebote untersagen, nach Angabe von Hüc und Gabet, den Lamas den Genuß des Knoblauchs, des Branntweins und des Tabakrauchens. Knoblauch soll man nicht essen, weil es unpassend erscheint, mit unreinem Athem vor dem Bilde Buddhas zu liegen und den Geruch des Weihrauchs zu verpesten. Nichtsdestoweniger rauchen viele Lamas Tabak, und Pius IX. ist ein starker Schnupfer. Innocens XII. erließ ebenfalls eine Tabaksbulle, und sogar eine Perrückenbulle. Er gründete sein Perrückenverbot auf 1. Kor. 11, 4.: „Jeder, der da betet oder weissagt und hat etwas auf dem Haupte, der schändet sein Haupt." Die Römer spotteten, daß der Papst endlich doch anfange, die Kirche zu reformiren an Haupt und Gliedern: Starker Tabak. Um dieselbe Zeit hielt die türkische Geistlichkeit das Tabakrauchen nicht für vereinbar mit den Lehren des Korans. Auch der Großmufti scheint sich einer Kraft bewußt zu sein, die eine gewaltige Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt; auch dieser Großwürdenträger will die Völker des Erdballs zu ihrer Glückseligkeit erziehen. Aber die zweckmäßigsten Bestimmungen, die lebendigste Theilnahme am Fortgange der Gesittung, scheitern mitunter an der Ungunst der Zeiten. Hermann Vambery gratulirt den Türken, daß sie unter dem Einflusse des verfälschten Islams so manche gute Eigenschaften und schöne Charakterzüge haben, während ihre in Bochhara am Born des reinen Glaubens sich labenden Religionsgenossen nur der schwarzen Lüge, der Heuchelei und Verstellungskunst fröhnen. In Bochhara wünsche man vor allem die äußere Form. Der Emir, als Mollah und frommer Muselmann sei ein erklärter Feind jeder Neuerung, möge er auch selbst von deren Nutzen überzeugt sein. Herr Thomas von Aquino, welcher seinen Senf über alles Wißbare und noch über verschiedene andere Dinge ergossen hat, konnte der Versuchung nicht widerstehen, auch gegen die Verehrer Mohammeds eine Lanze einzulegen. Der englische Doktor mißbraucht bei dieser Gelegenheit die Idee von der Allmacht Gottes zu einem Trugschlusse von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit (Contr. Saracen, et cet. cap. 8.) Man hat nie gehört, daß irgend ein Mufti durch die halbmondsüchtigen Redensarten dieses sonderbaren Heiligen zur Befolgung der sog. evangelischen Rathschläge bewogen worden wäre. In Deutschland wütheten Obrigkeiten und Geistlichkeit gegen das Rauchen: Predigten wurden gehalten, Quartanten geschrieben, „gegen Die, welche ihren Mund zum Rauchfang des Satans machten." Nicht vergebens hat endlich die Christenheit auf eine jener Regierungshandlungen gewartet, durch welche das auf alle eingetretenen Fälle vorbereitete Papstthum sich zu kennzeichnen pflegt: Benedikt XIV. (De synodo diœces, lib. VII. cap, 6.) duldet in seiner Naseweisheit den Schnupftabak, Kautabak und sogar den Rauchtabak vor dem Messelesen, vorausgesetzt ,daß nichts Unziemliches dabei erscheine. Das Gekaute muß ausgespieen werden. Dergleichen Lappalien wechseln im röm. Systeme mit dem Wachtstubenstyl der Nachtmahlsbulle und dem traurigen Ernst der Verfolgungsedikte, deren kein einziges je widerrufen wurde, obwohl es unmoralisch ist, Strafbestimmungen zu erlassen und beizubehalten, deren Durchführung zur Unmöglichkeit geworden ist. Jede Thatsache und jeder einzelne Fall läßt sich auf einen allgemeinen Satz zurückführen. Pius VII. bewilligte am 17. August 1808 dem Kardinal Cambaceres für fünf Jahre die Vollmacht, wegen vorbehaltener Fälle zu absolviren, wenn man in Uebertretung der Nachtmahlsbulle sich straffällig gemacht hätte. Rom widerspricht sich zwar oft, aber widerruft nie. ¡Und mit diesem Regiment wird in einem Jahrhundert der Gesittung gewagt, wie mit Gleich und Gleich zu verkehren! Seine Flüche anlangend, so blähen sie sich fast ausschließlich in den Spalten der Concilienbeschlüsse, Hirtenbriefe und Bullen;

das Priesterthum Christi durch Roms Priesterthum, der Ruhm seines Kreuzes durch Roms Meßopfer verdunkelt.

---

unsere röm. kath. Mitchristen erweisen sich zum allergrößten Theile seit jeher an dergleichen Flegeleien als unschuldig. Es ist wohl zu beachten, daß diese Flüche nicht bloß gegen getrennte Religionsparteien gerichtet sind, sondern auch gegen Solche, die dem röm. Kirchenverbande angehören und in ihrem Glauben von irgend einem vorgeschriebenen Glaubensartikel abweichen, Kirchengüter kaufen u. drgl. So weit geht freilich die Consequenz der röm. Beschlußpartei nicht, daß sie die Verfluchten auch äußerlich aus der Heerde scheidet. Es ist als der innerste Quell ihrer Unwahrheit zu bezeichnen, daß sie in diesem Durcheinander von Widersprüchen sich gefällt. Unfolgerichtigkeit von der einen, Gleichgültigkeit von der andern Seite bewahren die Partei vor der sonst so nahe liegenden Versuchung, die Häupter ihrer Lieben zu zählen. „Immer enger", heißt es im Janus, „immer enger wird der Umkreis der katholischen Kirche gezogen, vielleicht so enge, daß die Welt noch einmal ein Schauspiel erleben wird, wie es ihr schon einmal ein Papst geboten hat, nämlich Peter de Luna, als Benedikt XIII., welcher die gesammte Christenheit, die ihn nicht anerkennen wollte, von seinem Schlosse Peniscola aus verdammte und schließlich, nachdem ihn das ökumenische Concil von Konstanz (1417) feierlich abgesetzt und die Zahl seiner Anhänger auf wenige Köpfe zusammengeschmolzen war, erklärte: In Peniscola, nicht in Konstanz sei die ganze Kirche versammelt, wie sich einst in der Arche Noah's die ganze Menschheit befunden habe." Manche rechtschaffene Männer mißbilligen auch sonst das stereotype Fluchen, womit die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) so freigebig umspringt; sie denken, derlei Verfahren setze unzweifelhafte Verbrechen voraus. Solche Uebergriffe auf ein fremdes und äußerliches Gebiet entstellen die Idealität der Kirche. Das Papstrecht, je nachdem man es strenge nehmen will, selbst ein Verbrechen, vermehrt die Zahl der Verbrechen, indem es bloße Irrthümer oder Dinge, welche keinerlei Vorschriften der Sittlichkeit oder des Gesammtinteresses verletzen, viel weniger das Staatsinteresse, zu Verbrechen stempelt, als da sind Ketzerei, die sog. Zauberei, das Nichtfasten u. a. Bloße Disziplinarsachen, wie canonische Bußübungen, Feiern am Tage von Mariä Reinigung, ziehen im Falle der Nichtbeachtung strafrichterliche Ahndung nach sich; hinwiederum ist der Aufstand gegen den Regenten, wenn vom röm. Oberpriester befohlen zum sog. Besten der „Kirche", kein Verbrechen. Für die mit Corporationsrechten versehenen Religionsgesellschaften haben die meisten Landesgesetze günstige Paragraphen; die Religion der Vernunft und Humanität ist noch heimathlos und wird durch kein Gesetz vor priesterlicher Verunglimpfung geschützt. Wir halten dafür: Wer sich zu einer geistlichen Macht bekennt, der bekennt sich zu ihrer ganzen Folgerichtigkeit, und denken, daß ein ehrlicher Mann, gerade der Folgerichtigkeit halber, diese Macht befeinden muß, sobald er die Jämmerlichkeit ihrer Hauptstützen erkannt und sich überzeugt hat, daß unter Umständen (Mortara- und Cohen-Angelegenheit) Naturrecht und Gesittung sich vergebens wehren. Gegenüber einer Hierarchie, die sich fort und fort hinaussetzt über allgemein anerkannte Rechtsgrundsätze, ja selbst über Rücksichten sprachlichen Anstandes, würden Wir glauben, eine Bürgerpflicht zu verläugnen, wenn Wir den brutalen Dünkel fluchender Pfaffen zu ahnden unterließen.

Wenn bei Streitfragen Wahrheiten festgestellt und Schlüsse aus Behauptungen gezogen werden müssen, dann ist es oft nicht wenig störend, die genaue Bedeutung, den vollen Umfang eines Ausdruckes zu geben. Ein unterrichteter röm. Katholik z. B., welcher glaubt, daß jedesmal vom messelesenden Priester die zweifellose Absicht vorwalte, dasjenige zu verrichten, was die Kirche verordnet, welche außerdem eine gewisse Mischung des Weines, ein gewisse Zusammensetzung der Oblate, sammt allen übrigen im Meßbuch unter der Rubrik Mängel der Messe beschriebenen Bedingungen als wesentlichen Theil des Inhaltes seines seminaristischen Schulsacks betrachtet, mag Behauptungen aufstellen hinsichtlich der Transsubstantiation und Schlüsse ziehen, welche zwar deutlich aus den wesentlichen und nothwendigen zu einem geschlossenen Ganzen vereinigten Merkmalen des Begriffs folgen, dessenungeachtet aber verfehlen werden, Denjenigen zu überzeugen, welcher die vorerwähnten erschwerenden Umstände nicht als formale Eigenthümlichkeit des Vorstellungszustandes der Transsubstantiation zu be-

Darin übertreffen unsere Sakramente jene des Alten Gesetzes sehr weit, daß bei der Ausspendung derselben keine bestimmte Form beobachtet wurde. Daher

---

trachten gelernt hat und sich weigert, die zu deren Begriffe gehörenden Bestandtheile genügend zusammenzufassen. Der Abgang dogmatischer Kenntnisse kömmt so den Leistungen der Messeleser ungemein häufig zu gute: man erklärt sich mit ihnen zufrieden, weil man daran nichts vermißt. Für ein Ding dürfen wir aber nicht zwei verschiedene Definitionen aufstellen. Eine theologische Definition, die nicht im Einklange mit allen Bruchstücken der Glaubensnorm der röm. Kirche steht, hat nach röm. Lehre kein Recht auf unbedingte Annahme. Ein bestimmter Begriff verhält sich wie eine algebraische Formel und läßt im gegebenen Falle, als kennzeichnende Potenz einer Verstandesoperation, als logische Größe, nur eine Deutung zu. Auf röm. Standpunkte stehend, kann man nicht umhin, einzuräumen, daß die in den „Mängeln der Messe" aufgezählten unerläßlichen Bedingungen zur Transsubstantiation die Wahrscheinlichkeit des Zustandekommens dieser verringern müssen. Erklären wir uns: die Logik thut dar, daß da, wo die einzelnen Vordersätze eines Arguments bloße Wahrscheinlichkeit für sich haben, die aus ihnen hergeleitete Folgerung geringere Wahrscheinlichkeit ergibt, als die wenigst wahrscheinliche der Vordersätze. Angenommen, die Wahrscheinlichkeit des einen Vordersatzes sei $^6/_{10}$ und die der andern $^7/_{10}$, so wird die Wahrscheinlichkeit der Schlußfolgerung $^{42}/_{100}$, oder etwas mehr als $^2/_5$ betragen, d. h. weniger, als ein gleiches Werthverhältniß. Man wird sich um so leichter einer Ueberschätzung schuldig machen, wenn man bei einem langen Kettenschluß unterläßt, die Wahrscheinlichkeit eines jeden Gliedes zu berechnen. — Die in der röm. Kirchenlehre aufgestellten Bedingungen des Zustandekommens der Transsubstantiation lassen sich nun einer Wahrscheinlichkeitsrechnung unterwerfen. Wenn Zehn gegen Eins zu wetten ist, daß eine nothwendige Bedingung zur Hervorbringung einer Wirkung erfüllt ist, so wird es $^9/_{10}$ mal wahrscheinlicher, als nicht, daß die Wirkung stattfindet; eine solche Wahrscheinlichkeit der Erfüllung einer der in den Mängeln der Messe zur Hervorbringung des Transsubstantiations-Prozesses erheischten Bedingungen sei vorhanden; folglich wäre es $^9/_{10}$ mal wahrscheinlicher, als nicht, daß der Transsubstantiations-Prozeß stattfindet. Item: es sei $^9/_{10}$ mal wahrscheinlicher, als nicht, daß der Transsubstantiations-Prozeß bei Erfüllung einer der in den Mängeln der Messe erheischten Bedingungen stattfindet; es sei $^9/_{10}$mal wahrscheinlicher, als nicht, daß eine zweite der noch ferner zum Transsubstantiations-Prozeß erheischten Bedingungen erfüllt wird; folglich wäre es $^9/_{10} \times {}^9/_{10} = {}^{81}/_{100}$mal wahrscheinlicher, als nicht, daß der Transsubstantiations-Prozeß stattfindet. Item: es sei $^{81}/_{100}$mal wahrscheinlicher, als nicht, daß der Transsubstantiations-Prozeß bei Erfüllung von zweien in den Mängeln der Messe erheischten Bedingungen stattfindet; es sei $^9/_{10}$mal wahrscheinlicher, als nicht, daß eine dritte der noch ferner zum Transsubstantiations-Prozeß erheischten Bedingungen erfüllt wird; folglich wäre es $^9/_{10} \times {}^{81}/_{100} = {}^{729}/_{1000}$ mal wahrscheinlicher, als nicht, daß der Transsubstantiations-Prozeß stattfindet. Item: Es sei $^{729}/_{1000}$mal wahrscheinlicher, als nicht, daß der Transsubstantiations-Prozeß bei Erfüllung von dreien in den Mängeln der Messe erheischten Bedingungen stattfindet; es ist $^9/_{10}$mal wahrscheinlicher, als nicht, daß eine vierte der noch ferner zum Transsubstantiations-Prozeß erheischten Bedingungen erfüllt wird; folglich wäre es $^9/_{10} \times {}^{729}/_{1000} = {}^{6561}/_{10'000}$mal wahrscheinlicher, als nicht, daß der Transsubstantiations-Prozeß stattfindet. Verlängert man nun besagten Kettenschluß um drei Glieder, d. h. zählt man noch drei weitere Bedingungen hinzu (und in der Rubrik „von den Mängeln der Messe" sind deren mehr als sieben aufgezählt, welche auf dem papistischen Metamorphosentheater eine Rolle spielen müssen), so erhält man $^9/_{10} \times {}^9/_{10} \times {}^9/_{10} \times {}^{6561}/_{10'000} = {}^{4'782'969}/_{10'000'000}$ als vorläufige Schlußzahl bezüglich der Wahrscheinlichkeit des Stattfindens des Transsubstantiations-Prozesses. Es wäre mithin ein größeres Werthverhältniß gegen das Stattfinden des fraglichen Prozesses vorhanden, als für dasselbe, selbst dann, wenn man der hl. Schrift, der Vernunft und allen fünf Sinnen zum Trotz der röm. Theorie seinen Beifall zollte. Wenige wissen, welches Unheil entstehen kann, wenn man in seiner Ausdrucksweise allzuwenig objektiv zu Werke geht und mit Verhältnißbegriffen Behauptungen aufstellt, die keinen wirklichen, sondern nur scheinbaren Gehalt an Urtheilsformen besitzen. Jeder Opposition steht es frei,

kam es, daß sie ungewiß und dunkel waren; die unsrigen hingegen haben eine so genau vorgeschriebene Form der Worte, daß, wenn etwa davon abgewichen würde,

---

solch' ungelenke Begriffe, mit denen oft wichtige Wahrheiten für Jahrhunderte verdunkelt werden, allseitig anzugreifen.

Einige meinen, es verdienen derartige Berechnungen schon darum nicht berücksichtigt zu werden, weil der Wahrscheinlichkeitsgrad eines jeden Vordersatzes sich nicht genau bemessen lasse und überhaupt der kalte Verstand die Theologie noch nicht ausmache. Letzteres ist richtig; allein eine unvermeidliche Ungewißheit ist kein Grund, weßwegen wir uns nicht hüten sollten vor einer hinzukommenden Fehlerquelle, welche vermieden werden kann. Es ist immerhin von Vortheil, wenn man sich gewöhnt, den Wahrscheinlichkeitsgrad einer Schlußfolgerung in ein möglichst regelrechtes Verhältniß zu bringen mit dem Wahrscheinlichkeitsgrade der Vordersätze. Bei Lichte betrachtet gibt eine jede der vorgeführten Bedingungen einen reinen Dogmenmechanismus ab, der mit seinen mathematischen Linien sich um die Bedingungen des religiösen Lebens wenig kümmert. Eine umfassende Frage ist jeweils auf die verschiedenste Art und nach verschiedensten Maßstäben zu untersuchen und aufzuhellen; die Wahrheit kann auf dem einen Wege gefunden werden, wenn sie auf dem andern Wege entgeht. Erst wenn für eine Meinung und gegen sie die Gründe und Gegengründe erwogen sind, kann sie für richtig oder unrichtig gelten. Richtige Denker sind nur die scharfen Denker; sie sind die Scharfrichter des Widersinns. Gewissen Standpunkten der Beurtheilung und Schilderung, z. B. einer Statistik des Kirchenmusterstaats, sind die Leiter der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) instinktmäßig abhold; denn bei Zahlen, wie bei Geldangelegenheiten, hört die Gemüthlichkeit auf, spricht Nante, gestützt auf die Autorität von Struwwelpeter, glorreichen Andenkens. „Die allgemeinen Gesetze", sagt Simon Laplace, „die allgemeinen Gesetze sind in allen besondern Fällen ausgeprägt; aber sie sind in diesen durch so viele Umstände verwirrt, daß, um sie hervorzuheben, oft die größte Geschicklichkeit erforderlich ist." Es geht bei der Frage der Verwendbarkeit der sog. Himmelsspeise ungefähr wie bei jenen Fütterungsversuchen, denen man den Vorwurf macht, daß im Laufe des Versuchs die zur Berechnung erforderlichen Objekte nicht alle geliefert wurden. Sie belasten die Literatur mit subjektiven Ansichten, von denen bald die eine, bald die andere, vom Vorurtheil getragen, sich eine gewisse Geltung verschafft und im Grunde doch nicht weiter fördert. Eine Beweisführung, wie man sie in den exakten Wissenschaften gewohnt ist, wirkt störend auf die hergebrachten Vorstellungen der Laien und vernichtend auf die Haltbarkeit des theuersten Palladiums der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus). Das Ergebniß einer auf Gegenstände der Theologie angewendeten Wahrscheinlichkeitsrechnung ist auffallend selbst für Diejenigen, welche den Willen und die Gewohnheit haben, richtig zu denken: auf Schwachköpfe hingegen pflegt eine Reihe nothwendiger Bedingungen für das Zustandekommen einer Sache, d. h. eine lange Kette, wovon jedes folgende Glied schwächer ist, als das vorgehende, die entgegengesetzte Wirkung zu äußern, sie meinen, eine Häufung von Argumenten vor sich zu haben, von denen jedes für sich die Wahrscheinlichkeit einer Schlußfolgerung bewiese. — Andere wenden ein: „Dies ist Arithmeik, und nicht Religion." Mögen sie sich erinnern, daß die Sachwalter der Transsubstantiation selbst das bei exakten Wissenschaften übliche Verfahren mindestens nachahmen: sie beginnen damit, vorläufig von einer Reihe der durch strenge Wissenschaftlichkeit geforderten einschränkenden Coefficienten abzusehen, „damit ihre Vernunftschlüsse einen weniger unterbrochenen Gang nehmen"; nachher unterlassen sie, jeden einzelnen Componenten wieder aufzunehmen, bevor sie ihre Schlußfolgerungen ziehen. Es entsteht so ein transscendentales Gebilde, welches der amtlichen Einbildung unähnlich ist. „So fühlt man Absicht, und man wird verstimmt," läßt Goethe seinen Tasso sprechen. Bei dem Versuche, die Verumständungen und Eigenschaften des hochamtlichen Hirngespinnstes auch nur annähernd richtig zu schätzen, kömmt eine überschwengliche Menge von Ungereimtheiten zum Vorschein, indem fast jeder einzelne maßgebende Umstand sich seinerseits wieder auf eine Reihe verdufteter Voraussetzungen stützt. Ich glaube der Erste zu sein, welcher der materialistisch rohen Auslegung des „das ist mein Leib" mit Ziffern auf den Leib gerückt ist. Man kann nie genug Mittel haben zu verständigen Zwecken. „Die induktiven Naturwissenschaften", sagt Justus von Liebig, „die induktiven Naturwissenschaften beginnen mit dem

die Vollständigkeit des Sakraments nicht vorhanden wäre; und eben deswegen sind sie so klar und lassen keinem Zweifel Raum. (Catech. rom. de sacram. II. 9.)

Stoff; dann kommen die richtigen Ideen; zuletzt kommt die Mathematik mit ihren Zahlen und macht das Werk fertig." Im vorwürfigen Falle habe ich die auf der Wahrscheinlichkeitstheorie beruhende Argumentation gegen die Messe mehr der Vollständigkeit des Lehrbegriffs wegen beigefügt; sie wird auf diejenigen Eingeweihten der streitenden Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) den geringsten Einfluß üben, welche die Richtschnur des Gewissens verloren und aus strategischen Rücksichten, d. h. aus einem unnennbaren „Prinzip", d. h. weil mit der Lüftung des Schleiers das Gerüste einiger milchgebenden Staatsformen zerfällt, allen Gründen widerstehen. „Als Pythagoras seinen Lehrsatz erfand", schreibt Ludwig Börne, „als Pythagoras seinen Lehrsatz erfand, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar; seitdem zittern die Ochsen, sobald eine neue Wahrheit an's Licht tritt." Wenn es ein Vortheil der Wahrheit ist, stets jede Art von Untersuchung zu gestatten, so muß die Lüge beständig fürchten, daß ihr unverhoffte Niederlagen bereitet werden.

Wer die unerläßlichen Bedingungen des Zustandekommens der Transsubstantiation erfand, wissen wir nicht. Das Concil von Trient war über solche Menschlichkeiten erhaben; sie rühren also wohl von andern Concilien oder einem Papste her, motu proprio, certa scientia, et propria deliberatione ex cathedra stultitiæ suæ. Gerne geben wir zu, es mag den Anschein haben, als bezweckten wir durch Anführung der „Mängel der Messe" unsere Leser mit Lächerlichkeiten und Skandal zu beleidigen; allein die Schuld lastet nicht auf uns: wir ziehen bloß Müsterchen dessen, was man als röm. Katholik bei Strafe ewiger Verdammniß glauben muß, aus der Dunkelheit einer todten Sprache an's Tageslicht hervor, zur Schmach und Beschämung Derer, welche solchen Unsinn gutheißen. Würden wir diese Auszüge aus Dokumenten unfindbarer Privatgelehrter zitiren, so möchte man sie allenfalls den baroken Grillen von Einsiedlern, Trappisten und unwissenden Brüdern beizählen; man möchte uns mit Recht verargen, daß wir sie nicht einfach ihrem schweinsledernen Schicksal überließen. Da sich aber diese Auszüge Wort für Wort im röm. Meßbuch, diesem von jedem röm. Priester anerkannten Glaubensbuche, finden, so gehören sie allerdings hieher, und wir behaupten, daß die Schuld dieser Blödsinnigkeit auf der unvergänglichen Hinterlassenschaft der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) und auf ihrer Wandelbarkeitslehre haftet. Oft bedarf es nur eines fördernden Wortes, damit charakteristische Einzelnheiten in lichtvollem Zusammenhange hervortreten: Ein Peitschenschlag dem edlen Gespann, ein kluges Wort dem weisen Mann. In Bezug auf Lug und Trug haben röm. Streittheologen Unglaubliches geleistet, und es gibt keine einzige Art von Trugschlüssen, für die nicht klassische Zeugen beizubringen wären. Zuweilen setzen sie Ideen, die nur durch ein bestimmtes Mittelglied einen relativen Zusammenhang haben, in einen absoluten Zusammenhang, um durch Auslassung jenes Mittelgliedes den Leser hinsichtlich des Vorhandenseins unentwirrbarer Verwicklungen zu täuschen. Manche kettenförmige Reihe von Meinungen wird Jahrhunderte hindurch nur deßwegen geglaubt, weil sie sich soweit vom Ausgangspunkte hinauszieht, daß die Meisten den entfernten Schein nicht durchschauen. Rom fürchtet nichts mehr, als die Bloßlegung der Grundmauern seines Lehrgebäudes: das Geheimniß seiner Schwäche. So ist denn auch auf dem vatikanischen Concil bei Eidespflicht verboten worden, daß einer der ihm Anwohnenden hinsichtlich der Anträge und Beschlüsse aus der Schule schwatze. Künftig freilich wird vielleicht die Redensart, „das geht ja zu wie in einer Judenschule", verdrängt werden durch diejenige: „das geht ja zu wie in einem Concil." ¡Welch' ergötzlicher Mythus zu pikanten Anekdoten von der Aufführung jener orientalischen Hinterwäldler des päpstlichen Weltreiches, die man der Beschlußpartei einreihte, während Einige noch nicht auf der Kulturhöhe des Taschentuches standen! Wären diese minderen Brüder an die außerkirchliche Luft gesetzt, ¡wer weiß, ob sie nicht sogar zum Amte des Pfeifenstopfers eines Mufti zu leicht erfunden würden! Macht und Trefflichkeit in einer Hand: ¿was wäre zu besorgen? Nicht die Sachwalter des Papalsystems, sondern seine Ankläger finden die triftigsten Gründe, wenn sie gebildeten Protestanten den Vorwurf machen, daß sie mangelhafte oder falsche Vorstellungen von den Lehren und Einrichtungen des Papismus hegen. Dank sei der gütigen Natur, daß sie das Nöthige so leicht, das Unnöthige so schwer gemacht hat.

15. Angenommen, es hätte mit der röm. Theorie der Umwandlung (Transsubstantiation) seine Richtigkeit, ¿ können die röm. Katholiken gewiß sein, daß sie jedesmal von Götzendienst frei sind, wenn sie die in der Messe vom Priester emporgehaltenen Gegenstände anbeten?

Nein. Es wird ihnen da eine angebliche Thatsache vorgeführt,

Es ist ein Kniff der Vertheidiger der europäischen sowohl, als der asiatischen Unfehlbarkeitssysteme, ihre prüfenden Blicke nicht auf die bemoosten und umnachteten Ausästelungen des Baumes ihrer Erkenntniß zu fixiren, sondern ihn mehr nur in Bausch und Bogen als Gesammtheit der Erscheinung aufzufassen.

15. Das Wesen der röm. Schultheologie, bezüglich der meisten sakramentalen Handlungen, ist Inconsequenz. Das eine Mal verleugnet sie Beides, Wort und Begriff, gegen den einen Gegner; ein anderes Mal verwerthet sie Wort und Begriff gegen den andern. Die von der röm. Curie angeordneten Excommunicationsfälle sind so mannigfaltig, daß man leicht die Behauptung wagen darf, vier Fünftel der röm. Katholiken seien dermalen ipso facto excommunicirt. Die Anerkennung der Ketzertaufe von Seite des Concils von Trient (Sess. VII. cap. 4.) trägt in sich als nothwendige, wenn auch unbewußte Voraussetzung den protestantischen Begriff der idealen Kirche: daß überall etwas von ihr ist, wo man Christum anruft und die Gaben des hl. Geistes spendet. Benedikt XIV. schrieb am 8. August 1748 an die polnischen Bischöfe, daß die Ketzer zur Annahme des röm. Glaubens gezwungen werden dürfen, weil sie dazu durch die Taufe verbindlich gemacht. Freilich lernen wir von Herrn Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, daß zuweilen selbst unter den Augen des Papstes eine bedingungsweise Wiederholung der Taufe bei übertretenden Protestanten stattfindet, und zwar deshalb, „weil von protestantischen Geistlichen die Taufe so nachläßig vollzogen werde, daß Zweifel über ihre Gültigkeit entstehe." Es ist diese Wiedertäuferei nichts, als ein Abfall von der alten freisinnigen Satzung, d. h. die höhnische Erklärung vor dem Ungelehrten, der die trügerische Voraussetzung eines solches Aktes nicht versteht: „Wir halten die protestantische Abwaschung doch nicht für eine christliche Taufe." Wäre sie von einem Juden oder Sarazenen vollzogen, so fände dieses Gewissensbedenken nicht statt. In Spanien ist mehrfach vorgekommen, daß Rabbiner, die nur zwischen der Taufe und der Vertreibung aus dem Vaterlande zu wählen hatten, Priester, ja Bischöfe geworden sind, im Herzen aber dem Judenthum treu blieben und im Geheimen die Synagoge besuchten. ¿ Was ist nun von einem Religionssystem zu halten, welches im gegebenen Falle dem Wissenden einzig die Wahl läßt zwischen Inconsequenz und dem Aufgeben seiner bessern Ueberzeugung? Die Excommunication ist dem röm. Gedanken nach eine Ausschließung aus der alleinseligmachenden Kirche, eine Uebergebung der auszustoßenden Seele an den Satan: Nicht unwiederbringlich; denn der Fluch kann zurückgenommen werden. Aber so lange er auf einem Haupte lastet, soll dieses ausgeschlossen sein von der Gnade Gottes; und stirbt der Gebannte ungesühnt, auf ewig. Päpstliche Legaten, welche nicht einmal die Priesterweihe empfangen haben, können den Bann ebenfalls aussprechen. Die Behauptung, daß nach göttlichem Rechte jede Todsünde nur vergeben werde, wenn sie einem röm. Priester gebeichtet, oder doch das Verlangen nach der Beichte vorhanden sei, widerspricht der Dogmengeschichte; denn noch immer betet die röm. Klerisei in ihren Liturgien um Sündenvergebung und betet sie, ohne diese Bedingung. ¡ Welche Vorstellung von Gott, der an ein so äußerliches Ding, das dem Einen gelegen fällt, dem Andern vielleicht widerlich und wie eine halbe Wiederholung der Sünde erscheint, seine Gnade gebunden hätte! ¡ Wie müssen nicht die Begriffe von Sittlichkeit sich verwirren, wenn man meint, daß der Weltregierer Seligkeit und Verdammniß von zufälligen Bedingungen abhängig mache! Eine Maßregel kann so vollkommen sein, als man sie beabsichtigte, und doch dem Bedürfnisse nicht genügen. „Niemand", heißts in einem Beschlusse des Concils von Trient (Sess. IV. cap. 12.), „Niemand, so lange er in dieser Sterblichkeit lebt, darf rücksichtlich des verborgenen Geheimnisses der göttlichen Vorherbestimmung für gewiß annehmen, daß er sicher zu den Erwählten gehöre." Bei den so verschiedenen Ansichten der röm. Dogmatiker über „die Kirche" muß nothwendiger Weise die von den Priestern gehegte Absicht, zu thun was die Kirche thut,

deren Vorhandensein vom Zusammenwirken einer Reihe zufälliger, nicht controlirbarer Umstände abhängt. Wenn nun der Priester nicht die

auch eine verschiedene sein. Die Beschlüsse des Trienter Concils (Sess. VII. can. 6. 8. 11.) sind aus dem positiven und negativen Inhalt, eines jeden für sich oft gar nicht zu verstehen. Der achte Canon z. B. sagt 1) positiv, durch die Sakramente des neuen Bundes werde Gnade ex opere operato ertheilt; 2) negativ, der Glaube an die göttliche Verheißung reiche zur Erlangung der Gnade nicht hin. Der so ausgedrückte Gegensatz leidet im höchsten Grade an Zweideutigkeit. Der Bischof von Minori, Catharinus, hielt auf dem trienter Concil einen langen Vortrag über die zur Gültigkeit aller Sakramente erheischte Absicht der Priester. „Die Katholiken", sagte er, „die Katholiken schreiben dem Sakramente eine Gnadenwirkung zu für Jeden, der nicht widerstrebe, und glaubten sogar, daß die Gnade selten auf eine andere Art gewonnen werde, daß die Kinder und die Schwachsinnigen auf keine andere Weise die Seligkeit erlangen könnten, daß bei den meisten Menschen die träge Zubereitung und spärliche Bereitsamkeit zur Seligkeit ohne die Sakramente nicht hinreiche, und daß selbst die Wenigen, deren Seelen vollkommen zubereitet (die aber so selten seien, wie der Vogel Phönix auf Erden), durch die Sakramente noch einen höhern Gnadenstand erlangten. Darum liege dem Katholiken sehr viel daran, bestimmt zu wissen, daß er ein wahres und wirksames Sakrament empfange." Wenn nun der Priester, der die Seelsorge über vier- bis fünftausend Menschen versieht, ein Ungläubiger und ein Heuchler wäre und bei der Absolution der Reumüthigen, bei der Taufe der Kinder, bei Weihung des hl. Abendmahls in seinem Herzen nicht die Absicht der Kirche hätte: ¿was müßte man anders sagen, als daß die Kinder verdammt, die Sünder nicht absolvirt seien und die Communicirenden die Frucht des hl. Abendmahls nicht empfingen? Da helfe es nicht, zu sagen, solcher Mangel werde durch den Glauben ersetzt; denn bei den Kindern sei dieß an sich gar nicht möglich, und bei den andern bringe, nach katholischer Lehre, der Glaube die Wirkung nicht hervor wie das Sakrament. Natürlich; denn, wirkte der Glaube in diesem Fall (wenn der Priester, was sehr oft zutreffen könne, ein schlechtes Subjekt ist), wie das Sakrament, ¿was hinderte dann, anzunehmen, daß er auch in andern Fällen und immer so wirke? Zudem, wollte man dem Glauben eine solche Kraft beilegen, so hieße dies die Kraft der Sakramente schwächen und der lutherischen Lehre huldigen. Der von der Autorität der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) vorgezeichnete Weg, um zur Sicherheit und Gültigkeit der Sakramente zu gelangen, führt Jeden, der ihn betreten will, mit unabweisbarer Folgerichtigkeit zum haltlosesten Zweifel. Catharinus fährt fort und gibt zu betrachten, „mit welchem Kummer ein zärtlicher Vater am Krankenbette seines Kindes stehen müßte, wenn er an der Absicht des Priesters, der dasselbe getauft, zweifeln wollte; und mit welcher Angst und Unruhe ein in späterem Alter getaufter und einer nur unvollkommenen Vorbereitung zur Taufe sich bewußter Mensch es empfinden würde, wenn er daran dächte, daß der Priester, der ihn zum Christen gemacht, nur einen Scherz habe treiben, und statt taufen, nur habe waschen wollen. ¿Wer begreife nicht, daß solche Zweifel bei jeder Absolution in der Beichte und bei jedem Empfange des hl. Altarssakramentes die Seelen erfüllen und beunruhigen könnten? Auf den etwaigen Einwurf, solche Fälle wären selten, entgegnete er mit dem Wunsche, sie möchten in diesem verdorbenen Zeitalter nicht allzuhäufig vorkommen. Aber gesetzt auch, sie seien höchst selten, und es gebe z. B. nur einen gottvergessenen Priester, welcher einmal die Absicht habe, einem Kinde nicht die wahre Taufe zu geben, das Kind aber werde später Bischof einer großen Diöcese und weihe selbst wieder in einer Reihe von Jahren viele Priester; ¿was wäre da zu glauben?: daß der Bischof, welcher getauft worden, nicht habe geweiht werden, noch andere habe weihen können; daß in der großen Diöcese weder hl. Abendmahl, noch Beichte stattgefunden habe, weil dies nicht möglich war ohne den Priesterstand, der Priesterstand nicht ohne den Bischof, der Bischof nicht ohne die Taufe; und daß somit durch die Schlechtigkeit eines Priesters unzählige Sakramente nichtig wären. Wollte man einwenden: Gott ersetze durch seine Allmacht einen so folgereichen Mangel und vergüte durch außerordentliche Mittel dergleichen tägliche Zufälle; ¿wer würde dies glauben und nicht lieber annehmen, Gott habe

Absicht hatte, das zu thun, was die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) beabsichtigt, wenn also durch die Worte der Weihung

---

nach seiner ewigen Vorsehung dafür gesorgt, daß solche Ereignisse sich in das Leben der Menschen nicht verflechten?" Dieser Vortrag des Bischofs Catharinus verblüffte die Theologen, und sie wußten nichts darauf zu antworten; doch glaubten sie, demselben keineswegs beistimmen, sondern ihre Ansicht festhalten zu müssen, nämlich, daß die wahre Absicht beim Priester entweder actualiter, oder virtualiter nothwendig, und das Sakrament ungültig sei, wenn die innere Absicht der äußern widerspreche. Besagter Bischof scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) vorzugsweise mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, beziehungsweise den Nachweis zu liefern, daß eine Masse von Thatsachen, auf welche der Römling seine Sektirerei zu stützen versucht, bei Licht betrachtet gegen ihn zeugen. Nachmals ist von röm. Streittheologen die durch keinen Conciliенbeschluß berechtigte Unterscheidung von äußerer und von innerer Absicht besonders hervorgehoben worden. Ueber das Erforderniß der innern, also der Absicht des Administrirenden im eigentlichen Sinne, seien die neueren Schulen mit Recht zwiespältig geworden. Nach dem Dafürhalten des Concils von Trient (Sess. VI. cap. 9.) kann Niemand mit der Gewißheit eines Glaubens, bei welchem nichts Falsches sein kann, wissen, daß er die Gnade Gottes erlangt habe. Diese Unsicherheit über das höchste Interesse der Gläubigen, im Widerspruche mit der scheinbaren Sicherheit, die sonst überall der Romanismus gewährt, ist wohl deßwegen beliebt worden, damit der Gläubige nicht wage, sich unabhängig zu denken von den Heilsmitteln und Gewalten der Kirche (?), und darin begründet, daß die Seligkeit durch gute Werke und Bußen verdient werden soll, bei denen, genau genommen, immer ungewiß bleibt, ob sie ausreichen. Die meisten sog. guten Werke, und zumal die sog. überflüssig guten, haben nichts gemein mit der sittlichen That, in der ein vernünftiger Christ die Glückseligkeit sucht, und zwar schon in diesem Leben, als auch einem Stück der Ewigkeit. Ein Autoritätsprinzip, welches in seinen fundamentalsten Einrichtungen den Keim fortschreitender Trennung birgt, kann unmöglich die Aufgabe erfüllen, die Einheit der Gläubigen und die Allgemeinheit des Christenthums zur wesenhaften Darstellung zu bringen. Zur Zeit der Blüthe der Inquisition war die Folter das gewöhnliche Mittel, um Geständnisse zu erpressen. Kein Widerruf, keine Versicherung der Uebereinstimmung mit dem Glauben konnte den Angeschuldigten retten. Man gewährte ihm Beichte, Absolution und Communion, glaubte also im Richterstuhle des Sakraments seiner Versicherung der Reue und Sinneswandlung; zugleich aber, wenn er ein Rückfälliger war, wurde ihm erklärt, daß man ihm gerichtlich nicht glaube, und er daher sterben müsse. Auch im neunzehnten Jahrhundert ist die Wirksamkeit des opus operatum der Taufhandlung vielfach in Zweifel gezogen worden. Man erinnere sich des Judenknaben Mortara zu Bologna, welcher erst im Geheimen getauft und dann vom sog. hl. Officium entführt worden war. Das dummdreiste Benehmen Roms in der Mortara- und Cohen-Affaire hat in diesem Jahrhundert sehr viel geleistet, ein eingehendes Verständniß des Papismus zu fördern. Diejenigen Juden, welche nunmehr dem Papste noch Geld leihen, haben wenig Ehrgefühl im Leibe, und die unbeschnittenen Stockjobber ebensowenig. Ein in der Encyclica vom 8. Dez. 1864 verdammter Satz lautet: „In unserer Zeit ist es unnütz, daß die katholische Religion als die einzige für einen Staat mit Ausschluß aller andern Kulte aufrecht erhalten werde." So lange die Gesetzgeber das röm. Religionssystem in Bausch und Bogen anerkennen, und nicht, soweit es dem Naturrecht und bestehenden Staatsrecht nicht erweislich widerstreitet; so lange ihr Sinn für den Unterschied des angebornen und des canonischen Rechts kein Verständniß zeigt; so lange sie ihr Gewissen so sophistisch bearbeiten können, daß sie sich auf dergleichen Ereignisse hin nicht alsbald berufen fühlen, einem Familienvater Bürgschaft gegen jede Art von Kindesraub zu bieten, ebensolange ist kein Staat vor einer rechtsgültigen Wiederholung ähnlicher Skandale sicher. Noch vor wenigen Jahren würde man die Möglichkeit des Vorkommens eines canonischen Kindsraubs für widerliche Consequenzmacherei gehalten haben. Man kann die Verkehrtheit, mit welcher die Anhänger des Papalsystems wissentlich oder unwissentlich die Lehre von der Messe betrachten, kaum besser kennzeichnen, als indem man die Grundsätze, welche sie ein-

entweder keine Veränderung in der Natur des Brodes und des Weines geschieht, oder wenn einer der vorerwähnten Mängel am Brode oder

---

gestehen müssen, durch den Mund ihrer Freunde auf andere Lehrgebiete ausdehnen läßt. Durch die Kenntniß der verschiedenen Gesichtskreise, unter welchen Mitglieder des trienter Heilsausschusses die Physiognomie des röm. Religionssystems darstellen, habe ich mich daran gewöhnt, dieses ebenso objektiv zu zergliedern, wie einen Naturgegenstand. Jeder aufmerksame Beobachter findet da Ausgangspunkte zu einer Gedankenreihe, die zu den unerwartetsten Ergebnissen führt. Wer nicht vorschnell in seinen Folgerungen verfährt, dem wird es unschwer, die Vertheidiger des Romanismus in dem Gewebe ihre eigenen Dialektik zu fangen. Andere mögen sich damit trösten, daß die Wahrheit ohnehin über die Lüge siegen werde. ¿Aber ist es nicht Pflicht, Derer zu gedenken, die untergehen, ehe dieser Trost sich erfüllt? ¿Und ist es nicht Pflicht eines jeden Arztes, das Seine zu thun, um eine Krankheit, so bald und durch welches Mittel es sei, zu heilen? Wir fühlen Uns durch Unser Gewissen verbunden, die Vernichtung des röm. Religionssystems zu beschleunigen, d. h. beizutragen, daß es durch die ihm innewohnenden Grundbedingungen falle. Suis et ipsa Roma viribus ruit.

Wenn ein Ding nur unter gewissen Einschränkungen vorhanden sein soll, so müssen diese Einschränkungen selbstverständlich ihren zureichenden Grund haben, daß sie wirklich da sind; denn sonst würde man, wie die Spieler von Profession oder wie die Alchymisten, nach den Launen des Zufalls herumtappen. Gewagte Behauptungen und Lehrsätze pflegen durch Schlußfolgerungen aus vieldeutigen, den Sinn nicht erschöpfenden Vordersätzen begründet zu werden. Alle Analysen einzelner, umgrenzter Transsubstantiationsvorgänge müssen schließen mit u. s. w., sind also ohne Controle in sich und weichen ab von den Analysen Anderer. Das Vorhandensein der Thatsache einer Transsubstantiation vermöchte einzig aus dem unzweifelhaften Erkennen vielgliedriger Theile erforscht und eröffnet zu werden; und um vollends zu der Folgerung zu gelangen, daß überhaupt ein Meßopfer ist, bedürfte es der vollständigen Beobachtung einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Einzelheiten. Wir fragen: „¿Kann eine Wissenschaft, welche unmögliche Operationsmethoden vorschreibt, auf göttlicher Offenbarung beruhen?" Papst Hadrian VI. (Quodlib. sect. X. suppos. 2.) entschuldigt die Gläubigen, welche eine nichtgeweihte Hostie anbeten, von der sie meinen, sie sei geweiht, indem er sagt, „man bete die Hostie nur unter der Bedingung an, daß die Weihung gebührender Weise vor sich gegangen sei: Si sic adoret: Adoro te, si tu es Christus", d. h. als wenn Einer dächte: „Ich weiß nicht, ob Du Christus bist, oder nicht; aber auf gut Glück hin bete ich Dich an, falls Du Christus bist." Christi Person würde so unter die Kategorie der Zufälligkeit gerathen. Dieser Papst ließ durch seinen Legaten Chieregati der deutschen Nation eröffnen: „Allerdings seien am röm. Stuhle seit Jahren viele Abscheulichkeiten vorgekommen und Alles zum Bösen verkehrt worden; von dem Haupte habe sich das Verderben in die Glieder, vom Papst über die Prälaten verbreitet." Ein im Tribunal des Beichtstuhls Bewanderter hat oft Gelegenheit, da Ketzereien aufzuspüren, wo ein Anderer sie kaum ahnt. „In seiner geistlichen Geburt", schreibt Herr Pater Martin Cochem, „in seiner geistlichen Geburt nimmt Christus die Gestalt des Brodes an und scheint nichts anderes, als ein Stücklein Brod zu sein. Ja, Er erniedrigt und entäußert sich so sehr, daß Er sich auch in das kleinste Stücklein, welches man mit Augen noch sehen kann, verbirgt und wie ein Würmlein zu sein scheint. ¡O, wohl eine unergründliche Demuth! ¡Wohl eine niemals erhörte Entäußerung! Von dieser kann Christus mit größtem Rechte sagen, was David (Psalm 21) in seiner Person gesprochen hat: Ich bin ein Wurm und kein Mensch; ein Spott der Leute und die Verachtung des Volkes." ¿Denn wer achtet auf ein solch kleines Stücklein? ¿Wer erkennt es für einen Gott? ¿Wer erweiset ihm göttliche Ehre und Hochachtung? Beinahe Niemand von den Weltlichen, auch Viele von den Priestern nicht." Als Luther dem Generalvikar Joh. Staupitz klagte, wie sehr er bei der Prozession vor dem Sakramente erschrocken sei, das er getragen, erwiederte ihm dieser: „Ei, Euere Gedanken sind nicht Christus; denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet nur." Sonst meint die Klerisei längst, den alten Glauben dem Volke lassen zu können, ohne ihn selbst mehr zu besitzen; sie weiß ihr Interesse hinter das Interesse des Himmels, beziehungsweise des Altars zu verstecken, wie der

Weine vorausgesetzt werden muß, oder wenn bei irgendeinem der dem Priester gespendeten Sakramente der röm. Kirche (Taufe, Fir-

---

Adel das seinige hinter dasjenige des Throns. Wenn nach der Angabe des Concils von Trient (Sess. XIII. cap. 2.) Derjenige, der das Meßopfer darbringt, derselbe Opferer ist, welcher damals am Kreuze sich opferte, ¿wie soll da noch die Absicht des Meßpriesters etwas zu schaffen haben mit der Gültigkeit des Opfers? Der röm. Katechismus (De sacram. III, 26.) sagt: „Es wird den Gläubigen im Sakrament des hl. Abendmahls die vollkommenste Liebe Christi zu Theil; denn es ziemte ganz seiner Güte, die Natur, welche Er von uns angenommen, uns nie wieder zu entziehen, sondern, so viel es sein könnte (sic), unter uns zu sein und zu wirken, so daß jener Spruch zu allen Zeiten wahrhaft und passend wäre: Meine Lust ist, bei den Menschenkindern zu sein (Sprüchw. 6, 31.)" Man fühlt es diesen Worten unseres Widerparts an, daß er nicht auf gesichertem Boden steht; die Sprünge, mit welchen er über das Wesentliche hinweghüpft, sind eben so wunderlich, als die tölpelhafte Breite, mit der er sich in das Unwesentliche einläßt. Seine Schlußfolgerungen gelten nur unter bestimmten Voraussetzungen oder Einschränkungen, auf die er bisweilen selbst aufmerksam macht, die er aber an andern Stellen außer Acht läßt. Bei Verkäufen gilt es als Regel, daß Jeder in allen Fällen verpflichtet ist, einem Andern seine Kenntniß von Thatsachen mitzutheilen, wenn er weiß, daß der Andere sie nicht kennt und die Mängel und Fehler einer Waare nicht klar und handgreiflich bloßliegen oder leicht wahrzunehmen sind. Einige röm. Theologen suchen sich mit dem Vorgeben zu behelfen, die Lehre von der Transsubstantiation, wenn unwahr, wäre bloß ein spekulativer Irrthum." Wenn so, ¿warum ist deren Annahme in dem von allen Priestern zu beschwörenden Glaubensbekenntnisse Pius' IV. zu einem Glaubensartikel erhoben worden, unumgänglich nothwendig zur Erlangung der Seligkeit? ¿Ist das Beharren auf einem Irrthum, welcher nothwendiger Weise den Götzendienst in sich begreift, etwa gleichgültig für die Handlungsweise eines Christen? Die Hoffnung der Seligkeit gründet sich nicht auf die Theologie eines Menschen, sondern auf seine Religion, d. h. auf die Würdigkeit, Reinheit und Rechtschaffenheit seines Wandels. — Etwas glatter ist das Raisonnement von Mitgliedern des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird; das von süßem Verlangen durchglühte Antlitz verräth die seelische Erregung, welche die verführerischen Worte des Erzfeindes wachgerufen: „Ein geheimes Entsetzen und ein Spiel der Hölle gaukelt beim Meßopfer stets neue Bilder vor, um den armen Menschen nicht zum Anblicke und Genusse einer Sonne gelangen zu lassen, die ihn nach oben ziehen müßte. Wenn man uns beweisen könnte, daß wir uns hinsichtlich der Lehre von der Messe im Irrthum befinden, so bewiese man uns eine Sache: daß wir uns übertriebene Vorstellungen von der Macht Gottes geschaffen haben, seine Güte gegen uns zu offenbaren, ohne sich in die Grenzen unserer ohnmächtigen Berechnungen einzuschließen; daß wir in Wirklichkeit seine Liebe mehr mit Liebe, als mit Klugheit bemessen und uns eine erhabenere und wo möglich richtigere Idee gebildet haben, als Andere; endlich, daß wir durch Aufgeben unserer Vernunft zu einfältigen Herzens und zu sehr den unschuldigen Kindern ähnlich sind." Die nichtsbedeutende Nation der Natchez war, nach ihrer mündlichen Ueberlieferung, vormals die gewaltigste Nation in Nordamerika. Der hohe Adel bestand aus fünfhundert Sonnen, und alle wurden von einer Centralsonne beherrscht. Das Oberhaupt dieses Völkleins tritt jeden Morgen aus seiner Hütte hervor, grüßt die Sonne, bietet ihr seine Pfeife zu rauchen an und schreibt ihr mit dem Finger den Weg vor, welchen sie den Tag über nehmen soll. Wir gehören nicht zu Denen, die sich den Genuß einer trefflich mundenden Speise dadurch verderben, daß sie ihre Einbildungskraft mit dem Gedanken abmartern, wie fatal es gewesen sein würde, wenn sie nicht gehörig zubereitet gewesen wäre. Bedeutende Männer wirken nicht dadurch, daß man sie sogleich versteht, sondern durch den Nimbus, der sie umglänzt und für sie einnimmt. Wir meinen, wenn hochmüthige Jesuiten von ihrem „einfältigen Herzen" schwatzen, so ist es nicht bloß contradictio in adjecto, sondern in subjecto. Es wäre Schmeichelei, wenn Wir von diesen Burschen behaupteten: „Sie ringen mit den noch halb lebendigen Schatten eines entwichenen Bewußtseins." Ihr Orden ist durchdrungen von einem unbezwinglichen Sehnen nach zweifelloser

melung, Priesterweihe, Buße) ein Mangel an Absicht von Seite des Spenders stattfand, so ist die Verehrung, welche den Objekten des

---

Gewißheit des Zweifels. Man erzählt von wilden Stämmen, daß sie nur dem bösen Geiste und nicht dem guten opfern. Neuere Sachwalter der Religion der Päpste ermangeln nicht, die jesuitische Argumentation auch dem Haufen mundgerecht zu machen; der Pfiff ist der alte: Die Einbildungskraft wird durch ein paar an die Wand gemalte Gespenster, einige Tiraden über die Schrecken des jüngsten Gerichts, erst erhitzt und dann das Eisen geschmiedet, dieweil es noch warm ist. Die Betrüger sind hier nicht einmal die Gefährlichsten; weit gefährlicher, durch ihre Anzahl und durch den Fanatismus des ehrlichen Wahns, sind die Betrogenen. „Der Heiland", sagen jene Gedankenkünstler, „der Heiland könnte beim jüngsten Gericht dem röm. Katholiken keinen Vorwurf machen über seinen Irrthum. Wohl aber könnte der röm. Katholik dem Heiland einen Vorwurf machen; er könnte ihm übel mitspielen, wenn er spräche: Herr, Du hast gefordert, daß man Deinen Worten glaube. Das habe ich gethan; wenn ich geirrt habe, so bist Du schuld. Du hast in Deiner Allwissenheit vorausgewußt, es werden Millionen röm. Katholiken auf Deine Worte hin glauben, daß Du selbst mit Deinem ganzen Wesen, mit Knochen und Nerven, Haut und Haaren, unter der Gestalt des geweihten Brodes und Weines zugegen bist, und daß sie eben deßhalb die Hostie und den geweihten Wein anbeten werden. ¿Warum hast Du nicht andere Worte gebraucht? ¿Warum hast Du nicht gesagt: Dieses bedeutet meinen Leib? Wenn es Dein Leib, Blut, Nerven und Knochen, Seele und Gottheit nicht war, so bist Du also schuld, daß Viele ein Stückchen Brod und einen Schluck Wein anbeten, also Götzendiener geworden sind. Wenn hingegen der Protestant Unrecht hat mit seiner Deutung, so kann er sich mit nichts entschuldigen, wenn ihm der Herr vorwirft: ¿Warum hast Du meinen Worten nicht geglaubt: Das ist mein Leib; dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blute? ¿Wer hat Dich geheißen, sie anders zu deuten, als ich sie gesprochen habe?" Der Schacher ist fein eingefädelt, wird aber kaum verfangen. Gerade so möchte ein mohammedanischer Priester sprechen: „Ich habe mich nie bereden können, daß Gott, der die Wahrheit und Liebe ist, Millionen von Gläubigen in einem solch' abscheulichen Irrthum sollte stecken lassen, daß sie, statt Christum, Mohammed für den Offenbarer seines Willens ansehen." Voltaire nennt die Weise der Jünger Loyola's „l'art de chicaner avec le bon Dieu." Bei der Messe zumal begnügen sie sich mit einem Gott, der die Welt und den die Welt nichts angeht. Es ist ein großer Unterschied zwischen Ruhe und zwischen Sicherheit des Gewissens. „Nicht die Wahrheit", spricht G. E. Lessing, „nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen." In Prozessen privatrechtlicher Natur wird als wesentlicher Irrthum angesehen, wenn der eine Contrahent an einen andern Gegenstand der Leistung denkt, oder wenn zwar Beide an denselben Körper denken, aber der eine Contrahent sich über eine so erhebliche Eigenschaft der Sache irrt, daß dieselbe, je nachdem sie diese Eigenschaft besitzt oder nicht, im Verkehr zu ganz verschiedenen Gattungen von Sachen gerechnet wird, z. B. wenn Jemand unächte Edelsteine für ächte hält. Vielen ist es beim Kampfe der Geister nicht um die Erforschung der Wahrheit, sondern um die Sicherung ihrer Pfründen, um Gewinnung ihres Prozesses zu thun. Aber der Schöpfer hat den Verstand und die fünf Sinne gegeben, damit wir sie vervollkommnen und nach Kräften im Dienste der Wahrheit anwenden. Wer sich von vorn herein einem System ergibt, zu dessen Wesen es gehört, die freie Forschung zu verbieten; wer seine Fähigkeiten geflissentlich dazu braucht, seine vernünftigen Zweifel durch Selbsttäuschung zu beschwichtigen, und Minderbegabte in derselben vorgefaßten Meinung zu bestärken; wer unrichtige Voraussetzungen benutzt und Andere durch Vorgeben anlockt, die der schlichte Menschenverstand anders auffassen muß, als sie gemeint sind; wer trotz einer durch die fünf Sinne gewonnenen bessern Ueberzeugung fortfährt, sich dem Dienste wissentlicher Lüge hinzugeben: dem gegenüber ist schonungsloser Tadel gerechtfertigt. Wir lesen Joh. 9, 39—41,: „Jesus sprach: Ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend, und die da sehen, blind werden. Und solches hörten die Pharisäer, die bei ihm waren und spra-

Meßopfers erwiesen wird, der crasseste Götzendienst selbst nach der Theorie der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus). Die Lehre

---

chen zu ihm: ¿Sind wir denn auch blind? Jesus sprach zu ihnen: Wäret Ihr blind, so hättet Ihr keine Sünde; nun Ihr aber sprechet: wir sind sehend, bleibet Eure Sünde." Es findet kein rechtskräftiges Versprechen darüber statt, daß man über gewisse Dinge oder über gewisse Grenzen hinaus nicht nachdenken wolle. „Wer das Höchste will", sagt Goethe, „wer das Höchste will, muß das Ganze wollen: wer vom Geiste handelt, muß die Natur; wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im Stillen mitverstehen. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen." Je vertrauter man mit dem Geiste und den unverkennbaren Zwecken der Vertheidiger des päpstlichen Religionssystems wird, desto mehr überzeugt man sich, daß es der zerstreuten Masse ihrer Ideen an dem obersten Leitfaden aller Ordnung, am Zusammenhange in der Wahrheit, gebricht.

Die Kunst muß nur das hervorbringen wollen, wozu sie die Beschaffenheit ihrer Mittel befähigt. Ein Gesetz der Naturwissenschaft lautet, daß kein Stoff und keine Kraft neu entsteht oder vergeht, mögen sie ursprünglich entstanden gedacht werden, wie sie wollen. Man hat gefragt, wie der Priester sich zu verhalten habe, wenn zwischen den Worten „Das ist mein Leib", — — — „Das ist mein Blut" sich ein Hinderniß in seinem „vorzüglichsten Amte" einstellt, er in Bethätigung seiner Schöpferkraft unterbrochen wird. Innocens III. (Myst. miss. lib. IV. cap. 22.) hält folgende Entscheidung der Frage für die sicherste: „Nachdem die Theologen hinsichtlich des Zeitpunktes der Weihung verschiedener Meinung sind, indem die Einen sagen, daß, nachdem Alles gesagt, Alles gethan ist, Andere aber, daß das Brod zuerst in den Körper, und nachher der Kelch in das Blut verwandelt wird, so behaupten die Meisten, daß ein anderer Priester die Weihung wiederholen und vollenden müsse, weil man dasjenige nicht zweimal gemacht nenne, wovon man nicht weiß, daß es vorher gemacht worden (non dicitur iteratum, quod nescitur ante esse factum). Damit jedoch keine Wiederholung oder Trennung des Sakraments geschehe, und nicht etwa ein Skrupel des Irrthums oder Zweifels zurückbleibe (¿in wem?), so hat man für das räthlichste und sicherste gehalten, ein solches Opfer auf das sorgfältigste zu verheimlichen und eine ganze Messe zu feiern." Dieser Schriftsteller scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, seine Leser in den verkürzten, handhablichen und möglichst leichten Besitz des bleibenden Zweifels zu setzen. Herr Professor Joh. Adam Möhler läßt ein so ausdrückliches Stück der trienter Sakramentslehre, als die Meinung und Willensrichtung des Priesters ist, aus dem Texte seiner „Symbolik" einfach weg, um es in einer Anmerkung dem Herr Kardinal R. Bellarmin zur Auslegung zu überlassen. Unser Symboliker verhehlt Concilienbeschlüsse, die, wie hier der Fall, den protestantischen Gegensatz erklären und rechtfertigen. „Herr Möhler" urtheilt David Friedrich Strauß, „Herr Möhler schwärmte für die röm. kath. Kirche, wie er sich dachte, indem er, wie jeder Schwärmer, den Zügen gegenüber die Augen zudrückte, worin sie seinem Ideale nicht entsprach. Das Verkehrte und Verderbliche in seinem Wirken kam nicht daher, daß er ein unedler Mensch, sondern daß unglücklicherweise ein unwahres Prinzip seiner Meister geworden war. Ob so etwas möglich, wenigstens ob im Dienste der Unwahrheit die reine Kraft dies zu bleiben im Stande sei, darüber läßt sich freilich streiten." Dem Herrn Bellarmin bleibt sein Gedächtniß nicht immer treu. Er sagt (De justif lib. III. cap. 8.): „Niemand kann gewiß sein mit der Gewißheit des Glaubens, daß er ein wahres Sakrament empfängt, sintemalen das Sakrament nicht ohne die Absicht des Priesters stattfindet, und Keiner die Absicht eines Andern sehen kann." Diese Worte sind in noch weit ausgedehnterem Maße begründet, als deren Verfasser geahnt zu haben scheint. Bellarmin ist in seinen Schriften oft drollig und überhaupt gar nicht so scheelsüchtig gegen die Protestanten gesinnt, als man nach dem zur Zeit hängenden Prozesse seiner Heiligsprechung schließen sollte. Dieselbe ist bisher auf diplomatischem Wege verhindert worden; allein Viele finden es unbillig, daß Christus selbst da, wo sein sog. Statthalter den guten Willen dazu zeigt, durch Rücksichten auf das spanische Kabinet in der Zusammensetzung seines himmlischen Hofstaats beengt werde. Don Pedro Arbues de Epila, der als Ketzermeister des Königreichs Aragon Hunderte von Menschen verbrennen ließ, ist am 29. Juni

von der zur heilsamen Wirkung jedes Sakraments unerläßlichen Absicht des Spenders fand vor und nach dem trienter Conzil unter

1867 heiliggesprochen worden, wohl nicht ohne die bewußten Rücksichten. Unser Heiligsprechungskandidat hat das Papalsystem so häufig ad absurdum geführt, daß er den Prozeß unstreitig verlieren würde, falls das Auftreten des advocatus diaboli etwas mehr wäre, als eine elende Farce. Wohl hat Vorliebe für seinen Zahlmeister der Forschung dieses Kardinals eine gewisse Richtung gegeben und seine Feder geleitet; aber seine Vorliebe ist keine blinde, sondern diejenige, mit der man auch einige Fehler und Schwächen an dem geliebten Gegenstande bemerkt und eben, weil man ihn liebt, ihn vollkommen sehen und beitragen möchte, daß kein Fehler das liebliche Bild trübe. In seinem Hauptwerk, den Controversen, vertheidigt er nicht die direkte Oberherrschaft des Papstes über die ganze Welt, sondern nur die indirekte. Dieses Werk setzte Sixtus V. auf die Liste der verbotenen Bücher*), somit, um mit der Encyclica Pius' IX. zu reden, „in die Reihe jener verpesteten Bücher, die, über die ganze Erde verbreitet, die Völker betrügen und böslich lügen." In seiner Selbstbiographie rühmt sich Bellarmin, daß er dem Sixtus Böses mit Gutem vergolten habe. Manche Ansichten ihres betriebsamen Kämpen werden die jetzt lebenden Loyoliten nicht unterschreiben. Diese, obgleich sie nicht an die Unfehlbarkeit ihrer Priester glauben, geberden sich während der Messe, als glaubten sie daran; sie setzen immer das Vorhandensein der vom Concil von Trient erheischten Absicht voraus. Unterscheidend zwischen Privatglauben und amtlichem Glauben, zwischen sinnlich und grobsinnlich, wissen die Kameraden die Gefühle des gewissenhaften Zweifels durch geschraubte Begeisterung und Hingebung ihrer Persönlichkeit (perinde ac cadaver) zu überwältigen. Sie halten es vielleicht mit der Gewohnheit des schweigsamen Oraniers, der sich immer am Tage vor der Schlacht fürchtete, und dann während der Schlacht außerordentlich tapfer war. Nur zu wenig pflegt man die Kämpfe und Siege der Selbstverleugnung, weil sie geräuschlos im Innern einer Dressuranstalt durchgerungen werden, in ihrer Erhabenheit zu würdigen. Die Ordenssysteme sind um so gefährlicher, als sie nicht immer Frucht einer Dummheit oder Verrücktheit sind. In der zur Schau getragenen Demuth steckt ein gewaltiger Hochmuth. Ich weiß nicht, ob der Dichter und Exjesuit Aloys Blumauer ganz richtig urtheilte, wenn er sang: „Sankt Ignaz schuf aus Ueberdruß ob seinem Loch im rechten Fuß sich einen neuen Orden." Der Forscher steigt in den Schacht dunkler Jahrhunderte hinab und holt hervor die Zeugnisse aus längst entschwundenen Tagen. Wie eine fehlerfreie Klosterjungfer, die bedacht ist, ihr äußeres und inneres Auge, all ihre Gedanken und Sinne auf die reinen Düfte ihres warmen Gemüths zu leiten, auf daß sie gleich Harfenklängen ohne Erdenschwere gen Himmel steigen: also blicken die Jünger Loyola's gesenkten Blickes, innerlich bloß zur schaukelnden Sicherheit verwegener Luftschiffer emporgeschwungen, vor sich hin; das Abendroth ihres Weltschmerzes verschmäht alle Versöhnung mit dem spießbürgerlichen Dasein. Physiognomisch merkwürdig ist hiebei, ihre halbgläubige Leichenbittermiene beim Hinunterschlucken der Oblate, sowie ihre edle Rückenhaltung und geleckte Grazie beim Schlürfen des Weins zu beobachten und wahrzunehmen, wie sich die Standespersonen angelegen sein lassen, bei der Gelegenheit ihre tadellosen Hände vor den Gaffern zu paradiren. Ueberhaupt wissen sie bei jeder Kleinigkeit ein urchiges Selbstbewußtsein an den Tag zu legen. Man sollte meinen, sie wären etwelchermaßen von des Gedankens Bläße angekränkelt, oder fürchteten, durch die geringste Unordnung ihren Nebenchristen in seiner andächtigen Beschäftigung zu stören. Vergeblich suchen wir denn auch bei ihrer Erscheinung jenes Feuer, welches ein Merkmal des Fanatismus ist, oder jenen raschen, nervösen Wechsel des Ausdrucks, der so häufig den windigen Eiferer verräth. Die Leichtigkeit, Sicherheit und Treue, mit der sie ihre Rollen zur Anschauung bringen, muß mit Anerkennung und Wohlgefallen bemerkt werden. Die

*) Das Vorkommniß, Bücher auf den Index zu setzen, wiederholt sich zu Rom so häufig und ist deshalb so sehr abgenutzt, daß es nicht einmal mehr ausreicht, den verbotenen Schriften einen besonderen Absatz zu verschaffen. Dergleichen Verbots-Schranken durchbricht übrigens der loyolitische Formalismus mit Leichtigkeit: „Wenn die Lesung eines Buchs mit der Strafe der Excommunikation belegt ist, so wird Derjenige nicht davon berührt, der bloß einzelne herausgerissene Blätter des betreffenden Buches liest, weil er auf diese Weise kein Buch liest."

den röm. Theologen Widerspruch und wurde auf dem Wege des Ueberstimmens aufgedrungen.

Eitelkeit ist die Scheidemünze der Ruhmbegierde; sie ist für Viele ein ebenso gebieterisches Bedürfniß, als der Hunger: Ein stilles Feiern der Erinnerung. Niemand kann nach dem Bedünken des Paters Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, anständigere Bewegungen der Hände, oder eine passendere Haltung des Körpers, oder ein erbauenderes Benehmen überhaupt erfinden, als die Kirche (?) angeordnet hat. Theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlider. Sonst kömmt die Aufmerksamkeit, welche mit gehobenen Augendeckeln und wagrechten Stirnfalten beobachtet, aus einer geistigeren Seele, als wenn sie Mund und Nase aufsperrt. Herr von Loyola verordnet in seinen geistlosen „geistlichen Uebungen": man solle sich des Lachens und der Lachen erregenden Worte enthalten; ebenso solle man Niemandem in's Gesicht sehen, es erfordere denn dieses der Akt des Grüßens oder Abschiednehmens. „¡Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum!" Nichts ist erbärmlicher als ein Mann, welcher sich selber nicht ähnlich sieht. Auch den mohammedanischen Priestern gestehen ihre Gegner zu, daß sie sich bei der Fluth von Unsinn, welche von allen Seiten auf sie einströmt, mit unbegreiflicher Würde und Unbefangenheit benehmen. Man kann sich diese Erscheinung nur einigermaßen durch die Annahme erklären, daß in den Beziehungen der Untergeordneten zu den Höheren von unten herauf der Geist der Lüge, in der Form der unbedingten Unterwerfung des eigenen Urtheils unter das was oben beliebt wird, oder gewünscht zu werden scheint, allmälig überhand genommen und endlich Vernunft und Scham überwuchert habe.

Wir haben niemals die auf dem röm. Lehrgebiete herrschende Rathlosigkeit lebhafter empfunden, als bei der Durchmusterung der handelnden Organe des Romanismus. Alle gesunde Praxis kann doch erst hervorgehen aus gesunder Theorie, die zwar noch der Erweiterung und Kräftigung fähig ist, stets aber einen vorläufigen Abschluß ihrer Grundsätze bedingt. ¿Was aber sehen wir? ¿Ist es nicht wahrscheinlich, daß manche Priester, welche zum Protestantismus übertraten, und andere, welche dem Unglauben anheimfielen, bevor sie ihr Religionssystem verließen, mitunter der Absicht ermangelten, das zu thun, was die röm. Kirche beabsichtigt? In diesem Falle hätte die Transsubstantiation nicht stattgefunden, und die Gläubigen hätten eine Kreatur angebetet. ¿Sollten der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, sowie der Exnuntius, Peter Paul Vergerius, Bischof von Istrien, welche zum Protestantismus übertraten, sollte der Erzbischof von Toledo, Fray Bartolomé de Carranza, welcher lange Jahre in den Kerkern der spanischen und römischen Inquisition eingesperrt war; sollten die französischen Bischöfe, welche am 5. März 1717 die Verwerfung der Bulle **Unigenitus**, „als der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche zuwiderlaufend", und die Einberufung eines freien und allgemeinen Concils, „als des einzig rechtmäßigen obersten Gerichtshofes in Glaubenssachen", verlangten; sollte der Kardinal Quirini, welcher seine Muße benutzte, um die Henriade Voltaire's in lateinische Verse zu übersetzen; sollte der gelehrte J. N. von Hontheim, Weihbischof von Trier, auf dessen „aus dem Ketzerpfuhle geschöpftes Werk" (vom Zustand der Kirche und von der rechtmäßigen Gewalt des Papstes) Rom zehnjährige Galeerenstrafe gesetzt hat, wer es nur lese; sollte der Abbé Emanuel Joseph von Sieyes, der Mann des „**la mort sans phrase**", welcher schon im Jahr 1789 ein rechtes Wort (¿Was ist der dritte Stand?) zu rechter Zeit gesprochen; sollte Graf Henri Grégoire, Bischof von Blois, welcher am 20. Sept. 1792 in der ersten Sitzung des Convents sich dahin aussprach, „daß alle Dynastien nie etwas anderes waren, als reißende Geschlechter, die nur von dem Blute der Völker lebten"; sollte der Expriester Joseph Lebon, die Seele des Revolutionstribunals zu Arras; sollte Joh. Joseph Gobel, Erzbischof von Paris, der am 10. Nov. 1793 den Kultus der Vernunftgöttin in der Kathedrale von Notre Dame einweihte; sollten die französischen Bischöfe und Priester, welche ihre Religion öffentlich abschwuren und besagte Göttin anbeteten; sollte Pius VI., jakobinischen Andenkens, welcher im Jahre 1796 in Folge des Waffenstillstandes mit Napoleon öffentlich erklärte: „Alles, was in seinem Namen gegen die Grundsätze der französischen Republik gesprochen worden, sei ohne seine Befugniß und

Niemand, so lange er in dieser Sterblichkeit lebt, darf rücksichtlich des verborgenen Geheimnisses der göttlichen Vorherbestimmung für gewiß annehmen, daß er sicher zu den Erwählten gehört. (Conc. Trid. sess. VI. cap. 12.)

---

wider seinen Willen geschehen"*); sollte Barnabas Chiaramonti, Bischof von Imola (Pius VII.), welcher zur Zeit der cisalpinischen Republik in einem besonderen Hirtenbriefe die republikanische Verfassung u. a. mit den Worten pries: „¡Ja, meine geliebten Brüder, seid gute Christen, und Ihr werdet die besten Demokraten sein", und welcher seine Sätze durch Citate aus heidnischen Schriftstellern und aus dem ketzerischen „Emil" von J. J. Rousseau erhärtete; sollten die vierzehn Kardinäle, welche im Jahre 1798 beim Sturze der päpstlichen Regierung und Gründung der röm. Republik in der Peterskirche ein Te Deum als Danksagung für diesen Erfolg sangen; sollte der Erzbischof von Neapel, Zurlo Capace, welcher im Jahre 1799 erklärte, daß Christus Demokrat gewesen, und daß das Flüssigwerden des Blutes des hl. (?) Januarius unzweifelhaft die Zustimmung des Himmels zur Revolution bekunde; sollten jene sizilianischen Priester, welche im Juli 1862 in der Kathedrale zu Marsala den ambrosianischen Lobgesang zur Verherrlichung Garibaldi's sangen; sollte Graf Selnitzki, Fürstbischof von Breslau, welcher im Jahre 1863 zum Protestantismus übertrat, nicht etwa ein paar Male der nöthigen Absicht beim Meßopfer ermangelt haben? ¿Oder will man behaupten, daß der im röm. Sakrament der Priesterweihe ausgeprägte sog. unauslöschliche Charakter in allen Fällen eine koschere Absicht auch dann verbürge, wenn der geistliche und sittliche Charakter des Spenders Niemandem Vertrauen einflößt? Diese Frage wird röm. Seits mit Ja beantwortet und behauptet, „der Teufel pflege die Einfältigen auf ganz besondere Weise zu hintergehen, daß sie sich durch falschen Abscheu vor den Schlechten der Kirche entfremden; in Folge der Amtsgnade besitze auch der verworfenste Priester eine höhere Würde, als der frömmste Laie." Wir denken, daß sowohl beim röm. Sakrament der Priesterweihe, als bei den übrigen Sakramenten die Sittlichkeit des Spenders höher anzuschlagen sei, als seine Absicht, da letztere fast immer durch erstere bedingt ist. Den Tugendzustand eines Menschen kennt man gewöhnlich, die vom Tugendzustand getrennte Absicht nie. Eine Annäherung zum Protestautismus abgerechnet, scheint der Spielraum der Freiheit im röm. Lehrbegriffe ziemlich bedeutend zu sein. Julian von Medicis wurde auf Anstiften des Papstes Sixtus' IV. ermordet; die Mörder, an deren Spitze sich Franz Salviati, Erzbischof von Pisa befand, hatten beschlossen, ihren Auftrag auszuführen, wann der die Messe celebrirende Priester die Hostie kopfüber heben, das Schlachtopfer knieend das Haupt senken würde und so den Mörder nicht sehen könnte. Ein Priester bot sich für die schauderhafte That an, vor welcher ein Soldat zurückgebebt. Anton Galli, der diesen Umstand berichtet, erklärt ihn damit: „ein Priester mache sich wegen der Gewohnheit, in der Kirche zu leben, begreiflich weniger aus einem solchen hl. Orte." Herr Salviati wurde ergriffen und gehängt. Die Republik Florenz hatte ihr Recht geübt, und stets wird jedes Volk, das seine Entscheide aus den Offenbarungen der Vernunft, und nicht aus den trüben Rechtsquellen des Vatikans schöpft, gleicher Ansicht sein. ¿Wie hat nun der Papst gehandelt, er, der nie leugnete, Theil an der Verschwörung genommen zu haben? ¿Hat er sein Unrecht, seine Niederträchtigkeit eingesehen? ¿Hat er sich bemüht, seine Hände vom Morde zu reinigen und Sühne zu leisten? Nein; aber er schleuderte den Bannstrahl gegen die Republik, wenn sie nicht innert Monatsfrist den Lorenzo von Medicis, den Gonfaloniere, die Priori und die acht Vorsteher der Kommission mit allen ihren Helfern dem geistlichen Gerichte ausliefere, damit sie für ihr ungeheures Verbrechen bestraft würden. Das Verbrechen bestand in nicht mehr und nicht weniger, als in Hinrichtung einer geistlichen Person. „Dieser Lorenzo", schrieb Seine Heiligkeit im gewohnten Curialstyle, „dieser Lorenzo nebst den Priori haben mit Hintansetzung aller Achtung vor Gott, von Rasenden entflammt, von einer Eingebung des

---

*) Wie groß auch der Verdacht der Unwahrheit einer solchen Erklärung war, und wie sehr sie den Papst von einem unfehlbaren Orakel zu einem schwankenden Rohr erniedrigen mußte: sie wurde dennoch gegeben. Der Papst schloß seine Ermahnung, in welcher er lange über Achtung, Liebe und Treue, welche man jeder (?) bestehenden Regierung bei Strafe ewiger Verdammniß schuldig sei, gesprochen, mit den Worten: „Endlich, theure Söhne, traut Denen nicht, welche Lehren, als von dem hl. Stuhle ausgehend, verbreiten, die mit diesem Manifeste in Widerspruch stehen. Dies ist Unser Wunsch, und Wir wollen, daß er Euch bekannt werde."

Wenn Jemand sagt, die Sakramente des Neuen Bundes enthalten die Gnade nicht, welche sie bezeichnen, oder theilen diese Gnaden Denen, welche ihr kein Hinder=

Teufels geplagt und wie Hunde von unsinniger Wuth getrieben, auf das Schändlichste gegen geistliche Personen gewüthet. ¡O Schmerz, o unerhörtes Verbrechen! Sie haben gewaltthätige Hände an einen Erzbischof gelegt, und am Tage des Herrn haben sie ihn öffentlich an den Fenstern des Palastes gehängt." Schade, wenn sie es versäumt hätten. Sie haben nicht den Erzbischof, sie haben den Mörder gehängt; und Sonntag oder Montag that nichts zum Geschäfte. Die Florentiner erschraken nicht ob dem verbissenen Fluch; sie beriefen sich gegen den Papst auf ein allgemeines Concil, und Sixtus erlebte es nicht, auch nur Einen Derjenigen, deren Auslieferung er begehrt hatte, in die canonischen Klauen zu erhalten. Dagegen zwangen sie ihre kirchlichen Angestellten, den Dienst trotz des Bannes nach wie vor zu versehen, und es wurde wohl keine Wahrnehmung gemacht, daß eine erzwungene Messe und Sündenvergebung nicht die gleiche Wirkung gehabt habe, wie eine unerzwungene. Ein Dekret des Ministers Zorilla ordnete die Beschlagnahme aller Archive, Bibliotheken, Kabinette, Sammlungen von wissenschaftlichen, künstlerischen uud literarischen Gegenständen, die sich unter irgend einem Rechtsanspruch in den Kathedralen, Kapiteln, Klöstern und militärischen Orden Spaniens befinden, durch den Minister der öffentlichen Arbeiten im Namen des Staates an. Diese Gegenstände sollten als Nationaleigenthum betrachtet, unter öffentliche Verwaltung gestellt und in die einzelnen Nationalbibliotheken, Archive und Museen eingeordnet werden. Zur Begründung dieser auf den ersten Augenblick etwas schroffen Maßregel wurden in dem Dekrete die Gefahren aufgezählt, denen die besagten Objekte an ihren jetzigen Aufbewahrungsorten ausgesetzt seien und namentlich auf die Thatsache hingewiesen, daß die kostbarsten Gegenstände veruntreut und zu Spottpreisen verschleudert würden. Ein an die Civilgouverneure gerichteter Befehl setzte die gemeinsame Ausführung der Maßregel auf den 15. Januar fest. Bei Vollziehung dieser Anordnung der provisorischen Regierung wurde nun der Civilgouverneur von Burgos, Gutierrez de Castro, ermordet, als er sich eben in die Kathedrale begeben wollte, um die Inventarisirung der betreffenden Gegenstände auszuführen. Das Verbrechen ist in der Kirche selbst in Anwesenheit und unmittelbar vor den Augen des versammelten Kapitels begangen und die Leiche des Ermordeten auf das Schrecklichste verstümmelt worden, ohne daß von den Priestern irgend ein Versuch gemacht worden wäre, den Mord oder die Schändung zu verhindern. Ultramontane Blätter haben ein Märchen erfunden, um dieses Gehenlassen zu beschönigen: Zwei Tage vor dem Attentate soll der Gouverneur sich, den Hut auf dem Kopf, in die Klosterkirche begeben, mit seinem Meerrohr an das Tabernakel geklopft und schnippisch gefragt haben, was darin enthalten sei: Nach dieser „entsetzlichen Entweihung" habe er dem Altar den Rücken gekehrt und an der Lampe vor dem Allerheiligsten seine Cigarre angezündet. Um auf die Hinrichtung des florentiner Erzbischofs zurückzukommen: Es sind noch andere Leute der Meinung, daß wüthende Hunde, gleichviel wie, aus dem Wege zu räumen seien, ohne Rücksicht der Würden und des Tuches, womit sie verkleidet. — Giovanni Boccaccio weiß ein Geschichtchen von einem Reichen, der gar zu gerne einen Juden bekehrt hätte: Dieser ist bereit, will aber doch zuvor Avignon sehen. Der Reiche zweifelte am Gelingen, der Jude aber bekehrte sich; „denn", sagte er „da in diesem Schandpfuhl alle Laster herrschen und das Christenthum dennoch besteht, so muß es göttlich sein." Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen, selbst dann nicht, wenn die ganze Hierarchie zu Grunde geht. Der verehrteste Theologe der Niederlande, der „ekstatische Doktor", wie man ihn nannte, der Carthäuser=Prior Dionysius Ryckel berichtet, wie ihm in einer Vision, die er dann auch dem Papst selbst mittheilte, gezeigt worden sei: „Der ganze Chor der Seligen im Himmel habe Fürbitte eingelegt für die irdische, von den schwersten Strafgerichten bedrohte Kirche." Es sei ihnen aber erwiedert worden: „Selbst wenn der Papst, die Kardinäle und die Prälaten mit den Uebrigen im Namen Gottes schwören, sich bessern zu wollen, so würden sie falsch schwören; an der Kirche sei nun einmal vom Fuß bis zum Haupte nichts Gesundes mehr." Der Graf Joh. Franz Pico von Mirandola, der eine Schrift über das Unglück Italiens und dessen Ursachen an Leo X. richtete, erwähnt es als eines der Symptome der so hoch gestiegenen Entsittlichung und Gottlosigkeit der italienischen

niß entgegensetzen, nicht mit, gleich als wären sie nur äußerliche Zeichen der durch den Glauben empfangenen Gnade oder Gerechtigkeit und gewisse Merkmale des christ-

---

Nation, daß eine förmliche und öffentliche Versteigerung der kirchlichen und religiösen Dinge an die Meistbietenden stattfinde. Cornelius Musso, Bischof von Bitonte, redete in seiner Eröffnungsrede des Concils von Trient die Wälder und Haine um Trient an und forderte sie auf, alle Welt einzuladen, sich dem Concil zu unterwerfen. Geschehe dies nicht, so dürfe man mit Recht klagen: „das Licht des Papstes sei in die Welt gekommen; die Menschen aber hätten die Finsterniß mehr geliebt, als das Licht." Zu den Prälaten gewendet sprach er: „Die Thore des Concils und jene des Paradieses zu öffnen, sei einerlei; daraus ströme das lebendige Wasser hervor, um die Erde mit der Erkenntniß des Herrn zu tränken." Er ermahnte die Väter, „ihre Herzen zu öffnen und sich zu bessern; wollten sie dieses aber auch nicht thun, und blieben ihre Herzen auch lasterhaft, so würde doch der hl. Geist ihren Mund regieren, wie den Mund Kaiphas' und Bileams, damit, wenn das Concil auch irrte, die hl. Kirche doch nicht in Irrthum geriethe. Da das Concil nun beieinander sei, so sollten sich die Väter in demselben, wie im trojanischen Pferde, vereinigen." Diese hochtrabende Vergleichung fanden Einige albern und unfromm, sintemalen jener Gaul eine Maschine war, angefüllt mit Falschheit und Verräthersinn. Ein gewisser Erbermann aus Mainz, ein Vorfahr von Meidinger und Mitglied des Bettelordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, hat (Irenic. cathol. cap. VI.) daran erinnert, „ein recht unwissender Papst könne ganz gut unfehlbar sein, alldieweilen ja auch Gott ehedem die Menschen durch eine redende Eselin auf den rechten Weg gewiesen habe." Jenes Concil (Sess. XXII.) verordnete, „es sollen die Bischöfe Niemanden, der öffentlich und (sic) offenkundig lasterhaft ist, dem hl. Altare dienen lassen." Da ein Gesetz keine rückwirkende Kraft besitzt, so fiel der Kardinal Cäsar Borgia und sein sauberer Herr Papa, Alexander VI., borstigen Andenkens, nicht unter diese Kategorie. Im siebenten Kapitel des Fürstentraktats bezeichnet Niccolo Machiavelli den Cäsar Borgia als denjenigen Typus eines Fürsten, der alle Anforderungen in sich vereinige, um eine ausschließliche Höhe der Herrschaft zu behaupten. Der uneheliche Sohn Seiner Heiligkeit hatte trotz seines unauslöschlichen Charakters die Träber der Welt nicht verschmäht und sich mit einer unehelichen Tochter des Allerchristlichsten Königs von Frankreich verheirathet. Zimperliche Weltkinder verzeihen Alexandern seinen Umgang mit der schönen Giulia Farnese, deren Sohn nach angestammter Liebhaberei Paul III. wurde, da der Schwängerer ja auch Papst gewesen. Noch leichter verzeihlich ist es, wenn er die Beischläferin als Madonna malen ließ und sich als Hohenpriester zu ihren Füßen. Das Genießen einer geweihten Oblate hat mitunter erstaunliche Wirkungen: „Diejenigen," lehrt der von einem Papst heiliggesprochene Schriftsteller Thomas von Aquino, „Diejenigen, welchen es vergönnt ist, ihre Zähne in das Fleisch des Herrn zu heften, erheben sich von seiner Tafel gleich flammensprühenden Löwen, furchtbar für den Teufel." Der hl. (?) Herr Cyprian weiß eine Geschichte zu erzählen (De lapsis cap. 40.), wie Einigen, die aus Todesfurcht an einem Götzenmahle theilgenommen, als sie dann das gesegnete Brod nehmen wollten, Feuer entgegengespeit, oder das Brod in ihrer Hand zu Asche ward. „¡Ja", ruft Herr Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, „ja, die Teufel erschrecken vor dem großen Geheimnisse der Wandlung und fliehen davon, wie Christus der hl. (?) Brigitta selbst geoffenbaret hat, da Er sprach: Gleichwie wegen des einzigen Wortes, so ich sprach: Ich bins, meine Feinde leiblicher Weise zur Erde gefallen sind; ebenso, wenn das Wort gesprochen wird: Das ist mein Leib, fliehen die Teufel davon und lassen ab, die Seelen der Opfernden anzufechten." „Auch die Lust des Fleisches", lehrt der röm. Katechismus (De sacram. III, 40.) „auch die Lust des Fleisches zähmt und unterdrückt das Sakrament der Eucharistie; denn da es das Herz mit der Flamme der Liebe immer mehr entzündet, so muß jene Hitze der Begehrlichkeit nothwendig erlöschen." Herr Dr. Hermann Rolfus berichtet in seinem zum Gebrauche der Mitglieder der Erzbruderschaft des allerheiligsten Altarssakraments eingerichteten sakramentalischen Unterrichts- und Gebetbuch, Gregor, der Bruder des hl. (?) Basilius, Bischof von Nyssa, sage: „Wer das Fleisch Christi im Sakramente liebt, ist kein Freund seines eigenen Fleisches." Die Sprache hat kein Wort des Vorwurfs, die Seele keine Regung des Abscheus mehr, die nicht an der vielgestaltigen Lasterhaftigkeit Alexanders VI. schon

lichen Glaubensbekenntnisses, durch welche sich die Gläubigen von den Ungläubigen vor den Menschen unterscheiden: der sei verflucht. (Ibid. sess. VII. de sacram. cap. 6.)

---

mit Erfolg versucht und erschöpft worden wäre. Nachfolger Seiner Heiligkeit war Julius II., waghalsigen Andenkens, der als blutdürstiger Trunkenbold den Geist abgab; ein leuchtendes Symbol des Niedersteigens mittelalterlichen Zeitgeistes. Nach der Meinung des Paters Martin Cochem begeht der Mensch keine neue Todsünde, wenn er im Stande einer bewußten Todsünde Messe hört, sondern er macht sich durch das Messehören fähig, aus Barmherzigkeit zum Stande der Gnade zu kommen. Wenn der sog. hl. Stuhl erledigt ist, pflegen die Kardinäle gewisse Punkte zur Reform der päpstlichen Herrschaft festzusetzen, welche streng zu beobachten jeder Einzelne schwört, dafern die Wahl auf ihn fiele, „obschon", bemerkt Paul Sarpi, „obschon das Zeugniß aller Jahrhunderte beweist, daß noch Keiner seinen Eid gehalten hat, weil sie sogleich nach ihrer Wahl zum Papste behaupten, sie hätten vorher nicht können verbindlich gemacht werden, oder weil sie durch die Erhebung zum Pontifikate sich von ihrer beschworenen Verbindlichkeit befreit glauben." Während der Sedisvacanz ruft alle Morgen die Klingel die im Conclave eingefriedeten Kardinäle zur Kapelle. Sie empfangen das hl. Abendmahl und bereiten sich zur Stimmabgabe, nachdem Jeder geschworen hat, den Würdigsten zu wählen. „Die tägliche Erfahrung", heißt es in den geistlichen Uebungen des Junker Ignaz von Loyola, „die tägliche Erfahrung lehrt es augenscheinlich, daß Diejenigen auf dem Wege der Tugend leicht und munter vorwärts gehen, die ihre Seele oftmals mit der sakramentalen Speise andächtig nähren und stärken." Im Conclave von 1823 hatte der Kardinal Della Genga durchschlagenden Anspruch auf die Stimmen der älteren Kardinäle, da er nicht weniger als siebenzehnmal die letzte Wegzehrung empfangen hatte und jedes Jahr an einem lebensgefährlichen Blutflusse litt. Er nahm den Namen Leo XII. an, aus Dankbarkeit gegen Leo X., welcher der armen Familie Della Genga ein Lehen verliehen hatte. Man sagt ihm nach, er sei ein so leidenschaftlicher Jäger gewesen, daß er, gichtkrank, das Bett habe zum Fenster rücken lassen, um vorüberfliegende Schwalben zu schießen. Er schloß die Juden wieder ins Ghetto und führte im Gerichtsverfahren die lateinische Sprache statt der italienischen wieder ein. Sind die Dictate Gregors VII. richtig, so wird jeder canonisch gewählte Papst durch die Verdienste des hl. Petrus unzweifelhaft heilig. Gregor legte diese Heiligkeit aller Päpste, die er an sich selbst erprobt zu haben behauptete, seinem Anspruch auf Weltherrschaft zu Grunde. „Jeder König", sagte er, „jeder König und Fürst, wenn er auch vorher gut und demüthig war, wird sofort durch den Besitz der Gewalt schlecht. Jeder klerikale Teufelaustreiber ist höher und mächtiger, als jeder weltliche Monarch." Es wäre auch gar zu hart, wenn die Päpste nur während ihres vergänglichen Daseins den Titel der Heiligkeit führten. Felix Hemmerlin meint, der Positiv von sanctissimus und beatissimus sei schon mehr als zuviel für diese Herrn. Nach Angabe Paul Sarpi's geschah es bei Gelegenheit der zu Trient am 15. Januar 1547 abgehaltenen Congregation, daß Alle wie aus Einem Munde ihren Abscheu bezeugten gegen die Laster und Verirrungen der Prälaten und überhaupt des geistlichen Standes. Der röm. Katechismus (De sacram. III, 52.) lehrt, „die Eucharistie könne auch von lasterhaften Priestern geweiht und ausgespendet werden, wenn sie nur richtig beobachten, was zur Wesenheit derselben erfordert wird." Herr Thomas von Aquino (Summa P. III. Qu. 64. Art. 8.) lehrt, „wenn der Priester beabsichtige, ein Weib zu taufen, um es zu mißbrauchen, oder den Leib des Herrn zu spenden, um damit zu vergiften, so werde durch die Verkehrtheit dieser Absicht die Wahrheit des Sakraments nicht aufgehoben." Man erfährt bei dieser Gelegenheit, wessen man sich im Mittelalter versah. ¡Welche Glaubensfülle gehört dazu, zu glauben und sich bei dem Glauben zu beruhigen, daß Gott durch derartige, wenngleich geweihte Mittelspersonen, seine Gnaden und Sakramente ertheile! Immer ist mein Streben, zu zeigen, wie allgemeine Gedankenentwicklungen nur dann Leben gewinnen, wenn sie durch das Bild der Thatsachen eine feste, verkörperte Gestalt annehmen. Wer auch alle Freiheit für nichts weiter als Traum und Täuschung hält: nie wird doch selbst er seinen Geist dahin zu zwingen vermögen, den Menschen und sein Thun und Lassen wie die verantwortungslosen Erscheinungen von Instinktwesen zu betrachten.

Wenn Jemand sagt, durch diese Sakramente des Neuen Bundes werde die Gnade nicht kraft vollbrachten Werkes mitgetheilt, sondern der Glaube auf göttliche Verheißung allein reiche hin zur Erlangung der Gnade: der sei verflucht. (Ibid. can. 8.)

Es ist leicht, orthodox zu sein bei bloß stückweisem Denken, bei dem man jeden Augenblick einbiegen kann, sobald der Gedanke aus dem vorgezeichneten Geleise herauszuweichen droht; wer dagegen aus Einem Stücke denken will, muß stracks vor sich gehen mit seinen Folgerungen, wohin er gerathe. Wenn es genügt, sich auf die Unergründlichkeit der Mysterien zu berufen, um irgendwelche verpönte Meinung zu rechtfertigen, so mag man sich ebensogern das Mysterium einer Transsubstantiation von Weinstöcken, als dasjenige einer Transsubstantiation von Wein gefallen lassen. In Ermanglung von Brod und Wein könnte darum das Papalsystem einen Weinstock in sein Dogmenherbarium aufnehmen und bei Strafe ewiger Verdammniß vorschreiben, daß Jedermann an eine Transsubstantiation dieser Pflanze glaube; Christus (Joh. 15, 1.) sagt ja: „Ich bin der Weinstock" u. s. w. Dieses ist lächerlich, aber die Parallele stimmt genau. Falls die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) entschuldbar ist, sich bei Gelegenheit ihrer Meßtheorie in so erstaunliche Ungereimtheiten zu versteigen, so sind wir nicht weniger entschuldbar, Folgerungen aus den von ihr aufgestellten Grundsätzen zu ziehen. Angenommen also, eine Genossenschaft von Leuten, welche sich Christen nennen, hätte die fixe Idee, einen Weinstock an den Ort ihrer Zusammenkünfte zu pflanzen, diesen Weinstock Gott zu nennen und ihn mit dem Gott allein schuldigen Gottesdienst zu verehren, ¿würden da nicht die röm. Priester sich uns einmüthig anschließen, diese Handlung als Götzendienst zu verdammen? Und doch, ¿welchen Grund können sie zur Rechtfertigung ihrer Anbetung der Oblate vorbringen, den die Anbeter des Weinstocks nicht gleichfalls vorbringen dürften zur Vertheidigung ihres Götzendienstes? Wenn die Sachwalter der Religion der Päpste auf die Worte Christi: „Das ist mein Leib" hinweisen, so könnten die Anbeter des Weinstocks die Erklärung Christi bezüglich sich selbst vorbringen: „Ich bin der wahre Weinstock", und ihr aus dieser Stelle abgeleiteter Beweis möchte durch die besondere Beziehung auf das Wort „wahr" noch plausibler gemacht werden, als derjenige, womit jene den Oblatendienst vertheidigen. ¡Mögen sie uns nie vorwerfen, daß wir mit unserer Annahme der Vernunft Gewalt anthun! Wir folgen nur ihrem eigenen Beispiele und wir treten den Beweis dafür an, daß sie nicht vernunftwidriger ist, als die ihrige. Prüfen wir: Sie sagen, „Christus sei leibhaftig, mit Haut und Haaren, Nerven und Knochen gegenwärtig unter dem Anscheine von mit Wasser gemischtem Wein, oder eines aus Mehl und Wasser geformten Scheibchens." Wenn der Erlöser ihnen unter diesen Formen erscheinen kann, ¿warum sollte Er uns nicht unter der Form eines traubenreichen Weinstocks, einer hohen Pforte, eines schattigen Weges, oder eines niedlichen Lammes erscheinen? Man wird zugeben, daß wir wenigstens den Vortheil der äußeren Erscheinung vor ihnen voraushaben. Ueberdies findet sowohl die Schilderung, welche die hl. Schrift von einem Götzen liefert, als die von ihr an den Tag gelegte Verachtung des Götzendienstes ihre Anwendung auf den päpstlichen Nationalgott der Messe. Die hl. Schrift bleibt hiebei keineswegs stehen, sondern zieht jenen ins Lächerliche durch Anführung des manigfaltigen Ungemachs, welches ihn befallen mag. Dem Laban sind seine Götzen gestohlen worden (1. Mos. 30, 31.). Jesajas 2, 20. ist den Leuten die Anbetung dessen vorgehalten, was in die Löcher der Maulwürfe und Fledermäuse geworfen wird. Auch daran (Baruch 6, 71.) kann man merken, daß die Götzen nicht Götter sind; denn der Scharlach, den sie um haben, wird von den Motten zerfressen, und sie selbst endlich auch dazu, daß ihrer Jedermann spottet. Die Sachwalter der Religion der Päpste behaupten nun allerdings, „es sei ein etwaiger Götzendienst bei der Messe nicht Schuld des Volkes; die Leute meinen ja nicht, das anzubeten, was Sache ist, sondern Gott." Gerade so sprechen die Heiden: „Wir beten nur Gott an im Bilde." Hienach würde diese Weise zu argumentiren den Götzendienst im Allgemeinen rechtfertigen. Nicht der Bildhauer macht den Götzen, sondern der Götzendiener. „Man kann", schreibt G. E. Lessing, „man kann einem Nationalgott untreu werden; aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat." Jedermann wird gestehen, daß die Verehrung von Jerobeams goldenem Kalbe Götzendienst war. Laßt uns die ursprünglich gegen dieses Götzenbild gerichtete Sprache des Propheten Hosea auf die Oblate anwenden (Hos. 8, 6.): „Der Arbeiter macht es."

Wenn Jemand sagt, von den Verwaltern werde, wenn sie die Sakramente vollbringen und austheilen, nicht wenigstens die Absicht erfordert, zu thun, was die Kirche thut: der sei verflucht. (Ibid. can. 11.)

¿Ist dies weniger zutreffend von der anzubetenden Oblate, als vom Kalbe? Und die Folgerung: „Und kann ja nicht Gott sein.“ (Jesajas 44, 13—19.) gibt folgende Beschreibnng eines Götzen: „Der Zimmermann mißt das Holz mit der Schnur und zeichnet es mit Röthelstein und behaut es und zirkelt es ab und macht es wie ein Mannsbild, wie einen schönen Menschen, der im Hause wohne. Die Hälfte verbrennet er im Feuer, und über der andern Hälfte isset er Fleisch; er bratet einen Braten und sättigt sich, wärmet sich auch und spricht: Hoja, ich bin warm geworden, ich sehe meine Lust am Feuer. Aber das Uebrige macht er zum Gott, daß es sein Götze sei, davor er knieet und niederfällt und betet, und spricht: Errette mich; denn Du bist mein Gott. Sie wissen nichts und verstehen nichts; denn sie sind verblendet, daß ihre Augen nicht sehen und ihre Herzen nicht merken können, und gehen nicht in ihr Herz; keine Vernunft noch Witz ist da. Daß sie doch dächten: Ich habe die Hälfte mit Feuer verbrannt, und habe auf den Kohlen Brod gebacken und Fleisch gebraten und gegessen, ¿und sollte das Uebrige zum Gräuel machen und sollte knieen vor einem Klotz?“ Der Bauer säet Waizen; dieser wächst, wird reif und gemahlen. Mit einem Theil mästet er Geflügel und Vieh: Noch ist es kein Gott. Das Gebackene wird verkauft und auf den Altar gelegt: Noch ist es kein Gott. Der Priester nimmt das Gebackene in seine Hände und macht darauf das Zeichen des Kreuzes: Noch ist es kein Gott. Er murmelt einige lateinische Worte: ¡Alsbald sei es der leibhaftige Schöpfer Himmels und der Erde! Er hebt es empor vor der Menge und spricht, jene Worte (Joh. 2, 29.) Johannes des Täufers mißbrauchend: „¡Lamm Gottes, das Du die Sünden der Welt trägst!“ Er fällt auf die Kniee, betet es an und ruft: „¡Meine Schuld, meine Schuld, meine sehr große Schuld!“ „Und beten ihrer Hände Werk an, welches ihre Finger gemacht haben. Da bückt sich der Pöbel; da demüthigen sich die Junker“ (Jes. 2. 8—9.). ¡Wie überraschend ist die Parallele zwischen päpstlicher und heidnischer Abgötterei! „¡Und in der Welt ist nichts als Pöbel!“ ruft Machiavelli einige Jahre vor Beginn der Reformation und schürzt damit den Knoten aller Gewaltpolitik zu. Immer fürchtet die Partei der Pfaffen und Frömmler das Volk mehr, als den Absolutismus. Darum wirft sie sich, und wenn es Fußtritte von Oben regnet, immer von Neuem wieder an den Stufen des Thrones winselnd hin und erklärt, die Hoffnung nicht aufzugeben. Im Tagebuch des Herrn Varnhagen von Ense (1841) lesen wir: „In Goethe gelesen, in Tauler, in den Evangelien. ¡Wie mir die Welt vorkommt, die Menschen, die sogenannte hiesige Unsterblichkeit, — alles nicht einen Pfennig werth!“ Das Volk hat seine Höflinge, wie die Fürsten; und sie vergiften die Entschlüsse jenes, wie dieser. Wenn das Volk als Souverän in der Welt sich geltend machte, würden die Prinzipien den Reiz gewähren, den der Pöbel nur an der prinziplosen Handlung nimmt. Das Volk steht aber immer als das drohende Gewissen hinter dem Pöbel, und in den schönsten Momenten der Geschichte, in denen das Menschengeschlecht sich seines höheren Ursprungs erinnerte, hat das Volk immer den Pöbel durchbrochen. Und das ist derselbe Moment, wo auch das Prinzip in Handlung getreten ist. „Wir wissen gar nicht“, schreibt Goethe an Eckermann, „wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen Alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, und wir haben wieder den Muth, auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen.“ Millionen und aber Millionen zweibeiniger Säugethiere glauben noch an die Sonne, als an ihren Gott, und zwar mit der nämlichen Gewißheit, wie Andere an die Transsubstantiation und an die persönliche Gegenwart Gottes unter dem Anscheine der von einem Meßpriester emporgehaltenen Gegenstände; sie alle verwahren sich gegen den Vorwurf der Abgötterei. Wenn nur Der ein Götzendiener ist, welcher sich selbst als solchen eingesteht, dann hat es niemals Götzendiener gegeben.

Als Abgötterei ist zu betrachten jede Anbetung, die nicht dem wahren, unsichtbaren Gott, und jede, die ihm in selbsterwählten, nicht durch die hl. Schrift festgesetzten Symbolen gezollt wird. Sie entsteht durch das angeborne und von der Beobachtung der Gesetzmäßigkeit des Weltalls, so wie von der forthallenden Urtradition stets angeregte Suchen Gottes, das ohne die stetige göttliche Mittheilung (Offenbarung)

Wenn Jemand sagt, ein Ausspender, der sich in einer Todsünde befinde, falls er sonst alles Wesentliche beobachtet, was zur Vollbringung oder Mittheilung des Sakraments gehört, vollbringe oder mittheile das Sakrament nicht: der sei verflucht. (Ibid. can. 12.)

Bekennen wir nothwendig, daß kein anderes so heiliges und göttliches Werk von den Christgläubigen gethan werden könne, als eben dieses furchtbare Geheimniß, in welchem jenes lebendigmachende Opfer, durch das wir mit Gott dem Vater wieder

---

zu einem falschen Finden gelangt, so daß Sachen anstatt Gottes und als Gott ergriffen werden. Die Art dieser Ergreifung wird nach geographischen, geschichtlichen und Bildungszuständen verschieden sein und einen Fortgang bis zum Anbeten des Nichtigsten und Zufälligsten, das ein Priester oder Zauberer weihte, enthalten, z. B. der angezündeten Petroleumquellen in der Nähe des caspischen Meeres. „Anbete Du das Feuer hundert Jahr; dann fall' hinein; Dich frißts mit Haut und Haar." Die Nationen, welche heut zu Tage auf der tiefsten Stufe religiöser Erkenntniß stehen, haben auch naturwissenschaftlich die niedrigste Erkenntniß. Von der „alleinseligmachenden" Symbolik bis zum rohesten Götzendienst werden denn auch bald mehr, bald weniger Stufen durchlaufen. Es ist üblich bei Pfaffen und Frömmlern, viel von „modernem Heidenthum" zu reden, hiemit die Wissenschaft und Bildung der Neuzeit in engsten Zusammenhang zu bringen und bei dem Mob Abscheu dagegen zu erwecken. Wenn irgend von Heidenthum die Rede sein soll, so ist dies hier am mindesten berechtigt. Seine Eigenart besteht nicht darin, daß zu wenig, sondern darin, daß zu viel geglaubt wird; darin, daß rein natürliche und menschliche Dinge, Kräfte und Wirkungen als übernatürliche, zauberhafte oder unmittelbar göttliche ausgegeben werden. Wer nach einem solchen Heidenthum sich umsehen will, wird kaum vergebens suchen; aber bei Wissenschaft und Bildung wird er es nicht finden. Vielmehr liegt es in deren Wesen, das Heidenthum mehr und mehr zu beseitigen. So wenig man die alte Philosophie beschuldigen kann, daß sie das Heidenthum befördert habe, da vielmehr das Gegentheil der Fall war, und sie darum Verfolgung erdulden mußte, ebensowenig hat eine derartige Beschuldigung der neueren Wissenschaft eine Berechtigung. Gewiß hegen die Aufgeklärten unter den (ungetauften) Heiden das Bewußtsein, daß die Götterbilder nur Symbole, bald mehrerer Götter, bald eines Gottes seien. Der Troß nur steht dem Fetischdienste nahe, oder ist ihm verfallen. Geschichtliche Zeugnisse wider das Priesterthum lassen sich von den verschiedensten Völkern beibringen; stets zeigt sich bei geweckteren Geistern Abneigung gegen dasselbe und tritt in scharfen oder spottenden Worten an den Tag. ¿Was wollen röm. Priester einem Heiden entgegnen, der sie auf ihre Anklage des Götzendienstes hin mit folgender Rede regalirte?: „Ihr hänselt mich, daß ich einen Gott anbete, den ich mit eigenen Händen bildete; ?aber Ihr, habt Ihr den Eurigen nicht auch fabrizirt? Ihr zeiht den meinigen der Schwäche; ¿aber bemerke ich am Eurigen Stärke? Ihr spottet meines Gottes, weil es ihm nie gefällt, ein Zeichen seines Daseins von sich zu geben; ¿aber bleibt der Eurige nicht ebenfalls latent, gleich der in einem wägbaren Körper gebundenen Wärme? Ihr schüttelt den Kopf, wenn Euch wurmt, daß Rost und Grünspan meinen Popanz angefressen haben; ¿aber sagt mir: wie lange dauert der Eurige, ohne rissig oder wurmstichig zu werden, oder gar zu vergrauen oder zu verfaulen? Ihr guckt mir hämisch über die Achseln und denkt, daß die Diebe mein Theuerstes annexiren können; aber erinnert Euch gefälligst, daß sie das Eurige schon oft incamerirt haben. Verächtlich ruft Ihr mir zu: ¡Heiß Deine brüchigen Götterchen, die Du unter Schloß und Riegel hältst, aufstehen; lasse sie etwas Luft schöpfen; versuche es, Deinen schmächtigen Denkbildern Leben einzuhauchen! während mich etwelcher Frost überläuft, wenn ich höre, daß Ihr Eure Oblaten in einer Blechbüchse eingeschlossen habt, von wo Ihr zuweilen eine herausnehmt, um sie eine Promenade machen zu lassen." Einem solchen Gotte gegenüber erscheint der Versuch erklärlich, die ganze Welt ohne ihn zu construiren. Religiös gesinnte Heiden hegen offenbar größern Respekt gegen ihre Gottheiten, als die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) gegen die Hostie. Sie fabriziren dieselben zwar auch; aber sie behaupten nicht, daß die Materialien in Folge der Weihung in Gegenstände ihrer Anbetung umgewandelt werden. Sie verehren ein Götzenbild bloß als einen Stellvertreter der Gottheit, welche sie anbeten; und wirds ihnen gestohlen, so fällts ihnen nicht ein, zu behaupten, daß der Gegenstand ihrer Anbetung gestohlen sei. Der auf Geheiß des Concils von Trient herausgege-

versöhnt sind, auf dem Altare durch die Priester täglich geopfert wird, so erhellt auch zur Genüge, daß alle Mühe und Sorgfalt darauf verwendet werden müsse, damit es so viel möglich (?) mit der größten innern Reinheit und Reinigkeit des Herzens und äußerlichen Bezeigung der Andacht und Frömmigkeit verrichtet werde. (Ibid. sess. XXII.)

---

bene röm. Katechismus (De sacram. III. 27.) lehrt: „Es sei nicht nur der wahre Körper Christi und was immer zur Vollständigkeit eines Körpers gehört, wie Knochen und Nerven, sondern der ganze Christus im Sakramente des hl. Abendmahls enthalten." Diese Worte sind der vollendetste Ausdruck dogmatischen Unsinns. Würde ein Heide zur Zeit, als Viele noch mit Jupiter vorlieb nahmen, gesagt haben, „der ganze Jupiter sei in einer Statue enthalten", so hätte man ihn für einen Spötter verschrieen. Die Römer forderten von den unterworfenen Völkern nur, daß diese, soweit das Staatsrecht es für nöthig erklärte, bei Gelegenheit auch dem obersten Gotte Roms, dem capitolinischen Jupiter, äußere Ehrfurcht bezeigten; was dieselben von Jupiter halten mochten, war ihnen rechtlich gleichgültig. Im Weitern schreibt der röm. Katechismus (De sacram. III, 38. 40.): „Die Seelsorger sollen, nach Behandlung der Kraft und Natur aller Sakramente, die Eucharistie als die Quelle, und die Uebrigen nur als kleine Bächlein vorstellen; die Eucharistie sei das Ziel und Ende aller Sakramente und das Zeichen kirchlicher Einheit und Gemeinschaft." Die Kunst der Schlachtenlieferer sieht es vorzüglich auf Durchbrechung des Mitteltreffens ab. Der Heidelberger Katechismus (Fr. 80.) lehrt: „Die Messe sei im Grunde nichts anderes, als eine Verleugnung des einigen Opfers Christi und eine vermaledeite Abgötterei." Luther hat in seiner Schrift „von Winkelmesse und Pfaffenweyhe" in seiner dramatischen Weise erzählt, wie, da er einmal um Mitternacht erwachte, der Teufel mit ihm disputirend in seinem Herzen ihn in die Enge trieb, daß er fünfzehn Jahre lang Winkelmessen gehalten und also Götzendienst getrieben habe. Herr Robert Bellarmin (De euchar. V. 5.) nimmts als ein ernstes Geständniß, „daß sonach der Teufel sein Lehrer gewesen sei"; und Herr Joh. Perrone spricht sein einfältiges Entsetzen darüber aus, „daß die Ketzer sich hienach nicht schämen, sich in die Zucht des Teufels zu begeben." Zur Zeit von Ferdinand Cortez schufen die mexikanischen Priester Herrgöttlein aus Mehl und Honig und theilten sie zu gewissen Zeiten ans Volk aus. Auch sonst hatte der mexikanische Götzendienst merkwüedige Aehnlichkeit mit der Religion der Päpste, wie uns der spanische Bischof, Antonio de Solis berichtet. Die Priesterkaste verstand es überall, das Abhängigkeitsgefühl der Menschen von einer höheren Weltmacht dergestalt auszubeuten, wie es in einer gegebenen sozialpolitischen Gliederung den Sonderinteressen der auf die Theokratie gestützten Schichten entspricht. Bei den Azteken mochte der Vitzli-Putzli als Aequivalent des Hocus-Pocus gelten. Wer den röm. Hof und die Maximen des röm. Klerus näher kennt und mit den Forderungen Christi vergleicht, wird mit Ausnahme etwelchen mehr oder weniger unter den Scheffel gestellten Lichtes nichts finden, als ein übertünchtes Heidenthum. Vorliegende Schrift hat zum Theil den Zweck, die Richtigkeit dieser Behauptung schärfer herauszuheben, als bisher geschehen ist. Wer sodann die Ehrlichkeit besitzt, die Ergebnisse des röm. Religionssystems nicht in ihrem Verhältnisse zu einzelnen Stufen der Bildung, oder zu persönlichen Bedürfnissen, sondern in ihrer Beziehung auf die Menschheit abzuschätzen, der sieht alsbald ein, daß es seiner ausgesprochenen Aufgabe als Weltreligion unter keinen Umständen gewachsen sein kann. ¡Wohl ist die Religion mit der Grund, auf welchem der Bau der gesellschaftlichen Ordnung ruhen soll! ¿Aber welche Religion? ¿Ein Gemenge von Christenthum und Heidenthum, von Wahrheit und wissentlicher Lüge? ¿Diejenige, zu deren vitalster Eigenthümlichkeit die Lehre von der Messe gehört? ¡Nimmermehr! Einzig das ursprüngliche Christenthum, sofern es zu der ihm gebührenden Ehre gebracht wird. Die ethischen Elementarbegriffe sollen den Unterbau alles Staatslebens bilden, und jeder Staat hat die Aufgabe, die Obsorge über die gemeinsame Wohlfahrt nicht der Unvernunft anheimzugeben, sondern das herangereifte Bewußtsein der persönlichen Würde und Selbstständigkeit durch positiven Rechtsschutz gegen jede Verletzung zu schirmen. Ihm kömmt es vor Allem zu, die Bahnen zu ebnen, welche der Bürger zu durchlaufen hat, um sich dem Höhepunkte menschlicher Vollkommenheit zu nähern. In jeder wahrhaft sittlichen Idee liegt das Streben, sich auszubreiten und durchzudringen; und je höher man hier die Ansprüche spannt,

16. **Wann haben sich in der römischen Kirche die gröbsten Irrthümer und Mißbräuche beim hl. Abendmahl eingeschlichen?**

Obwohl Papst Gelasius I. die Kelchentziehung „einen Kirchenraub,

---

je weniger ihnen daher die Wirklichkeit entspricht, um so stärker wird der Reiz, Neues zu beginnen und Bestehendem das Urbild der unverlierbaren Rechte entgegenzusetzen. „Die göttlichen Wahrheiten", heißt es im Manifeste der sog. hl. Allianz vom 26. Sept. 1815, „die göttlichen Wahrheiten, welche die ewige Religion des Weltheilandes uns lehrt, sollen für die Großmächte als oberste Norm gelten: es sind die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Die Fürsten sollten sich unter einander als Brüder, als Väter ihrer Völker, als die Glieder der einen christlichen Familie betrachten, deren gemeinsamer Souverain Jesus Christus ist." Ein ohnmächtiges Aufflackern der Begeisterung. „Alexanders einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler", sagt Ludwig Börne. „Scheint es doch", schreibt der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, Thomas Jefferson, an den Präsidenten James Monroe, „scheint es doch, als wenn die europäischen Despoten mit berechnetem Vorbedachte darauf ausgingen, das Leben, das Eigenthum und die Arbeit ihrer Unterthanen zu vernichten. In höherem Grade in unseren Tagen. Die heilige oder die höllische Allianz tritt die Unabhängigkeit, die physischen und geistigen Kräfte der Völker in einer Weise zu Boden, wie kaum jemals vorher geschehen im Verlaufe der ganzen Weltgeschichte. Jeder ehrliche Mensch muß bei diesem ungeheuerlichen Getriebe von Abscheu ergriffen werden. Wir legen unsern Protest ein gegen die schamlose Zertretung aller menschlichen Rechte, aller volksthümlichen Freiheiten. Wir wollen keine Eroberungen machen. Wir erklären bloß, daß wir mit allen unsern Mitteln, mit aller uns zu Gebote stehenden Macht die Despoten verhindern werden, ihr System der Unterdrückung, sei es in dieser oder jener Form, als Gehilfe, als Söldlinge oder unter jedem andern Namen in irgend einem Theile Amerikas aufzurichten." Wir halten dafür, die Regierung der Vereinigten Staaten werde den europäischen Diplomaten und Kronjuristen bald genug begreiflich machen, daß die Theorie des europäischen Gleichgewichts zurückzutreten hat vor der Thatsache des Gleichgewichts zweier Welttheile. „Ich werde", sprach General Ulysses Grant bei Gelegenheit seines Amtsantritts als Präsident der Vereinigten Staaten, „ich werde in der auswärtigen Politik mit den Nationen so verkehren, wie das Gesetz verlangt, daß die Individuen mit einander verkehren sollen."

16. Der wahre Begriff des röm. Katholizismus kann nur auf dem historischen Wege gewonnen werden, als demjenigen, auf welchem er sich gebildet hat. Die Geschichte lehrt, was geschehen ist; ob mit rechtem Grund, lehrt uns die Vernunft. Um das nothwendig zu denkende als wahr zu wissen und zu glauben, hat der Denker nur sich selbst nöthig. Entfernte Geschichte kommt auf ihn nur dadurch, daß er zugibt, die Zuersterfahrenden, dann die Zeugen, endlich die Ueberlieferer und Ausleger haben insgesammt richtig gedacht. Kann dort Einer irren, so sind hier Hunderte in der Reihe, wovon Jedweder ebenso fehlen und irren kann. Durch die Kirchengeschichte lernen wir u. a., daß, je weiter sich ein confessionelles System vom Urchristenthum entfernte, dessen Träger desto mehr Mysterien (Geheimnisse der theologischen Kunst) wußten, die dort schon gewesen sein sollten. Ihre Bücher sind angefüllt mit der Erzählung vom steten Kampfe zwischen dem gesetzlichen Kirchenglauben und zwischen dem reinen Religionsglauben, welchen der vornehme und der gemeine Pöbel so gern dem ersteren unterordnet, oder durch denselben zu verdrängen sucht, wo er nicht gar, um Verbindlichkeiten von sich abzuwälzen, beide ungläubig verwirft. Allein der Religionsglaube sucht durch Vernunft, auf die er sich gründet, seinen Anspruch auf den obersten Rang gegen alle Angriffe des Aberglaubens und Unglaubens zu behaupten und muß endlich den Sieg davontragen. In den frühesten Zeiten fand über die Abendmahlslehre kein Streit statt. Wir wissen bloß, daß damals die Christen das hl. Abendmahl öfter genoßen, um sich im Glauben zu stärken und durch die Erinnerung an den Erlöser zu einem ächten Christussinne zu begeistern. Die Lehre vom hl. Abendmahl hat ihre weltschichtliche Bedeutung vorzüglich darin, daß über sie so unendlich viel gekämpft wurde, Millionen sie als das köstlichste Kleinod der Kirche betrachtet haben und noch betrachten. Davon, daß man sich bemüht, diejenigen Ge=

auf Aberglauben beruhend" genannt, obwohl Papst Leo der Große erklärt hatte, daß jeder Laie, der nicht am Kelch theilnehmen wolle, excommunicirt werden müsse, obwohl Urban II. und Pascal II. die Neue-

---

schichtsthatsachen, welche die Unterlage des christlichen Glaubens bilden, sich verständlicher zu machen, als sie früher waren, kann nie eine Erschütterung dieser Unterlage befürchtet werden. Wir finden in den ersten Jahrhunderten kein Dogma vom hl. Abendmahl; wir finden eine reine, aber unentwickelte Lehre. Die arglose Unbestimmtheit, womit sie ausgesprochen wurde, führte dann nach und nach Irrthümer herbei. Der scholastische Wahn bemächtigte sich ihr mit Vorliebe und brachte es bald zu der unerhörten Verkehrtheit, daß so alltägliche und selbstverständliche Vorgänge, wie Brodessen und Weintrinken, für schreckliche und unaussprechliche Geheimnisse galten. Im röm. Abendmahlsdogma laufen denn alle Fäden des mittelalterlichen Kirchenglaubens gleichsam zusammen. Das Vorhandensein des Glaubens an eine zauberhafte Brodverwandlung ist uns in seiner volksthümlichen Gestalt zuerst bezeugt durch Das, was von Gregor (mit dem Uebernamen der Große) erzählt wird: „Er reicht einer Frau das geheiligte Brod mit der feierlichen Spendeformel: ¡Der Leib unseres Herrn Jesu Christi bewahre Deine Seele! Da lacht sie. Er zieht die Hand sogleich zurück und fragt nach Vollendung der Messe, ¿warum sie gelacht habe? Auf ihre Antwort: sie müsse doch am besten wissen, daß dieses der Leib Unseres lieben Herrn nicht sei; denn sie selbst habe ja dieses Brod gebacken, legt er den ihr bestimmten Theil unter die Altardecke und ermahnt das Volk, Gott anzuflehen, um den Glauben des Weibes zu stärken, daß der Herr in sichtbarer Gestalt zeige, was sie mit den Augen des Geistes zu glauben vermöge. Er hebt die Decke auf, und statt des Brodes erscheint ein blutiger Finger. Er bedeckt ihn, betet, und als er abermals die Decke aufhebt, liegt das Brod wieder darunter." Da jedoch der große Gregor von solchem eigenen Erlebnisse schweigt, das so ganz in seinen Kram gepaßt hätte, und jene Erzählung sich erst in Biogräphien, mehr wie ein Jahrhundert nach seinem Ableben, findet, auch das lachende Weib inmitten einer ihr nothwendig bekannten hohen Feier nicht wahrscheinlich ist, so liegt hier wohl nur eine später entstandene Legende vor. Solche Legenden weisen darauf hin, daß die Idee einer Verwandlung, vorerst einmal in Bezug auf das Brod, frühe vorhanden gewesen und scheinen zu deren Verbreitung unter die Massen ersonnen. Als Herr Paschasius Radbertus die noch schwankenden Vorstellungen zu dem festen Gedanken zusammenpreßte: daß die Substanz des Brodes und Weines durch die allumfassende Schöpferkraft Gottes in den von der Jungfrau gebornen Leib verwandelt werde, und in besonderer Schrift (De corpore et sanguine Domini) darthat, da zeigt doch sein Zaudern und die literarische Gegnerschaft, die sich wider ihn erhob, daß dieser Glaubensartikel noch nicht Gemeingut der röm. Kirche war. Noch in der Weise Augustins schreibt er: „Wir haben zu bedenken, nicht wie viel mit den Zähnen, sondern wie viel mit dem Glauben und der Liebe gefaßt wird." Rabanus Maurus, Bischof von Mainz ums Jahr 847, erwähnt die Worte der Lehre des Paschasius auf folgende Weise: „Einige, welche keine richtige Meinung hegen, hinsichtlich des Sakramentes des Leibes und Blutes Unseres Herrn, haben gesagt, dies sei der Leib und das Blut Unseres Herrn, welches von der Jungfrau Maria geboren worden, und in welchem Unser Herr auf dem Kreuz gelitten hat und von den Todten auferstanden ist, welchem Irrthum wir Uns mit Unserer ganzen Macht widersetzt haben." Um dieselbe Zeit ließ Karl der Kahle durch den Gelehrten Bertram ein Buch gegen den Irrthum der Transsubstantiation schreiben; und weder Bertram, noch Rabanus Maurus sind damals einer Ketzerei bezüchtigt worden. Im elften Jahrhundert verfocht Berengar von Tours unter großem Anhang die evangelische Lehre vom hl. Abendmahl. „Brod und Wein", so drückte er sich wörtlich aus, „Brod und Wein erhalten durch die Weihung nur die Kraft und den Werth von einem Zeichen und einem Unterpfande des Leibes und Blutes des Heilandes." „Berengar wurde", lehrt der röm. Katechismus (De sacram. III, 24.) „Berengar wurde im Kirchenrathe zu Vercelli einhellig verdammt und verfluchte selbst seine Ketzerei." Er dachte wahrscheinlich: jusqu'au feu, exclusivement und hielt sich nicht für verpflichtet, vor einer unbefugten Autorität Blutzeuge zu werden. ¿Warum sollte man sich einer Katastrophe aussetzen gegenüber von Trotzköpfen, die doch nicht bekehrt sein

rung der Kelchentziehung bekämpft hatten, so wurde dennoch, und im Widerspruche mit den berühmtesten Kirchlehrern, die Entziehung des

---

wollen? Als er nachher wieder zum nämlichen „gottlosen Irrthum" zurückkehrte und die Kirche einen nicht apostolischen, sondern satanischen Sitz nannte, ward er noch in drei andern Concilien verdammt: in einem zu Tours und in zwei römischen, davon eines von Nikolas II., das andere von Gregor VII. waren zusammenberufen worden. Das zu Rom unter Nikolas II. (1058) abgehaltene Concil schrieb dem Berengar ein Abschwörungsformular vor. Die Worte sind: „er gelobe, sich an die Lehre des Papstes und der röm. Kirche zu halten, und zwar, daß das auf dem Altar befindliche Brod und der Wein nicht nur das Sakrament sei, sondern auch der wahre Körper und das Blut Christi." Die jetzige röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) glaubt nicht, daß das auf dem Altar befindliche Brod der wahre Körper, der Wein das wahre Blut Christi sei. Weiter ließ man ihn schwören: „der Körper Christi werde, sinnlich wahrnehmbar, von den Händen der Priester berührt und gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt." Entweder hatte das Concil nicht gehörig aufgepaßt und sich in seinen Ausdrücken gröblich versehen, oder Seine Heiligkeit theilte das Schicksal anderer Sterblicher, vergaß die angelernte Aufgabe und sagte unrichtig auf. Wenigstens bemerkt der Glossist zu diesem Canon: „Wenn Du diese Worte ungekünstelt verstehst, so verfällst Du in eine größere Ketzerei, als Berengar; denn wir brechen den Körper Christi nicht in einzelne Theile." Der Sinn der Glosse kann kein anderer sein, als daß der Leib Christi, obgleich er in Wahrheit gebrochen ist, nicht in einzelne Theile gebrochen wird, sondern in Ganze. Diese neumodische Brechmanier (nicht in Theile, sondern in Ganze) mögen Diejenigen begreifen, die an die Transsubstantiation glauben. Innocens III. (Myst. miss. lib IV. cap. 10.) theilt die Meinung des Glossisten. Eine ähnliche Ketzerei läßt sich der röm. Katechismus (De sacram. IV, 28,) zu Schulden kommen, indem er behauptet, „der Priester könne den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi verwandeln." Es ist der Lüge eigenthümlich, sich in Bildern zu verstricken und sich am Ende selbst nicht mehr zu verstehen. Gregor VII. stand vor seiner Erhebung auf den fürstbischöflichen Stuhl im Verdacht, sich zur Lehre Berengars hinzuneigen; wenigstens benahm er sich bei dem Gezänke anfänglich neutral. Er ließ, heißt es, Aussprüche der sog. Kirchenväter zusammenstellen und durch einen Einsiedler die Mutter Gottes befragen, die da erklärte: „es sei genug an dem, was in der hl. Schrift stehe, und dem widerspreche Berengar nicht." Kaum war aber Hildebrand Papst, so nahm er das Ding genauer, fühlend, wie wichtig es für die Pfaffheit sei, wenn das Volk blind glaubt, ein röm. Priester vermöge aus Brod und Wein Gott zu machen, so oft es ihm beliebt. Der Trieb, etwas Absonderliches zu sein und der Welt zu verkündigen, ist schon oft der Verführer ungewöhnlicher Talente gewesen. Als die kaiserliche Partei den hl. Vater selbst einen berengarischen Ketzer schalt und er keine Lust zeigte, seine beginnende Weltherrschaft durch die subtile Bestimmung eines Dogma's zu erschüttern, forderte er (1078) doch nur das Bekenntniß eines Ueberganges von Brod und Wein in Leib und Blut Christi; das Verhältniß dagegen zwischen dem irdischen Brod und dem göttlichen Leib ließ er unbestimmt. Ein gewisser Herr Lanfrank, Wortführer damals des siegreichen Glaubensartikels, lehrte, daß der wirkliche Körper Christi im Himmel von der Verwandlung unberührt bleibe. Die Ansicht des Lateranischen Concils (1215) anlangend, so verstand es sich am Rande, daß Innocens III. die Beschlüsse diktirte und es keine freien Meinungsäußerungen gab. Er eröffnete die Versammlung mit lästernder Allegorie: „Mich hat verlangt, das Osterlamm mit Euch zu essen, ehe denn ich scheide. Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn. Daher trinke ich gerne den Kelch des Leidens für die Erhaltung des Glaubens, der Kirchenfreiheit u. s. w." Anderswo (Sermo II. de consecrat. Pontif.) bekannte er, „daß er, sonst nur Gott verantwortlich, gegen den Glauben sündigen, also im schlimmsten Sinne irren könne und dann dem Gerichte der Kirche verfalle." Der berühmteste Nachfolger Berengar's war Petrus Waldus von Lyon. Von dessen Anhängern wurden auf Befehl Seiner Heiligkeit, Innocens' III., ein paar Hunderttausende hingeschlachtet. Bettelmönche und Inquisition gestalteten sich in der Hand dieses hl. Vaters zu Werkzeugen der Hölle. In Dante's Paradies (27, 22.) heißt es von ihm:

Kelchs im dreizehnten Jahrhundert gebräuchlich und auf dem Concil zu Konstanz (1415) zuerst gesetzlich bestimmt. Das Concil zu Basel (1433) ge-

„Hat meine Grabstätt zum Kloak gemacht von Blut und Stank, drob Der zu ewigen Qualen einst von hier oben fiel, dort unten lacht." Der scheußliche Narr scheint Humanität und Theologie nur als Turnirplätze seiner Einbildungskraft angesehen zu haben; er meinte: Gewalt müsse bis zur Vertilgung gehen, um ein ausreichendes Mittel zur Unterdrückung einer auf Ueberzeugung gegründeten Verbindung zu sein. Die Päpste ließen es ohne Widerspruch geschehen, daß die Inquisitoren die von ihnen geübte Kunst, ihre Opfer auf den Scheiterhaufen zu bringen, zu einem förmlichen System des Truges und der Ueberlistung ausbildeten, wie es in dem von der röm. Curie verbreiteten Werke des Dominikaners Nikolaus Eymerich vorliegt. Starre Folgerichtigkeit verdient nur Achtung im Bunde mit Gefühl für Recht und Wohl der Menschheit. Schmach und Verachtung falle auf eine sich für untrüglich ausgebende Autorität, welche die damalige Zeitrichtung benutzte, um Christ gegen Christ zu hetzen, welche im Namen des Allmächtigen verkündete, es sei verdienstlich, gegen Mitchristen, die vom röm. Dogma abgewichen, zu kämpfen und sie zu morden. Volle Verwünschung treffe Rom, daß es seine Abläße dafür spendete, seine Herolde und Treiber aussandte, um Kreuzzüge gegen Waldenser und Albigenser zu veranstalten. Dort hat es Szenen herbeigeführt, die an Gräßlichkeit kaum ihres Gleichen haben. „Treten einst", schreibt Ludwig Börne, „treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie freigesprochen, wenn ihnen ein Generalinquisitor nahe steht." Und um so eher, möchten wir hinzufügen, wenn die Obern dastehen, auf deren Geheiß hin jeder Generalinquisitor als gehorsamer Diener amtete. Umsonst gibt man sich von vielen Seiten Mühe, jene Massenausbrüche des Fanatismus, welche so innig in die Geschichte der Menschheit eingreifen, zur bloßen chronologischen Gedächtnißsache herabzuwürdigen, als ob im neunzehnten Jahrhundert die leitenden Grundsätze des Papstthums sich anders ausprägten, denn im dreizehnten, als ob jene Verfolgungsedikte schon überall zu gleichgültigen Phrasen herabgesunken wären. An und für sich harte Sätze erscheinen oft durch eine Reihe von vorbereitenden Wahrheiten sehr gemildert. Keine andere Maßregel der Restaurationszeit hat in Frankreich einen ähnlichen Abscheu erregt, wie das sog. Sacrilegiumsgesetz vom Jahre 1825. Die Entwendung der Kirchengefäße wurde mit lebenslänglicher Galeerenstrafe, die Entweihung der Hostie gar mit der Strafe des Vatermordes bedroht. Den Tempelschänder hinrichten, meinte man, sei nichts anderes, als ihn vor seinen natürlichen Richter schicken. Der Versuch, wenigstens die Todesstrafe aus dem Gesetze zu beseitigen, wurde durch die Stimmen der zehn geistlichen Mitglieder der Pairskammer vereitelt. Der Zusammenhang der Begebenheiten wird am sichersten von Demjenigen erkannt werden, der seinen Blick an philosophischer und theologischer Nothwendigkeit geübt hat; denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde. Jetzt geschehen solche Dinge nicht mehr. ¿Aber warum geschehen sie nicht mehr? ¿Etwa deswegen nicht, weil Rom und seine Helfer davon abgestanden sind? Noch unlängst (April 1862) hat der Erzbischof von Toulouse ein Jubelfest ausgeschrieben zum Andenken an das Vorspiel der pariser Bluthochzeit: die Ermordung von 4000 Hugenotten (16. Mai 1562) in Toulouse, welche gegen die Zusicherung freien Abzugs die Waffen niedergelegt hatten. Die kaiserliche Regierung hat kraft ihres Rechtes, Feierlichkeiten zu untersagen, die zu gegenseitiger Aufregung führen, solches Schandfest verboten. Man sieht: der Maulkorb der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ist Noth, nicht freier Wille; die Schlange beißt nicht, weil ihr Philosophie, Rechtswissenschaft, Protestantismus und Naturwissenschaft die Giftzähne ausgebrochen haben. Aber es ist gut, zeitweise im Spiegel der Geschichte das Portrait der alten Richtung wieder anzuschauen. Sie hat der Hintergedanken so viele verschuldet, daß es an Stoff zu Mißtrauen nie fehlt. Wer die Vergangenheit kennt, den wird die Neuzeit nicht leicht täuschen.

Der Brauch der Elevation (Emporhebung der Hostie und des Kelchs) war bei vielen kirchlichen Gemeinwesen schon im hohen Alterthum üblich; doch galt er da lediglich als symbolische Darstellung der Erhöhung Christi nach seinem Tode, mithin gewissermaßen als Gegenstück zum Brechen des Brodes. Im Jahre 1203 führte Kar-

stattete für Böhmen den Laien den Kelch, ebenso Paul III. und Pius IV. (1560); Pius V. aber nahm diese Verordnung seiner Vorgänger wieder

dinal Wido in Köln zuerst den Brauch des Niederknieens bei der Elevation ein, der sich um so schneller verbreitete, als ein französischer Dragoner, welcher vor einer vorübergetragenen Hostie vom Pferde sprang und sich in den Schmutz warf, mit dem Wunder belohnt ward, daß, nachdem er wieder aufgestanden, seine Uniform hübsch sauber geblieben war. Nach Angabe des Paters Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, berichtet ein gewisser Forneus, gewesener Weihbischof zu Bamberg, von Robert, König von Frankreich: „Als er die meuterische und feste Stadt Meldun belagerte, konnte er die hartbedrängten und hartnäckigen Bürger doch nicht zur Uebergabe bewegen. Als er nun eine hl. Messe gehört hatte und bei der Emporhebung der hl. Hostie, welche der Priester lang in der Höhe hielt, Christum eifrig um den Sieg bat, siehe, da fielen die Mauern der Stadt (gleichwie es einmal zu Jericho geschah), von sich selbst zusammen und machten so dem Könige einen freien Eingang in dieselbe. Er erkannte hieraus die große Würde der Emporhebung Christi in der hl. Messe und hielt sie hernach in noch weit größeren Ehren." — Die Einführung des Fronleichnamsfestes geschah in Folge des Berichts einer Nonne, Namens Eva, oder Juliana, welche geträumt hatte, sie sehe am Vollmonde eine Scharte. Von diesem Traume eingenommen, sagen einige Chronikenschreiber, bat sie Gott um Auslegung, und es wurde ihr geoffenbaret, daß dem Herrn Jesu Christo ein Fest mangle. Da nun nach der Entdeckung des Herrn Paschasius Gott, der Allgegenwärtige, auf das telegraphische Signal eines röm. Priesters zur Erde niedersteigen soll (als Gegenstück zur Himmelfahrt), so verordnete Papst Urban IV., welcher als Archidiacon die Nonne in Lüttich gekannt hatte, ein neues Fest. Wenn es wahr ist, daß die aus den Beweggründen eines Gesetzes hergenommenen Argumente erhebliches Ansehen genießen, so dürfte die gesetzliche Einführung dieses Festes schwer zu vertheidigen sein. Eigentlich gehörte es in die Charwoche. „Da aber", sagt man uns, „da aber in jener Woche die Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) zu sehr mit der Betrachtung des Leidens ihres göttlichen Stifters, mit der Aufnahme der Büßenden, mit der Weihung des Chrisma, mit der Fußwaschung u. s. w. beschäftigt ist, als daß sie sich ungestört der andächtigen Betrachtung des hochheiligen Sakramentes hingeben könnte, so verschob sie die Feier auf eine freudenreiche Zeit." Wir entgegnen hierauf: „Wer hat denn der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) geheißen, sich am Chardonnerstag so viel zu schaffen zu machen, daß sie nicht an die Einsetzung des hl. Abendmahls denken kann?" Herr Dr. Herman Rolfus belehrt uns, „der Priester genieße am Charfreitag eine am Chardonnerstag geweihte Hostie, ohne das hl. Blut, weil sich solches nicht aufheben läßt." Damit die Feier des Fronleichnamsfestes mit größerer Frömmigkeit stattfinde, haben die Päpste Urban IV., Clemens V., Martin V. und Clemens VI. Abläße bewilligt. Wer, nachdem er gebeichtet und das hl. Abendmahl genossen, am Fronleichnamstage der Frühmesse, dem Hochamte und der ersten und zweiten Vesper beiwohnt, gewinnt 100 Tage; wer der 1., 3., 6. und 9. canonischen Stunde beiwohnt, gewinnt 40 Jahre Ablaß für jede der genannten Stunden; und wer den Tag vorher fastet, gewinnt 100 Jahre. Ob diese Jahre platonische oder gregorianische sind, ist noch unentschieden; alles, was man ungefähr weiß, ist, daß 366 Fegfeuertage ein Fegfeuerschaltjahr ausmachen. Etwas genauer kennt man den Grund, weßwegen die Fronleichnamsprozession mit so verschwenderischem Pompe gefeiert wird: „Damit die Gegner der Wahrheit beim Anblicke so großen Glanzes und bei so großer Freude der gesammten Kirche muthlos und verzagt werden, oder von Scham ergriffen und außer Fassung gebracht, endlich Buße thun," meinte die Mehrheit auf dem allerheiligsten Oberkirchenrath zu Trient (Sess. XIII. cap. 5.). Alljährlich wird uns so der endliche Sieg der streitenden Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) aus allen Tonarten vorgetrillert. Es fehlt bei dem Schauspiele nichts, was die Sinne aufregen und ergötzen kann. In Spanien und seinen ehemaligen Kolonieen verherrlicht man den Tag durch Feuerwerk, Trinkgelage, Stiergefechte*) und Hahnenkämpfe, in

*) Die bei den spanischen Stiergefechten gerittenen Pferde sind alt, halb verhungert und haben die Augen verbunden. Bluttriefend von den in die Weichen gedrückten Sporen schreiten die edlen Thiere auf die Arena. Mögen sie hier, verwundet, ihre Eingeweide auf der Erde schleifen und mit den eigenen Füßen treten: die Reiter hören mit Galoppiren nicht auf, und das ritterliche Hundewesen klatscht Beifall.

zurück. Gelasius I. hatte eine der röm. Verwandlungstheorie ganz entgegengesetzte Lehre vorgetragen und sich auf dieselbe, als auf eine öffent-

---

Sizilien durch Maskaraden. Von Mersi (Augsb. Allg. Ztg. vom 28. Sept. 1866) schätzt den jährlichen Verlust Nordtyrols an Birken, welche zur bloßen Zierde am Fronleichnamsfest verwendet werden, auf mehr als 64,000 der besten jungen Stämme. Am zweiten Tage nach dem Einzuge des Marschalls Forey in die Hauptstadt Mexiko's fand dort eine Wiederholung des Fronleichnamsfestes statt. Die geistliche Ueberfütterung des Romanismus sprudelt in schnippischem, neckendem Muthwillen und bäumt sich zu blindenschleicherischer Protestation gegen die Hoheit der Vernunft. Der Zweck heiligt das Mittel. Wir gestehen aufrichtig Unsere Besorgniß, die hochheilige Synode werde sich mit ihrem Siegesjubel verrechnet haben: Spektakelsüchtige oder krankhaft empfindsame Naturen mag das Fest ansprechen; jeder nüchterne, in der hl. Schrift bewanderte Christ, sei er röm. Katholik oder Protestant, wird sich durch die Bescheerung eher angewidert fühlen; er muß von vornherein unangenehm berührt werden, daß man es herrlicher und strenger feiert, als den Charfreitag, den Todestag Christi. Dieser ist nicht einmal ein gebotener Feiertag. ¿Und wozu sollte er ein Feiertag der „Erinnerung" sein, wenn, nach der Versicherung der Verfasser des röm. Katechismus (De sacram. III, 60.), das Opfer, welches in der Messe begangen wird, und jenes, welches am Kreuze ist vollbracht worden, eines und das nämliche ist? Sehr viel Gebildete, welche in Folge geographischer Verhältnisse dem röm. Religionssystem beigezählt werden, beugen nicht mehr ihre Kniee vor dem „Hochwürdigsten", sondern ziehen sich zurück; sie wissen, daß ihre Anwesenheit sowohl, als ihre Abwesenheit auf die Menge mehr Eindruck macht, als alle priesterlichen Rednerkünste. Zu Capua ist unter Mitwirkung der niedern Geistlichkeit, und trotz erzbischöflichen Verbotes das Fronleichnamsfest des Jahres 1862 glänzender begangen worden, als jemals. Die hohen Kirchenlichter glänzten durch ihre Abwesenheit. Zu Verona wurde (1867) der Fronleichnams-Umzug vom Volke auseinander getrieben und der Träger des Sanctissimum, d. h. einer Oblate, niedergeworfen, weil der Klerus seine Theilnahme am Nationalfeste abgelehnt hatte. ¡Und wem war dort von 1815—1866 der Volksunterricht anvertraut gewesen! Der „Monde", ein ultramontanes Pariserblatt, klagt, daß in Italien die Scheu vor der Kirche (?) verschwinde. So sei in Florenz im königlichen Theater am Fronleichnamsfest (1868) eine „Revue von 1867 bis 1868" in drei Akten mit Tableaux aufgeführt worden, und sogleich das erste Tableau habe dargestellt: „Der letzte Papst im Grabe", wobei arge Dinge vorgekommen seien. Das zweite Tableau habe die Expedition nach Mexiko gezeigt, das dritte einen Zug französischer Priester, als riesige Raben dargestellt, wie sie durch Italien nach Rom ziehen, um den Peterspfennig abzuliefern. Hat man den Fronleichnamsumzug einmal mit all den Zuthaten seines gotteslästerlichen Unfugs gesehen, dann ist man von einem etwaigen Gelüsten darnach für immer geheilt.

Es bedarf geringen Nachdenkens, um die grobe Unwahrheit der juristischen Fiktion zu durchschauen, in welcher Staat und Kirche in vielen Ländern noch dahinleben, der Annahme nemlich: Jeder bekennt sich zu dem Glauben, in dem er geboren ist. Geheime Worterklärungen, Mentalreservationen aller Art zwingt man dem widerstrebenden Denken auf; damit gepanzert geht man hin, Theil zu nehmen an kirchlichen Gebräuchen, deren eigentlichen Sinn man verwirft. Einen der verletzendsten, durch das Fronleichnamsfest hervorgerufenen Mißstände bildet die Kniebeugungsfrage. Ein nur halbwegs über leidige Schein- und Streitfragen erhabener Souverain kann unmöglich die Voraussetzung behaupten, daß die Ausübung confessioneller Handlungen durch Soldaten zu den Erfordernissen der Kriegswissenschaft und der das Recht beschützenden Macht gehöre; bei unverschuldeter Kriegsnoth allein ist der blinde Gehorsam vorübergehend nothwendig. Die Gesellschaft hat keine unsittlichen Interessen. Ihr höchstes Interesse ist die Sittlichkeit, somit auch die Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben; wo diese negirt wird, wird immer das Gemeinwohl negirt. Auf sittlichem Gebiete ist nicht die Selbstsucht, sondern die Liebe die treibende Kraft: die Liebe, die eher den Nächsten mit eigener Gefahr und selbst mit Opfern vor Schaden und Unglück zu bewahren sucht, als daß sie auf Kosten seines Lebensglücks den eigenen Vortheil erstrebte. Ob ein Soldat die Kniestücke seiner Hosen beschmutzt, könnte uns

lich anerkannte, berufen. Die Einbildung von der körperlichen Gegenwart Christi im hl. Abendmahl kam auf bei Gelegenheit einer Balgerei über

einerlei sein, nicht aber, daß er schließlich von einem Befehlshaber abhängt, der ihn und uns kraft „blinden Gehorsams" auf die Schlachtbank zu liefern glaubt. Das Axiom pedantischer Schlachtenlieferer, daß der Soldat eine Maschine sei, die man beliebig in Bewegung setze, erweist sich schon der Verallgemeinerung der Präzisionswaffen gegenüber als unhaltbar. Leider besitzen nur sehr Wenige den Muth, im gegebenen Falle dem Urheber des Massenmordes gegenüber die äußerste Folgerung zu ziehen; in der Regel ists einzig die Farbe der Bekleidung, woran die ungeheure Mehrzahl ihren „Feind" zu erkennen vermag. Der Eid, welchen ein Volksheer zu leisten hat, ist stets nur ein stillschweigend bedingter. Der Christ soll in Sachen der Andacht als ein freimoralisches, nur seinem Gewissen unterworfenes Wesen geachtet und behandelt werden, und diese Achtung zu beschützen, das gebietet die Schuldigkeit des Befehlenden um so dringender da, wo Bewaffnete nicht als Söldlinge, sondern als Bürger zum Behufe der Landesvertheidigung unter die Fahne kommen, also allein für diesen bestimmten Zweck dienstpflichtig sind. Billigerweise darf man von Andern nur Dasjenige fordern, bei dessen Gewährung sie selbst ein gleichwesentliches Interesse haben. Gegen die versuchte Auslegung, daß das Kniebeugen vor der Monstranz bloß eine der röm. Kirche schuldige Ehrenbezeugung sei, spricht die augenfällige Sitte der Zeit. Kein vernünftiger Regent gibt mehr zu, daß man vor ihm kniee; das Knieen ist ein Zeichen der Andacht gegen etwas Göttliches. Diesen Sinn wird ein Commandowort nicht ändern, es müßten denn Kutten und Uniformen über einen Leist geschlagen gedacht werden. Dann könnte man aber mit gleichem Grunde den gedrillten Bürgern ihre ganze rechtliche Stellung absprechen. Jede Regierung hegt hoffentlich den Vorsatz, sogar den Schein zu meiden, als ob von ihr oder in ihrem Namen etwas befohlen werde, das mit Gewissenspflichten in Widerstreit käme. Das ist nicht Ehrfurcht vor Gott, wenn ein sog. Zeichen derselben dadurch vertheidigt und befohlen wird, daß man es in eine Parallele stellt mit gleichartigen militärischen Uebungen und Commando's. ¿Oder soll ebenderselbe Akt zweierlei Bedeutungen haben? ¿Soll der röm. Katholik, welcher vor einer aus Mehl oder Wasser geformten Materie, oder vor dem Inhalt eines Bechers, als vor Gott kniet, denken, das Knieen des protestantischen Nebenmannes sei eine nichtssagende Förmlichkeit? ¿Muß nicht in Jenem der Zweifel geweckt werden: ob denn er mit Recht mehr als eine bloße Ehrenbezeugung leiste? Erscheint Gott bei jener Emporhebung der Hostie, so wird von dem Protestanten zu wenig verlangt, wenn er nur zur Ehrerbietung commandirt wird; ist die Emporhebung nur ein kirchlicher Ritus, so wird von dem Protestanten und dem Katholiken zu viel gefordert. Man stößt auch hier auf eine Art von Verherrlichung des Tyrannengeistes in seinem innersten Charakter. Wir denken, aufgedrungene Ehrenbezeugungen kann keine Kirche lieben; und da das Heilighalten der Gewissenspflichten die sicherste Grundlage eines ordentlichen Staatsrechts bildet, da die Ehre und der Dienst des von uns erkannten Gottes der bestimmende Antrieb aller unserer ernsthaften Handlungen sein soll, so bleibt die Meinung unzulässig, daß man einem Vernunftwesen gebieten dürfe, absolutesten und hierarchischen Launen zu Liebe einer götzendienerischen Praktik zu huldigen. Alle Gesetzgebung soll von dem Grundsatz ausgehen, die Freiheit eines Jeden auf die Bedingungen einzuschränken, unter denen sie mit der Freiheit Aller nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann.

Die Religionsauffassung bildet keinen Bestandtheil des Staatskörpers. Wenn wir Jedem seine Religion lassen, so ist es nicht mehr als billig, daß uns Jeder auch unsere Religion lasse. Da wir unserer Religion halber gegen Niemanden Vorrechte beanspruchen, so darf auch Niemand seiner Religion halber Vorrechte gegen uns verlangen. Da wir auf Gleichheit und Recht für Alle bestehen, so fordern wir, daß auch unser Recht respektirt werde. Regierungen und Regierte sollen einzig und allein unter dem allgemeinen Pflichtenglauben stehen. ¿Wie könnten sonst die verschiedensten Kirchenparteien in Ruhe neben einander leben? „Jeder", sagt J. G. Forster, „Jeder glaube so wenig oder so viel, als er kann; Jeder sage frei und ohne Furcht, was er glaubt; Keiner erfreue sich blos der Duldung, sondern des anerkannten Rechts

den Bilderdienst. Ein Concil zu Constantinopel (750) führte als Grund gegen den Bilderdienst an: „Nachdem Christus uns kein anderes Bild

zu denken, wie und was sein ganzes Wesen mit sich bringt. Nur der sei ausgeschlossen aus unserm Bunde, der auf dem alleinseligmachenden Wege zu gehen und das Compelle intrare zu mißbrauchen untersteht; denn er ist der Feind Aller, und deßwegen sei Jedermanns Hand wider ihn." Das, worin Denkgeübte und Sachkundige übereinstimmen, ist das Subjektivwahre, welches von dem Oertlichen, Zeitweiligen geschieden und gereinigt werden soll. Ueberzeugungen sind nicht etwa wie ein Güterbesitz, der unter vorelterlichen Bedingungen auf die Nachkommen vererbt werden kann. Der Staat darf nicht dieses oder jenes Religionssystem zu dem *seinigen* machen; aber er muß die Religion, als solche, in seinem eigenen höchsten Interesse wollen und ihr Vorschub leisten, damit die *Religiosität* sich als eine Macht, aber nicht Magd des Staates gestalte. Jede Kirche besteht als eine zur Ausbildung und zur Ausübung von Religionsüberzeugungen *Lebender* zusammenwirkende Genossenschaft, die, sofern sie nichts Staatswidriges will, den Rechtsschutz der Staatsgemeinschaft anzusprechen hat, ohne daß diese ihr irgendwelche Glaubens- oder Zuchtartikel geradezu oder durch Umwege aufzunöthigen befugt ist. Die bei solcher Religionsfreiheit etwa vorkommenden Verirrungen, deren vorgebliche Verhütung bisher in Wahrheitsunterdrückung umgeschlagen hat, werden bei allseitiger Beleuchtung von selbst verschwinden. Eine Freiheit aber in einer so *unbeschränkten* Ausdehnung, wie sie vom Jesuitismus verlangt wird, in einer Ausdehnung, welche die sittliche Aufgabe des Staats bedroht, ist eine unvernünftige, mithin in sich nichtige Forderung. ¿Wie läßt sich überhaupt von einem Standpunkte, der Andern keine Gleichberechtigung einräumt, Gleichberechtigung beanspruchen? ¿Zeugt es nicht von einer Art Mangel an Zurechnungsfähigkeit, wenn, beim Fortbestande der Anmaßungen der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), die Herstellung eines dauernden confessionellen Friedens *gehofft* wird? ¿Oder soll man diejenigen Bürger gewähren lassen, welche sich *eidlich* zur Verfolgung und Bekämpfung von Mitbürgern verpflichten? Mit dem Sklaven ist keine Freundschaft; denn er gehört nicht sich selbst. Die Verkäuflichkeit abgerechnet, ¿wo ist der Unterschied zwischen einem Sklaven und einem Menschen, der die Freiheit, *sich zu knechten*, beansprucht? „Um die verabscheuungswürdige und gräuliche Pest des Indifferentismus immer mehr zu verbreiten und um Unsere hl. Religion zu stürzen, wird die Ausübung eines jeden Kultus gestattet", behauptet Pius IX. in der Allocution vom 15. Dez. 1856, jenem matten Echo der Expectoration seines Vorgängers vom 15. Aug. 1832: „Aus diesem schmutzigen Brunnen des Indifferentismus fließt jene Meinung, oder vielmehr der Wahnsinn, daß einem Jeden Gewissensfreiheit zu gewähren sei. Zu diesem verderblichen Irrwahne führt jene unnütze Freiheit der Meinungen, welche zum Verderben des Staats und der Kirche weit umher grassirt, indem Einige die Unverschämtheit haben, zu sagen, es komme daraus etwas Nützliches für die Religion. ¡Ist das nicht vielmehr der Tod der Seele, die Freiheit des Irrthums! Daher das Verderben der Seelen, die Verführung der Jünglinge, die Verachtung der Gesetze, wie es durch die Erfahrung aller Völker bekannt ist, daß die blühendsten Staaten durch dieses eine Uebel zu Grunde gegangen sind, durch die unmäßige Freiheit der Meinungen, durch die Frechheit der öffentlichen Reden, durch die Begierde nach Neuerungen. Hierher gehört auch die nie genug zu verwünschende Freiheit der Presse, welche Einige zu fordern wagen. Wir erschaudern, wenn Wir betrachten, von was für ungeheuerlichen Lehren Wir überfallen werden, welche durch die ungeheure Menge von Büchern ausgestreut werden und aus denen, wie wir beweisen müssen, der Fluch über das Angesicht der Erde ausgegangen ist." In demselben Aktenstück wird der Ausspruch Clemens' XIII. bestätigt: „Man müsse nach Kräften die todtbringende Verderbniß so vieler Bücher ausrotten; denn nie werde der Stoff des Irrthums beseitigt werden, wenn nicht die verruchten Elemente der Schlechtigkeit in den Flammen untergehen." ¿Bloß die Bücher, oder lieber gleich die Verfasser? In der Encyclica vom 9. Nov. 1846 behauptet Pius IX.: „Durch diesen Zusammenfluß der von allen Seiten herankriechenden Irrthümer und diese zügellose Denk-, Rede- und Schreibfreiheit (¡wohlverstanden, durch *sie selbst*, nicht etwa durch ihren **Mißbrauch**!) sind die Sitten tief gesunken, ist die hl. Religion Christi in Verachtung gerathen, wird die

seiner selbst hinterlassen hat, als das Sakrament, worin die Substanz des Brodes das Bild seines Leibes ist, so sollen wir kein anderes

Majestät des göttlichen Kultus geschmäht, die Gewalt des Apostolischen Stuhls angegriffen, die Autorität der Kirche bekämpft und in schmähliche Fesseln geschlagen, die Heiligkeit der Ehe verletzt, jegliche Regierungsgewalt erschüttert, die unbewachte Jugend in jämmerlicher Weise betrogen, verdorben und ihr Drachengalle im Kelche Babylons kredenzt u. s. w." In der Encyclica vom 9. Juni 1862 ist zu lesen: „Unter den verschiedenen Arten der Nachstellungen, mit welchen die ruchlosen Feinde der Kirche und der menschlichen Gesellschaft die Völker zu verführen streben, ist jene gewiß eine der vorzüglichsten, welche sich nach ihren frevlerischen Rathschlüssen schon lange in dem schlechten Gebrauche der neuen (sic) Buchdruckerkunst gefunden haben." Immanuel Kant spricht: „Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Oeffentlichkeit verträgt, sind unrecht." „¡Ja", schreibt Ludwig Börne, „ja, Luther hat es verstanden, als er dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Tinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn." Die beiden letzten im sog. Syllabus vom 8. Dez. 1864 verdammten Sätze lauten: „Es ist falsch, daß die bürgerliche Freiheit jedes Kultus und die volle Erlaubniß, die Allen zur freimüthigen (sic) Manifestirung ihrer Meinungen und Gedanken zugetheilt ist, zur Verderbniß der Sitten und Geister führe und zur Verbreitung der Pest des Indifferentismus beitrage. Der röm. Pontifex (Brückenbauer) kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation aussöhnen und vertragen." Die heute bestehenden Verfassungen sämmtlicher europäischen Staaten, mit Ausnahme Rußlands und des Kirchenstaats, sind nichts anderes, als das Produkt und der Ausdruck dieser modernen Civilisation. Noch deutlicher spricht sich Seine Heiligkeit in der Encyclica aus: „Gegen die Lehre der hl. Schrift, der Kirche und der Kirchenväter streitet der Satz, daß in einem guten gesellschaftlich geordneten Staate man Die, welche die katholische Kirche verletzen, nur da bestrafen dürfe, wo der öffentliche Friede es verlange. Von Unserm Vorgänger, Gregor XVI., ist daher schon als Wahnsinn bezeichnet worden der Satz, daß die Gewissens- und Religionsfreiheit ein dem Menschen innewohnendes, durch das Gesetz in jedem geordneten Staate zu achtendes Recht sei. Auf diese Weise proklamirt man die Freiheit, sich zu Grunde zu richten." Sie sehen jedesmal ihre „Freiheit" bedroht, wenn man nicht gestattet, die Freiheit Anderer zu beeinträchtigen. Alle Diejenigen, welche zur Volksaufklärung mithelfen, werden von den Römlingen grimmiger verfolgt, denn Verbrecher, weil erstere, nicht aber letztere, die Lebensbedingung des Papismus beeinträchtigen. „¿Sollte man", schreibt Goethe, „sollte man zu einer scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert: wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs. Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Wesen und Handeln gesteuert werden." Es entspricht die Duldsamkeit nur gegen Meinungen, nicht gegen Absichten, ihrem Zwecke. Wenn die Blutströme versiegten, in denen das Mittelalter watete, wenn die Scheiterhaufen erloschen, die zur größeren Ehre Gottes Jahrhunderte lang loderten, wenn das Todesröcheln der Tausende und abermals Tausende verstummte, die zur größeren Ehre Gottes geschlachtet wurden, so liegt das an den milderen Sitten und Gesetzen, die sich in der Menschheit überhaupt Bahn gebrochen haben, nicht aber an der Gesinnung der zu Rom herrschenden Partei. Die Macht ist gebrochen, nicht die Lust. Auf kein einziges jener Gesetze des sog. canonischen „Rechts", welches mit verschwenderischer Strenge barbarische Qualen auf nicht erwiesene Verbrechen häuft, ist von ihr verzichtet worden; der Urgrund bleibt immer der alte: die hergebrachte Anschauung von der Rechtslosigkeit und Ehrlosigkeit der Andersgläubigen. Friedensprediger sind da listige Einschläferer, und im besten Fall gutmüthige Schwärmer. Da ist zwar auch ein non possumus; aber eines, das man in Rom nur mit merklichem Widerwillen ausspricht, wenn man es über sich bringt, die Thatsache einzugestehen, daß es an der Macht fehlt. „Die Encyclica vom 8. Dez. 1864", sagen sie, „ist in erster Linie ein Jahresfest des neuen Glaubensartikels von der erbsündlosen Empfängniß der Madonna; sie, nämlich fragliche Encyclica, will nicht alles ändern; sie fordert nicht gewaltsame Umgestaltung, will nicht plötzlich ausgeführt sein;

Bild Unseres Herrn machen.“ Im Gegensatz hiezu erklärte das zweite Concil zu Nicäa (787), „daß das Sakrament nach der Weihung nicht

---

sondern sie zeigt den Christen nur das Urbild, nach dem sie streben müssen. Sie führt ihnen zu Gemüthe, daß sie nicht in normalem Zustand leben und nicht einer falschen Beruhigung sich hingeben dürfen, zufrieden mit den modernen Zuständen, sondern daß sie nach Aenderung zu streben haben und nach Verwirklichung des Urbildes, wie es im päpstlichen Erlaße gezeichnet ist. Die Römlinge werden also den Andersgläubigen zurufen: „¡Beunruhigt Euch nicht wegen des confessionellen Friedens; wir wollen Euch die Gleichberechtigung nicht sogleich nehmen, sondern erst, — wenn wir können. Stellt Euch nicht vor, als ob nun gleich Verfolgungen, Inquisitionsprozeduren, Einkerkerungen und Verbrennungen erfolgen. Nein, das ist Alles nur ein Ideal, dem wir allerdings nachstreben, von dem wir aber noch weit entfernt sind. Unser Schweigen und Geschehenlassen ist nur provisorisch und hat nur die Bedeutung, daß es als das geringere Uebel vorerst noch dem größeren eines aussichtslosen Kampfes vorzuziehen sei. Wo das Verfassungswesen die Unterdrückung Andersgläubiger nicht gestattet, da ist ein Nothstand, den wir als Entschuldigungsgrund anerkennen. Seht, so wenig verbindet uns die Verdammung der modernen Rechte und Freiheiten, sie ohne weiteres zu verabscheuen und zu vernichten, daß wir selber sogar ihnen keineswegs entsagen, vielmehr sie noch sehr benöthigen, da wo die Verhältnisse sich ungünstig anlassen, wie in England, theils um sie zu benutzen zu ihrer allmäligen Zerstörung und zur Durchführung vorbenannter Encyclica, wie in Belgien. Also wo und so lange uns diese verdammten Irrthümer nothwendig sind zum Bestehen, oder wo sie uns förderlich scheinen zur Erreichung unserer Zwecke, da wollen wir sie auf sich beruhen lassen, ja nehmen sie selbst, Irrthümer wie sie sind, für uns als Recht in Anspruch und suchen sie bestens auszunützen. Seid darum unbesorgt. Betrachtet z. B. die Preßfreiheit; sie ist in der Encyclica als Irrthum verdammt; aber wir sprechen sie doch für die Encyclica an, für deren Anpreisung und Vertheidigung. Und wir brauchen sie sogar noch ziemlich lange, für uns wenigstens, um das Volk vorgeschriebener Maßen zu bearbeiten, gegen uns verhaßte Staatseinrichtungen aufzuhetzen und es gegen die Errungenschaften der Neuzeit mit Vorurtheilen zu erfüllen. Macht Euch also keine Unruhe, als ob durch dieses, wir geben zu, etwas ungastliche Aktenstück plötzlich alles umgestürzt und geändert werden sollte.“ Das ist ungefähr der Sinn aller Beruhigungs- und Rechtfertigungsartikel, welche die ultramontane Zeitungsindustrie zum besten gibt, um das aufgeschreckte Fortschrittsphilisterium zu besänftigen: „Sei ruhig, bleib' ruhig, mein liebes Kind; in dürren Blättern säuselt der Wind.“ Da schläft es nun den Schlaf des Gerechten wieder fort auf dem Polster der Erungenschaften: jener Errungenschaften, die ehedem so viele Anstrengungen starker Geister, so grauenhafte Summen von Leiden gekostet haben, ehe sie erreicht wurden. Einige Regierungsparteien scheinen diese Sicherheit zu theilen. Vom römisch-kirchlichen Standpunkte aus kann es nicht als Milderung angesehen werden, wenn der Encyclica vom 8. Dez. 1864 bloß eine „theologische“ oder „dogmatische“ Bedeutung zugeschrieben wird; denn gerade in diesem Falle würde sie noch weit unbedingter und unvermeidlicher auf endliche Durchsetzung Anspruch erheben. Es ist ein gutes Zeichen für den Liberalismus, daß seine Gegner in den meisten Ländern nur noch unter seiner Fahne den Kampf fortsetzen können; dies beweist, daß man unter einer andern Fahne den Kampf kaum mehr zu führen vermag. Man sieht: der Friede zwischen den zu einer Art geschichtlicher Geltung gelangten Religionsgenossenschaften, die Einigkeit zwischen Kirche und Staat, kann nur dann gesichert werden, wenn der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) die Freiheit, nach allen ihren Gesetzen zu leben, nicht gestattet wird, weil sonst die Rechte und die Ruhe des Souverains, die Ehre und das Wohl der Bürger fort und fort bedroht, die Bedingungen einer beim jetzigen Zustande der Gesittung möglichen Freiheit verkannt werden. Die „Freiheit“, welche sie verlangen, ist ein Seitenstück zur Demokratie jener republikanischen Sklavenhalter, die in dem Satze gipfelte: „Jeder freie Mann muß die Freiheit haben, seinem Nigger das Fell zu gerben.“ „Wir leben“, meinte seine Heiligkeit in Dero Gratulations-Allocution am Weihnachtstage 1866, „Wir leben in einem Jahrhundert, wo die Politik auf Heuchelei und Lüge gebaut ist, wo Treue und Glauben von Grund

das Bild von Christi Leib und Blut sei, sondern wirklich sein Leib und Blut." Die den meisten sog. Kirchenvätern unbekannte Verwand-

---

aus unterwühlt sind. Wir aber gründen Unsere Sache auf die Wahrheit, auf die Gerechtigkeit, auf das Wort und die Hülfe Gottes, und mehr bedarf es zu Unserem Heile nicht." „Die belgischen Katholiken", heißts im Janus, „die belgischen Katholiken haben nie den Vorwurf zu entkräften vermocht, daß sie nothwendig Feinde einer Verfassung seien, die der Papst für verwerflich erklärt habe, daß alle ihre Versicherungen der Treue, der gewissenhaften Beobachtung des Grundgesetzes nur Heuchelei seien." Die bayerischen u. s. w. Katholiken, mit Einschluß Herrn Döllingers, sind im selben Spitale krank. Konkordate, welche die Grundlage des Verbandes zwischen politischen und kirchlichen Gemeinwesen feststellen wollen, sind bisher das Erzeugniß der Gewalt und der List gewesen und haben, da sie meistens nur von der dynastischen und klerikalen Ausbeutungspartei ausgiengen, auf die Draußenstehenden keine Rücksicht genommen. Sie werden denn auch durch dieselben Kräfte erhalten, durch die sie zu Stande gekommen sind. Wer sie ungestraft, oder mit Hoffnung auf Sieg, falls er zur Rechenschaft gezogen würde, verletzt, durchlöchert sie so lange, bis sie in Trümmer fallen. Unabänderlichkeit irgend eines Vertrages zwischen herrschenden Gewalten ist ein Verstoß gegen die unverlierbaren Menschenrechte. Alle naturgemäßen und darum einzig vernünftigen Sozialreformen stellen das Recht des Individuums über das künstliche Gleichgewicht irgendwelches Gefüges. Eine im bessern Sinne politische, d. h. eine civilisatorische Bedeutung kann die Gewalt nur in dem Maße gewinnen, indem sie aufhört, Zweck zu sein, um Mittel zu werden, indem sie nicht „Machtstellungen" zu erobern, sondern kulturgemäße Zustände zu fördern und zu wahren bestimmt ist. Nur die Politik, welche die Gewalt auf die Kundgebung der vernünftigen Collectivität, auf die Vertheidigung der allgemeinen Rechtsordnung beschränkt, hört auf, ein Werkzeug böser Gier zu sein, um dem Wahren und Guten zu dienen. —

Ich habe beim Erwähnen der Hussitenkriege mit wenigen Zügen auf die Wunden hingewiesen, welche der Christenheit durch die Kelchentziehung geschlagen wurden; jetzt sei es vergönnt, zu zeigen, welcher Vortheil der Christenheit durch eine Entziehung der Hostie erwachsen müßte. Die den Kranken in Voraussicht ihres baldigen Todes gereichte Hostie heißt viaticum, die Wegzehrung. Wir lesen im röm. Katechismus (De sacram. III, 5.): „Es werde nach dem Brauche der katholischen Kirche stets darauf gehalten, daß keiner der Gläubigen aus diesem Leben scheide, ohne dieses hl. Sakrament empfangen zu haben." Im weiteren werden wir belehrt (De sacram. III, 43.): „Eine nothwendige Vorbereitung zum Empfange des hl. Abendmahls sei, daß Jeder sich selbst frage, ob er Frieden habe mit Andern, ob er seine Nächsten wahrhaft und von Herzen liebe. Die hl. Synode zu Trient habe entschieden, es sei Niemand gestattet, mit dem Bewußtsein einer schweren Sünde, wenn er auch noch so reumüthig darüber wäre, das hl. Abendmahl zu empfangen, ohne sich zuvor durch die sakramentale Beichte gereinigt zu haben, wenn er einen Priester haben kann." Nach der Behauptung der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) bereitet die Verweigerung der sog. Sterbesakramente Denjenigen, welchen sie wiederfährt, eine Ewigkeit entsetzlicher Marter. Mit lobenswerther Deutlichkeit belehrt uns Bonifacius VIII.*) in der Bulle Unam sanctam: „Daß in der Kirche zwei Schwerter, nämlich ein geistliches und ein weltliches sind, lehren uns die Aussprüche des Evangeliums.

---

*) Bonifacius, störrischen Andenkens, wurde auf Befehl Philipps des Schönen, des allerchristlichsten Königs der Franzosen, in schmähliche Gefangenschaft gebracht. Und doch blieben, trotz dieser canonischen Majestätsbeleidigung, alle Zeichen und Wunder aus: Die Erde spaltete sich nicht, der Himmel schoß keine Flammen herab; nicht einmal die Sonne verfinsterte sich, wie ein sathrischer Zeitgenosse sich ausdrückt. Noch fühle das Städtchen Anagni die Folgen jener Mißhandlung; Korn, Wein und Oel gedeihen seitdem, meinen sie, weniger auf dem vom sog. Statthalter Christi verfluchten Boden. Dante setzt Bonifacius VIII. zwischen Niklaus III. und Clemens VI. in die Hölle. So fremd war noch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Unfehlbarkeit des Papstes dem Volksglauben geblieben, daß unter den Anklageartikeln, durch welche Bonifacius von Philipp vor den französischen Reichsständen sittlich vernichtet wurde, auch dieser stand: „Der Papst müsse einen Hausteufel haben, weil er sich Untrüglichkeit anmaße, was nicht ohne Zauberkünste möglich sei." Die Bullen, welche Benifaz VIII. gegen Frankreich und dessen König gerichtet hatte, wurden auf Befehl Clemens' V. vertilgt. „Tollimus, cassamus, irritamus et annullamus" heißt es im Küchenlatein der Vertilgungsbulle.

lungstheorie wurde (831) von Paschasius Radbertus, einem Mönche des Klosters Corvey, in der abendländischen Kirche zuerst bestimmt

---

Denn als die Apostel (Luk. 22, 38.) sagten: ¡Siehe, hier sind zwei Schwerter! antwortete der Herr nicht: es sei zu viel, sondern: Es ist genug. Gewiß, wer leugnet, daß das weltliche Schwert in den Händen des hl. Petrus sei, der beherzigt nicht, was diesem der Herr befahl. ¡Stecke Dein Schwert in seine Scheide! rief er ihm zu. Beide Schwerter, das geistliche und das weltliche, gehören demnach der Kirche. Aber jenes soll durch, dieses für die Kirche gebraucht werden; jenes von dem Priester, dieses durch Könige und Soldaten, wie es der Priester befiehlt und erlaubt. Eines dieser Schwerter aber muß unter dem andern sein; die weltliche Macht muß der geistlichen nachstehen. Denn da der Apostel (Röm. 13, 1.) sagt: Alle Obrigkeit ist von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet, — so wäre es nicht der Ordnung gemäß, würde das niedrige Schwert nicht unter dem höhern ruhen, und würde es nicht durch dieses erst gleichsam emporgeführt. In jeder Hinsicht muß die geistliche Gewalt der weltlichen vorangehen und wenn die letztere nicht ist, wie sie sein soll, dieselbe belehren und richten, damit erfüllt werde, was Jeremias (Jer. 1, 10.) geweissagt hat: Heute hab ich Dich über Völker und Königreiche gesetzt. Fehlt also die weltliche Macht, so muß die geistliche ihr Richter sein, wie es der höhern über die niedere gebührt. Die geistliche aber, als die höchste selbst, kann nur von Gott gerichtet werden; denn der geistliche Mensch richtet Alles, wird aber von Niemanden gerichtet, hat der Apostel gesagt. Wenn nun diese Macht zwar einem Menschen ertheilt und durch einen Menschen ausgeübt wird, so ist sie darum doch keine menschliche, sondern eine göttliche Gewalt, die Petrus und jeder seiner Nachfolger (Was du auf Erden binden wirst u. s. w.) empfing. Wer sich demnach dieser Gewalt widersetzt, der lehnt sich gegen die Ordnung Gottes auf. ¿Oder sollen Wir etwa, wie Manichäus, auf ketzerische Art zwei Grundwesen annehmen, während doch Moses nur von einem spricht? Im Anfange, sagt er, keineswegs in den Anfängen, schuf Gott Himmel und Erde. Endlich erklären, verkündigen und entscheiden Wir hiemit, daß jede menschliche Kreatur dem Papste unterworfen ist, und daß Keiner, ohne dieses zu glauben, selig werden kann." Es gehört mit zum Unglück des Kirchenstaates, daß in der Regel abgelebte Männer das Ruder ergriffen, welche Ruhe und Sorge für ihre Gesundheit allen Geschäften vorziehen sollten. Das Papstthum hat so gut, wie jeder andere Staat, den politischen Nothwendigkeiten Rechnung getragen, wenn es nicht anders gieng, es hat Provinzen durch das Schwert erobert und eingebüßt, durch Verträge erschachert und verschachert; und wenn etwas in diesen Wechselfällen stetig an ihm war, so war es immer in ruhigeren Augenblicken das Talent, das, was ihm Vortheil brachte, zur Unumstößlichkeit eines Glaubensartikels zu erheben und das, was diesen Vortheil benachtheiligen konnte, als das Werk der Ketzer zu verdammen.

Ohne jetzt die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der alleinseligmachenden Politik weltbürgerlicher Abrundung und Nivellirung zu prüfen, ohne jetzt untersuchen zu wollen, welches die Rechte und Pflichten des vorgeblichen Stellvertreters Gottes, d. h. des absolut sittlichen Grundprinzips sind, versteht es sich von selbst, daß Jedermann seine Handlungsweise nach Recht und Pflicht bestimmen muß. Ich hege die Ueberzeugung, daß aus den erwähnten dogmatischen Voraussetzungen ein unermeßlicher Gewinn abgeleitet werden darf: Ausrottung der Sklaverei in Westindien und Südamerika.

Bekanntlich ist die Abschaffung der Negersklaverei von England ausgegangen und war ursprünglich die Maßregel vom reinsten Edelmuthe eingegeben. Seit Jahren scheint indeß die britische Regierung den leitenden Beweggrund zu verkennen, die nach Hunderten von Millionen Franken und nach Tausenden von Menschenleben sich beziffernden Opfer scheinen vergessen, und es werden die zur Unterdrückung des Sklavenhandels aufgestellten Kreuzer mehr aus gouvernementalem Schlendrian und zum Frommen einiger westindischer Krautjunker beibehalten. Gegen die in englischen Häfen vorgenommene Ausrüstung von Kaperschiffen und Blokadebrechern hatte die Regierung nie zweckentsprechende Maßregeln zu nehmen gewußt, so lange die Unterjo-

ausgesprochen, jedoch in förmlichem Kirchengesetze nicht verkündet. Ein gewisser Hildebert von Tours hat den Ausdruck Transsubstantia,

---

chung der Sklavenzüchter-Staaten noch zweifelhaft scheinen konnte. Ja, sie weigerte sich, die Neutralitätsgesetze im Interesse der Vereinigten Staaten so zu verschärfen, wie diese es wiederholt unaufgefordert im Interesse der besitzenden Klassen Englands gethan. Es entspricht dies dem dreimaligen Jubelruf, womit im britischen Parlament einst das Entwischen der *Alabama* begrüßt wurde. Und als in der Mitte des Jahres 1864 einer der dünn gesäeten Vertheidiger der Union im Unterhause seinen unerschütterlichen Glauben an den endlichen Sieg der Freiheit und der gerechten Sache bekannte, antwortete ihm die Majorität mit schallendem Hohngelächter. In den sog. bessern Ständen wurde der Haß, der hämische, insolente Groll gegen den Freistaat nach allen Richtungen genährt und großgezogen. Mit Ausnahme einer beinahe verschwindenden Minderheit waren beide Häuser *für* die Sklavenbarone; mit Ausnahme zweier, waren die Londoner Tagesblätter *für* den Süden und *gegen* den Norden. Keine Verschweigung, keine Entstellung der Wahrheit, keine Verstümmelung telegraphischer Nachrichten war ihnen zu plump oder zu schnöde, um den unvermeidlichen Sieg des Südens zu begutachten. Allwärts liegt der Krämerpolitik eine unglaubliche Heuchelei von Freisinn und die schamloseste Härte des Herzens zu Grunde. Auf Cuba und Portorico ward bis vor Kurzem die Einfuhr von Negern so schwunghaft als je betrieben; daneben haben sich die Leiden und die Sterblichkeit der transportirten Neger auf eine furchtbare Weise vermehrt*). Die Cortesredner aller Schattirungen, von deren Triumphen die Zeitungskorrespondenten so häufig zu berichten wissen, würden ihre Popularität einbüßen, wenn sie energisch einstünden für die Befreiung *Aller*. Vom Mutterlande aus ist also da wenig zu erwarten, und nichts von den für die Freiheit, die *sie* meinen, kämpfenden Creolen. Ueberhaupt muß bekennt werden, daß das bisher befolgte System materieller und moralischer Hebel die Verwilderung der Sklaveneigenthümer nimmer zu besiegen vermag. Es bedarf hiezu einer mächtigen Beihülfe: der *Religion*, oder richtiger, des *confessionellen Vorurtheils*. Es ist nöthig, daß der Papst, in seiner Eigenschaft als Stellvertreter Christi auf Erden, das Gewicht seines geistlichen Schwerts in die Waagschale werfe.

Ich kenne *einen einzigen* Zeitpunkt im Leben, wo alle Rücksichten der Selbstsucht und der gesellschaftlichen Vorurtheile unbedingt zurücktreten vor den Geboten der „Kirche", und dieser Zeitpunkt ist in den erwähnten Sklavenländern fast immer in der Hand der röm. Priester: *Es ist die Stunde des Todes*. Noch gilt der Papst bei den Völkern spanischer und portugiesischer Zunge mehr, als er wohl selbst sich schmeichelt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er seinen Willen durchsetzen wird, wenn er mit klaren Worten die Unverträglichkeit der Sklaverei mit dem Geiste des Christenthums ausspricht, die einem Sklaveneigenthümer ertheilte Absolution für ungültig erklärt, und verbietet, ihm das Viaticum zu reichen, es wäre denn nach vorausgegangener förmlicher Freigebung seiner Sklaven, *beides bei Strafe des großen Kirchenbannes ipso facto, für den Spender sowohl, als für den Empfänger des Sakraments*.

Viele werden die Achsel zucken, wenn sie diese Gedanken lesen; allein in der Studierstube ist derselbe nicht ausgeklügelt. Ich habe eine Art von Menschenkenntniß erworben, welche der Verkehr des gewöhnlichen Lebens nicht zu geben im Stande ist. Als Arzt habe ich am Sterbebette so mancher Sklavenbesitzer gestanden und glaube darum deren Denk- und Handlungsweise zu kennen. Man traut seinen Augen kaum, wie schnell sich da der frühere Unglaube, der bramarbasirende Hochmuth, in Zaghaftig-

---

*) Man liest in der Augsb. Allg. Zeitg. vom 16. Sept. 1858: „Die Einbringung eines Sklavenschiffes durch den amerikanischen Kriegsdampfer *Delphin* bestätigt sich. Das Schiff hatte an der afrikanischen Küste 470 Schwarze an Bord genommen, von denen jedoch während einer bloß vierzigtägigen Fahrt 143 gestorben waren. Der Schmutz und Gestank auf diesem Fahrzeuge sollen aber auch unbegreiflich eckelhaft gewesen sein." Dergleichen Dinge liest man dutzendweise; aber selten hört man in der Christenheit darüber einen Schrei des Schmerzes und der Entrüstung, während ganze Bücher mit romantischen Winseleien über die Hinrichtung der Mörderin und Ehebrecherin Maria Stuart und Ludwigs XVI. vollgepfropft sind. Es spreche Einer im neunzehnten Jahrhundert von Heilighaltung derjenigen Verträge, welche die Achtung vor den unveräußerlichen Menschenrechten zum Gegenstande haben, und es wird ihm schwer werden, sich verständlich zu machen.

tion erfunden und an Statt der göttlichen Schöpfungskraft das Machtwort des weihenden Priesters betont. In diesem hierarchischen

---

keit und Unterthänigkeit gegen confessionelle Praktiken umwandelt, und man entsetzt sich ob der Gewalt, mit der die schlummernden Grundzüge des Romanismus auf einmal wieder in den Gemüthern erwachen und in jener entscheidenden Stunde zur Herrschaft gelangen. Man erstaunt über die Macht des anwesenden Seelsorgers und über die Gewandtheit, mit der er seine Stellung zur Erfassung der Stärken und Schwächen zu benutzen versteht. ¡Da werden Tausende von Messen gestiftet, Kirchen und Klöster aufs reichlichste bedacht; da gilt wenig Respect für die Eigenthumsverhältnisse der Erben: alles zum größern Ruhme Gottes und zur Erlangung der sog. Sterbesakramente! Ein anderer Umstand, welcher die psychologische Richtigkeit meiner Argumentation noch erhöht, ist folgender: Eine der wenig beachteten Folgen der Sklaverei ist Lockerung der Familienbande, nachdem es in den Sklavenstaaten Sitte ist, daß wohlhabende Eltern die Obsorge über die ersten Lebensjahre ihrer Kinder fast ausschließlich Sklaven anvertrauen. Gleichgültigkeit zwischen Kindern und Eltern ist so ein hervorstechender Zug der herrschenden Volksklassen geworden; und gerade dieser Gleichgültigkeit wegen darf man um so sicherer annehmen: weitaus in den meisten Fällen wird auf das Sklaveneigenthum verzichtet werden, sobald der Priester die Verzichtleistung im Namen der Religion und unter Androhung der Verdammniß fordert. Sehr Viele der um ihre Sklaven geschmälerten Erben würden darauf angewiesen bleiben, ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu verdienen. An demselben Orte aber, wo die Arbeit eine Unehre ist, kann sie nicht zugleich eine Ehre sein. Schon um ihre Ehre zu retten, würden Solche sämmtlich in das Lager der überall vorhandenen Freistaatenpartei übergehen und es würde keine dreißig Jahre anstehen, bis diese stark genug wäre, die Abschaffung der Sklaverei gesetzlich zu erzwingen. Die Produkte der Plantagenarbeit würden in Folge dieser allmäligen Freilassung der Sklaven kaum vermindert, höchstens für einige Jahre etwas vertheuert, Grund genug, um die lohnende Arbeit in Afrika selbst zu ermuthigen. Mittlerweile müßten Klugheit oder Furcht, ganz abgesehen von der Abschaffung der Sklaverei in Nordamerika und dem von dorther drohenden Recht des Stärkern, den meisten Sklavenbesitzern eine milde Pflege ihres Menschenviehs aufnöthigen.

Wohl bleibt mir nicht verborgen, daß mich hier der Vorwurf treffen mag, als huldige ich der Maxime: „der Zweck heiligt das Mittel." Man denke indessen: Tugenden und Laster kommen oft durch dieselbe Triebfeder in Bewegung. Der aufgeklärte Mann soll diese Triebfeder entdecken; der Gesetzgeber soll sie nützen. Man muß suchen, das Fehlerhafte zum Besten des Ganzen anzuwenden, die Menschen durch ihre Leidenschaften zu führen und selbst ihrer Vorurtheile sich zu bedienen, um sie zum Guten zu bringen. Auch das Feuer wird zum Heilmittel, und das Vorgeschlagene ist bei Zuständen, wie sie einmal sind, dem Wesen des Uebels entsprechend. Wer je einen Blick in das Leben von Sklavenhaltern geworfen, um den Einfluß zu beurtheilen, welchen die Sklaverei auf deren sittlichen Werth ausübt, dem wird es schlecht anstehen, wenn er den Standpunkt des moralischen Absolutismus wählt, um mein Mittel zur Vernichtung mohammedanischer Sittenlosigkeit zu bekritteln. Das Aufgehen des weißen Bevölkerungtheiles in den Farbigen und die so verallgemeinerte Mulatisirung entziehen Brasilien immer mehr die Kraft, die Sklaven in ihrer Stellung zurückzuhalten, selbst wenn deren Befreiung nicht schon viel früher durch die stets ungestümer herannahenden Erfordernisse der Volkswirthschaft bedingt würde. „Fiat justitia, pereat mundus" theoretisiren gegen mich stumpfsinnige Splitterrichter; und doch werden sich die Sklaven kaum den Kopf darüber zerbrechen, ob sie in Folge einer jesuitischen, oder einer christlichen Moraltheorie nicht mehr gepeitscht und zu Tode gearbeitet werden, je nachdem der durch Ausnutzung zu erzielende Kapitalwerth das Anlagekapital, sammt einem aus mäßiger Arbeit vorauszusehenden Nutzen übersteigt. Aber nach röm. Grundsätzen stellt sich die Sache anders. Nach diesen heißt es im vorliegenden Falle: der gute Zweck heiligt die erlaubten Mittel; die oben erwähnten röm. Kirchenlehren berechtigen zu der Gattung von menschenfreundlichem Vernunftschluß. Noch ist die Zeit nicht ferne, in welcher eine Priesterschaft ihre Bindegewalt in auffallendster Weise ausübte: Dem Grafen von Santa

Sinne hat Innocens III. (1215) bei Gelegenheit des Concils vom Lateran Radberts Idee zu einem Glaubensartikel erhoben und verord-

---

Rosa in Turin sind die sog. Sterbesakramente aus keinem andern Grunde vorenthalten worden, als weil er sich weigerte, seine Reue über den Antheil auszusprechen, den er an einer vom Papste verdammten Maßregel (das Gesetz Siccardi) genommen hatte. Seine Heiligkeit meinte, die Ausdehnung des Grundsatzes der gesetzlichen Gleichheit auf den sardinischen Klerus sei eine „Knechtung der Kirche". Der Erzbischof Kenrick von St. Louis hatte (1865) die Mitglieder der fenischen Verbrüderung von dem Empfang der Sakramente ausgeschlossen, „weil sie unsittliche und ungesetzliche Zwecke verfolge, Aufruhr in Irland erregen wolle und die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien gefährde". — Von der gegenwärtig herrschenden Kardinalspartei ist für die Sklaven nichts zu hoffen. Der Mann muß das Höchste glauben, um Hohes zu erringen, ja, um es nur zu versuchen. Als ob ein fressendes Geschwür einen Aufschub duldete von Seiten Derer, die berufen sind zu helfen, heißt's bei den Flamingobeinigen immer: „es sei leider nichts vollkommen unter der Sonne; jedes Eigenthum beruhe auf einem historischen Recht; man müsse das Eigenthum heilig halten; die Sklavenfrage sei weniger Gegenstand der Theologie, als der Volkswirthschaft, und es sei eigentlich die Sklaverei, als durch die Bibel gerechtfertigt, anzuerkennen; der Handel mit schwarzer Waare sei ein Geschäft, wie ein anderes; man dürfe sich nicht übereilen u. s. w." Das Zusammenwerfen der Plantagensklaverei mit der Dienstbarkeit zur Patriarchenzeit ist ein für die unwissende Menge berechneter Betrug. Das nomadische Leben der Altväter kannte die gezwungene Arbeit in Reihe und Glied, mit Antreiben durch Peitsche und Hunde nicht. Dort sehen wir das Naturgesetz der Bewegung, den Kreislauf ebenmäßiger Arbeitsvertheilung, selbst auf den Sklaven angewandt; hier, bei dem Pflanzer, nur der Arbeit Fluch, direkt für den Sklaven und indirekt für den Herrn desselben. Das Correctionshaus zu Rio de Janeiro ist von außen ein Palast, von innen ist es eine Hölle. In dessen von Sonnengluth übergossenen Höfen und unter dunkeln Gängen ertönt den ganzen Tag hindurch das Geheul der Opfer und das Wiehern der Peiniger. Irgendwelche Freiheitsgesinnungen bei der scharlachenen Rasse zu suchen, widerspräche aller Erfahrung und sähe gerade aus, wie die Appellation an ein Wunder; steht ja die Erniedrigung der Sklaven mit der Sache aller Unterdrückten im Zusammenhang, und gab es doch während des nordamerikanischen Bürgerkriegs selbst in Europa Männer von hoher hierarchischer, staatlicher und gewerblicher Stellung, welche nichts dagegen einzuwenden hatten, daß man Zehntausende von nördlichen Kriegsgefangenen zum Wahnsinn hungern und zu Tode schmachten ließ. Spaniern und Brasilianern fehlt sicher nur die Gelegenheit, es den Südstaatlichen hier gleich zu thun. Die Grausamkeit der gesetzlich anerkannten Sklaverei wird noch vergrößert durch das Beispiel der Diener und Dienerinnen der Staatsreligion. Klöster und Priester in Brasilien, auf Cuba und Portorico besitzen Sklaven beiderlei Geschlechts, nicht selten auch solche von fast weißer Farbe. Die Frage ist nicht: ob weiß, oder schwarz, sondern ob frei, oder Sklave. Es ist heut zu Tage in Cuba, dessen an Spanien abzuliefernde Einkünfte nach Millionen von Dollars zählen, wo wir bei der Sklavenklasse außer der gröbsten Nahrung, der erschöpfendsten und unabläßigsten Plackerei, einen großen Theil durch die langsame Folter von Ueberarbeit und Mangel an Schlaf und Erholung jährlich direkt zerstört sehen. Mit Vorwissen der Behörden, also zum offenkundigen Hohne der zur Unterdrückung des Sklavenhandels bestehenden Staatsverträge, werden alljährlich etwa 30,000 Schwarze, fast ausschließlich männlichen Geschlechts, nach Cuba eingeschmuggelt und davon eine Anzahl von geistlichen Vätern, zum Theil trefflichen Menschenkennern, gekauft. ¿Was sollen wir nun denken, wenn Derjenige, der sich Knecht der Knechte Gottes nennt, sich der Unterlassungssünde schuldig macht, diese Art von Eigenthum nicht wenigstens Denen zu verbieten, welche ihm unbedingten Gehorsam gelobt haben? ¿Wen trifft so in letzter Instanz der Fluch der entehrten Menschheit? Zu einer Art von Ehrenrettung weiblicher und männlicher Coelibatäre muß ich gestehen, daß die Meisten weniger auf Ausnutzung, als auf Nachzucht erpicht sind, und liegt ihnen darum außerordentlich viel an der Fortpflanzung ihres Eigenthums. Man würde sich indeß einer Täuschung hingeben, wenn man meinte,

net, daß jeder Gläubige verbunden sei, dieses Sakrament wenigstens in der Osterzeit zu empfangen. Ebendaselbst wurde das Lautgefüge

---

dies geschehe in der Regel nach vorausgegangenem Ehebündniß. Da das Interesse ihrer Stola stärker ist, als ihre Logik, so haben sie die Großmuth, die Sklaven als Menschen anzuerkennen und sie selbst zu den Sakramenten zuzulassen, so lange sie sie dabei ausbeuten können. Deßhalb taufen sie dieselben, lesen ihnen Messe und copuliren sie auch gelegentlich. Sie senden Vagabunden in fettschmutzige Seide gehüllt, mit einer Sparbüchse in der Hand in die Pflanzungen, um den Unglücklichen ihre Sparpfennige abzulocken. Wird aber ein Sklave krank, wo er dann nichts mehr zu geben hat, so ist er für sie alsbald kein Christ mehr: Der Geistliche versagt ihm jeden religiösen Trost, denkt nicht weiter an ihn und läßt ihn einscharren wie einen Hund. Um auf die Kardinäle zurückzukommen: diese haben schließlich wenig zu sagen; sie sind Rathgeber des Papstes für gewisse Fälle, aber keine an der geistlichen und weltlichen Staatshoheit Antheil habende Organe: Vorwand genug für sie, ihre eigene Rechtfertigung zu verabscheuen. Der Papst, als Papst, ist absoluter Herrscher, und seine Persönlichkeit gilt mehr, als das gesammte Kardinalscollegium. Dieses scheint seit undenklicher Zeit zur Unkenntniß oder irrigen Auffassung aller Keime des Guten, aller edlen Instinkte der Gesittung verdammt. Die Vergangenheit Pius' IX. weist immerhin einen Hoffnungsschimmer, daß Seine Heiligkeit wieder mit humanen Ideen sich befreunden dürfte, und zwar um so mehr, als er nicht Menschenfreund zu sein braucht, um sie zu unterstützen; er braucht bloß im Stande zu sein, seinen eigenen Vortheil zu begreifen: Falls er an seine Würde, als Statthalter Christi auf Erden, glaubt, so macht er sich fort und fort einer Pflichtvergessenheit schuldig und nebenbei der Unklugheit, einem ketzerischen Lande bei einer moralischen Eroberung nicht den Rang abzulaufen; falls er nicht an seine Würde glaubt, so sollte ihn der Gedanke, aus einem Werkzeuge der Ausartung ein Werkzeug der Vervollkommnung zu werden, zur Anhandnahme der Sklavenfrage begeistern. Der Mann muß auf einer äußerst niedrigen Stufe der Gesittung stehen, ohne Adel der Gesinnung und Empfindung, welcher die gesellschaftliche Umgestaltung eines halben Welttheils nur von einer blutigen Lösung abhängig wähnt.

Ich gebe wenig, oder nichts, auf die pragmatischen Standpunkte, von welchen aus Geschichtenschreiber die Ereignisse zu beurtheilen pflegen. Was geschehen ist, und allenfalls, was hätte geschehen sollen, wissen diese Herrn mit einem Quark schwerfälliger Gelehrsamkeit ziemlich plausibel zurechtzukneten; von dem, was unter ihren Augen vorgeht, oder gar von dem, was geschehen sollte, verstehen sie gemeiniglich blutwenig. Ich verachte die Lehren Derer, welche sich unter dem Titel von Sozialisten und Communisten in neuerer Zeit so breit gemacht haben, als wäre der Menschheit zuzumuthen, ihren psychologischen Entwicklungsgang nach dem Belieben einiger Utopisten zu ändern. Abgesehen davon, daß der Gesichtskreis dessen, was diese Spielart von Reformatoren „Welt" und „Menschheit" zu nennen beliebt, ein geographisch und politisch beschränkter zu sein pflegt, sind die Maulhelden noch nie im Stande gewesen, ihre Theorien auf Grundlage der geschichtlichen sowohl, als der naturgemäßen Verhältnisse auszuspinnen. Ich schreibe weder für Philosophen, noch für Gelehrte, noch für Schöngeister, sondern für die Mächtigen und, mittelbar, für das Volk, für welche der Unterricht recht eigentlich gehört; denn der Philosoph weiß bereits, woran er sich zu halten hat, der Gelehrte mag lieber unterrichten, als unterrichtet werden, und der Schöngeist lieber glänzen, als lernen und nützlich sein. Ich schätze vor allem die in der Gesinnung des Einzelnen liegenden Beweggründe und halte dafür, die Verantwortlichkeit für Recht sowohl, als für Unrecht, sei eine rein persönliche. ¿Sollen Schurken klüger sein, als gute Menschen? ¿Soll die Anschauungsweise Dieser frommen Wünschen ähneln, mit denen thatscheue und mißgünstige Heuchler die Blicke der nach Besserem Ringenden von erreichbaren Zielen ablenken? ¿Sollen gute Menschen nur immer klagen und auf zeitweise Linderungsmittelchen beschränkt bleiben, anstatt sich aufzuraffen zum Angriff mit eigenen Waffen? Ich denke nicht. Die Hebel sind vorhanden, sobald man über das Nebeneinander der materiellen und der Humanitäts-Interessen hinausschreitet und im gegebenen Falle nachweist, daß durch Verschmelzung beider ein erhöhter Gewinn für jedes berechtige Interesse erwachsen muß. Ueber-

„Transsubstantiation“ als kirchlicher Kunstausdruck sanktionirt. Honorius III. ordnete (1217) die Anbetung der Hostie durch Kniebeugung an. Das Fronleichnamsfest wurde (1264) von Urban IV. eingeführt und von Clemens V. vollends in Gang gebracht; Johann

windung der Bestialität durch die Concurrenz der Humanität ist unser erster und höchster Gesichtspunkt; aus ihm empfangen erst alle übrigen Ansprüche ihre Feststellung und Geltung. Eingedenk des von der Beschlußpartei der röm. Kirche nie zurückgenommenen, also noch gültigen Beschlusses des allgemeinen Concils von Constanz vom 23. Sept. 1415: „daß einem hartnäckigen Ketzer Treu und Wort zu halten weder durch natürliches, noch göttliches, noch menschliches Recht geboten sei“, konnte ich die Hauptstadt des Kirchenmusterstaats kaum anders als incognito betreten; damit darum mein Vorschlag in Rom Anklang finde, bitte ich hier im Wege der Oeffentlichkeit eine röm. katholische Seele, denselben ihrem allerheiligsten Vater zu unterbreiten. Der Arzt, auch der Irrenarzt, darf verletzen, um zu heilen. Das Wort „Heilkraft“ ist wie das Wort „Gift“ ein Verhältnißbegriff, mit dem an und für sich so wenig anzufangen ist, wie mit dem Wort „Autorität“. Unsere Kenntnisse müssen also tiefer eindringen, und wir müssen uns aller Doppelsinnigkeiten, welche Hauptmomente von Thatsachen verschleiern, entschlagen und die Gesetze erforschen, die den Erscheinungen, aus deren Anschauung man sich Verhältnißbegriffe aneignete, zu Grunde liegen. Zarte Rücksichten sind bei menschheitlichen Aufgaben übel angebracht, weil sie eingewurzelten Uebeln weiter zu wuchern gestatten.

Folgendes wäre meine Rede gewesen, falls ich Gelegenheit gehabt hätte, an einem sichern Orte persönliche Bekanntschaft mit Pius IX. anzuknüpfen: „Nachdem viele Zeichen der Zeit darauf hindeuten, daß Europa am Vorabend einer sozialen Umwälzung steht, so denke ich, es ist für Sie gerathen, an Wichtigeres zu denken, als an Konkordate, Encycliken und Bereicherung Ihres ohnehin schon übergroßen Dogmeninventariums. Das Klügste, was Sie in der jetzigen Gewitterstille vornehmen können, ist, daß Sie sich beeilen, den morschen Stützen, denen Sie Ihren Stuhl anvertraut haben, andere, kräftigere unterzuschieben, mit deutlichen Worten: den Beweis zu leisten, daß die einseitige Nützlichkeitsphilosophie der röm. Curie keineswegs den Maßstab für Ihre Weltanschauung abgibt, daß Sie im Gegentheil den Ernst der Zeit begreifen und wenigstens den Willen besitzen, zur Herbeiführung besserer Zustände mitzuwirken. Fragen Sie sich, welcher Gebildete denn noch sein Heil und Seligkeit vom Fürwahrhalten aller spezifischen Lehren Ihrer Theologie abhängig macht, so wird ein Bischen Nachdenken Sie alsbald überzeugen, daß ein aufrichtiges Glauben an die ausschließliche Göttlichkeit Ihrer Satzungen unverträglich ist mit einem Anspruch auf Bildung, daß es Blödsinn wäre, wenn Sie aus Ihrer kirchlichen Sondergewalt die Berechtigung schöpften, sich die zwölfhundert Millionen Bewohner der Erde zu unterwerfen. Die Anomalie Ihrer politischen Stellung muß bei Ihnen schon längst die Klarheit erweckt haben, daß die fürstlichen Vettern Sie einzig darum schützen, weil sie mehr oder weniger in demselben Spital krank sind, vielleicht auch, weil sie, aus Furcht vor der unbestimmten Zukunft, in der wechselseitigen Verbürgung ihrer Legitimitätsprinzipien das kleinere Uebel erblicken. Erwägen Sie wohl: der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Ueberzeugen Sie sich, daß Diejenigen die gefährlichsten Revolutionäre sind, welche den Reformen widerstehen, anstatt die gesunde Entwicklung des Volkslebens mit aller Macht zu fördern. Erinnern Sie sich des Frühjahrs 1848, welches mitzumachen Ihnen das Verhängniß vergönnte; das memmenhafte Benehmen der höchsten Behörden, die maschinenmäßige Folgsamkeit des Militärs, die Gleichgültigkeit der Bürger, die Ergebung in jedes Schicksal, welche Alle bewiesen, hätten Sie damals schon zu der Einsicht bringen sollen, wohin Ihr Treiben führt. Um jetzt nur bei Ihren eigenen Domänen stehen zu bleiben: ¿ Wollen Sie sich wundern über die Unfähigkeit und Rathlosigkeit der röm. Umsturzpartei, wenn Sie es sind, der das die Vernunft erstickende Gefühl des Hasses, der Rache und der Verzweiflung in ihr hervorgerufen hat, wenn Sie allein die Barbareien der röm. Gefängnisse, mit deren schrecklicher Pein unfläthigen Ungeziefers, nicht zu kennen scheinen? ¿ Wollen Sie sich wundern über die Verthierung der untern Klassen, wenn Sie selbst, während der längsten Zeit Ihrer Alleinherrschaft aus Gottes Barmherzigkeit,

XXII. befahl, es solle bei dieser Gelegenheit die Oblate öffentlich in Prozession herumgetragen werden. Erst auf dem Concil von Trient, am 17. Sept. 1562, wurde die Messe als ein wirkliches Sühnopfer erklärt und mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß dieses jenes reine

---

deren planmäßige Verwahrlosung wenigstens geduldet haben? ¿Wollen Sie sich wundern über die heillosen Zustände auch im Kreise der höheren Klassen, wenn Ihre Musterregierung sich nicht entblödet, öffentliche Kloaken der Unsittlichkeit zu patentiren und den Hang zum Lottospiele als eine regelmäßige Quelle von Einkünften auszubeuten? ¿Wollen Sie sich wundern, wenn Ihre Moral Nachahmer in Denen findet, die eine ähnliche Moral ihrem Vortheil angemessen sehen? ¿Wollen Sie sich darüber wundern, daß die Abwechslung zwischen Unglauben und Aberglauben, zwischen Despotismus und Anarchie, zwischen revolutionärer Gleichmacherei und kriechendem Knechtsinn, der Normalzustand eines Theils der Christenheit geworden ist, daß die entsetzlichste Verderbniß sich gerade da zeigt, wo Sie als Vicegott verehrt werden, daß in Ihrem Staate die schlechteste Verwaltung, die schimpflichste Gerechtigkeitspflege (Ihr Justizmord an Cäsar Locatelli im Sept. 1861) fortwuchert, die inmitten europäischer Völker gesehen worden ist? ¿Wollen Sie sich darüber wundern, wenn aufgeklärte Staatsmänner, nach den Aussprüchen und Handlungen, zu denen Sie Ihren Namen herleihen, dafür halten, daß jeder Gedanke einer Verständigung in Betreff Ihrer weltlichen Macht chimärischer Zeitvertreib ist? ¿Wird ein Rest von gesundem Menschenverstand Sie hoffen lassen, daß Sie die empörte Gesellschaft mittelst des todten Buchstabens confessioneller Rechthaberei und der erbärmlichen Ausrede einer vollendeten Thatsache über Ihre Billigung des Kindsraubes zu beschwichtigen vermögen? Der Hehler ist wie der Stehler; und schlimmer als Feigheit erscheint es, wenn Sie sich hinter fremde Bayonnette verschanzen müssen, um dem Naturrecht ungestraft Hohn zu sprechen. ¡Wie ist es denn nur möglich, daß Sie über Ihr Spiel die Welt noch im Unklaren wähnen und sich in den Trost einwiegen, Ihr Gebahren stehe unter dem Schutze der Vorsehung! ¡Wie können Sie wagen, glücklich zu sein, wenn Millionen um Sie herum im Elend darniederliegen! ¡Wie sollen wir glauben, daß der unerweisliche Lehrsatz, der Ihre kirchliche Stellung beschlägt, die Hauptstütze des Systems unserer Pflichten sein könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht eine kolossale Schandthat verhinderte!"

„¿Aber", höre ich Sie mit den Worten des Dichters entgegnen, „was ist zu thun, wie nehm' ich mich in diesem Falle recht gescheidt?" Mein Rath ist einfach: „Nachdem alle diplomatischen und dogmatischen Flickstücke, all Ihr unfruchtbarer Trotz gegen die Einflüsse der Neuzeit, nicht mehr ausreichen, so machen Sie einmal ganze Wendung rechtsum. Entreißen Sie sich dem aufgespeicherten Wust abgestandenen Dogmenkrams; versuchen Sie, die Ueberbleibsel Ihres frühern Kredits zu sammeln; knüpfen Sie in Ihren Domänen da wieder an, wo Sie 1848 stecken geblieben sind; würdigen Sie die überkommene Wichtigkeit, die das Papstthum in seinem Verhältniß zu den Massen und durch diese zu gewinnen im Stande ist; setzen Sie sich hinweg über den Undank und die Verkennung parlamentarischer Zungendrescher, über Verschwörungen und Meuchelmorde, über den ohnmächtigen Zorn der hohen Geistlichkeit und über den Groll und die „wohlgemeinten" Räthe verkommener Diplomaten und Fürsten; bedenken Sie, daß Sie der vergeudeten Jahre so viele hinter sich haben; stehen Sie endlich auf und wandeln Sie gleich Joseph II. und Alexander II. festen Blickes die Bahn des vernünftigen Fortschritts, und seien Sie überzeugt, daß die gebildeten Ehrenmänner aller Länder Ihre Absichten zu würdigen wissen, wenn Sie im sog. Patrimonium Petri die Grundsätze des Rechts und der Rechtlichkeit mit rücksichtsloser Strenge zur Geltung bringen. ¡Nun denn, an's Werk! Mögen auch Ihre Reformen durch Ansteckung unendlich weiter greifen, als Sie ahnen; mag auch die Zerstörung eingerosteter Einrichtungen einen vorübergehenden Zustand von Anarchie hervorbringen: ¿Was schadet's? Dann sind Wir auch wieder da. Ihre ebenbürtigen Gegner haben sich alsbald in ebenbürtige Freunde umgewandelt, und über die Wahl der Mittel zur Erreichung guter Zwecke sind auch Wir nicht verlegen. Wenn der Krieg ein barbarisches Spiel ist, wobei das Talent am Ende darin besteht, auf einem bestimmten Punkte und in einem gegebenen Augenblicke der Stärkste zu sein, so wis-

Opfer sei, welches durch die Unwürdigkeit oder Bosheit der Opfernden nicht befleckt werden könne, und welches zur Zeit der Natur und des Gesetzes durch verschiedene Opferbilder als das bezeichnet wurde, welches alle durch sie angedeuteten Güter als die Erfüllung und Vollendung jener aller in sich begreife.

---

sen auch Wir die Würfel zu werfen. Denn keine Sache ist stärker als ihr schwächster Punkt, und den Menschenschlächtern gegenüber glauben Wir den mechanischen Wendepunkt der Umkehr der europäischen Kriegswissenschaft zu kennen. Widerstandsfähigkeit ist, gleich Größe und Macht, etwas Relatives; und aus der Naturbetrachtung ergibt sich unwiderleglich, daß im Haushalte der Schöpfung für jeden Zweck immer der möglichst geringe Aufwand von Kräften verbraucht wird. Würde Jemand vor fünfhundert Jahren die Möglichkeit einer alsbaldigen Zerstörung der Pyramide des Cheops behauptet haben, so hätte man ihn für einen Narren oder einen Zauberer gehalten. ¿Und heute? Wenige Zentner Pulver in deren mittlere Kammer gebracht und ein electrischer Funken in dieses Pulver geleitet, legt in wenigen Sekunden zu unsern Füßen, was noch soeben in starrem Trotze der Jahrtausende auf uns herabschaute. Die Logik der Geschichte zwingt dazu, einer einmal in dieselbe gefügten Triebkraft ihr Recht widerfahren zu lassen. Die ausgeklügeltsten Pläne der geistlichen und weltlichen Kabinetsindustrie erscheinen uns jetzt schon gleich den Plänen der Apispriester und Pharaone, und mit den Führern unserer Umsturzpartei macht die Diplomatie die Rechnung ohne den Wirth. Doch davon sprechen Wir ein anderes Mal. Ich komme zu Ihrer jetzigen Aufgabe zurück und fahre fort: Bedenken Sie, daß die Päpste noch nie spröde gewesen sind, wenn es sich um Behauptung verjährten Wahns handelte; bleiben Sie bloß consequent, auch in Behauptung Ihres Rechts zu Neuerungen. Zeigen Sie den Muth der Pflicht, ehe die höchste Noth Sie drängt. Die feinste wie die erhabenste Staatsklugheit muß Ihren Instinkt der Selbsterhaltung bestimmen, das unmännliche System des Lavirens und der kläglichen Klügeleien aufzugeben, die Verhältnisse zu vereinfachen und auf einen Ihrer hierarchischen Machtvollkommenheit angemessenen Standpunkt zusammenzudrängen. Die Art und Weise, wie das Papstthum zu seiner Weltstellung gekommen, ist nur den Gelehrten bekannt. Genug, Sie sind jetzt zufällig obenauf und im Besitze der Erbschaft Ihrer Vorgänger; es wäre unbillig, Ihnen das Sündenregister des Papstthums in die Pantoffeln schieben zu wollen, wofern Sie Ihr Möglichstes thun, die verfallene Schuld zu sühnen. Verwerthen Sie den Rest Ihres mittelalterlichen Einflusses da, wo die Entwicklungsstufe der Menschen Ihnen noch günstig ist. Feiern Sie einen Triumph des Geistes über die rohe Gewalt: Erheben Sie Ihre fluchfertige Stimme zur Verdammung der Negersklaverei, dieser teuflischen Ironie einer Religion der Liebe. Beherzigen Sie, daß im vorliegenden Fall Ihr canonisches „Recht" mit den Grundsätzen des Völkerrechts übereinstimmt, nachdem die Pflicht, dem Geschäft des Menschenhandels zu wehren, seit langer Zeit als ein völkerrechtlicher Artikel in die Verträge civilisirter Staaten aufgenommen und die von der afrikanischen Küste aus getriebene Sklavenausfuhr dem Seeraube gleichgestellt ist. Einmal im Zuge: Beweisen Sie, daß Sie kein geringeres Recht besitzen und ebensogut eine That der Geschichte vollbringen können, als Gregor VII. Heben Sie den Alp, welcher so schwer auf den Gewissen von Hunderttausenden lastet: Entbinden Sie die Priester, Mönche und Nonnen von dem Gelübde der gezwungenen Ehelosigkeit. Erwägen Sie, daß das unterscheidende Merkmal der christlichen Religion mit darin besteht, alle sonst unmittelbar in jedem Menschen waltenden Triebe zur selbstbewußten Veredlung zu führen. Erkennen Sie, daß es auf einen unverzeihlichen Mißbrauch der Ohnmacht Ihrer Untergebenen hinausläuft, wenn Sie fortfahren, dasjenige für eine Klasse als allgemeines, bleibendes Gesetz hinzustellen, was nur eine Ausnahme, ein durch direkte und vernünftige Erfordernisse des Gemeinwohls gerechtfertigter Zufall sein sollte. Lernen Sie, daß die Sittlichkeit eines Menschen nie in den Eigenschaften seines Temperaments, nie in den Wirkungen seiner Organisation und anderer Aeußerlichkeiten, sondern allein in seiner Freiheit gegründet sein darf. Hören Sie auf, das Band der Natur durch die Bande der Hierarchie ersetzen zu

17. ¿Welches ist das hauptsächlichste Geschäft der röm. Priester?

Es ist die Feier der Messe. Da nun die röm. Priester die ausschließlichen Nachfolger der Apostel zu sein behaupten und einen ihnen von Christus ertheilten Auftrag als Gewährschaft ihrer Autorität vorschützen, so dürfte man billig erwarten, daß des erstaunlichen

---

wollen und dasjenige für einen „evangelischen Rathschlag" auszugeben, was, wenn durchweg befolgt, den Ruin der Christenheit nach sich ziehen müßte. Würdigere, zeitgemäßere Anfänge, die Forderungen der Menschenliebe in Fragen der gewaltigsten Tragweite zur Geltung zu bringen, eine Reformation an Haupt und Gliedern anzubahnen und eine Wiedervereinigung der christlichen Kirchen zu bewirken, gibt es meines Erachtens nicht."

„Also Sie allein befinden sich in der beneidenswerthen Lage, die Leidenschaften des confessionellen Vorurtheils, nicht weniger als die edelsten Regungen des Lebens, mit kalter Berechnung zum Wohle der Menschheit zu benützen und einen Umschwung zu bewirken, wie ihn die Welt nicht gesehen. Wenn wohlwollende Gesinnungen durch eine irdische Würde von so erprobter Ausdauer vertreten sind; wenn die angedeuteten ausführbaren Reformen ihrem Wesen nach selbst die Möglichkeit einer Rückkehr zum frühern Uebel ausschließen; wenn das Objekt, schon eines Theils dieser Reformen, aus Hunderttausenden von meisterhaft disciplinirten, in der Welt und im Leben geübten Männern besteht, welche trotz des lähmenden Ballastes eines ihnen ohne die Rechtswohlthat des Inventars überlieferten Blendwerks in einer Summe von Verhältnissen immer noch eine erstaunliche Thatkraft entfalten; wenn Sie des Beifalls der Massen versichert sein dürfen: dann sind Sie, mehr als Gregor VII. und Bonifacius VIII., der Mann Ihres Jahrhunderts, dann bestimmen Sie die Richtung des Zeitalters, dann muß ein frischer und jedenfalls durchgreifender Aufschwung der christlichen Gesittung erfolgen, unabhängig vom Zufall und Willkür. Getrost überlasse ich dann die Messe ihrem Verhängniß. Mögen auch Pharisäer und Schriftgelehrte Schanden halber sich noch einige Jahrzehnte mit Aufrechthaltung des Unhaltbaren abquälen; sie leben ja nicht ewig. Wenige Menschenalter dürften vergehen, und die Messe, sammt allem was drum und dran hängt, besitzt bloß noch eine antiquarische Wichtigkeit; aber immer wird sie ihren Vorrang insofern behaupten, als man darüber einig sein wird, ihr in der Geschichte des epidemischen Wahnwitzes den ersten Platz einzuräumen." —

17. Wäre die Messe den Aposteln bekannt gewesen, oder von den ersten Christen gefeiert worden, oder anerkannt als eine im apostolischen Zeitalter verkündigte Lehre, ¿Ist es da wahrscheinlich, daß in der hl. Schrift und in den literarischen Arbeiten der sog. Kirchenväter die bedeutendste Eigenthümlichkeit des Gottesdienstes mit Stillschweigen übergangen wäre, ja daß dort nicht einmal eine Anspielung auf die minutiösen Gebräuche und Vorschriften des röm. Kultus sich fände? Zu wiederholten Malen wird im Neuen Testament christlicher Versammlungen erwähnt: „Viele waren versammelt und beteten" (Apg. 12, 12.). „Als die Jünger auf den ersten Tag der Woche (Sonntag) zusammenkamen, Brod zu brechen, predigte Paulus unter ihnen" u. s. w. (Apg. 20, 7.). Wenn ein Mann mit röm. Ansichten diese Stelle der Apostelgeschichte geschrieben hätte, ¿würde er da nicht etwa so sich ausgedrückt haben: „Als die Jünger zusammenkamen, das anbetungswürdige Geheimniß des Altars zu feiern, beziehungsweise das schauervolle Opfer des unbefleckten Lammes darzubringen"? Aber es heißt einfach: „Als die Jünger zusammenkamen, Brod zu brechen". Herr Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, schreibt: „Die ersten Christen haben das Messehören so herzlich geliebt, daß sie lieber ihr Leben lassen, als die hl. Messe versäumen wollten. Hierüber erzählt Baronius aus dem Jahre 306 eine denkwürdige Geschichte auf folgende Weise: Als in Afrika, in der Stadt Aluta, wo alle christlichen Kirchen niedergerissen waren, viele Männer und Weiber wider den Befehl des Kaisers Galerius in einem Hause der hl. Messe beiwohnten, wurden sie von den Heiden ausgekundschaftet, ergriffen und dem Richter auf offenem Markte vorgestellt. Da ward auch das hl. Meßbuch sammt andern hl. Büchern, welche die Heiden den Christen abgenommen hatten, auf dem Markte mit großem Schimpfe in

Werks, den Sohn Gottes als ein Sühnopfer darzubringen, irgendwo erwähnt wäre. Dies ist nicht der Fall. Im Gegentheil heißt es (Hebr.

---

ein Feuer geworfen, von Gott aber durch einen unversehenen Platzregen, welcher das Feuer auslöschte, vor dem Brande bewahrt, worüber der Richter so sehr erschrak, daß er die Gefangenen, 34 Männer und 17 Frauen, zu dem Kaiser in die Stadt Carthago schickte. Diesen Weg giengen die gefangenen Christen mit Freude und sangen unaufhörlich Psalmem und Lobgesänge u. s. w. Alsdann wendete sich der Kaiser an den Priester Saturnius und sprach: ¿Hast Du wider Unsern Befehl die ganze Menge versammelt? Er sagte: Auf Befehl des Herrn habe ich sie versammelt, und wir haben seinen göttlichen Dienst verrichtet. Der Kaiser fragte: ¿Bist Du denn der Urheber dieser Versammlung, und hast Du sie Alle dazu beredet? Er antwortete: Ich bin der Urheber und habe die Messe selbst gelesen. Da ließ ihn der Richter entblößen und mit eisernen Hacken so lange zerreißen, bis ihm die Eingeweide zum Leibe herausfloßen. Endlich ließ er ihn von der Marter hinwegnehmen uud zu den Andern in das Gefängniß führen." Der sog. Kirchenvater Justinus Martyr (Apolog. I. cap. 65.) gibt eine Beschreibung des Gottesdienstes bei den Christen: „Man brachte vor den dienstthuenden Geistlichen der Gemeinde Brod und mit Wasser gemischten Wein, worauf er Gebete sprach und Gott, dem Schöpfer und Erlöser, dankte, und alle Anwesenden antworteten Amen auf diese Gebete. Nun vertheilten die Diakone unter alle Anwesenden das Brod und den mit Wasser gemischten Wein und brachten davon den Anwesenden." Von einem der Gottheit dargebrachten Opfer von Knochen und Nerven u. s. w. steht da kein Wort. Er berichtet, „der Geistliche opfere Preis und Danksagung", und fügt die Bemerkung hinzu, „daß unser Fleisch und Blut durch die sakramentalischen Elemente genährt werde." Herr Justinus, gleich jedem andern Exemplare seiner Gattung, mag dann und wann gelten als historischer Gewährsmann. Wenn er aber (Ibid. I. cap. 66.) behauptet, „wir werden (durch die in freier Ueberlieferung gegebenen Einsetzungsworte) gelehrt, daß diese Nahrung sowohl das Fleisch, als auch das Blut des fleischgewordenen Jesus sei", dann ist es am Platze, eine andere Stelle (Dialog. c. Tryph. cap. 70.) anzuführen, welche zeigt, daß er selbst an seine angebliche Lehre nicht geglaubt hat. Sie lautet: „Das Brod gab uns Christus, um daraus eine Erinnerung an seine Fleischwerdung zu machen durch Diejenigen, welche an ihn glauben; und den Kelch gab uns Christus, um uns dankbar zu machen in der Erinnerung an sein Blut." Dieser sog. Kirchenvater ist so ungenirt freigeistig, daß er neben den Evangelien noch eine, von unsern canonischen verschiedene, Evangelienschrift gebraucht. Er nennt sich einen Evangelisten im Philosophenmantel und urtheilt vom Christenthum, daß es wenig von der Lehre Plato's verschieden sei: ein Leben nach der Vernunft. In seinen Schutzschriften gegen Judenthum und Heidenthum findet sich sehr Vieles von der nachmaligen Kirchenlehre Abweichende, das man „alterthümliche Anschauungen" genannt hat; an einem Andern würde man es „Ketzereien" genannt haben. Die trienter Corporation begeht einen Anachronismus (Sess. XIII. cap. 5.) durch den mit Stimmenmehrheit gefaßten Beschluß: „Es ist außer allem Zweifel, daß alle gläubigen Christen, nach dem in der katholischen Kirche immer angenommenen Gebrauche, die Pflege der Anbetung, welche dem wahren Gott zukömmt, diesem heiligsten Sakramente in Ehrerbietung erzeigen sollen." Das Wörtchen immer bedeutet in den trienter Beschlüssen gewöhnlich zuweilen, häufig niemals. Der in denselben waltende Leichtsinn ist ebenso erbärmlich, als die Anmaßung, mit welcher jene Prälaten ihre Einfälle für einen Ausfluß göttlicher Weisheit ausgeben. Wir halten Uns für berechtigt, Uns gegenüber einem System dreister Verlogenheit mit grundsätzlichem Mißtrauen zu waffnen. Mit Anachronismen nehmen es nun freilich die Hüter des röm. Schafstalles nicht so genau. ¡Sind sie doch selbst ein Anachronismus! Im röm. Katechismus (De sacram. III, 3.) heißt es: „Auch David, da er die Größe des Geheimnisses des hl. Abendmahls betrachtete, glaubte, er müsse, ehe er jenen Lobgesang (Ps. 110, 4—5.) spräche, die Danksagung vorsetzen, da er sagte: Lob und Herrlichkeit ist sein Werk." Die verschrobene Methode der Verfasser dieses auf Geheiß des Concils von Trient herausgegebenen Glaubensbuches, immer gleichsam aus und mit Bibelworten zu reden, scheint allein dazu ersonnen zu sein, damit sich eine mit dem Bibeltext we-

10, 10.): Wo Vergebung der Sünde ist, da ist nicht mehr Opfer für die Sünde." Der Auftrag Christi an die Apostel lautet (nicht etwa:

---

nig bekannte Menge die Meinung beibringen lasse, als wäre Alles, was man ihr zu glauben vorhält, längst schon biblisch gewiß. Daher sind die Redensarten von der Braut Christi (d. h. Rom), oder dem Hause Israel (d. h. Rom), oder von dem Weinberge des Herrn (d. h. Rom), wichtiger durch ihren Einfluß, als sie scheinen. „So wie", schreibt Innocens III. (Myst. miss. lib. II. cap. 28.) „so wie der wahre Moses, d. i. Christus, die Hände erhebt, d. h. Hülfe und Beistand leistet, siegt Israel, d. h. die Kirche; denn, ist Gott für uns, ¿wer könnte wider uns sein?" Die Vorschrift, „man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen", heißt nach ultramontaner Auslegungskunst: „Wie es auch mit dem persönlichen Gewissen steht: man soll einer geistlichen Behörde blindlings gehorchen, und zumal dem Papst, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden und unfehlbaren Dollmetscher des göttlichen Willens, muß man mehr gehorchen, als jeder weltlichen Obrigkeit und jedem Staatsgesetz." Die Worte haben im Papalsystem mitunter eine eigenthümliche Bedeutung: Wir lesen in einer päpstlichen Instruction für den Nuntius in Wien (1805), daß der Papst die Regel des canonischen Rechts Absolutus XVI. de hæret. bestätigt, wonach die Unterthanen eines offenbar ketzerischen Fürsten alles Gehorsams gegen denselben ledig bleiben, freigesprochen von Treue und Lehenspflicht. Dort beklagt es Pius VII., „daß er gegen die Feinde und Rebellen des Glaubens diese allerheiligsten Grundsätze wegen der gegenwärtigen traurigen Zeiten und bei der Erniedrigung der Braut Jesu Christi nicht in Anwendung zu bringen vermöge und gezwungen sei, den Lauf der gerechten Strenge gegen die Feinde des Glaubens zu unterbrechen. „Aber", fährt er fort, „aber wenn sie ihr Recht nicht ausüben kann, die Anhänger der Ketzerei von ihren Fürstenthümern abzusetzen und sie ihrer Güter verlustig zu erklären, ¿könnte sie jemals zugeben, daß man, um jene zu bereichern, sie ihrer eigenen Güter beraube? ¡Welch ein Gegenstand des Spottes würde sie nicht den Ketzern selbst und den Ungläubigen sein, wenn dieselben, ihren Schmerz verhöhnend zu sagen vermöchten, daß sie endlich die Mittel gefunden, sie duldsam zu machen!" Es will uns bedünken, daß, wenn die gegenwärtigen traurigen Zeiten, in denen keine Ketzerkriege mehr geführt werden, jenen Tagen des Mittelalters und des dreißigjährigen Krieges werden gewichen sein, die fechtende Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sich glücklich fühlen würde, wenn die „allerheiligsten Grundsätze gerechter Strenge" d. h. Ketzerkriege, wieder Anwendung fänden. Der Zahn der Zeit ist der grimmigste Feind des Romanismus geworden. Früher pflegte man auf die vertrauliche Aeußerung zu pochen: „Rom kann warten". Doch nachgerade dauerts zu lange; denn jedes Ding hat seine Zeit, und die Peterspfennige sind ein schlimmes Wartgeld. Die Reihen lichten sich im Hauptquartiere fühlbar; wenige Italiener geben ihre Söhne noch der geistlichen Rekrutirung anheim, schon weil das Haus Israel sich immer weiter von den Maximen des Hauses Rothschild entfernt.

Wer seine Andacht in den Geist legt, der muß sich gegen Ceremonien gleichgültig gebahren; sie haben einen sehr untergeordneten Werth, und ist es zumal bei der Verwaltung der Sakramente von geringer Bedeutung, ob sie nach Zeit und Umständen abgeändert, oder gar weggelassen werden. Der öffentliche Gottesdienst kann allerdings der Formen nicht ganz entbehren, und es ist schwer, im Allgemeinen zu sagen, wo das Ueberflüssige anfängt. Aber die röm. Kirchenpraxis überhebt uns der Mühe einer genauen Abgrenzung; denn sie ist zu offenbar jenseits der Grenze. Daß der moralische Dienst Gottes ihm unmittelbar gefalle, leuchtet von selbst ein. Sollte Gott noch auf eine andere Art verehrt sein wollen, die uns durch bloße Vernunft nicht bekannt werden könnte, durch Handlungen, denen wir nichts Moralisches ansehen, die aber von Ihm geboten, oder zum Beweise unserer Unterwürfigkeit unternommen würden, so wäre die Frage, ¿welche dieser zwei Arten von Gottesdienst Gott unmittelbar, welche Ihm mittelbar gefalle; welche von beiden den Vorzug verdiene, oder ob beide gleichen Werth genießen, oder ob sie nothwendig verbunden sein müssen? Ein Protestant, wie ächter Art er auch sein mag, kann dieses sein und doch so manches in seiner Kirche vermissen, was in der römischen da ist; es fehlt der seinigen nicht, weil sie es etwa nicht haben könnte. Denken wir uns Gott als moralisches Wesen, so kann Er nur

gehet hin und leset Messe in einer Sprache, welche den Meisten unverständlich ist, sondern): „Gehet hin und lehret alle Völker, und tau-

an dem moralischen Dienst unmittelbar, an dem statutarischen höchstens mittelbar, wiefern dieser jenen unterstützt und befördert, Wohlgefallen finden. Immer ist die Gottesverehrung, zu welcher das Evangelium führen will, Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. ¿ Was ist nun mehr geeignet, zu solcher Anbetung zu leiten: das den Gedanken weckende Wort, oder die stumme Handlung der Messe, welche den Mittelpunkt des röm. Gottesdienstes ausmacht? ¿ Welche Kirche vermag mehr, eine solche Anbetung zu fördern: diejenige, welche die Ceremonien höchstens als ein Mittel zur Weckung von Andacht betrachtet, oder diejenige, welche das Wesen der Gottesverehrung mit in die Beobachtung derselben setzt? ¿ Wo würden die Apostel, wenn sie zurückkehrten zum Geschlechte dieser Zeit, sich heimischer fühlen: in der Peterskirche, wo unter dem Gesang von Verschnittenen *) der von einem Spaliere priesterlicher Vasallen und Hellebardiere umschlossene Papst Messe liest, oder in einer evangelischen Gemeinde, welche mit apostolischer Einfachheit das hl. Abendmahl feiert? Die Messe ist bei Weitem der wichtigste Theil des röm. Gottesdienstes; wie G. Jak. Plank sie nannte: das plastische Prinzip des ganzen Systems. Sie geht in täglicher Wiederholung Jahr aus Jahr ein in gleichem Schritt und Tritt; sie soll der vernünftige Gottesdienst sein, in welchem (Röm. 12, 1.) das Leben aufzugehen hat. Zwar wird manchmal die Meßhandlung mit einem unnachahmlichen Zauber ausgeführt; Componisten und Acteure haben das Unmögliche so herzinniglich geschaut, daß gelegentlich wir ihnen für ein halbes Stündchen folgen. Wenn wir aber überlegen, daß der Bühneneffekt auf die unsinnigsten Voraussetzungen basirt ist, daß dieses Fabelreich der Vernunft und der Wirklichkeit vollkommen widerspricht, so mischt sich in den Abscheu ein Gefühl des Komischen, in dem alle Poesie untergeht. Eine Hierarchie freilich, die so weit gesunken, daß sie im eigenen Hauptquartiere sich nicht mehr genug ist und ihre Erlaße kaum mit Hülfe fremder Truppen zur Geltung bringt, darf von der Macht der Ueberzeugung nichts hoffen und muß von Glück sagen, wenn ihre Maschinerie in Folge pünktlicher Befolgung äußerlicher Praktiken noch im Gange bleibt und dem Janhagel den Wahn beibringt, es sei Alles fortwährend in bester Ordnuug, es sei nichts faul im Staate Dänemark. Um den Ceremonien desto größeres Ansehen zu gewinnen, hat Pius IV. dieselben listigerweise in sein von allen Priestern zu beschwörendes Glaubensbekenntniß eingeschlossen. Der unwissendste Pfaffe ist in ihnen geläufig abgerichtet, und man wird in Europa kaum bemerken, daß es Einer an der vorgeschriebenen Toilette, an der gehörigen Anzahl von Firlefanzereien und Bücklingen habe fehlen lassen. Das Streben, zufällige Einrichtungen unwandelbar zu bewahren und wie Glaubenslehren zu achten, ist eine Vergöttlichung des Menschlichen; es ist pantheistischer Conservatismus, wie er unter den verkommenen Völkern des Orients besteht. Die Bonzen rühmen sich des ausschließlichen Besitzes dauernder Elemente, welche den langsamen Fortschritt der Geschichte beherrschen; mit andern Worten: sie rühmen sich, so und so viele Exerzierreglemente auswendig gelernt zu haben. Clemens XIV. bedauert in der Aufhebungsbulle des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, daß mehrere Verordnungen seiner Vorfahren fruchtlos gewesen seien, z. B. über die Erklärung und Ausübung gewisser heidnischer Gebräuche, die an verschiedenen Orten angenommen, während dagegen andere, obgleich von der allgemeinen Kirche gebilligte, unterlassen worden seien. Missionäre dieses Regularordens wußten im siebenzehnten Jahrhundert in China die Lehre von der Transsubstantiation durch elende Künste zu escamotiren und ihre Ceremonien den Götzenbildern und den dem Confuzius erwiesenen Ehrenbezeugungen anzupassen. Es ist Gebot dieses chinesischen Religionslehrers, daß die Studenten keinen andern Gedanken in sich aufkommen lassen und denken dürfen, als der in seinen Büchern steht. Zwischen Anbetung eines Stück Brodes und Anbetung eines Stück Holzes ist grundsätzlich kein Unterschied. Daß sich die fragliche Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert gebessert habe, bezwei-

*) Clemens VIII. erließ ein eigenes Breve, worin Menschen, die ihres Geschlechts beraubt waren, in der Kirche zu singen ermächtigt wurden. Mit Ausnahme Roms erlosch der abscheuliche Geschmack an den Falset-Sängern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und J. J. Rousseau hat kein geringes Verdienst, ihn vernichtet zu haben, da er ihn mehrmals in schärfster Weise verdammte.

fet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, und lehret sie halten alle Dinge, welche ich Euch befohlen habe."

feln Einige und halten dafür, es haben die Begnadigten nicht bloß ihre Ordenstheologie, sondern sogar ihre Moral repristinirt. Im Reiseberichte der Fregatte Novara heißt es, „in der Jesuitenmissionsanstalt Sikkawéi bei Shanghai strebe man (1858) die Zahl der Convertiten dadurch zu vermehren und den Uebertritt zu erleichtern, daß man ihnen, ähnlich wie den Indianern Mittel- und Südamerikas, die Beibehaltung gewisser heidnischer Bräuche, wie z. B. die Anbetung ihrer Ahnen, stillschweigend gestattet." Die Schlangen häuten sich auch und haben ein besonders geistiges Auge; im Sonnenglanze scheinen manche sogar Kronen zu tragen, daher sie von jeher der Aberglauben für etwas Höheres, ihren Blick für Klugheit und ihre Häutung für Verjüngung hielt. Der Jesuitengeneral Franz Borgia meinte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen; wie Wölfe regieren wir; wie Hunde wird man uns vertreiben; aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen." Adler verjüngen sich nicht. Manche Adler werden größer als ein gewöhnlicher Hammel, — wenigstens nach der Versicherung der Lazaristen-Missionäre Hüc und Gabet.

Nach den mancherlei Belehrungen, die der geneigte Leser bereits aus Meinem Buche sich aneignen mußte, wäre es eine faule Flause, falls Einer früge, ob sich die Messe in der hl. Schrift nachweisen läßt; aber Ich frage, ob die Stellung, welche das hl. Abendmahl im röm. Gottesdienst einnimmt, irgendwie mit der Rolle zu vergleichen ist, welche die Messe spielt. Der Kirchenbesuch ist für die Christen eine Pflicht, die ihnen als Bürgern eines auf Erden vorzustellenden göttlichen Staates, nicht bloß für sich, sondern für das Gemeinwesen, des guten Beispiels wegen obliegt. Der Kirchenbesuch ist indeß keine moralische Handlung mehr, wenn wir ihn als Gnadenmittel gebrauchen; er wird dadurch ein die Gesinnung verfälschender Aberglauben. Wir treffen vielorts einen förmlichen Wetteifer in den röm. Tempeln, sich in Versinnlichungen und Aeußerlichkeiten zu überbieten, um die Menge zu ködern, zu betäuben und sie nicht zur religiös-ethischen Besinnung kommen zu lassen. Dieser Kultus bewegt sich beständig an der Grenze des Heidenthums und schreitet nur zu oft über dieselbe hinüber. Hier also befindet sich Heidenthum, nicht bei der Wissenschaft, die man mit diesem Ausdrucke verdächtigen will. Der Papismus bekennt scheinbar, was alle Christen bekennen, trübt aber durch Zusätze, welche zur Hauptsache werden, die Reinheit des allgemeinen Bekenntnisses. In der Theorie erscheint er als ein mit Heidenthum gemengtes Christenthum; in der Praxis zeigt er sich als ein mit Christenthum gemengtes Heidenthum. Die Messe ist für die Mehrzahl seiner Anhänger so ziemlich das Ganze des Gottesdienstes geworden. ¡Die Messe und immer die Messe, bei allen Gelegenheiten und allen Zwecken die Messe! Ein ungeheurer Apparat wird überall an den nichtigsten Zweck verwendet. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß sie sich eines starken Besuchs erfreut, während mit dem Beginne der Predigt, deren Anhören keinerlei Verdienst begründet, eine Art von Völkerwanderung nach den Kirchenthüren zu entstehen pflegt, wenn nicht etwa auch sie durch mimische Kunst, oder durch pikanten Inhalt und Form die angepredigte Zuhörerschaft zu fesseln versteht. „Der Prediger", heißt es, „der Prediger dürfe und solle die Kenntniß der röm. Dogmen voraussetzen und ihre Entwicklung dem Schulunterricht überlassen; die Streittheologie verfehle ohnehin den Zweck gänzlich." Durch jenes Voraussetzen der Dogmen gedenkt man sich mit ihnen, somit eigentlich mit dem Papismus, in Frieden abzufinden. Zu Rom und in jedem röm. Dörfchen ist kein Tempel, wo nicht Alles auf die Messe Bezug hätte und für sie geschaffen wäre; auch ist die Messe die erste Sache, worüber ein röm. Katholik, der anfängt die Augen zu öffnen, stutzig wird, daß er sie nicht in den apostolischen Schriften finde. Würde er sie auf jeder Seite erblicken, er fühlte kein Erstaunen nach der Rolle, welche er sie in seiner Kirche spielen sieht; allein sie nirgends zu sehen, das ist eine Leere, welche ihn beschämt. Umsonst wird man nachher versuchen, sie ihm im Keime zu zeigen, in der Erzählung des hl. Abendmahls, in einigen aus dem Zusammenhange gehackten Stellen. Ist er zu wenig unterrichtet, um mit den Waffen der Geschichte und der Theologie zu antworten, so wird er es doch immer genug sein, um sich zu fragen, ¿ob dasjenige, was einen so bedeutenden Platz im röm. Kultus ausfüllt, in dem Gemälde der ersten Zeiten der Kirche einen

Wenn Jemand sagt, im Neuen Bunde sei kein sichtbares und äußerliches Priesterthum, oder keine Gewalt, den wahren Leib und das wahre Blut des Herrn zu

---

verschwindend spärlichen Raum bedecken sollte? Vermag man es über einen religiösen röm. Katholiken, daß er von der Gewohnheit des regelmäßigen Besuchs der Messe abläßt, so ist ebensoviel gewonnen, als bei einem Geisteskranken, welchem man den Gegenstand entzieht, aus dem seine fixe Idee ihre Nahrung schöpfte: Der Verstand vermag dann nicht selten, sich über die Anfechtungen der Einbildung zu erheben. Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) kennt die schleichende Macht der Gewohnheit, welche ihre Herrschaft fortbehauptet, auch wenn der Gedanke sich von ihr losgerissen zu haben meint. Das Gebet z. B., welches man in röm. katholischen Ländern durch gedankenloses Herplappern so sehr mißbraucht, ist gerade das, welches Christus in dem Augenblicke lehrte, wo Er das Vielewortemachen ausdrücklich verwirft. Man hat aus dem regelmäßigen Besuche der Messe, wie aus dem Abmelken des Rosenkranzes, sogar Handlungen der Genugthuung für begangene Sünden zu machen gewußt. ¡Und wie Wenige gibt es, deren Verstand nicht durch regelmäßig wiederkehrendes Anstürmen an ihre Gefühle eine Trübung erleidet, zumal wenn erkleckliche Rücksichten und das Beispiel Anderer mit im Spiele sind! Kommen hiezu noch Vorurtheile der Erziehung und Unkenntniß der charakteristischen Lehren des Papalsystems, so tritt die Mischung, welche diese von der Lehre Christi in sich tragen, leicht in den Vordergrund, und selbst viele sonst Vernünftige täuschen sich über den Einfluß des Trugglaubens und des an ihn geknüpften Mechanismus. Die röm. Curie täuscht sich hierin nicht. Sie weiß nur zu gut, daß der Schwerpunkt in ihrem Gebiete nicht sowohl im ultramontanen Sippschaftswesen und hierarchischen Umtrieben, als vielmehr bei den „Stillen im Lande" zu suchen ist. Auch Ich stütze meine Hebel nicht auf die Müssiggänger im Amte, sondern auf deren natürlichste Gegner, die Volksschullehrer. Diese haben sich als Meine wirksamsten Bundesgenossen erwiesen. Gründlicher, als der Lehrstoff durch's Wort des Lehrers in die Kinder übergeht, zieht sein Geist, wie er sich in Geberde, Redeweise, Haltung und Handlung kundgibt, in die Kinder ein. Beim Unterricht bieten sich tausend Gelegenheiten, in die Herzen der Jugend den Haß der Lüge zu pflanzen und dieser so allmälig den Boden unter den Füßen wegzuziehen. „Die dogmatischen Ansichten", schreibt Alexander von Humboldt, „die dogmatischen Ansichten leben nur fort in den Vorurtheilen des Volks und in gewissen Disziplinen, die in dem Bewußtsein ihrer Schwäche sich gerne in Dunkelheit hüllen. Vor dem wissenschaftlichen Bemühen nach dem Verstehen der Natur schwinden allmählig, doch meist erst spät, die langgepflegten Träume symbolisirender Mythen." Es dünkt Uns keineswegs nachtheilig, daß man in das zarte Gemüth manches Unentwickelte niederlege, dessen Inhalt es für's erste nur ahnt: Beim Wachsthum der Seele üben sich die edelsten Kräfte im Geheimen und gleichsam im Dunkeln; und es ist oft schon genug gethan, wenn ihr ein Material zugeführt wird, das die Gährung zeitigt. „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen; ein Werdender wird immer dankbar sein." Ist die Blüthezeit der Seelenreinheit vorüber, dann entsteht aus Entwicklung der Religiosität regelmäßig etwas, was Andern mehr Nutzen bringt, als dem Inhaber. Auch außerhalb der Schulsphäre muß die Stellung der Lehrerschaft als eine sehr wichtige bezeichnet werden. In kleineren Gemeinden zumal bilden Pfarrer und Lehrer die beiden Pole, welche die geistige Richtung auch der Erwachsenen bestimmen. Man überschätzt den Einfluß der Tagespresse gewaltig, wenn man ihr allein die Massenhaftigkeit der Erfolge zuschreibt. Die persönliche Agitation bewährt sich fort und fort als Förderungsmittel pfäffischer Interessen; bewähre sie sich immer mehr als Hebel in den Händen ihrer Gegner.

Die Leiter des Romanismus wissen gar wohl, warum sie kirchliche Ergötzlichkeiten hegen und die schönen Künste in Mitleidenschaft ziehen: es geschieht, um die gebildet sein Wollenden für die Jämmerlichkeit der Meßtheorie zu entschädigen durch die Aussicht auf unabsehbare Gefilde verwandter Vorstellungen; sodann, um dem nachbetenden Haufen weiß zu machen, die Anzahl ihrer Anhänger sei sehr bedeutend. Unter der Voraussetzung der Richtigkeit des Axioms „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns", versteigen sich Einige bis zur runden Summe von zweihundert Millionen röm. Bekenner. Sie setzen das Vorurtheil voraus, um es zu erzeugen und sprechen etwa: „Man könne nicht wissen, welcher unschätzbare Nutzen an einer unerwarteten Stelle

weihen und zu opfern, und die Sünden nachzulassen und zu behalten, sondern nur ein Amt und bloßer Dienst zur Verkündung des Evangeliums, oder Die, welche nicht

---

unterbleibe, wenn das scheinbar Unnütze beseitigt werde. Ueberzeugungen möge Jeder haben, wie er wolle; aber in Vorträge an das Volk sollen und dürfen dieselben nicht übergehen. Das Bekenntniß der Mehrzahl sei weniger aus ihrer Ueberzeugung, als aus ihrem Heimathscheine zu ersehen, sei mithin eigentlich ein Gegenstand, über den die Landkarte den besten Aufschluß gebe. Wir können viel, sehr viel in unseres Gehirnes Falten tragen, was wir nicht zu sagen brauchen. Jeder Grundsatz werde nach seinem Wappen, jede Kunstregel nach ihrer Familie gefragt. Man werde den schläfrigen Gemüthsprozeß der Menschheit nicht durch einen Machtspruch des Verstandes schlichten. Es gebe Thatsachen, deren Vorhandensein das Volk nicht einmal ahnen darf. Ein Volk möge bürgerlich frei sein, und dennoch schwere Fesseln tragen. Die Religion sei gut für das Volk; wenn keine Religion da wäre, müßte man eine erfinden. Ohne Gensdarmerie und Religion könne keine Regierung lange forthaudern. Schwachen sei vieles gefährlich, was der Mann von Selbstständigkeit ohne Schaden und mit Vortheil genießt. Auch im Wissen sei ein Rückhalt zur Verdopplung der Vollkommenheiten nothwendig; denn Mittheilung decke die Unvollkommenheiten auf, welche Zurückhaltung bedeckt hatte. Es sei schwer, eine Neuerung durch sich selbst beliebt zu machen, und das Publikum lasse sich in dergleichen Stücken lieber überschleichen, als überreden. Von dem, was der Mensch für sein Wissen ausgibt, seien drei Viertel ohne Prüfung, vom Hörensagen angenommen, und von dem letzten Viertel theilen die Wenigsten etwas mit. Wer kein Recht hat, uns zu fragen, dem schulden wir auch keine Antwort. So Vielen sei man tributpflichtig, als man sein Geheimniß enthüllte. Im Lande der Hinkenden werde ausgelacht, wer auf zwei geraden Beinen geht. Die letzten Kunstgeheimnisse müsse man sich vorbehalten und Mängel mit andern verzinsen. Man greife nicht in die Dornen, es sei denn mit einem ledernen Handschuh. Ehe man nach einer Lockspeise schnappe, sehe man zu, ob kein Bindfaden daran befestigt ist. Die köstlichste Speise errege in der Küche eher Ekel, als Eßlust. Es sei Selbstsucht, nur zu geben, und nicht auch zu nehmen. Der eigenen Eigenliebe werde nichts lästiger, als die Eigenliebe Anderer. Lieber das Ganze halb, als das Halbe ganz. Die halbe Wahrheit posaunt sei besser, als die ganze Wahrheit gesprochen. Zu einem Ganzen brauche es mindestens drei Halbheiten. Es liege in der Natur der Menschen, sich lieber Solchen zu unterwerfen, welche schon der alte Lauf der Dinge weit über sie hinaufgehoben, und die sie also nicht als ihresgleichen betrachten. Das Geheimniß der gesellschaftlichen Ordnung bestehe in der Geduld der Menge. Ein erschrecktes Befremden ebne weiteren Schritten von Gewalthabern den Weg. Der Mensch könne alles ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen. Man müsse dem arbeitenden Haufen einige Entschädigung bieten, wenn man ihm beständig einbläuen wolle, sein Glück bestehe in der möglichsten Beschränkung der Sphäre seiner Genüsse. Darauf komme alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, sondern höchstens fühle, was wir gewollt. Die meisten Bevorrechteten betrachten die Welt als eine Belustigungsanstalt. Hienieden gehöre die Reue, wie der Strick, zur Bestimmung der kleinen Diebe. Leiden und Kreuz seien der Christen Recht; dies und kein anderes. Wer sich auf die „Kirche" alles Ernstes berufen wolle, der könne keine andere Bahn betreten, als die der Selbstverläugnung und der beklommenen, auf priesterlicher Durchhülfe und Gerechtigkeit vertrauend hinblickenden Unterwerfung unter den Druck der Außenwelt. Der Mensch wachse mit seinen Zielen, und was von dem Einzelnen gelte, das gelte von dem ganzen Volk. Im Fache der röm. Religion und Politik sei des Volkes Sache Glauben und Gehorchen und so viel Wissen, als nöthig sei, um das als Pflicht anzuerkennen. Was gewisse Leute thun, sei immer Recht. Denen könne man nichts schuldig sein, die sich selbst nichts schuldig zu sein glauben. Die orthodoxen Pfarrkinder schreiten, gleich dem Nachtwandler, sicher über die schmalsten Stege; würde man sie wecken mit verständlichen Worten, so würden sie schaudern, stolpern und stürzen. Etwas Logik und ein bischen Moral schade in der Politik auch dem besten Prügel nicht. Gemüth müsse verschleifen, Höflichkeit lasse sich mit Händen greifen. Die Weiber seien am gefälligsten, wenn sie Furcht haben; darum fürchten sie sich auch so leicht. Nichtbeichtiger wissen kaum, wie einem zu Muthe sei, wenn eine unerfahrene Zofe bei einem Ungemach die Augen gläubig und guter Hoffnung auf den

predigen, seien durchaus keine Priester: der sei verflucht. (**Conc. Trid. sess. XXIII. de sacram. ordin. can. 1.**)

Es ist klar, daß das Amt der Bischöfe und Priester ein solches sei, wie es nicht

---

Richterstuhl der „Kirche" heftet und nicht beargwohnt, daß der Mann sich an ihrem naiven Zaudern, ihren aufrichtigen Erzählungen vielleicht weidlich ergötzt. Die Erkenntniß sei für den endlichen Verstand durch Gegensätze bedingt. Die Seele, die durch Schuld getrübt, durch Leiden gereinigt und durch beichtväterliche Versöhnung verklärt werde, stehe unendlich höher, als eine, die durch all dieses nicht durchgewankt sei, beziehungsweise nicht durchgewalkt worden sei. Es gebe Sünden, deren detaillirte Wiedererzählung fast ebensoviel Vergnügen gewähre, als das Begehen derselben. Es sei als eine artige Eigenthümlichkeit des röm. Katholizismus hervorzuheben, daß er den Unterwürfigen die Buße erleichtere und schnellere Versöhnung bringe, was erfrischend auf die heiter wogende Welt einwirke; denn eine lange und traurige Buße sei des Carnevals unwürdig. Man wage zu viel, wenn man Jemanden bessern wolle und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen des Papalsystems zu schwächen, welches man dem Mob nicht ehrwürdig genug vorstellen könne. Keine Religion vor dem Christenthum habe die Anerkennung der Gleichheit der Menschen praktisch durchgeführt. Dem erwachenden Volksverstande schwinde leicht mit dem mythischen Bilde auch die Wahrheit der Idee. Das Opfer des eigenen Verstandes an den Verstand eines anderen Menschen sei das edelste, Gott wohlgefälligste Opfer. Man müsse die Wahrheit erst suchen; Keiner habe sie ganz; darum zieme Bescheidenheit, die überhaupt von Laien verlangt werden könne. Wie der wirthschaftliche Hausvater das Unkraut des Waizens wegen schone, bis es reif wird, also stehe manches Uebel noch in Ehren, um durch seine Ausrottung nicht dem Guten zu schaden. Die röm. Theologie habe ohnehin das schärfste Auge für alle Erscheinungen; nehme sie nicht immerfort Neues und Fremdes auf, dadurch werde der Zusammenhang des eigensten Lebens und Wirkens gestört. Weise sie nur alleweil auf den Himmel hin, wo alle erdenkbare Seligkeit allein zu erwarten, zu der aber die Kirche den Schlüssel besitze. Das Komische sei das vorzugsweise Befreiende; dem Gemüthe werde dadurch leicht und wohl. Dem Lahmen sei eine Krücke lieber, als das ermunternde Beispiel des besten Tänzers. Wie bei Joseph II., hemme unruhige Hast neuer Schöpfungen die stetige Entfaltung des Einzelnen, und nur zu häufig schmeiße man Verordnungen ins Amtsblatt, ohne die Mittel der Vollziehung zu schaffen. Es gehöre Feuer dazu, um die Menschen zu entzünden, sowohl zum Haß, als zur Liebe. Nichts werde übrigens so heiß gegessen, als gekocht wird. Die Momente der Volksbegeisterung seien nicht nachhaltig genug, daß man mit ihr zu rechnen sich erkühnen dürfte. Der Romanismus wisse die Geschichte als seine Magd, und nicht als seine Macht zu erkennen. In der geräumigen Garküche der Gesellschaft, auf deren Heerd alle modernen Ideen sich auskochen und verkohlen, dürfen man die Erfahrungen, welche das günstigste Ergebniß für unsere Belehrung haben würden, nicht beliebig wiederholen; diese Erfahrungen seien zu theuer und zu gefährlich. Wenn man Recht habe, wisse man nie genug, wie sehr man Recht habe. Wenn wir auch seiner Krücken spotte, so könne man darum doch nicht besser gehen. Vor dem Verdienste der Unschuld müsse alle Zuversicht die Segel streichen. Man wisse eigentlich nur, wenn man wenig wisse; wie man mehr erfahre, stelle sich nach und nach der Zweifel ein. Was man nicht erfüllen wolle, sei man nicht geneigt, als gut anzuerkennen. Das Ehrgefühl werde nicht unter die „orthodoxen" Tugenden gezählt, sei darum nicht hoch anzuschlagen, im Gegentheil. Bis heute oder morgen könne die letzte Frist ablaufen, die sich dem frevelhaft herausgeforderten Schicksal abgewinnen läßt. Wenns jetzt noch lange daure, dann daure es gewiß nicht mehr lange. Man thue lieber ein paar Schritte im Wendekreis des Krebses, als daß man sich unsichern Stürmen preisgebe. Ganze Wendung rechtsumkehrt sei dort, wo die Aufklärung noch leicht ihr Ziel erreicht hat, sondern erst dahin unterwegs ist, so leicht möglich, als nicht auf der höchsten Zinne der Geisteskultur die Extreme sich berühren. Das Menschengeschlecht marschire durchaus rudelweise; ein rasch fortschreitender Verstand stehe allein, ehe er sich's versehe. Der liberale Bildungsphilister glaube zu schieben, während er geschoben und unter Umständen auch gestoßen wird. Die Masse vollends werde in der Regel gegen ihren Willen und nicht ohne Jammer fortgeschleift. Jede Ausnahme sei eine Beleidigung für die Regel; die Regel aber beherrsche die Welt.

erhabener gedacht werden kann. Deßwegen werden sie mit Recht nicht nur Engel, sondern Götter genannt, weil sie die Kraft und die Macht des unsterblichen Gottes verwalten. (Catech. rom. de sacram. VI, 2.)

Sei man gewöhnlich, oder thue man wenigstens gewöhnlich. Allen werde man es unmöglich recht machen; verschiedene Stände seien verschiedene Jahrhunderte. Der Geist der meisten Gesetze entspringe aus dem Bauch des Gesetzgebers. Die passiven Rassen seien nur als Material zu gebrauchen, und die widerspenstigen nicht einmal als solches. Es sei häufig ein schlechter Dienst, wenn man Irre von ihrer Krankheit heile; täusche die Natur uns zu unserem Vortheil, so möge sie uns täuschen für immer. Wo wir im Vortheil sind, soll es beim Alten bleiben. Scharfes Aufmerken auf eine lange Reihe von Schlüssen zu heischen, sei gegen Anstand und Sitte; dergleichen Forderungen passen für das heutige so fein kultivirte Geschlecht nicht mehr. Jeder röm. Katholik habe so viel durchdacht, daß ein leises Anregen hinreiche, ihm zum Ueberblicke über alle Wahrheiten zu verhelfen. Wer immer leise sprechen höre, dem töne ein halblautes Wort schon mächtig ins Ohr. Man müsse den Laien nehmen wie er sei; es sei eine Anlage seines blöden Geistes, das zu vergessen, was ihm verborgen sei, und das beizubehalten, was man ihm vormache; auch erweisen sich die reinsten Beweggründe bei der Menge nicht als die wirksamsten. Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen den Publikus einen bösen Stand. Das kleinste Haar werfe seinen Schatten. Man fange mit einem einzigen Löffelchen Honig mehr Fliegen, als mit einem ganzen Faß voll Essig; die kleinste Fliege habe übrigens ihren Rüssel, die kleinste Biene ihren Stachel. Nichts mache eine größere Versammlung so abgeneigt, als wenn sie merke, man wolle lange reden. Worte seien nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als Perlen finden; aber man solle darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelange man selten. Die Forderung, daß sich der Spaß an den scholastischen Kehricht wagen, ein aus Mehl und Wasser geformtes Scheibchen zum Stichblatte seiner Laune erkiesen solle, verwechsle sich leicht mit Freigeisterei. Die Achtung für das Herkömmliche sei das erste Verdienst, und dieses Verdienst können die gewöhnlichsten Geister erreichen. Wer mal die Lacher gegen sich habe, der sei schon halb verloren. Gegen den Instinkt eines anstelligen Sinnes werden alle Gründe zu Schanden. Der Charakter der Vornehmheit sei das Ablehnen. Wer sich bewußt sei, ein Weiser zu sein, solle sich hüten, es scheinen zu wollen. Das Hervorbringen von Unerhörtem könne unnützer Luxus werden; die Bearbeitung des Gesammelten sei schon ein höherer Grad von Thätigkeit. Die Ausbildung des kirchlichen Sonderbewußtseins gehöre zur Signatur der Zeit. Man klammere sich fest an die Sprosse der Leiter, die einen trägt, wenn man auch noch so sehr nach dem Lichte strebt. Thorheit zu gelegener Zeit sei oft die raffinirteste Weisheit. Auf dem Gipfel der Beurtheilung sei alles gleich groß und gleich klein. Aller Begeisterung sei nur eine relative Bedeutung zuzusprechen. Für jeden Stand sei sein eigenes Bestehen oberste Voraussetzung. Die Menschen haben seltener in der Sache, als im Grade Unrecht. Wer Prinzip und Regel für einerlei halte, habe es nicht zur rechten Klarheit gebracht. Kinder dürfe man nicht zum Moralisiren veranlaßen, indem bei ihnen das Gefühl und die Einbildungskraft vorherrschen solle. Wahrheit sei man im Leben nur Denen schuldig, die man tief achtet. Wolle man die Großen für seine Grundsätze gewinnen, so mache man sie glauben, sie wären schon gewonnen. Das Wohlgefallen an harmonischen Tönen setze eine gewisse Empfindlichkeit voraus, welche der Sittlichkeit den Weg bereite. Der röm. Kultus sei nichts anderes, als ein Gegenstand fortwährender Erinnerungen Gottes, seiner Eigenschaften, seiner Handlungen, der Pflichten, welche er vorschreibe, der Versprechungen, deren er uns versichere, der Strafen, womit er uns bedrohe. Die Sakramente der röm. Kirche enthalten eben jene poetisch-symbolische Erklärung des Lebens, nach welcher zarte Seelen sich sehnen; durch den Glanz des Kultus habe sich die Mehrzahl der zur röm. Religion Uebergetretenen fangen lassen. Sentenzen werden, wie die Dichter, geboren, nicht gemacht." Die Unlauterkeit besteht in dem Hange, verkehrte Maximen mit guten zu vermischen, die guten Triebfedern nicht als an und für sich hinreichend zu befolgen, sie mit verkehrten in Verbindung zu bringen, oder diesen durch Vermischung mit guten einen bestechenden Anschein zu geben. Der Werth eines Menschen wird

Durch die Ceremonien und die Worte der Priesterweihe wird der Priester als Botschafter und Mittler zwischen Gott und den Menschen aufgestellt; und dieses ist des Priesters vorzüglichstes Amt. (Ibid. III, 23.)

1. Tim. 2, 6. Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus.

---

durch dasjenige bestimmt, was er sich als höchsten Zweck vorsetzt. Jeder niedere, ausschließlich als der höchste ins Auge gefaßte Zweck läßt die geordnete Gesammtheit der sittlichen Zwecke zu bloßen Mitteln herabsetzen; und die beschränkte Auffassung jenes einen Zweckes führt von selbst zu sittlich unstatthaften Mitteln. ¡Welch einen Schatz von Sprüchen und Gedanken, die im Laufe der Zeiten Gemeingut geworden sind, hat das alte Heidenthum anf uns vererbt! Unter circa 260 Päpsten wird kein einziger namhaft gemacht, der die Welt mit einem würdigen oder anmuthigen Worte beschenkt und seinen Beitrag zum geistigen Verkehr geliefert hätte.

Alles, was wir über das Nichtvorhandensein von Sühnopfern und Opferpriestern in der christlichen Kirche gesagt haben, ist im Grunde des Guten zu viel, nachdem die Bodenlosigkeit der Transsubstantiationslehre erwiesen ist. Niemand kann etwas opfern, das nicht existirt. Die Folgen eines falschen Grundsatzes sind indeß unermeßlich; und sintemalen nicht alle unsere Leser mit einem guten Gedächtniß behaftet, oder an folgerichtiges Denken gewöhnt sein dürften, so haben Wir ihnen das Zeitopfer einer Blumenlese aus dem überreichen Material gerne gebracht. Als reines Unglück für die röm. Priesterkaste muß es angesehen werden, wenn sie auch in unbedeutenden Dingen in schneidendem Widerspruche mit der Bibel sich befindet. 1. Mos. 21, 5. heißt's: „Der Priester soll keine Platte machen auf seinem Haupte." Diese Stelle ist zu schlagend, als daß der sonst so plausible Einwurf einer unberechtigten, nicht von der Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) gebilligten Auslegung irgend ersprießliche Ausbeute verspräche. Sonst wollen die röm. Priester z. B. beim Kapitel von Stolgebühren, Erstlingsfrüchten und dem Zehnten-Gebote, als Rechtsnachfolger der jüdischen Priester angesehen sein. ¿Warum aber hier nicht? Sie wollen's eben sein und wollen's nicht sein, wie's jedesmal gerade in ihre Rechnung paßt. Wer nun das Unglück hat, darf für den Spott nicht sorgen: Die Gelehrten haben sich seit jeher den Kopf zerbrochen über die Entstehung, Bedeutung und den Nutzen der Tonsur, als Zeichen von Gottgefälligkeit. Einige verlegen diese Abart von Beschneidung ins Morgenland und meinen, hierin stecke der Hauptunterschied zwischen römischen und mohammedanischen Priestern, indem letztere statt der Glatze mit einem Haarbüschel bescheert, gleichsam in der Wolle gefärbt sind. Andere halten dafür: die ehemals Haar auf den Zähnen tragende geistliche Gerichtsbarkeit habe der weltlichen einen symbolischen Wink geben wollen, ja keinen Pfaffen beim Schopf zu fassen, sondern in jedem ein gekröntes Haupt, ein königliches Priesterthum zu verehren und zu erwägen, daß die pfäffische Lieblingsformel Thron und Altar nicht etwa ein kahles Wortgemenge sei, sondern es im Gegentheil passend erscheine, wenn die Menge sich gewöhne, beide Begriffe über einen Kamm zu scheeren. „¡Verschon' uns, Gott, mit Deinem Grimme, Zaunkönige gewinnen Stimme!" rief der Alte von Weimar. Wie „Thron und Altar", so sind auch „Kirche und Staat" abgezogene Kunstworte, die, so lange man sie nicht in scharfe Begriffs-Umschreibungen auflöst, sich mit Prädikaten verbinden lassen, die dem gegenständlichen Sinn widersprechen. „Die Fremden", lehrt Herr J. P. Gury, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, „die Fremden sind nach der wahrscheinlicheren Meinung zur Beobachtung eines Partikulargesetzes, das für jenen Ort, wo sie sich eben aufhalten, gegeben ist, nicht verpflichtet, wenngleich das nämliche Gesetz an ihrem Orte bestehen würde; denn sie sind durch die Gesetze ihres Vaterlandes nicht gebunden, weil sie abwesend sind, und nicht durch die Gesetze jenes Ortes, an dem sie sich aufhalten, weil sie, als Fremde, demselben nicht unterworfen sind." Ist irgendwo durch ein Partikulargesetz der Jesuitenorden verboten, so geht dies „fremde" Jesuiten nichts an. Die durch das vatikanische Concil sanktionirten Canones des Syllabus unterdrücken ipso facto die durch ein Konkordat zwischen einem Regenten und der röm. Curie geschaffenen Beziehungen. So unleugbar diese Thatsache ist, wird sie doch von Denen ignorirt werden, welche ein Konkordat als wechselseitige Versicherungsanstalt zwischen geistlichem und weltlichem Absolutismus um jeden Preis aufrecht erhalten wollen. Der Jesuit

18. ¿Was ist von der Art und Weise des Feierns der Messe zu halten?

Der jetzt allgemein verbreitete Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Feier der Messe hat weder in der Vernunft, noch in der Geschichte, noch in dem Zwecke der Handlung selbst einen haltbaren

---

Emanuel Sa beweist in seinen Aphorismen, daß ein Geistlicher platterdings nicht ein Majestätsverbrechen begehen könne, weil ja sein oberster Herr nicht der Fürst, sondern der Papst sei. Es wurden noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts darüber, daß ein geistlicher Reichstagsvertreter bei einem Mittagessen hintangesetzt worden, nicht weniger als zehn Staatsschriften im Druck veröffentlicht. Solchen Geschmack an Haarspaltereien gewahren wir häufig im Seelenleben der Denkernation. Es erinnert das an die Bulle Pius' V. gegen Bajus; endlose Disputationen wurden durch sie hervorgerufen, weil man nicht wußte, ob ein Komma einigen Worten **vor** oder **nach** zu setzen sei. Die Talmudisten sagen: „An jedem Häckchen in der Bibel hängen ganze Berge verborgener Erkenntnißschätze." „Durch das Zeichen der Krone", meinen die Majestätsverbrecher, werde die königliche Würde angedeutet, welche, nach der Versicherung der Compilatoren des röm. Katechismus (De sacram. IV, 14.), Denen vorzüglich und in eigentlichem (?) Verstande zu gebühren scheint (?), die zum Dienste des Herrn berufen sind." Darum wohl lassen sich diese Würdenträger alle Fragen der Zeit über den Kopf wachsen und vermögen sich in ihrer allerhöchsten Anstrengung kaum zu einem verrotteten, legitimistischen Widerstande zu erheben. Geistesfaulheit macht sie nachgerade zu den revolutionärsten aller radikalen Käuze. „Mancher schlaue Pfaffe", schreibt Heinrich Heine, „mancher schlaue Pfaffe mag so lange die Marseillaise gesungen haben, bis sie sein Lieblingslied ward und er nicht mehr Messe lesen kann, ohne in die Melodie dieses Schlachtgesanges zu verfallen." Eine dritte, verkappte, der historischen Schule angehörende Clique denkt an Samson und erblickt in der Tonsur nur ein Bild der Ohnmacht von Menschen, die haben Haar lassen müssen. Man bläst daneben in die Friedenspfeife und beichtet fremde Sünden. Bis zur Verbrennung des pekinger Sommerpalastes soll auch beim Beherrscher des himmlischen Reichs die Ansicht gäng und gäbe gewesen sein, Allerhöchst Er habe seinen Zopf von den Göttern erhalten. „Die Jugenderziehung", schreiben Hüc und Gabet, „die Jugenderziehung ist bei den Mongolen sehr dürftig und beschränkt. Lesen und Beten können fast nur Die, welche einen geschornen Kopf tragen." Eine vierte, ungeschorne Partei, läßt gar die glattpolirte Amtsglatze aus dem prophylactischen Bestreben entstehen, etwaige Früchte einer gewissen neapolitanischen Krankheit, deren zweiten Januarius (Jenner) die Medizin noch erwartet, vor der Welt zu vertuschen. Frägt man die Betheiligten um Auskunft, so sind sie gleich bei der Hand, dieses, wie andere Kastenkennzeichen, mit dem Höhenrauche einer Art Apotheose zu umnebeln. Einige ziehen nämlich den Beweis mit Haaren herbei, daß die Priester die alleinigen Nachfolger der Apostel seien, sintemalen den Aposteln durch das Niedersteigen der feurigen Zungen offenbar das Haupthaar versengt und ein unauslöschlicher Charakter aufgeprägt worden sei. Andere sagen, der Kreis sei ein Symbol der Reinheit der Priester, alldieweilen derselbe keine Winkel habe, und der Schmutz sich gerne in Winkeln ansammle. Nach ihnen läge also kein Grund vor, aus der Haut zu fahren und der Pseudoascese kryptogamer Bonvivans den mottigen Pelz zu waschen. Noch Andere meinen, die Tonsur zeige die äußerliche (?) Verachtung der Dinge an und die Absonderung des Gemüths von weltlicher Scheererei, indem das Haar als etwas Ueberflüssiges am Körper weggeschoren werde. Die Tonsur sei ein Bild der Vollkommenheit, und es sei keine haarsträubende Consequenz, im Gegentheil, es erheische die klerikale Nächstenliebe, daß sich Laien als solche ebenfalls über's Ohr hauen, beziehungsweise über die Löffel barbiren lassen. Wollte man bestimmen, daß so widerhaarige Begriffe, wie „Pfaffe" und „Vollkommenheit", unter **einen** Hut gebracht werden, so müßte man auch im gerundeten Bauch und im dreifaltigen Kinn ein Bild der Vollkommenheit sehen und jenem Schüler Recht geben, welcher lucus von non lucendo, Loyalität von Loyola ableitete und behauptete, stultum sei das Supinum von studere. Difficile est, satyram non scribere.

18. Das wichtigste Merkmal der Vollgültigkeit einer Kirche besteht in ihrem **rechtmäßigen** Anspruch auf Allgemeinheit, in der sittlichen Nothwendigkeit ihrer

Grund. Die vielerlei Ceremonien, von denen keine einzige überflüssig sein soll, verleiten die Leute häufig, zum Schaden ihrer Seelen

---

Gebote. Die bloße Zweckmäßigkeit gewisser Normen für einzelne kirchliche Systeme genügt nicht, um denselben durchweg Gültigkeit beizulegen. Die reine Christuslehre schließt alle willkürlichen und darum veränderlichen Satzungen aus. Zum Beweise, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) beim Gottesdienste zum Gebrauche der lateinischen Sprache von der hl. Schrift ermächtigt sei, citiren Einige 1. Kor. 1, 10.: „Ich ermahne Euch aber, liebe Brüder, beim Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß Ihr allzumal einerlei Rede führet." Unglücklicherweise sprachen die Korinther griechisch. Die der möglichst großen Zahl von Christen verständliche Sprache ist jetzt keineswegs die lateinische, sondern die englische; und in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung war das Lateinische noch Volkssprache. Als das Lateinische später Gelehrtensprache geworden war, beruhte die Möglichkeit ihrer Alleinherrschaft in der abendländischen Christenheit nur auf dem Stillstande der selbstständigen Entwicklung der Wissenschaft, nur darauf, daß zu der Zeit die Wissenschaft im Wesentlichen eine nur hergebrachte, nur Gelehrsamkeit war. Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, gibt unter mehreren Gründen für Beibehaltung der lateinischen Sprache auch den zu viel beweisenden Grund an, daß die Aussprüche einer todten Sprache sich nicht abändern lassen, sondern als Beweise (?) dienen müssen, daß der Glaube zu allen Zeiten derselbe war. Nur die lebenden Sprachen sind fähig, sich den mit den Fortschritten der Erkenntniß eintretenden Umwandlungen anzuschmiegen. Der Kardinal Rudolph Pio von Carpi äußerte in einem unter Pius IV. zu Rom abgehaltenen Consistorium: „Die Bewilligung der Volkssprache bei der Spendung der Sakramente hätte zur Folge, daß ein jeder Tropf sich für einen Theologen hielte, daß das Ansehen der Prälaten verschwände, und Ketzerei über die ganze Christenheit hereinbräche." Der allerheiligste Oberkirchenrath von Trient (Sess. XXII. can. 9.) sprach mit mühsam zusammengestoppelter Stimmenmehrheit den Fluch der ewigen Verdammniß über Denjenigen aus, welcher sagt, die Messe müsse nur in der Landessprache abgehalten werden. ¿Hat Christus bei der Einsetzung des hl. Abendmahls etwa nicht die Landessprache geredet? ¿Ist das bloße Geschäft des Hörens schon ein Gottesdienst? Zu verschiedenen Malen wendet sich der messelesende Priester an die Anwesenden; hierin liegt, denken wir, ein Beweis, daß diese ehedem verstanden, was er sagte. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts hatte Papst Johann VIII. dem Grafen von Mähren, Sfentor dem Schönen, schriftlich, und zwar nicht bloß concessionsweise erklärt: „es vertrage sich wohl mit dem Glauben und mit der reinen Lehre, die Messe und andere Gebete in der slavonischen Sprache zu halten, weil Derjenige, der die hebräische, griechische und lateinische Sprache geschaffen, auch die andern geschaffen habe zum Ruhme seines Namens." Wenn nun die Mähren zur Zeit des Concils von Trient gesagt hätten, die Messe müsse für sie nur in slavonischer Sprache gehalten werden, und wenn dieses die übrigen Völker der Erde in Bezug auf sich wiederholt hätten, so würden sie sich nicht gegen den Glauben verfehlt, oder gar die Strafe der ewigen Verdammniß verdient haben. ¿Und später sollten sie sich verfehlen? Der christliche Glaube kann sich niemals ändern. Es scheint mit zur Einheit zu gehören, dasjenige Einem zu erlauben, was bei einem Andern für verdammungswürdig erklärt wird. In Rußland ist seit Kurzem der Gebrauch der lateinischen Sprache beim röm. Gottesdienste untersagt worden, und ist uns nicht bekannt, daß ein röm. Hierarch dorten sich dem Obersten seiner Obern nicht gefügt, d. h. ein sprachliches Märtyrthum in Sibirien vorgezogen hätte. Ungereimt ist, zu verbieten, daß die Messe in der Umgangssprache gefeiert werde, und doch zu befehlen, daß die Priester Einiges daraus den Nichtgeistlichen erklären. Man gibt zwar vor, die Messe enthalte Manches, was den Nichtgeistlichen verborgen bleiben und darum mit leiser Stimme und in fremder Zunge gesprochen werden müsse; dann aber auch wieder Manches, was zu ihrer Erbauung und Unterweisung sich sehr geeignet zeige und ihnen daher erklärt werden könne. Hierauf läßt sich erwidern: daß alsdann das Lehrreiche ja sogleich gemeinverständlich vorgetragen werden könnte, und daß bezeichnet werden müßte, was in der Messe das Geheimnißvolle sei; denn wenn man den Priestern befiehlt, hie und

das Christenthum mehr in äußern Vorstellungen, statt in dessen innerem Wesen, im Glauben und in der Liebe zu suchen.

---

da einmal den Nichtgeistlichen etwas zu erklären, ihnen aber nicht andeutet, was, so droht Gefahr, es möchte mancher aus Unwissenheit gerade das erklären, was verborgen bleiben soll, und mit Stillschweigen übergehen, was er erklären darf. Alle sog. Mysterien der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sind selbst erst nach vielen Erörterungen und nach heftigen Streitigkeiten kirchlicher Würdenträger festgestellt worden. Jetzt ist durch die Beschlußpartei des vatikanischen Concils befohlen, nicht mehr bloß jene Mysterien zu glauben, d. h. sie mit Unterwürfigkeit, ohne Prüfung, ob wahr, anzunehmen, sondern auch zu glauben, daß sie gar nicht erforscht und erkannt werden dürfen und können. Pius VI., säkularisirten Andenkens, verdammt den Satz der Diözesansynode zu Pistoja, welcher behauptet, daß es gegen die apostolische Uebung und die göttlichen Rathschlüsse sei, wenn nicht dem Volke Wege bereitet würden, seine Stimme mit der Stimme der ganzen Kirche zu vereinigen, — verstanden von der Einführung des Gebrauchs der Volkssprache bei den Meßgebeten, — als falsch, verwegen, die zur Feier der Geheimnisse vorgeschriebene Ordnung störend und vielfache Uebelstände erzeugend. Bei den Priesterlehrlingen in den Seminarien ist mehr von Einpauken einer Rolle, als von einer zusammenhängenden Lehre die Rede. Der spezifische Charakter der Gegenstände des wissenschaftlichen Verkehrs, d. h. der wissenschaftlichen Darstellungen ist, wie der seines Objekts, des Wissens, die W a h r h e i t, und mit ihr zugleich die Evidenz. Papst Gregor IV. verbot das Abhalten der kirchlichen Offizien, d. h. Gebete vor dem Altar in der Landessprache. Nach dem Ermessen Seiner Heiligkeit soll diese tausend Veränderungen ausgesetzt sein, und das Volk soll jene in desto größerer Verehrung halten, je weniger es sie versteht. Die Encyclica und der Syllabus vom 8. Dez. 1864 sind den Leuten in s e h r verständlicher Weise beigebracht worden. Würden die Altargebete etwas zum Glücke des Individuums oder der Gesellschaft beitragen, so ist nicht einzusehen, warum Seine Heiligkeit den Veränderungen, die j e d e lebende Sprache unterliegt, Gewicht beilegen konnte.

Die gewöhnliche Rechtfertigung für den Gebrauch einer todten Sprache bei der Messe ist, daß sich in dieser e i n e n lateinischen Kirchensprache die Einheit der Kirche darstelle und jeder röm. Priester an jedem röm. katholischen Altar in allen Welttheilen Messe lesen könne. Dies mochte gelten, so lange deren Amtsverrichtung fast nur in Messelesen bestand. Doch war immer ein Hauptgrund, weßhalb die päpstliche Genossenschaft ihre Sprache für das Abendland fest hielt, der, italienische Priester zum Genusse fetter Pfründen, soweit man dieselben nicht unmittelbar nach Rom ziehen konnte, überallhin senden zu dürfen. Solcher Versorgungen von Italienern und anderer Schranzen hat sich die nationale Entwicklung längst entgegengestellt. So beschloß die kirchlich einige schweizerische Tagsatzung (1522), „keinem Curtisan eine Pfründe zu überlassen; wenn einer käme und die Pfründe anfiele, soll er in einen Sack gestoßen und ohne Gnad ertränket werden." Heut zu Tage mag der Hauptgrund, warum die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) ihren Kultus in einer dem Volke unverständlichen Sprache feiert, theils die Furcht sein, es möchten die in nüchternes Deutsch übersetzten lateinischen Meßformeln einen bestimmten Ideeenkreis erzeugen und so ihren Nimbus einbüßen, theils eine Art Scham, die innern Widersprüche der Messe an's Licht zu bringen. Man plappert und murmelt da auf Lateinisch das Gegentheil von dem, was man sonst auf deutsch predigt. Die fünf Abtheilungen der Messe beginnnen je mit dem Dominus vobiscum und der Antwort: et cum Spiritu tuo; Worte, welche eine versammelte Gemeinde voraussetzen und darum bei der Winkelmesse keinen Sinn haben. Ueber der n o c h n i c h t geweihten Hostie, d. h. über einer Mischung von Wasser und Mehl, spricht der Priester: „Nimm hin, allmächtiger Gott, dieses unbefleckte Opfer, das ich unwürdiger Knecht dir darbringe. Suscipe, sancte Pater, omnipotens æterne Deus, hanc immaculatam hostiam, quam ego indignus famulus tuus offero tibi." In der ursprünglichen Kirche war dies erklärlich, weil sie eine wirkliche Gemeindeoblation besaß; in der heutigen röm. Kirche ist es ein eitles Spiel mit alten, für sie wesenlos gewordenen Formeln, dessen Abgeschmacktheit schon die Reformatoren gegeißelt haben. Die Entschuldigung, man nenne „u n b e f l e c k t e s O p f e r" dasjenige, was es binnen Kurzem s e i n w e r d e, nicht dasjenige, was es im

Da es sich geziemt, daß das Heilige heilig verwaltet werde, und Dieses vor Allem das heiligste Opfer ist, so hat die katholische Kirche, damit es würdig und

---

Augenblicke der Emporhebung der verwandelt sein sollenden Stoffe ist, zieht nicht; denn der Priester spricht in der gegenwärtigen Zeit „Nimm hin" und weist auf „dieses", also auf ein gegenwärtiges Opfer. — Der Priester predigt auf deutsch, daß Gott auf Eure Verdienste Rücksicht nehmen werde (namentlich, wenn Ihr viele Messen lesen laßt); aber derselbe Priester bittet Gott auf lateinisch, daß er Euch in die Gemeinschaft der Heiligen aufnehme, „nicht aus Rücksicht auf Verdienst, sondern aus Gnade. Non æstimator meriti, sed veniæ largitor." — Im Meßcanon heißt's: „Mögest Du mit einem günstigen und heiteren Auge auf diese Dinge blicken. Supra quæ propitio ac sereno vultu respicere digneris." ¡Welche Ungebühr, Christum diese Dinge zu nennen! ¿Und bedarf Er denn unserer Empfehlungen? — Weiter: „Möge es Dir gefallen, diese Gaben so anzunehmen, wie Du die Gaben Deines gerechten Sohnes Abel angenommen hast. Accepta habere, sicut accepta habere dignatus es munera pueri tui justi Abel"; d. h. Gott solle Christum ebenso gnädig annehmen, wie die Opferthiere Abels. Dieses Gebet mag angehen, wenn es sich um Brod und Wein handelt, wenn man sich als Gegenstand des Opfers die Gemeindegaben, nicht aber Christum denkt. ¿Mußte Christus seinem Vater nicht angenehmer sein, als das Opfer Abels? ¿Ist etwa Christus bei Gott in Ungnade, so daß die Pfarrherrn für ihn bitten müssen? „Das Opfer Abels", sagt Herr Martin Cochem aus dem Kapuzinerorden, „das Opfer Abels hat dem allmächtigen Gott sehr wohl gefallen; das Opfer der Christenheit aber gefällt ihm unvergleichlich mehr. Denn, wenn ein Priester sein Opfer in die Höhe hebt und Gott darbringt, so spricht der himmlische Vater eben dieselben Worte, welche Er bei der Taufe Christi gesprochen: Dieser ist mein geliebter Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe." „Abel", berichtet Innocens III. (Myst. miss. lib. V. cap. 4.), „Abel brachte Gott im Innern, in seinem Herzen, das Opfer, weil er sich nichts für sich selbst behielt, sondern ganz Gott sich unterwarf und hingab. Wir also, der Darbringung anwohnend, werden, so wir anders recht theilen, zuerst uns selbst zum Opfer darbringen, die widderartige Ausgelassenheit, die farrenmäßige Wildheit, die bocksähnliche Geilheit schlachten." — Ferner ersucht der Meßpriester Gott: „Er wolle seinem Engel befehlen, daß er diese Dinge (Christum) auf einen hohen Altar und vor sein Angesicht bringe. Jube, hæc perferri per manus sancti angeli tui in sublime altare tuum, in conspectu divinæ majestatis tuæ." Wir haben gedacht, Christus sei nur einmal gen Himmel gefahren. ¿Wie sollen ihn nun erst die Engel vor das Angesicht Gottes bringen? ¿Oder hat Christus vielleicht zwei Leiber: einen, der in Person gen Himmel gefahren und einen andern, den die Engel in jeder Messe gen Himmel führen? Bei seiner Abendpredigt malt Euch der Priester die Qualen der im Fegfeuer verweilenden abgeschiedenen Seelen vor; aber des Morgens hat er in seiner Messe gesungen: „Erinnere Dich Herr, Deiner Diener und Dienerinnen, welche uns mit dem Zeichen des Glaubens vorangegangen sind und den Schlaf des Friedens schlafen. Momento etiam, Domine, famulorum famularumque tuarum, qui nos præcesserunt cum signo fidei et dormiunt in somno pacis." — Dem nach röm. Begriffen so hochwichtigen Akte der Weihung wird ein Gebet vorausgeschickt, in dem die barbarischen Wörter „acceptabilis, rationabilis" vorkommen. Durch keinen vorausgehenden Akt der Erinnerung an Christus wird man zur Hauptsache, zur Wandlung geführt. Ohne logische Verbindung mit dem Hauptsatze folgen dann die Worte „qui pridie quam pateretur — welcher vor seinem Leiden" u. s. w. Sie scheinen nur da zu sein, um die Einsetzungsworte Christi, die man bald wie seine Thaten und Leiden vergessen hätte, noch herbeizuzerren, weil man ohne sie keine Wandlung und kein Opfer würde aufzuweisen haben. — Im röm. Katechismus (De sacram. VI, 2.) wird gelehrt: „Es werden die Priester mit Recht nicht nur Engel, sondern Götter (!) genannt, weil sie die Kraft und die Macht des unsterblichen Gottes unter den Menschen verwalten." Im Meßcanon steht: „Möge Dir, hl. Dreieinigkeit, der Gehorsam meiner Knechtschaft gefallen; und gewähre, daß das Opfer, welches ich Unwürdiger den Augen Deiner Majestät dargebracht habe, Dir annehmenswerth sei. Placeat tibi, sancta Trinitas, obsequium servitutis meæ! et præsta, ut sacrificium, quod oculis tuæ Majestatis indignus obtuli, tibi sit acceptabile." Diese Worte

ehrfurchtsvoll dargebracht und empfangen (sic) werde, vor vielen Jahrhunderten den hl. Canon eingesetzt, welcher vor allem Irrthume so rein ist, daß nichts in ihm

---

vertragen sich recht gut mit der Voraussetzung der wirklichen Gegenwart von Brod und Wein in der Messe, nicht aber mit der Voraussetzung einer Verwandlung dieser Materialien in Nerven und Knochen u. s. w. Christi, und ebensowenig mit dem Gebahren eines Menschen, „der sich selber als Gott in den Tempel setzet und sich ausweisen will, daß er Gott sei" (1. Thess. 2, 4.). Der Unwürdige gerirt sich dann auch so, als hätte er, wie Abraham, ein Schlachtvieh, oder wie Melchisedech, bloß Brod und Wein vor sich. „Wir bitten", schreibt Innocens III. (L. c. lib. III. cap. 12.) „wir bitten, daß Gott diese Darbringung wolle angeschrieben, d. h. eine solche sein lassen, welche durch keine Vergessenheit aus Seiner Erinnerung könnte getilgt werden." — Im Katechismusunterricht kann Euch Euer Seelsorger nicht genau auf deutsch erklärlich machen, was aus dem Körper und dem Blute, den Knochen und den Nerven Christi wird, nachdem man diese Stoffe hinuntergeschluckt hat; aber in der Messe bittet er auf lateinisch: „Dein Körper, Herr, welchen ich genommen habe, und das Blut, welches ich getrunken habe, bleibe an meinen Gedärmen hängen. Corpus tuum, quod sumpsi, et sanguis, quem potavi, adhæreat visceribus meis." Wir möchten den Componisten sehen, der diesem drastischen Thema einen melodischen oder plastischen Ausdruck zu verleihen im Stande wäre. Die Natur, die dem denkenden Menschen stets klar den Weg weist, wie er die Grenzen seines Erkennungsgebietes weiter hinausrücke, gibt uns auch hier die sicherste Führerin ab. „Wenn", schreibt Innocens III. (L. c. lib. IV. cap. 15.), „wenn das Sakrament empfangen, genossen und geschmeckt wird, so ist Christus leiblich gegenwärtig für das Auge, das Gefühl und den Geschmack. So lange der leibliche Sinn angeregt ist, ist die leibliche Gegenwart nicht entrückt; sobald aber nach dem Empfang das leibliche Innewerden vergangen ist, hat man ferner nach keiner leiblichen Gegenwart mehr zu fragen, sondern bloß an die geistige sich zu halten. Ist die Austheilung vorbei, so geht Christus aus dem Munde in das Herz über. Besser ist es, Er steige hinan in das Gemüth, als Er steige hinab in den Bauch." — Wir lesen des Weitern: „So viel wir den Leib und das Blut Deines allerheiligsten Sohnes genossen haben. Quotquot sacrosancti Filii tui corpus et sanguinem sumpserimus." Man sieht, diese Worte wurden in den Meßcanon aufgenommen, als die Anwesenden noch unter beiden Formen das hl. Abendmahl genoßen. — Die Vertheidiger des Meßcanons stellen sich an, Sache und Zeit zusammen zu werfen, um die in ihrem Glaubensdokumente enthaltenen Ketzereien zu beschönigen. Es finden sich in ihm die Worte: „Sie bringen Dir dieses Lobopfer für die Erlösung ihrer Seelen. Tibi offerunt hoc sacrificium laudis pro redemptione animarum suarum." Die Sachwalter der Religion der Päpste sagen: „Die Absicht der Kirche sei hier, dieses Opfer für unsere Erlösung darzubringen, nicht etwa, um diese von Neuem zu verdienen, als wenn das Kreuz sie nicht verdient hätte, sondern als Danksagung für eine so große Wohlthat, und in der Absicht, sie uns anzueignen." Diese Auslegung ist unverträglich mit dem röm. Systeme, zufolge welchem die erste Messe abgehalten wurde vor dem Opfer am Kreuz. — Es brauchte einige Zeit, und mehr als der Meßcanon verdient, um alle die theologischen und physiologischen Ketzereien, wovon er wimmelt, mit der gehörigen Schärfe hervorzuheben. ¿Und warum solche Widersprüche in einem und demselben Dokumente? Es sind eben einzelne Liturgien aufgenommen worden, welche lange vor Erfindung der Transsubstantiation und des Fegfeuers schon im Gebrauch waren; und es ist die Macht der Wahrheit, welche die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) unwillkürlich zum Geständnisse von Dingen zwingt, die mit ihrem Lehrplan unverträglich sind. Sämmtliche Gebete des Meßkanons, wie äußerlich und unharmonisch sie auch zusammengefügt sind, enthalten nichts, was nicht auf die Vorstellungen der alten Kirche von den Gemeindegaben und ihre Beziehung auf die Gemeindecommunion zurückgeführt werden müßte; der Gedanke, daß Christus für die Sünden Lebendiger und Todter durch den Priester geopfert werde, ist da nicht einmal angedeutet. Die heutige Klerisei, welche keine Gemeindegaben mehr kennt, sondern nur Bezahlungen für die Messe annimmt, muß begreiflicherweise diesem ganzen Oblationsakt, der mit ihrem dogmatischen Opferbegriff in grellem Widerspruch steht, die Bedeutung der eigentlichen Opferhandlung, die er für die alte Kirche unzweifelhaft hatte,

enthalten ist, was nicht ganz besonders eine gewisse Heiligkeit und Frömmigkeit verbreitet und die Gemüther der Opfernden zu Gott erhebt. Denn er besteht sowohl aus

und die noch heute der Name **offertorium** verräth, absprechen und ihn zu einem bloßen Vorbereitungsakt auf das sog. Meßopfer herabsetzen. Der Meßcanon liefert neben der hl. Schrift eine der schärfsten Waffen gegen die röm. Kirche; der Papst wagt nicht mehr, ihn zu berichtigen, aus Furcht, den ohnehin schon wackeligen Volksglauben an die Unfehlbarkeit der röm. Kirche gar zu vernichten. Durch einzelne Concessionen ist im röm. Systeme so gut wie nichts zu halten; vielmehr hat jeder Stein, welcher an dem überkünstelten Gebäude herausgezogen wird, das Nachstürzen anderer Steine zur unausbleiblichen Folge, und seine Berechtigung zu existiren wird mehr und mehr in Frage gestellt. Es klingt wie grinsender Hohn, wenn der Priester in der am Charfreitag gelesenen Messe Gott bittet: „Es möge das christliche Volk unter einem so großen Papst, durch die Verdienste seiner Leichtgläubigkeit vermehrt werden. **Ut christiana plebs, sub tanto pontifice, credulitatis suæ meritis augeatur.**" Je mehr die bisherigen Anhänger Roms über die Seltsamkeiten des Meßtexts nachdenken, desto schmerzlicher werden sie empfinden, daß man Hohn und Spott mit ihnen treibt, desto bälder werden sie der geistlichen Fremdherrschaft den Rücken kehren und mit Heinrich Heine ausrufen: „¡Mit den Gedärmen eines Esels möchte ich meine Leier besaiten, um sie nach Würden zu besingen, die geschorenen Dummköpfe!"

Der Zweck des Kultus soll kein anderer sein, als die Aufmerksamkeit der am Tage der Ruhe regelmäßig Versammelten auf diejenigen Interessen hinzulenken, welche allen Menschen gemeinsam sind. Dagegen legt der Religionswahn einzelnen Mitteln, die geeignet sein mögen, durch Einschränkung der Sinnlichkeit Raum für die Vernunft zu gewinnen, den Werth des Zweckes bei, und hält die bloße Gemüthsstimmung für gottergebene Gesinnung, die bloße Andacht für Religion selbst. Dieser Wahn führt zum Selbstbetrug und zur Heuchelei, eine Ueberzeugung vorzugeben, die man doch unmöglich ohne Gründe angenommen haben kann. Es liegt in ihm die Maxime versteckt, daß man durch etwas an sich Gleichgültiges, was man in der Absicht, Gott zu gefallen, unternimmt, Ihm dienen könne. Vielorts gilt der Prunk des Gottesdienstes als eine der stärksten Stützen der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus). Da vernunftwidrige Empfindungen weder Tiefe noch Stärke zulassen, so bemißt sie ihren dynamischen Werth nach Maßgabe des Reichthums ihrer Formen. Wenn es selbst verständigen Leuten zuweilen schwer wird, sich von den Zauberschlingen regelmäßig wiederkehrender Sinnengenüsse freizuhalten und diese immer für das zu nehmen, was sie sind, ¿wie stehts erst mit der Masse der Ungebildeten, welche über den einmal angenommenen Eindrücken das Wesen einer Sache aus den Augen zu verlieren pflegt? Jede Kunst ist Unsinn, wenn sie dazu dient, den Verstand einzulullen, statt ihn zu heben; jede Begeisterung, jeder Aufschwung der Seele, jede Wissenschaft ist eine Krankheit, wenn sie eine andere Bahn verfolgt, als diejenige, den Geist seiner Freiheit und Klarheit näher zu bringen. Manche Hochstehende nehmen sich nie die Mühe, die Lehre der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) aus den Bekenntnißschriften kennen zu lernen und so den einzig richtigen Maßstab zu deren Beurtheilung zu gewinnen. Sie betrachten die christliche Bildung nur vom Standpunkte der Kunst oder Politik aus und meinen darum, dem röm. Kultus unbedingt ihren Beifall schenken zu müssen. In diesem Sinne gab Karl II. Stuart seine unmaßgebliche Meinung dahin ab, daß der Puritanismus nicht die Religion eines Gentleman sein könne. Ist doch schon der Vorschlag aufgetaucht, daß die Oper die neue Kirche werden möge! Zweimal nur soll in der Woche geschimpft und von der Gemeinde die Andacht verrichtet werden: „In die Kirche ging ich Morgens, um Komödien zu schauen; Abends ins Theater, um mich an der Predigt zu erbauen." Goethe urtheilte über die Religionsänderung Joh. Joachim Winckelmanns: „Winckelmann fühlte, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeinde sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Dieser Entschluß ward ihm dadurch sehr erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen." Wenn man im religiösen Gebiete nicht die reale, objektive Wahrheit unbedingt geltend zu machen hat, sondern die heilsame Wirkung im reli-

Worten des Herrn selbst, als aus apostolischer Ueberlieferung und frommen Einrichtungen heiliger Päpste. (Conc. Trid. sess. XXII. de sacrif. miss. cap. 4.)

---

giös erbauten Gemüth und die gute Meinung, ¿ mit welchem Recht werden dann alle andern Religionen und Kultusarten vom röm. Standpunkte aus unbedingt verworfen, obgleich sie auch die Erbauung fördern und in gutem Glauben, in frommer Meinung bekannt und geübt werden? Es kann nicht unsere Absicht sein, den Zwist der Geschmacksrichter über Schönheit und Meßgebräuche beizulegen. Ein Geschmacksurtheil über Gegenstände von so bestimmtem Zwecke mag richtig ausfallen, wenn der Urtheilende entweder von diesem Zwecke keinen Begriff hat, oder in seinem Urtheil davon absieht. Sie sind mitunter schön wegen der ihnen zu Grunde liegenden Poesie; aber sie tragen nichts zur Güte der Lehre bei. Die Bewunderung, welche die Urtheilsprecher kundgeben, sind mehr oder weniger zu rechtfertigende Menschlichkeiten, welche sich bei den Bewunderern der verschiedensten Unfehlbarkeitssysteme wieder finden. Die historische und hysterische Vornehmthuerei hält die geistlichen Güter für allzu geringfügig, als daß sie ihren Besitz und Genuß mit Anstrengung und Aufopferung erkaufen, ihretwegen Unannehmlichkeiten verursachen möchte. Die Furcht, man dürfte die gute Laune verlieren und irgend eine für andere Wünsche nachtheilige Spannung veranlaßen, gebietet Stillschweigen, oder verbietet wenigstens, so weit vorzugehen, als nöthig ist, um Ueberzeugung zu erzielen. Die Mannigfaltigkeit von Streiflichtern ist dazu geeignet, das Auge zu blenden und zu verwirren. Ein Hervortreten des freien Gedankens erregt in Rom sowohl, als an andern Höfen Besorgniß, während im Gentheil ein hoher Grad künstlerischer Ausbildung von Denjenigen begünstigt und überreichlich belohnt wird, denen ein hoher Grad geistiger Ausbildung Gegenstand des Schreckens ist. Daher haben denn auch Regierungen gerne erlaubt, die dienstlichen Handlungen der Klerisei mit technischem Zubehör reichlich versorgen zu lassen und so den Unterthanen die Mühe, zugleich aber das Vermögen zu benehmen gesucht, ihre Seelenkräfte über die Schranken auszudehnen, die man ihnen eigenmächtig setzt und wodurch man sie, als bloß passiv, eine Zeit lang leichter maßregeln kann. Immer der Refrain der Metternichschen Staatsmaxime: „Nach mir die Sündfluth." Man liest in der Neuen freien Presse vom 3. April 1869: „Am Sonntag kommen zur Aufführung in der K. K. Hofkapelle: Messe in F, Graduale (Angelus Domini) und Offertorium (Laudate Dominum) von Preyer; in der italienischen Nationalkirche eine Messe von Diabelli, Graduale von Weiß, Offertorium von Czerny; die Soli werden von den Damen Blaß, Schreiber, Girsa und Eberl vorgetragen; in der Dominikanerkirche um 10 Uhr eine Messe in F dur sammt Einlagen (Ave Maria und O salutaris) von Julius Beliczay." Wer bei den symbolischen Handlungen der Messe Gemüthseindrücke empfindet, dem geht es wie jenem Erzherzog, welchem Talma das ABC so hinreißend vordeklamirte, daß der künftige Träger der österreichischen Regierungslast aus höchst eigener Entschließung künstlerischer Objektivität bis zu Thränen gerührt wurde. Die auf Gefühlsüberschwänglichkeit gepfropfte Folgerichtigkeit hatte den gewiegten Automaten zu weit geführt: herauf, herum, durch allerlei Brimborium. Ein Mensch, der taub und blind war, hatte gelernt, in seiner Kirche die Glocken zu läuten und die Thurmuhr aufzuziehen; das Geschäft war für ihn deßwegen so bequem, weil er weder vom Dröhnen der Glocken, noch durch die Höhe des Thurmes schwindelig wurde. Das Haus Habsburg, d. h. Lothringen, ist nach der Versicherung eines nunmehr entlassenen Mitarbeiters der Wienerzeitung von der Vorsehung dazu berufen, die Kultur nach Süden und Osten zu tragen: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Isaak Newton hatte sich bei seinen Berechnungen so sehr an das Schnurren seines gewöhnlich auf dem Schreibtische liegenden Katers gewöhnt, daß er die gröbsten Verstöße gegen die vier Species beging, als er das an Altersschwäche verschiedene Thier vermißte. Wir geben zu, es ist eine ausgemachte Sache, daß die Religion der Päpste fruchtbarer für die Einbildungskraft ist, als die evangelische Religion. Es gibt Individuen, denen der Schauer des Geheimnißvollen ein gerütteltere Maß wonniger Behaglichkeit gewährt, als die Erkenntniß des Wahren, und die deßwegen den Mahnungen des Verstandes gegenüber ihre Ohren verstopfen, um sich den angenehmen Kitzel, der mit einer gelinden Furcht verbunden zu sein pflegt, nicht rauben zu lassen. Schon dichterische Apostrophen an Dinge in der Luft, wie „Segler der Lüfte", „holder Abendstern", beglückseligen und rühren

Da die menschliche Natur der Art ist, daß sie sich nicht leicht ohne äußere Hülfsmittel zu Betrachtung göttlicher Dinge zu erheben vermag, so hat darum die fromme

---

wetterwendische, aber züchtige Frauengestalten in ihrer kritischen Periode, wenn der leichte Zephyr das Flüstern beglückender und beglückter Liebe über Blumenbeete zu tragen scheint. Ein nationalvereinlicher Schriftsteller, welcher aus spannungsloser Gesinnungstüchtigkeit und altvorderer Seelengröße es mit Niemandem verderben will, schreibt: „Es liegt in dem Siege der Inspiration über die Berechnung etwas so wunderbar Ironisches, daß wir die innere Freude des geistesverwandten Künstlers, der in seiner Theilnahme weit über das bloße Interesse an Farben und Gestalten hinausgeht, wohl mitfühlen." Der letzte Grund des Vergnügens ist das Gefühl der angemessenen Beschäftigung, und es ist ein Gesetz des Empfindungsvermögens, daß ein Eindruck, wenn häufig wiederholt, endlich veraltet, und mit seinem Veralten nach und nach ermattet. Als im Jahre 1793 im kurmainzischen Orte Sarmsheim verkündet ward, das Volk sei frei, erklärten die Bauern: „Sieben Jahre lang haben wir bei der Messe deutsch gesungen; weil wir aber frei sind, wollen wir wieder lateinisch singen." Gemüthlich mag es sein, daß man durch Andachtsgeberden, Kniebeugen, Schleppetragen, ohne weitere Geistesanstrengung mitwirken und so einen Ergänzungskurs in der Kenntniß narkotischer Genußmittel durchmachen kann; leider lehrt indeß die Erfahrung, daß mit nichtssagenden, beiläufig in Musik gesetzten Phrasen dem Christenthum nicht gedient ist. Es ereignet sich oft, daß eine an und für sich unbedeutende Frage auf sehr beunruhigende Grundsätze gestützt wird. Eine Seele, welche zu ihrer Befreiung durchaus der Beihülfen eleganter Salbung bedarf, liefert höchstens einen sich schnell verflüchtigenden Lückenbüßer flauer Tugend. Frivolität und Schwärmerei, bald neben einander, bald ineinander übergehend, das sind die bleibenden Kennzeichen der Romantik. Immer die alte Leier: anbeten und sich anbeten lassen. Manche befleißen sich der Frivolität, als eines Zeichens von Ueberlegenheit; Andere erblicken in der handwerksmäßigen Ableierung oder Anhörung von Litaneien ein werthvolles Mittel zur Ausstellung der neuesten Kunstwerke von Schneidern und Putzmacherinnen. Auch die geistige Leere läßt den Menschen frühzeitig alt und lebenssatt. Nicht wenige blasirte Pinsel huldigen, wie sie es nennen, dem ästhetischen oder ascetischen Principe der röm. Kirche: Befangen in gespreizter Bewunderung einer Zeit, welche auf d i e Weise, wie sie sich dieselbe a priori schöpferisch zurechtleimen, niemals zur Erscheinung gekommen ist, schwelgen sie in den Spukgestalten des Mittelalters, vergöttern dessen Mängel und Thorheiten und sehen mit Verachtung auf den nüchteren Verstand auf die bürgerliche Tugendhaftigkeit und Gleichberechtigung herab. Allzu träge, die Gesetze der Dinge zu erforschen, stellen sie sich launenhafte Aufgaben und bauen aus vergilbten Pergamenten und eigenen Träumen eine eingebildete, der Gegenwart so fern als möglich liegende Welt auf. Wenn auch in ihrem sinnigen Pflichtgefühle das persönliche Interesse das religiöse verschlang, so bieten sie doch in der Verunglimpfung des kalten, wie sie meinen, bloß n e g a t i v e n Protestantismus und in der Ausschmückung des warmen, wie sie meinen, p o s i t i v e n Papstthums alles auf, um ihr zweckloses Schlaraffenleben zu rechtfertigen. Ihren Anwandlungen zufolge ist die Religion unzertrennlich mit pittoresken Romanzen verflochten, und sie ziehen den maulhängcholischen Ozean des Zwielichtes gothischer Tempel, deren versteinerte Musik und die Prismenfarben kunterbunter Glasmalereien der alltäglichen Helle vor. Einige Universalhistoriker versetzen ihre Anschoppungen mit dem Intuitionssystem. Aus einer Manie in die andere taumelnd, scheint ihnen die Begeisterung keine Zunge zu haben, wenn sie nicht betrunkene Worte ausstößt. In den Straßburger, Mailänder und Kölner Domen suchen sie nicht die Kunstfertigkeit, den Verstand und Schönheitssinn der Baumeister und Steinmetzen, sondern eine Offenbarung der Natur, der es beliebte, in cyklopischer Steinschrift hier Dome, dort Gebirgsgräte und Felshörner entwerfen zu lassen: beides als eine Art von Crystallisation aus dem Urschleime. In ihren Augen ist das Christenthum nicht etwa gleich einem fehlerfreien Diamant, dessen Facetten ohne Zuthun der Kunst immer mit demselben Feuer funkeln, wie man ihn auch drehen und wenden mag, sondern gleich einem falschen Edelsteine, welcher von gewissen Seiten gesehen werden muß, wenn er einen Glanz von sich werfen soll: ein Anschein von Schönheit, welcher verschwindet und Unvollkommenheiten sehen läßt, sobald man eine andere Seite dem Lichte zuwendet. Verlegt man

Mutter, die Kirche, die Gebräuche eingeführt, daß nämlich in der Messe Einiges mit leiser, Anderes aber mit lauter Stimme ausgesprochen werden soll, auch Ceremonien

---

dieselbe Stimmung in ein arbeitsames, von lähmender Bedrängniß gepeinigtes Leben, so verliert sich der Schimmer lüsterner Gedankenlosigkeit, und die Lüge tritt in ihrer nackten Abscheulichkeit hervor. Jene schofeln Begriffe von „Heiligkeit des Eigenthums", in deren Uebermacht die geistlichen Ausbeutungsmethoden ihren gefährlichsten Concurrenten erblicken müssen, werden sich in der „ewigen Stadt" geltend machen. Es erscheint im Lichte der Idee nicht unmöglich, daß, bloß um ein Beispiel auch dieser Art von Heiligkeit zur geschichtlichen Anschauung zu bringen, der Vatikan in eine Baumwollspinnerei, und das Kabinet, von dem aus die vatikanischen Blitze weiland die Erde durchzuckten, in ein Telegraphenbureau umgeschaffen werde. In den antiken Produktionsweisen spielt die Verwandlung des Produkts in Waare, und daher das Dasein des Menschen als Waarenproduzenten, eine untergeordnete Stelle, die jedoch um so bedeutender wird, je mehr jene Gemeinwesen in das Stadium des Untergangs treten. Wir scheuen uns nicht vor dem Geständnisse: Die Regentenmaxime des alten Roms „panem et circenses" bewährt sich in den Ueberlieferungen des neurömischen Heidenthums wenigstens noch zum Theil; im entchristlichten Materialismus fällt dieselbe weg, nachdem das planmäßig gehegte Siechthum ganzer Klassen nicht einmal mehr durch die lichten Augenblicke theatralischer Unterhaltungen erheitert wird. „Perseus", schreibt Carl Marx in der Vorrede zu seinem trefflichen Buche das Capital, „Perseus brauchte eine Nebelkappe zur Verfolgung von Ungeheuern. Wir ziehen die Nebelkappe tief über Aug' und Ohr, um die Existenz der Ungeheuer wegleugnen zu können." Die ungescheute Aussprache jener Souveränetätslehre, die ein ganzes Volk als willenlose Heerde dem Belieben seiner „angebornen Herren" überweist, die absichtliche Verdummung der Massen, sowie ihre gründliche Entsittlichung durch das Anempfehlen der beschränktesten Selbstsucht, durch die Verpönung aller Theilnahme an den sozialen Fragen, bewirkt, daß Viele sich schweigend gedulden und nur bei einzelnen, allzu schamlosen Ausschreitungen einen seichten, hochverrätherischen Zweifel an deren Zuständigkeit in ihrer Brust niederzukämpfen haben. Es hat sich im Gegensatze zur Leibeigenschaft oder zur Sklaverei eigentlich nur die Form geändert, wie unvergütete, unbezahlte Arbeit aus dem Menschen herausgepreßt wird; nicht aber hat sich diese Herauspressung selbst geändert. Ohne die zarteste Reizbarkeit des moralischen Gefühls kann die Entwicklung der übrigen Geisteskräfte so gefährlich werden, als ihre Vernachläßigung es bis dahin gewesen ist. Freiheit, mit atheistischer und materialistischer Lüderlichkeit und Gewissenlosigkeit gepaart, ist der Arbeiter Verderben. Die Continuität gleichförmiger Arbeit zerstört die Spann- und Schwungkraft der Lebensgeister, die im Wechsel der Thätigkeit ihre Erholung und ihren Reiz gefunden hätten. Die Pharisäer der Volkswirthschaft bleiben regungslos, wenn es gilt, Denen das Brandmal auf die Stirne zu drücken, deren „Glück" sich auf die geistige und leibliche Verkrüppelung ihrer Untergebenen gründet. Die weißen Sklaven werden in das Grab hineingearbeitet und verderben und sterben ohne Sang und Klang. Bliebe Uns also bloß die Wahl zwischen den ebenerwähnten Spielarten des Heidenthums, so würden Wir das neurömische vorziehen, als das geringere Uebel.

Das Ideal einer Kirche ist Lauterkeit, die Vereinigung unter bloß sittliche Triebfedern, oder Heiligkeit. Sie muß ebenso rein sein vom Blödsinn des Aberglaubens, als vom Wahnsinn der Schwärmerei. Ueber die Frage, ob Gemälde als Weckmittel etwelcher Andacht ihre Stelle im Kultus finden sollen, oder gleich den Oratorien u. drgl. außer demselben: über diese Frage mag man verschieden urtheilen; aber bloß ein Urtheil gilt rücksichtlich jener geistlichen und ungeistlichen Maler, welche sich berechtigt dünken, die Urbilder ihrer Liebessehnsucht in die Gestalt der Madonna zu verweben. Die Madonnen Raphael del Sanzio's sind Abkonterfeiungen von dessen Kebsweibern, u. A. einer gewissen Fornarina. „Es ist", sagt ein Professor der Aesthetik, „es ist, als ob in dem Momente, den der Maler faßte, sein Glaube zum Schauen übergegangen wäre; er habe die Stufe des Pietro Perugino, jene unsagbare Innigkeit, bereits absolut überwunden; er habe uns das feste Ideal gebracht." „Was wir als Schönheit hier empfinden, wird einst als Wahrheit uns entgegengehn", singt Friedrich Schiller. Wenn Künstler zum röm. Kirchenthum übertreten, so darf man in neunundneunzig von hundert Fällen denken: Sie wissen nicht, was sie thun.

angeordnet, wie die geheimnißvollen Segnungen, Lichter, Räucherungen, Kleider und vieles Andere der Art nach der apostolischen Lehre und Ueberlieferung, damit sowohl die Majestät des so großen Opfers hervortrete, als auch die Gemüther der Gläubigen

Zu wähnen, daß, weil so mancher Meister römisch-katholisch war, man etwa durch ein Schwören auf Pius' IV. Glaubensbekenntniß der Quelle der Genies näher husche, ist ein Fehlschuß, wie ihn Leute, die so häufig alle Geberden, nur eben nicht den Geist eines Mannes kopiren, zu machen pflegen. „Und wie er sich räuspert, und wie er spuckt: das hat er ihm glücklich abgeguckt." Besagte Copirmaschinen durchdachten gewiß nicht die Gesammtverbindlichkeit des ihnen unterbreiteten Glaubensapparates, als sie eine ästhetische Seite, welche das Klima, die Renaissance, und die darin einst auf die Höhe gekommene Genialität mit dem Kirchenwesen der Siebenhügelstadt in Verbindung gesetzt hat, als frohe Botschaft ergriffen. ¡Möchten doch Alle Raphaels dadurch werden, daß sie, vielleicht andächtiger als dieser, an die Madonna, und mehr als Dante, an das Fegfeuer zu glauben sich anstrengen! Herr Raphael Sanzio scheint in Bezug auf das Transsubstantiationsdogma auf neutralem Boden gestanden zu haben: In dem vatikanischen Gemälde „Streit um die Transsubstantiation" gruppirt er Priester und Laien um einen Altar herum. „Letztere", urtheilt unser Professor, „letztere bilden den so nothwendigen passiven Theil, in welchen das von den Priestern erkannte Mysterium sich bloß als Ahnung und Aufregung reflektirt. Ein geheimnißvoller Glanz liegt über ihnen, wie über den Charakterköpfen eines Tintoretto." Eine schlottrige Beleuchtung, ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß ist über die Gegend ausgegossen. Ein „Streit der Apiser und der Ibiser" müßte sich als Gegenstück passabel ausnehmen. „¡Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen!" Man hat die Bemerkung gemacht, daß nur Maler, nicht leicht Bildhauer übertreten: Da Diese etwas Anderes als Skapulire, Bärte, peruginische Madonnen und gebratene Laurentiuse darzustellen haben, müssen sie sich an Vorbilder heidnischer Religiosität halten, während Jene meinen mögen, Michael Angelo habe, nur insofern er in ein Taufregister eingetragen war, das jüngste Gericht so unübertrefflich schildern können. Nach den Preiscouranten zu schließen, muß das goldene Uebergangszeitalter des neunzehnten Jahrhunderts nicht schwer auf die gunstgeschwollenen Kunstjünger drücken. Im Ganzen ist die Malerei und Bildhauerkunst zu Rom, wie einst zu Ephesus (Apg. 19, 27.), ein Fabrikgeschäft. Nicht immer entsprechen die röm. Tempelbilder dem Geschmacke der Fortschrittspartei: Als Leo XII. (1825) einen sonst wenig berühmten spanischen Mönch, Namens Julianus, selig sprach, ergötzten sich die Römer nicht wenig an dem einen Bilde, welches darstellte, wie dieser Wunderthäter Vögel, die schon ans Feuer gesetzt waren, vom Bratspieße abnehmend wieder lebendig machte. In Aller Mund war der Scherz: sie hätten lieber einen Heiligen, der ihnen die Vögel an den Spieß liefere, als der sie davon fliegen lasse. „Die röm. Religion ist halt doch die schönste", sagen schmucke Köchinnen, während sie in schmachtender Schwermuth, im Säuseln elegischer Empfindungen an ihrem Rosenkranze herumhaspeln, zur Bestimmung der für weichgesottene Eier nöthigen Zeit. Das Ding geht wie am Schnürchen. Ihre Weltverklärung ist nicht durchgängig in dem Geiste geboren, der das heutige Geschlecht durchweht; auch sie suchen für ihre weltlichen Angelegenheiten einen geistlichen Ankergrund, ohne ihrer Denkkraft eine übermäßige Anstrengung zuzumuthen. Die doktrinäre Entzückung dieser Gesellschaftsschichte mag darum die Rottenführer der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) entschädigen für die Verstimmung aller Derer, welche zum Bewußtsein ihrer Selbstständigkeit gekommen sind.

Wir halten uns in Beurtheilung des röm. Religionssystems immer an dessen ausgesprochene, festgehaltene Grundsätze. Erlaubt ists, den Protestantismus idealisch aufzufassen, indem das Streben nach Vervollkommnung zu seinem Wesen gehört. Betrachtet man ihn freilich nur nach einzelnen Personen, nach den zufälligen Eigenschaften dieser oder jener Gemeinde, welche in Erfüllung anerkannter Pflicht durch Umstände aufgehalten ist, so erscheint er allerdings im Nachtheil gegen jenen poetischen Romanismus, der aber nirgends ist; denn der wirkliche verträgt sich nicht mit irgend einer Ungewißheit: wie viel davon bleibe, wie viel idealisirt werden solle. Der Romanismus muß genommen werden, wie er ist: pfäffischer, noch dazu unwiderruflicher Entscheidung unterworfen; unterworfen dem, was aus sog. Kirchen-

durch diese sichtbaren Zeichen der Gottesverehrung und Frömmigkeit zur Betrachtung der erhabensten Dinge, die in diesem Opfer verborgen sind, angeregt werden. (Ibid. cap. 5.)

---

vätern, Concilien, Decretalen, Bullen, päpstlichen Rundschreiben u. s. w. hergebracht und als Unfehlbarkeitsmaterial überliefert wird. Wenn die Beschlußpartei des Concils von Trient den Fluch der ewigen Verdammniß über Denjenigen ausspricht, welcher sagt, „die Ceremonien, Kleider und äußerlichen Zeichen, deren sich die Kirche bei der Meßfeier bedient, seien mehr Reizmittel zur Gottlosigkeit, als pflichtschuldige Erweisungen der Gottseligkeit", so denken wir, sie sind weder das Eine, noch das Andere, sondern mühselige Gaukeleien. Wer an und für sich gleichgültige Handlungen für schändlich erklärt, vermindert die Schändlichkeit derjenigen, die es wirklich sind. Man könnte die einheitliche Routine der Ceremonien den Gamaschendienst der streitenden Kirche nennen. Kleider machen Leute; und unter der Gunst der Verkleidung hat sich schon manche unhaltbare Meinung einen Ehrenplatz erschlichen. Die unveränderlichen Moden der orientalischen Völker tragen dazu bei, dem dortigen Depotismus Dauer zu verleihen; denn auch die Gewohnheiten stehen in gegenseitigem Zusammenhange. Messelesen ohne Priesterornat wird zu den Todsünden gerechnet; die Mysterien der Messe würden nämlich im Nu in Nichts zerrinnen, wenn der Priester im blauem Frack und gelben Glacéhandschuhen amtete. Eine äußere Auszeichnung ist da unentbehrlich, wo das Ansehen ausnahmsweise nur Frucht des Verdienstes ist. Bei dem röm. Priester bedürfte es einer selten zu findenden Frömmigkeit, damit nicht die Gewohnheit einen abschwächenden Einfluß auf die Würde und Feierlichkeit einer so oft wiederholten Handlung übe. Deßhalb kommen auf e i n e mit erhabenen Formen gelesene Messe Hunderte von ohne Aufmerksamkeit und Andacht gelesenen. Wenn Werke der dramatischen Kunst ein rührende Handlung vorstellen, so wird das Affectvolle durch den hörbaren Ausdruck der zuständigen Empfindung verstärkt. Einige setzen das Wesen der Kunst in die Nachahmung der Natur, aber nur der schönen Natur. Widerlich ist das gassenhauerische Mollgeplärre und die Eilfertigkeit, mit der das alleinseligmachende Rührstück abgeschnattert wird; es sieht dabei oft aus, als sprächen die ungestümen Anforderungen des Magens. Diese Art des Vortrags mag zwar dem Grade der Ehrerbietung entsprechen, die sie für das anbetungswürdigste Geheimniß ihres Hochamtes hegen; allein vor dem Auditorium, das die Zeche bezahlt, sollte wenigstens der Schein gerettet werden. Als Bürgschaft für die Wahrheit dient u. A. der Ton des Zeugen. Herr Balthasar Gracian, Mitglied des Bettelordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, meint allerdings, „es gehöre zur guten Weise, zuweilen die Feierlichkeit abzulegen, um die allgemeine Zuneigung zu gewinnen." Unbemerkt mögen heute noch Fälle vorkommen, wie der jener Priester in Rom, welche, wie es Luther erlebte, „so Rips Raps Messe hielten, als trieben sie ein Gaukelspiel; denn ehe ich zum Evangelium kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgerichtet und schrieen zu mir: ¡Passa, passa! ¡Schaff Unserer lieben Frauen Sohn bald wieder heim! Auch frei über Tisch päpstliche Hofleute lachten und rühmten, wie Etliche über die Hostie sprächen: Panis es, et panis manebis; vinum es, et vinum manebis, Brod bist Du, und Brod wirst Du bleiben; Wein bist Du, und Wein wirst Du bleiben." Diese Floskel war damals zeitgemäß in der ewigen Stadt. „Und ist", schreibt Luther, „und ist eine gemeine Rede in Italien, wenn sie wollen in die Kirche gehen: Laßt uns zum gemeinen Irrthum gehen. Es ist ein sinnreich und gescheidt Volk, das des Papstes Uebermuth und der Mönche Unwissenheit merkt, die alle Religion als Fabel verspotten." Ludwig XIV. sah sich einst genöthigt, seine Leibprälaten zu ermahnen, sie möchten sich in seiner Kapelle ebenso aufführen, wenn Gott allein zugegen wäre, als wenn der König sich auch dort befände. Häufig pflegen sie hinwiederum Herrendienst und Gottesdienst mit einander zu verwechseln. Davon zeugt u. A. jener Beschluß der französischen Geistlichkeit vom Jahre 1768, vermöge dessen der Excommunicirte, der vom Könige in Gnaden aufgenommen und zur Tafel gezogen war, auch als von Gott begnadigt zum Altare zugelassen wurde. Für sie stand der Tisch des Herrn in den Vorzimmern oder in einem Speisesaale des Schlosses von Versailles. Am 20. März 1860 hat Pius IX. den großen Kirchenbann über alle die Usurpatoren und Eindringlinge, Anstifter und Helfershelfer ausgesprochen, die sich am Erbtheile des Apostelfürsten vergriffen haben, und daß die Bannbulle

Obschon die Messe viel Belehrung für das gläubige Volk enthält, so schien es den Vätern doch nicht zweckmäßig, daß sie in den verschiedenen Gegenden in der

---

ganz dieselbe Wirkung üben solle, als wenn die von ihr Getroffenen ausdrücklich genannt wären. Schon früher einmal ist Viktor Emanuel wegen eingezogenen Klosterguts von solchem Bannstrahl gestreift worden. Als er unmittelbar nachher einen Besuch in Paris abstattete, haben ihn französische Bischöfe auf einen Wink des Kaisers feierlich begrüßt, und wurde ihnen die Ehre, von dem Excommunicirten zur Tafel gezogen zu werden. Am 7. Nov. 1869 begehrte und empfieng Viktor Emanuel die letzte Oelung, trotz dem auf ihm liegenden Banne. Jeder gesellschaftliche Zustand hat den Trieb, Erscheinungen zu entwickeln, in welchen er das, was seine Unterlage bildet, concentrirt und unverhüllt zum Ausdruck bringt. Die concretesten Conduitenlisten genügen noch nicht für unsere Belehrung, wenn nicht ein Abglanz zeitgenössischen Bewußtseins sie verdeutlicht.

Obgleich die Reformirten nicht an eine körperliche Gegenwart Christi im hl. Abendmahl glauben und ihre Communion nicht unter Spektakel feiern, so wird doch in ihren Kirchen das Brod und der Wein des hl. Abendmahls mehr in Ehren gehalten, als in der röm. Kirche die Hostien und der Meßwein. Wir kennen geistliche Würdenträger, welche der Lehre von der Wein- und Brodverwandlung spotten: sie fahren fort, das Meßgeschäft zu betreiben, weil ihnen im Seminar kein anderes Handwerk gelehrt wurde. Außer der Anstrengung der Organe, die arbeiten, ist der zweckgemäße Wille, der sich als Aufmerksamkeit äußert, für die ganze Dauer eines Arbeitsprozesses erheischt, und um so mehr, je weniger die Arbeit durch ihren eigenen Inhalt und ihre Art und Weise der Ausführung den Arbeiter mit sich fortreißt, je weniger er sie daher als Spiel seiner eigenen körperlichen und geistigen Kräfte genießt. „Es ist ein trauriges Bewußtsein", schreibt Joh. Baptist Say, „es ist ein trauriges Bewußtsein, wenn Einer sich sagen muß, daß er sein Lebenlang immer nur den achtzehnten Theil einer Stecknadel gemacht hat." Und bilde man sich nicht ein, daß bloß bei einem solchen Arbeiter die Menschenwürde ausarte: Nein, es ist auch mit Demjenigen der Fall, der vermöge seines Gewerbes die Fähigkeiten ausübt, welche mit seinem Geiste am wenigsten zu schaffen haben. „¿Was wollen Sie? Stiefelputzer kann ich doch jetzt nicht werden", sagte zu mir ein Messeleser, ohne sichtliches Erröthen. „¡Rede, daß ich Dich sehe!" sprach Sokrates. Das Loos eines indischen Fakirs, der auf einer Säule steht und „Bram" denkt, kann nicht beneidenswerther sein, als dasjenige eines denkenden röm. Opferers gegenüber dem vergötternden Andrängen der Unmännlichkeit, oder den erschlichenen Annahmen der Heuchelei. Die Theorie der vermischten Empfindungen eröffnet ein neues, weites Feld der Untersuchung, auf welchem man den Punkt, wiewohl noch immer in ziemlicher Entfernung, zu bemerken glaubt, wo sich die einläßlichste Kritik mit der abgezogensten Aesthetik begegnen würde. Es stehen der röm. Taktik so mannigfaltige Mittelchen zu Gebote, den Leuten die lange Weile zu vertreiben und sie aus ihrem Gewissensschlafe nicht aufzurütteln, daß es beinahe zum schlechten Tone gehört, hinter die Coulissen zu schauen; der theatralische Zauber ist oft so groß, daß man sich wundern muß, wie wenige lockere Protestanten sich von ihrer Kirche trennen. Wohl mögen bei Einigen noch reellere Gründe mitwirken, als der bloße Anblick der kostbaren Metalle und Gewänder: „Die Kirche", meint ein spanischer Jesuit, „die Kirche hält zuweilen für räthlich, sich eines Theils ihrer Reichthümer zu entkleiden, gleich einem Matador in Stiergefechten, der den Gegner überwindet, nachdem er ihm den Mantel über den Kopf geworfen." Die Gesittung ist in jeder Beziehung ein Kampf gegen thierische Instinkte. „Unter allen Zonen", sagt Alexander von Humboldt, „unter allen Zonen hat unter den Vögeln von einerlei Art jede Bande ihre eigene Sprache." Leute von guter Familie und reiche Erbinnen werden von Proselytenmachern als die würdigsten Kandidaten zum Himmelreich erachtet. „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da", lautet das schöne Wort der Tochter des Oedipos. Man erfährt aus den schriftstellerischen Bekenntnissen der Hochbegabten gewöhnlich, wie sie röm. katholisch, aber nicht, wie sie Christen geworden sind; sie wollen durch confessionelle Formenreiterei ersetzen, was ihnen an schlichter Sittlichkeit abgeht und haschen nach einem neuen Mittel, ihre Zeit zu tödten und ihren larmoyanten Klatsch zu befriedigen. Ihr Rücktritt in den Schooß der „Kirche" (wie man die Sache nennt) soll

Volkssprache gehalten werde. Damit aber bei dem von jeder Kirche behaltenen alten und von der hl. röm. Kirche, der Mutter und Lehrmeisterin aller Kirchen, genehmig=

---

in jeder Zeile die fieberhafte Erregtheit abgehetzten Seelenschmerzes und den drängenden Strauß überschwellenden Gefühls gegen die Dürre der herrschenden Sitte durchblicken lassen. Ihr Busen fühlt sich jugendlich erschüttert vom Zauberhauch. Weil aber doch die Unschuld der frühern Zeiten fehlt, so wird man empfindsam und üppig. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Weibes ist die vorherrschende Neigung, aus vereinzelten Thatsachen allgemeine Schlüsse zu ziehen. „Die Sonne einer seligen Zukunft", schreibt eine feingliedrige mecklenburgische Ueberläuferin, welche die Schlacken der Endlichkeit von sich abgekratzt haben soll, „die Sonne einer seligen Zukunft braucht das Schattengewölk der Vergangenheit und den leisen Thränenregen der Gegenwart, um den Regenbogen, das Zeichen des Bundes und des Friedens mit Gott, über die Erde ausspannen zu können: Er ist mein Triumphthor, durch welches ich (nicht ohne vorhergehende Reue und Buße) in die alleinseligmachende Kirche eingegangen bin. ¿Kommt es bei solchem Glück, bei solcher Gnade auf ein paar Thränen an?" Auf dem Gestein der Ruinen leuchtet der Goldton des Abends. Gute Art versüßt das Bittere der Wahrheit, füllt die klaffendsten Lücken und nimmt dem Alter seine Runzeln. Nicht bloß den Thränensack, sogar die Schaalen des Zorns weiß die Hahn'sche auszugießen: die Reformatoren werden von diesem keifenden Knospengebilde eine „wüste Bande" genannt. Die holde Befangenheit eines Traums verliert an ihrer Lieblichkeit nichts, wenn der Traum auch endet, gleich Prophezeiungen aus dem Kaffeesatz. Eine röm. Bürgersfrau, welche auch einmal, da sie Protestanten im Quartier hatte, den Starkgeist spielen wollte, rühmte sich, „sie glaube nicht an den padre eterno, an Gott Vater; sie glaube nur an die anime benedette, die Seelen im Fegfeuer, überhaupt sonst an nichts." Es gereicht uns zur Genugthuung, wahrzunehmen einerseits, daß in gegenwärtiger Zeit die Uebertritte zum Romanismus nicht in einem von gemeinsamen Ursachen herrührenden Drange, sondern in rein persönlichen Beweggründen ihren Ursprung haben, und anderseits, daß sie immer weniger hervorragende Geister, sondern immer mehr mittelmäßige und schwache Köpfe zu ihren Helden zählen. Nicht als ob wir den Protestantismus bedauerten, daß er diese Glieder verliert; die Veränderung in den Luftschichten des conversionellen Nervengewitters ist uns ein Fingerzeig dafür, daß die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) nicht so großen Einfluß übt, wie man aus dem Geschrei gegnerischer Kampfhähne vermuthen sollte. Allerdings hatte ihre Macht seit Ausstellung des Trierer Rocks bedenkliche Größenverhältnisse angenommen, zumal in Deutschland und England; denn sie wußte nach allen Seiten hinzuwirken: auf die Wohlthätigen durch ihre Barmherzigkeitsanstalten, (die sehr verdienstlich wären, wenn sie das Wohlthun weniger von hierarchischer Bevormundung abhängig machten); auf Kunstfreunde und Schwärmer durch ihre Bauwerke, und ihren Kultus, (worin ästhetische Fortschritte zu bemerken sind); auf oberflächlich Gebildete durch ihre Tendenzschriftsteller; auf Politiker durch ihre Konkordate; auf Bureaukraten durch ihre festgegliederte Organisation. Aber wir behaupten, daß der romanisirende Einfluß im Ganzen auf die genannten Mittelmäßigkeiten und Unbedeutendheiten beschränkt ist und sich lange nicht mit dem Einfluße der freien Forschung und der geistigen Unabhängigkeit messen kann.

Manche röm. Ideen stehen so außerhalb aller evangelischen Wahrheit, daß die hl. Schrift keine unmittelbare Gelegenheit bietet, über sie etwas zu sagen. Um ihre Einzelkirche als die wahre Kirche zu sichern, gebrauchen Viele den Ausdruck „Kirche" in der Art, daß sie sich stellen, als bestände die Kirche nicht vor Allem aus bestimmten Personen und einem bestimmten unterscheidenden Bekenntniß dieser Personen, sondern als eine selbstständige Anstalt aus Einrichtungen, Handlungen, Formularen, Symbolen u. dgl. Da findet dann die Verschiebung statt, daß diese Dinge die Personen sollen zu einer wahren Kirche stempeln, daß das Unlebendige das Lebendige magisch heiligen soll, während im Gegentheil die Personen bei einem widersprechenden Bekenntniß, bei einem persönlichen Gegensatz gegen die Wahrheit, die Einrichtungen und Handlungen unwahr machen. Unter den Sprechern, welche sich auf dem Concil von Trient über den kirchlichen Ritus verbreiteten, war einer der vorzüglichsten Anton von Valteline. Er meinte: „Die Geschichte zeige klar, daß im Alterthum jede einzelne Kirche ihr besonderes, mehr vom Herkommen, als durch ein Gesetz ein=

ten Ritus die Schafe Christi nicht hungern und die Kinder nicht um Brod bitten, ohne daß es ihnen Jemand breche, so gebietet die hl. Versammlung den Hirten und allen Verwaltern der Seelsorge, daß sie oft während der Meßfeier entweder selbst,

---

geführtes Meßritual gehabt; nur aus Gefälligkeit gegen den Papst hätten manche Provinzen das römische Ritual angenommen; jedoch übrigten noch sehr viele Kirchen, deren Ritus vom röm. ganz verschieden sei. So kämen in der mozarabischen Agende Pferde und numidische Gefechte vor, von tiefer, geheimer Bedeutung; und Alles darin zeige sich so abweichend von den röm. Ceremonien, daß, sähe man nach derselben eine Messe in Italien, Niemand diese Handlung erkennen würde. In Italien unterscheide sich das mailändische Ritual in den wichtigsten Stücken vom römischen; ja dieses römische selbst biete Jedem, der den alten ordo romanus lesen wolle, bedeutende Abweichungen dar. Auch die Kleider, die Gefäße und andern Ornamente, sowohl an den Geistlichen, als an den Altären, seien so verändert und umgewandelt, daß man die Alten darin durchaus nicht mehr erkenne. Wollten daher die Väter sich einschüchtern lassen, den Ritus der gegenwärtigen röm. Kirche zu billigen, so könnte es, wo sie sich nicht härterem Urtheil aussetzen, doch auf keinen Fall an Tadel mangeln, als verdammten sie das Alterthum und viele andere Kirchen. Es scheine ihm daher für die Synode gerathener, bloß das Wesentliche der Messe im Auge zu behalten, von den Ceremonien aber gänzlich zu schweigen." Bei der Bezeichnung des Unterschieds zwischen dem jetzigen röm. Ritus und jenem im ordo romanus wies er besonders darauf hin, daß im ordo romanus den Laien die Communnion unter beiden Gestalten bewilligt ist, und fordert die Synode auf, das gleiche zu gewähren. Diese Rede mißfiel der Versammlung; aber der Bischof von Fünfkirchen nahm die Vertheidigung über sich. „Der Redner, sprach er, habe weder etwas Falsches vorgetragen, noch Anstoß oder Aergerniß erregen können; wer also ihn verdamme, der verdamme nur sich selbst als ein Subjekt, das unempfänglich sei für die Stimme der Wahrheit." Wir dürften nun billigerweise erwarten, daß diejenigen Laien, welche aus dem regelmäßigen Besuche der Messe eine Gewissenssache machen, mit der Bedeutung dieser Gebräuche genau bekannt seien und ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf das richten, was die Natur der Sache erheischt. Doch ihrer sind Wenige. Man beschäftigt sich um so seltener mit den falschen oder zweifelhaften Meinungen, die über einen Gegenstand verbreitet sind, je mehr Einsicht man über diesen selbst erlangt hat, oder je mehr das Gemüth durch unnöthige Nebenvorstellungen von der genauen Betrachtung der Hauptvorstellung und ihrer Grenzen abgezogen wird. Die Mehrzahl der Anwesenden denkt bei den Ceremonien an Alles mehr, als an deren Bedeutung; die Andächtigen benutzen während der Zwischenakte die Muße, ihr religiöses Bedürfniß durch Gebete und geistliche Lektüre zu befriedigen und richten ihre Aufmerksamkeit erst dann auf den eigentlichen Gegenstand der Messe, wenn das Signal mit dem Glöckchen gegeben wird. Es kömmt dies auf's Nämliche heraus, als wenn Einer die Oper besuchte und sich dabei, in spekulative Beschauung verloren, im Einmaleins und Dividiren übte. Alles hat seine Zeit. Absichtliches Moralisiren ist mit ächter Dichtung unvereinbar. Nach Unserer Ueberzeugung gleichen die meisten Meßgebräuche dem Flitterkram eines banalen Possenreißers, welcher das sog. Mysterium in's Lächerliche zieht, oder der Vermummung eines verzwickten Visionärs, à la Alphons Maria Lüguori und Komp., welcher sich zerarbeitet, bodenlosen Tiefsinn auf die Oberfläche zu fördern; und Wir hoffen es dem unparteiischen Leser leicht zu machen, die Gründe zu errathen, weßwegen es dem Klerus nicht frommen kann, die Zahl der Eingeweihten zu vermehren: So lange es ihm gelingt, sein Geheimniß in Verschluß zu bewahren, stehen die Gegängelten wie vor einer ahnungsvollen Zauberwelt, die sie um so mehr anlockt, je dunkler es in ihr aussieht. „Besser", sagt Herr Liguori, „besser ist im Stücke der kirchlichen Gebräuche jene Kirche daran, die zu viel, als jene, die zu wenig hat." Allerdings, wer sich an den Speisen, die bloß Appetit machen sollen, satt ißt, der läßt hernach den Werth der Mahlzeit auf sich beruhen. Wenn andere Schriftsteller, erfinderischer und beifallsbedürftiger als Wir, sich die Kunst andressirt haben, Variationen über das Thema der Einheit aufzuführen, um ihrer Knochenlehre auf die Beine zu helfen und lichtfreundliche Schöngeister mittelst allerlei sublimer Gedanken neumodischen Zuschnitts an der äußeren Erscheinung des papistischen Geheimnisses zu fesseln, so erregt ein derartiges Unterfangen

oder durch Andere, insbesondere an den Sonn- und Festtagen, Einiges von dem, was in der Messe gelesen wird, auslegen und unter Anderem irgendein Geheimniß dieses heiligsten Opfers erklären sollen. (Ibid. cap. 8.)

---

in Uns keinen Neid; sie sind im Genuß eines verfassungsmäßigen Rechts, wenn sie ihr bischen Daseinsgefühl in der auch für sie scheinenden Sonne der Preßfreiheit abspinnen. So groß die Dienste dieser bewußten oder unbewußten Escamoteure sich erweisen: die unbefleckte Braut des Lammes (Papst und ein Theil des Klerus) ermuntert sie zwar aus respektvoller Ferne, aber begeht nicht mehr die Unklugheit, es durch ausdrückliche Anerkennung eines Theiles ihrer Anbeter mit dem andern Theile zu verderben und die lauernden Gegner zu schadenfrohem Hohne zu reizen. Es zieht eine stille Thräne über die schöne Wange: eine stumme Perle der Wehmuth. Man glaubt, bei ihr die klangvollen Stimmen eines Nonnengesanges aus einem zwischen Baumgruppen gelegenen Münster zu vernehmen; eine rosige Morgendämmerung, beziehungsweise der weiße Schleier des Abendnebels schillert durch die Scheiben; Flur und Anger finden sich mit einem geisterhaften bläulichen Dunst überzogen, ringsum weht ächter Waldgeruch, und ein Echo haucht süßvibrirende Akkorde durch den düsteren Hain. „Die Sonne am Himmel der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), ihr Leben, ihre Kraft, ihr Reichthum, in Wahrheit ihr höchstes Gut, sagt so Eine, sei der Gottmensch, der im allerheiligsten Sakramente bei seiner Braut verbleibt bis an das Ende der Tage." Ebenso unfähig, einen Gegenstand mit Deckfarben zu übermalen, als ungewohnt, neue Lappen ungewalkten Zeuges an ein altes Kleid zu flicken, beschränken Wir Uns auf die Aussagen ihrer ältesten und umsichtigsten Freunde und bemerken, daß das Drama der Messe insofern etwas verwirrt ist und an Einheit der Handlung leidet, als das Gebahren des Priesters der Annahme einer persönlichen Gegenwart Christi widerspricht, indem nicht abzusehen ist, wie Christus, wenn leibhaftig gegenwärtig, seine Person durch eine andere Person repräsentiren lassen sollte. Mangel an Uebereinstimmung pflegt der modernen Antike eigen zu sein. Wir wählen dazu vornehmlich Innocens III. und Thomas von Aquino, Herolde, in denen die höchste Kraft mittelalterlicher Schulfuchserei und bombastischer Selbstüberhebung, weitschichtigen Enthusiasmus' und romantischen Muthwillens verkörpert ist, deren in den Ideenkreis des neunzehnten Jahrhunderts hineingetragener Trödel sich trefflich eignet, das Gemüth jedes Taufschein-Katholiken durch das Bewußtsein seiner im Urtheile der Vernunft zweckwidrigen Stimmung mit sich selbst unzufrieden und launisch zu machen. Herr Innocens hatte seine sechs Bücher „von den Heimlichkeiten der Messe" zu der Zeit geschrieben, da er schon zu der obersten Leitung der Angelegenheiten der röm. Kirche befördert war. „Treffliche Winke", sagt einer seiner Lebensbeschreiber, „treffliche Winke liegen in ihnen für den Priester, um mit desto hellerem Blick, in so klarerem Bewußtsein diesen lebenquellenden Centralakt seiner hl. Dienstverrichtung würdiglicher zu begehen." Urban IV. hatte dem englischen Doktor Thomas von Aquino den Auftrag gegeben, seine göttliche Komödie mit Bildern aus dem A l t e n Testament zu illustriren. Wir werden einige Luftsprünge dieses Athleten die Musterung passiren lassen. So frei, wie die damaligen Theologen dichteten, malten die Maler: Auf dem Parnaß erscheint Apollo bei den größten Meistern Italiens stets mit der Geige, und die Maler der Katakomben gesellten zu ihren Darstellungen aus dem Neuen Testament Uranus, Rhea und die Flußgötter. Es war von entscheidender Wichtigkeit, daß Luther schon frühe in Berührung mit d e n geistigen Mächten kam, welche vorzugsweise den geraden Weg zu d e r Wahrheit, wie e r sie bedurfte, hemmten und verdüsterten: In Mönchthum, in Scholastik und in hierarchischem Priesterthum sollte er vergeblich nach Stillung seiner Seele und nach Frieden ringen. Wir haben vor uns das mit Approbation des hochwürdigsten erzbischöflichen Ordinariats zu Freiburg im Breisgau von Dr. H. Rolfus herausgegebene, zum Gebrauche der Mitglieder der Erzbruderschaft des allerheiligsten Altarssakraments eingerichtete sakramentalische Unterrichts- und Gebetbuch. Seinen Inhalt bildet eine ungewöhnlich reiche Zusammenstoppelung von Blüthen scholastischer Denkprozesse. Sehr Vieles, was wir im Originale gelesen hatten, fanden wir da in Form von Plagiaten wieder, theils nackt, theils eingehüllt in mehr oder weniger durchsichtige Zuthaten. Ein in der päpstlichen Encyclica vom 8. Dez. 1864 verdammter

Wenn Jemand sagt, die von der Kirche angenommenen und genehmigten Gebräuche, welche bei der feierlichen Verwaltung der Sakramente beobachtet werden, können entweder mißachtet, oder ohne Sünde von den Verwaltern nach Belieben

Satz lautet: „Die Methode und die Prinzipien, vermittelst deren die alten scholastischen Gelehrten die Theologie kultivirt haben, passen nicht mehr zu den Anforderungen unserer Zeit, noch zu dem Fortschritte der Wissenschaft.“ Rom ändert seine Meinungen nie, heißt es in gelehrten Büchern. Die Werke der scholastischen Gelehrten führen ein mehr zurückgezogenes, als beschauliches Leben und sind so ziemlich auf die Gesellschaft von Büchermotten beschränkt.

Auf drei Wegen nähert sich der höhere Mensch dem Siege des göttlichen Prinzips. Aus dem schöpferischen maßgebenden Ausgangspunkt innerer Religion wird sich vor Allem das sittliche Bewußtsein bewähren. Als den zweiten Weg bezeichnen wir das folgerechte Fortschreiten zur Einheit der Idee, jenes Streben des nach Erkenntniß dürstenden Geistes, der in Irrthum und Zweifel sich unglücklich und wie in Verbannung fühlt. Der dritte Weg ist der ästhetische, d. i. das lebendige Gefühl der ewigen Schönheit in ihren verschiedensten Erscheinungsformen und Stufen. Alles an sich Ueberflüssige, das gleichwohl befohlen wird, ist eine Fessel. Nach Pater Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, erkennt man auch die hohe Vortrefflichkeit der hl. Messe aus den vielen Gegenständen, welche zu einer Messe nothwendig sind. Papst Innocens III., welcher mit einem an burlesken Einfällen überschwenglichen Geiste behaftet war, gibt an, „das Altarssakrament sei ein Bild des Mahls, zu welchem dem heimgekehrten Sohn der Vater ein fettes Kalb schlachtete, das Brod des Lebens vorsetzte, sammt dem Wein, welchen Weisheit mischte. Man müsse anerkennen, die Dienstverrichtung der Messe sei mit dermaßen umsichtiger Anordnung festgestellt worden, daß Alles was durch Christus und mit Christus, von der Zeit an, da Er vom Himmel herabstieg, bis dahin, da Er in denselben hinaufstieg, geschehen ist, größtentheils darin enthalten ist und in derselben sowohl durch Worte, als durch Zeichen in wundervoller Weise vergegenwärtigt wird.“ (Introduct. myst. miss.). Das Kopftuch, amictus, ist eigentlich kein Kleidungsstück, sondern ein einfaches leinenes Tüchlein. Weil es um den Hals gebunden, könnte man es ebensogut ein Hals- oder ein Schultertuch (humerale) nennen. Vor Zeiten wurde der Kopf mit diesem Tuche verbunden, und so schritt der Priester mit bedecktem Haupte zum Altar. Beim Anfang der Messe schob er sein Angebinde hinab und blieb unbedeckten Hauptes, bis er vom Altare wegtrat. Nach Angabe Innocens' III. (Myst. miss. lib. I. cap. 10.) bezeichnen die beiden Schleifen, mittelst deren der Amikt vorne an der Brust gebunden wird, Absicht und Endzweck, nach denen das Werk sich richten soll, damit es nicht im Sauerteig der Bosheit und Schlechtigkeit, sondern im Süßteig der Aufrichtigkeit und Wahrheit geschehe. Er ist vorhanden, weil der hl. Paulus (Eph. 6, 17.) den Ephesern schreibt: „Nehmet den Helm des Heils“, und weil (Jes. 19, 1.) geschrieben steht: „Siehe, der Herr wird auf einer schnellen Wolke fahren.“ Es bedeutet den mit einer Wolke bedeckten Engel (Off. 19, 1.). Zufolge Herrn Martin Cochem wird dadurch das leinene Tuch angezeigt, mit welchem die Juden im Hause des Kaiphas Christi Angesicht bedeckt und spottweise gesagt haben: „Weissage uns, Christus, ¿wer hat Dich geschlagen?“ Manche geben die Phantome einer entschwundenen Vergangenheit für prophetische Erscheinungen der Zukunft. — Ueber seine gewöhnliche Kleidung zieht der Priester das Chorhemd, alba, an: nach der etwas bemäntelnden Zulage Innocens' III. (Lib. I. cap. 36.) ein leinener Ueberwurf, unendlich verschieden von Röcken aus Fellen, welche von todten Thieren verfertigt werden, und womit Adam nach der Sünde sich bekleidete. Immer sei Christi Kleid rein und weiß gewesen, weil Er keine Sünde begangen und kein Falsch auf seiner Zunge erfunden worden ist. Dieses Gewand sei weiß und von feiner Leinwand, weil es (Off. 19, 8.) heißt: „Die feine Leinwand aber ist die Gerechtigkeit der Heiligen“, und (Pred. Salom. 9, 8.): „Laß Deine Kleider immer weiß sein.“ Es ist abermals unser Innocens (Lib. I. cap. 51.), welcher diese wunderbare Entdeckung gemacht hat und die noch wunderbarere, daß die leichten, grün- und rothseidenen Stickereien auf diesem Ueberhemd nur darum angebracht sind, weil David (Ps. 45, 10.) ausruft: „¡Die Braut stehet zu Deiner Rechten in eitel köstlichem Golde!“ Herr Gabriel Biel, in seiner eilften Lection über den Meßcanon, sieht in dem Chorhemd das weiße Kleid, welches Herodes

weggelassen, oder von jedem Kirchenobern in andere, neue umgewandelt werden: der sei verflucht. (Ibid. sess. VII. de sacram. can. 13.)

Christo anlegen ließ, um ihn zu verspotten. Von einem Porphyrogeneten berichtet der Chronist, er habe die ganze Offenbarung Johannis auf seinen Krönungsmantel sticken lassen. Der Schatz des vielseitigen Wissens scheint da und dort in die Perspektive des Grundgedankens störend hineinzudringen. — Jesajas hatte den Gürtel des Priesters, cingulum, im Sinne, als er weissagte: „Gerechtigkeit wird der Gürtel seiner Leiden sein" (Jes. 11, 5.); und Paulus redete davon, als er sagte: „Umgürtet Euere Lenden mit Wahrheit" (Eph. 6, 14.). Zufolge Herrn Martin Cochem stellt der Gürtel den Strick vor, womit Christus auf dem Oelberge von den Juden gebunden und gefangen worden ist. Er wird getragen, damit die priesterliche Keuschheit durch keinerlei Stachel von Reizmitteln zu nichte gemacht werde. Zu den Zeiten des Mittelalters mußten in Rom seßhafte Juden zur Erhöhung des Carneval-Vergnügens und zur Augenweide des Pöbels, inclusive Papst, wettrennen, nackt bis auf einen Gürtel. Nach Vorschrift des Meßbuches betet der Priester, wenn er den Gürtel um seine Lenden schlingt: „Herr, umgürte mich mit dem Gürtel der Reinigkeit; tilge in meinen Lenden den Saft der Wollust, damit die Tugend der Enthaltsamkeit und Keuschheit in mir bleibe." ¡Wie manche edle Gegenwehr wurde durch die Unentschlossenheit eines einzigen Augenblicks zu nichte! Seine Durchlaucht, der Herr Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl Joseph von Erthal, brachten (1790) auf die reichsconstitutionsmäßige Kaiserkrönung in Frankfurt unter einem Gefolge von 1500 Menschen sogar eine Amme und einen Kapaunenstopfer mit. „Der Kurfürst", berichtet der Nuntius Bartholomäus Pacca, „der Kurfürst führt ein durchaus weltliches Leben und erinnert sich nur dann, Bischof zu sein, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbietet, den Papst zu beunruhigen, oder sich dem hl. Stuhle zu widersetzen." Ferdinand Cortez dringt in seinem ersten Briefe an Karl V. darauf, vor Allem dahin zu wirken, daß recht viele fromme Heidenbekehrer nach Mexiko gesandt würden; doch ja keine Bischöfe mit ihren Lastern, ihrer Geldgier und ihrem bösen Beispiel. Einige Jahre später (1528) ließ dieselbe Majestät die Stadt Rom stürmen und plündern und fügte, wie Paul Sarpi berichtet, zu dieser Schonungslosigkeit auch noch den Hohn, in Spanien für die Befreiung des Vaters der Christenheit (Clemens' VII.) beten zu lassen, den er doch in Rom gefangen hielt. Einer seiner Feldherrn, Georg Fronsperg, hatte da auf dem Marsch gen Rom neben dem Feldzeichen einen Strick einher tragen lassen, an welchem er, wie er bei den Soldaten spaßte, den Papst aufhängen wollte. — Die Stola, eine rechts und links vom Halse über die Schulter herabhängende Binde, soll ehedem ein weites verbrämtes Prachtgewand gewesen sein, von welchem nur mehr die Verbrämung geblieben. Sie ist das Symbol der priesterlichen Gewalt und muß allezeit getragen werden, wenn der Priester eine Amtshandlung zu verrichten hat; deßwegen werden auch die Gebühren, welche für priesterliche Amtsverrichtungen entrichtet werden, Stolgebühren genannt. Sie zeigt an, daß man zur Rechten und zur Linken bewaffnet sein müsse (2. Kor. 6, 6—7.); sie ist das Joch, wovon Matth. 11, 30. gesprochen ist; sie versinnbildlicht, nach Pater Cochem, die eisernen Ketten, welche Christo nach seiner Verurtheilung um den Hals gelegt worden seien. Nach Innocens III. (Lib I. cap. 38, 54.) bedeutet sie Gehorsam und Knechtschaft: „Hier ist der wahre Jakob, welcher aus Gehorsam für den Befehl seines Vaters Isaak und seiner Mutter Rebekka dem Laban diente, um Rahel und Lea zu heirathen" (1. Mos. 29.). Herr Innocens mißkennt nicht die Hülfsmittel, leicht und genau die zartesten Abschattungen des Gedankens auszudrücken. Sie bedeutet auch die Weisheit, oder die Geduld; sie wird mittelst einiger Knoten mit dem Gürtel verknüpft, weil Tugenden zu Tugenden sich gesellen müssen, damit sie durch keinen Anlauf der Versuchung entweiht werden. „Man kann alles sagen", lautet ein Satz von F. C. Dahlmann, „man kann alles sagen, wenn man es zu sagen versteht." — Die breite Binde am linken Arm des Meßpriesters, **manipulus**, ist in den Worten Davids decretirt (Ps. 126, 6.): „Und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben." Vor Alters war sie von Leinwand und diente dazu, den Schweiß und die Zähren des Priesters zu trocknen. Die Altvordern glaubten an eine urbildliche Einheit zwischen dem Wesen und der Erscheinung. Schweißtuch wird sie genannt, weil (Lib. I. cap. 59.) mit ihr der Schweiß des Gemüths abgetrocknet, der Schlummer

Wenn Jemand sagt, der Canon der Messe enthalte Irrthümer und müsse darum abgestellt werden: der sei verflucht. (Ibid. sess. XXII. can. 6.)

---

des Herzens verscheucht wird, auf daß unter Verscheuchung der Langweiligkeit oder der Schlaftrunkenheit der Priester wackerer sei zu guten Werken. Darum sagt im Hohen Lied (5, 2.) die Braut: „Ich schlafe, aber mein Herz ist wach.“ Wer nicht weiß, warum der Priester diese Serviette eher in der linken, als in der rechten Hand trägt, dem wird Innocens III. (Lib. I. cap. 43.) Auskunft ertheilen; es geschieht, weil im Hohen Lied (2, 6.) geschrieben steht: „Seine Linke liegt unter meinem Haupte“. „Wer die Form nicht gleichzeitig mit dem Lebensinhalt bildet, der bleibt ein Formennarr ohne Zeugungskraft und Witz“, meint Bogumil Goltz. — Das Kleidungsstück, welches alle andern bedeckt, ist das Meßgewand, casula. Dasselbe wird vor allen Kleidern, die zur Messe gebraucht werden, so genannt, weil es nicht, wie die übrigen Meßkleider, auch zu andern Verrichtungen angezogen wird. Es ist jenes Kleid Aarons, in welches der Balsam herabgeflossen ist (Ps. 133, 2.), oder (wenn man lieber will, denn der unfehlbare Innocens behauptet beides) das hochzeitliche Kleid, wovon Matth. 22, 12. die Rede: „¿Freund, wie bist Du hineingekommen, und hast doch kein hochzeitliches Kleid an (Lib. I. cap. 58.)?“ Es bedeutet die Liebe, weil Petrus (1. Petr. 4, 8.) sagt: „Die Liebe wird eine Menge von Sünden bedecken.“ Seine Heiligkeit erblickt darin noch die allgemeine Kirche (Lib. I. cap. 42.). Die Kirche hat einen guten Magen. „Es war in alten Zeiten Sitte“, sagt Anton von Bucher, „es war in alten Zeiten Sitte, daß Fürsten und Herrschaften aus der Mode gekommene Kleider den Altären, Heiligen und Priestern zur Zierde verehrten, wie denn zu München eine Fürstenperson dem hl. (?) Xaverius den reichen Schlafrock und der Mutter Gottes ein braunes, goldreiches Kleid verehrt hat. Von dieser Gewohnheit kommt es auch her, daß wir noch zuweilen Meßkleider sehen, auf welchen nicht nur Früchte und Blumen aller Art, sondern auch Schiffe, Gebäude und alte Rudera paradiren, wohl auch Hasen im Krautgarten und Schafe und Schäferhunde sammt Schäfer und Schäferinnen in Situationen, wie sie Moschus und Bion erscheinen lassen, wobei man freilich die Instrumente des Leidens Christi, die in den Meßkleidern vorgestellt werden sollen, leicht vergißt. Angethan mit dem oben beschriebenen Zeuge, dem wir keinen andern, als einen antiquarischen Werth beilegen, tritt der Priester zum Altar. Durch Innocens III. werden wir belehrt (Lib. V. cap. 2.), das fünfmalige Zeichen des Kreuzes, welches der Priester auf die Oblate und den Kelch macht, bedeute jene fünf Löcher des lebendigen Felsens (die fünf Wunden am Kreuze), in welchem die unbefleckte Taube fruchtbar nistend haust; lib. IV. cap. 2. heißt es, man mache mit der Hostie drei Kreuze auf den Kelch, wegen der drei Frauen, welche Christus im Grabe zu suchen kamen; lib. II. cap. 22. wird behauptet, der Priester müsse während des Gebets nach Osten sehen, weil es (Luk. 1, 78.) heißt: „Der Aufgang aus der Höhe hat uns besucht.“ Es ist der Triumph der Theaterkritik, das Zusammenspiel aller einwirkenden Momente mathematisch scharf zu erfassen. Der Priester bricht die Hostie in drei Theile, damit wir den Herrn erkennen, gleich den zwei Jüngern, denen Jesus am Tage der Auferstehung erschienen. Herr Thomas von Aquino (De sacram. altar. cap. 4.) gibt als Grund hievon an, „weil es dreierlei Gattungen von Messen gebe: für das Heil der Lebenden, für die Ruhe der Gestorbenen, für den Ruhm der Seligen. Hinsichtlich der ersten Gattung stehe geschrieben (3. Mos. 5, 15.): So Jemand sich vergehet und sündiget aus Versehen, so bringe er als Schuldopfer einen fehllosen Widder, d. h. Christum. Hinsichtlich der zweiten Gattung stehe geschrieben (3. Mos. 17, 11.): Ich habe Euch das Blut auf den Altar gegeben, Euere Seelen zu versöhnen; denn das Blut versöhnet das Leben. Und darum werde das Fleisch und das Blut Christi für die Seelen der Gestorbenen geopfert, damit sie von der Strafe des Fegfeuers erlöst werden. Hinsichtlich der dritten Gattung stehe geschrieben (3. Mos. 10, 14.): Die Webebrust des Opfers sollst Du, und Deine Söhne und Deine Töchter mit Dir, essen an reiner Stätte; die Webebrust, d. h. das Beste und Süßeste des Thiers, bedeute die Süßigkeit des Körpers Christi, insofern er an reiner Stätte gegessen wird, d. h. insofern er die Seligen im Himmel ergötzt, darin, daß sie sich in diesem Opfer am meisten freuen und sich Glück wünschen über das Andenken des Erlösers, über den Anblick unseres Heils und über die Bewunderung der göttlichen Güte.“ Ein Schriftsteller

Wenn Jemand sagt, die Ceremonien, Kleider und äußerlichen Zeichen, deren sich die Kirche bei der Meßfeier bedient, seien mehr Reizmittel zur Gottlosigkeit, als pflichtschuldige Erweisungen der Gottseligkeit: der sei verflucht. (Ibid. can. 7.)

---

wird durch bloße Gelehrsamkeit nicht den moralischen Sinn entdecken, dessen Auffindung doch den wesentlichen Zweck der Schriftauslegung für Jeden, der das Bedürfniß einer Religion fühlt, ausmacht. Der Minorit Petrus Galatinus (De arcan. cath. virit. lib. X. cap. 4.) findet die Emporhebung der Hostie schon im Alten Testamente befohlen. Weil es (Ps. 72, 16.) heißt: „Auf Erden, oben auf den Bergen wird das Getreide dicke stehen", ist Herr Galatinus so scharfsinnig, daß er aus dem Getreide Hostien, und aus den Bergen katholische Priester herausklügelt, welche die Hostie über ihre Häupter emporheben. Er hält dafür, diese Bemerkung sei genug für die Halsstarrigkeit der Juden und ihrer Beförderer. Das hebräische Wort Schiboleth, das wir als Loosungswort einer Partei gebrauchen (Richt. 12, 5—6.), heißt auf deutsch Aehre. Herr Pater Martin Cochem behauptet, „mit den priesterlichen Kleidern habe Christus sich angekleidet in der heiligsten Sakristei des mütterlichen Leibes, indem Er unser Fleisch angenommen und das Kleid unserer Sterblichkeit angezogen habe. Aus dieser Sakristei sei Er in der hl. Christnacht hervorgegangen und habe den Introitus oder Meßeingang angefangen, da Er in die Welt eintrat. Das Kyrie eleïson habe Er gesungen, als Er in der Krippe liegend seine Händlein nach Hülfe ausstreckte. Das Gloria in excelsis haben die Engel zum Orgeltone der Nachtlüfte auf dem Wolkenchore des Himmels stehend gesungen, während der Priester, nämlich das Kindlein, ruhig im Stalle geblieben." Von den Anfangsworten der beim Meßeingang gebrauchten Antiphonen (abwechslungsweises Absingen verstümmelter Psalmen) haben mehrere Sonntage ihre Namen erhalten, z. B. der erste Sonntag nach Ostern „Quasimodo", weil der Introitus sagt: „Quasimodo geniti infantes lac concupiscite. Als neugeborne Kinder verlanget Milch." Im Meßbuche Pauls III. finden sich beim Kyrie eleïson verschiedene Zusätze; diese schienen Pius V. zu neu und er strich sie aus dem röm. Meßbuche. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß sich mindestens gleich bleiben, er werde zum ersten Mal vorgebracht, oder man höre dessen zehntausendste Wiederholung. Das Gloria in excelsis sind die von der Vulgata verfälschten Worte des Gesanges der Engel bei Christi Geburt (Luk. 2, 14.). Innocens III. (Lib. II. cap. 30.) belehrt uns, daß Christus in der Krippe zwischen Ochs und Esel geboren ward, weil der Friede zwischen den Menschen hergestellt ist; und im weiteren, daß in dem Stalle, wo Christus geboren, ein Ochs und ein Esel gewesen sei, nachdem geschrieben steht: „Ein Ochs kennt seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht" (Jes. 1. 3.); der Ochs bedeute die Juden, und der Esel die Heiden. Die meisten Leser haben etwelchen Respekt vor der Geistestiefe Desjenigen, den man schwer versteht. Ein Mensch kann den Ochsen zur Tränke führen; hundert Menschen zwingen ihn nicht zum Trinken. Herr Thomas von Aquino (Opusc. 92. art. 2.) schreibt höchst schlußrichtig: „Hiob sagt, die Rinder pflügten, und die Eselinnen giengen neben ihnen an der Weide (1, 14), weil nämlich die Niedrigen, welche durch die Esel bedeutet werden, sich nach den Höhern richten müssen, welche durch die Ochsen bedeutet werden." Nicht jeder Skribent liebäugelt mit der Nachwelt. Hier gilt für Die, welche mit Meßgeldern zu thun haben, das Wort Friedrichs des Großen: „Ich habe ihn an die Krippe gebunden; frißt er nicht, so ist er ein Narr." — Das Responsorium, welches nach dem Kyrie eleïson und dem Gloria in excelsis gesungen wird, ist eine Art von Gebet, je nach den Festen verschieden. Innocens III. (Lib. II. cap. 27.) will, daß diese Gebete immer in ungerader Zahl seien, „weil Virgil (!) gesungen hat, die ungerade Zahl sei Gott angenehm: Numero Deus impari gaudet (Eclog. 8. 75.)." Seine Heiligkeit versteht sich auf Gruppirung von Bildern nach humanistischen Gesichtspunkten. „Gott", schreibt Herr Innocens, „Gott verabscheut Trennung und Spaltung. Man liest daher, daß Er die Werke aller Schöpfungstage gesegnet habe; diejenigen des zweiten aber nicht, weil die Zweizahl von der Einheit weicht, und die übrigen theilbaren Zahlen in derselben ihren Ursprung haben. Man hat sich daher wohl zu hüten, wenn etwa ein Gebet für Verstorbene eingelegt werden soll, daß dieses nicht als das letzte, sondern als das vorletzte oder drittletzte gesprochen werde, weil das Ende zu seinem

Wenn Jemand sagt, der Ritus der röm. Kirche, nach welchem ein Theil des Canon und die Verwandlungsworte mit leiser Stimme ausgesprochen werden, sei verdammungswürdig, oder die Messe müsse nur in der Landessprache gehalten, oder

---

Anfang nicht sich zurückwenden soll." — Der Meßcanon soll nicht nur leise, sondern auch schnell gelesen werden, „weil", sagen röm. Schriftgelehrte, „die Israeliten das Osterlamm in Eile gegessen haben." Die wichtigste Begebenheit des Neuen Bundes, meinen sie, sei das Meßopfer, d. h. die Erlösung durch Christum, als des zweiten Moses, wovon der Auszug aus Aegypten nur Vorbild war: „Dies sei der eigentliche Neue Bund; dadurch werden auch wir befreit von dem Drucke und der Dienstbarkeit der Aegypter, d. i. der Sünde, die im rothen Meere des Blutes Christi untergeht." „Wie den Hebräern", sagt Innocens III. (Lib. IV. cap. 2.), „wie den Hebräern nach dem Durchgang durch das rothe Meer, da die Aegypter bereits ertrunken waren, das Manna gegeben wurde, so wird den Christen nach der Abwaschung durch die Taufe die Eucharistie gereicht, damit wir durch die Taufe rein werden von allem Bösen, durch die Eucharistie bewahrt in allem Guten. Denn wie das Manna jenes Volk durch die Weite der bahnlosen Wüste in das Land der Verheißung geleitete, so führt die Eucharistie dieses Volk durch die Verbannung des gegenwärtigen Lebens in das Vaterland." Der Weise vergißt nie, daß er irren kann. Die Geister der Natur gönnen ihren Segen nur Dem, welcher ihnen frei und sicher gegenübersteht; sie empören sich, wo sie Schwäche, Eile und halben Muth ahnen. — Canonisch gesinnte Scholastiker bemerken mit männlichem, siegesgewissem Scharfsinn, „der erste Buchstabe des Meßcanons sei ein T, welcher Buchstabe ein Kreuz vorstelle, jedoch ohne Spitze, weil Christus nicht hatte, wo Er sein Haupt hinlegte." Wir erstaunen, nicht selber empfunden zu haben, was sie mit blendender Klarheit hier uns vor die Seele führen. Einige auserlesene Querköpfe gehen aus der Hand der Natur, wie Pallas Athene aus Jupiters Haupt, in voller Ausrüstung und Ausgewachsenheit hervor. Die mangelnde Spitze bezeichnet, nach Unserer Autorität, den Höhepunkt der Entwicklung der mittelalterlichen Philosophie, ungefähr so, wie die Knochen im Transsubstantiationsbegriff unverrückbare Marksteine eines verrückten und verknöcherten Glaubensinventariums bilden. — Herr Thomas von Aquino (De sacram. altar. cap. 15.) lehrt: „die Messe dürfe nicht mit seidenem oder farbigem Tuche, sondern nur mit reiner Leinwand gefeiert werden. Zur Weiße der Leinwand aber führen drei Dinge: Erstens werde sie gewaschen, zweitens ausgewunden, drittens getrocknet. Wenn daher Jemand ganz rein sein wolle zur Aufnahme des Herrn, so müsse er erstens durch das Wasser der Thränen gereinigt, zweitens durch die Werke der Buße ausgewunden, drittens durch die Gluth der göttlichen Liebe von der Feuchtigkeit der fleischlichen Lüste getrocknet werden. Hinsichtlich des Ersten stehe geschrieben 2. Mos. 30, 19—21.: Aaron und seine Söhne werden ihre Hände und Füße, d. h. ihre Werke und Gedanken, waschen mit dem Wasser der Selbstpeinigung und Beichte, wenn sie zum Altare gehen, auf daß sie nicht sterben. Jerem. 4, 14.: So wasche nun, Jerusalem, Dein Herz von der Bosheit, auf daß Dir geholfen werde. ¿Wie lange wollen bei Dir bleiben die leidigen Lehren? Hinsichtlich des Zweiten stehe geschrieben 2. Mos. 26, 31.: Und sollst einen Vorhang machen von gezwirntem Byssus, d. h. (?) von den Werken der Buße, von Fasten, Gebeten, Elend u. dgl. Item. Ps. 34, 20.: Der Gerechte muß viel leiden. Hinsichtlich des Dritten stehe (Hoheld. 4, 7.) geschrieben: Du bist allerdings schön, meine Freundin, d. h. ganz gewaschen, ausgewunden und getrocknet." Aus der Abspannung, die auf das heiße Streben folgt, mag man sich manchen Kaltsinn erklären. „¡Heil dem Menschen", ruft Bogumil Goltz, „Heil dem Menschen, wenn der frische Strom einer gewaltigen Leidenschaft sich über seinen Schulstaub ergießt!" Darauf sollten unsere Sittenprediger ihr Augenmerk richten, daß sie sich nicht bloß gegenseitig mit ihrem Schulstaube bepudern, sondern wahrhaft das Leben bilden helfen. — Das Wort Agnus in den vom Chore gesungenen Worten Agnus Dei etc. kömmt nach einer abstrusen Wendung Innocens' III. (Lib. IV. cap. 4.) vom griechischen agnon her, was im Lateinischen pium, heilig, bedeute. Ist falsch; das griechische Wort für heilig ist hagion. Wer seinem Leserkreis so oft ein X für U vorgemacht hat, mag ihm auch wohl ein n für i vormachen. Vielleicht dachte dieser Bearbeiter der Mysterien der Messe, das Unnachahmliche seines Geistesschwunges würde durch ängstliche Behutsamkeit leiden, und

dem Wein im Opferkelche soll kein Wasser beigemischt werden, deßwegen, weil es gegen die Einsetzung Christi sei: der sei verflucht. (Ibid. can. 9.)

Dieses Opfer hat viele und sehr feierliche Gebräuche, von denen keiner über-

---

es wäre Pedanterie, bei einem Manne seiner Personalchronik von philologischen Anforderungen zu reden. Die Geisterklopfer (Hos. 4, 12.) pflegen ja selbst mit der Orthographie auf gespanntem Fuße zu leben. Noch in den Vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ward einem guten Theile der kirchenstaatlichen Unterthanen, denen man die Lesekunst beigebracht hatte, eine Broschüre in die Hand gespielt, betitelt Tesoro della Devocione. Das Herannahen des Priesters an den Altar bedeutet nach besagter Broschüre den Eintritt Christi in den Garten Gethsemane, und sein hier verrichtetes Gebet sei eine Anspielung auf den Beginn der Messe; das Küssen des Altars rufe den Judaskuß ins Gedächtniß; wenn der Priester sich umwendet und das Dominus vobiscum spricht, so stelle er Christum vor, als dieser sich umwendete und auf Petrum blickte. Der Priester verbirgt die Hostie, sobald er sie empor gehoben, unter das Tuch, oder der Diakon nimmt sie vom Altar weg und hüllt sie rückwärts ein, wodurch (Lib. II. cap. 59.) die Flucht und das Verstecken der Jünger angedeutet wird, welche, während das wahre Opfer dargebracht wurde, sich verborgen hielten. Die Hostie wird in drei Theile getheilt, „denn", bemerkt Herr Dr. Hermann Rolfus, „das ganze Erlösungswerk wurde von der allerheiligsten Dreieinigkeit angeordnet und vollführt." Der eine Theil der Hostie wird in den Kelch gethan mit den Worten: „Diese Mischung und Vereinigung des Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu Christi gereiche uns, die wir es empfangen, zum ewigen Leben." Wenn der Priester die Hände wäscht, so bedeute das Pontium Pilatum, der seine Hände vor dem Volke wusch und sprach, er sei unschuldig an dem Blute des Gerechten. Daß das Weihrauchfaß während der Messe dreimal hin und her gezogen wird, deutet nach der Versicherung Innocens' III. (Lib. II. cap. 57.) an, Maria habe die Salbe dreimal auf den Leib Jesu ausgegossen: Das Erstemal, als sie seine Füße salbte in dem Hause Simons des Pharisäers; das Anderemal, als sie die Salbe in dem Hause Simons des Aussätzigen über sein Haupt ausschüttete; das Drittemal, als sie Wohlgerüche kaufte, um Jesum einzusalben, da Er schon im Grabe lag. Sobald der Priester an die Stelle gekommen ist: Nobis quoque peccatoribus, famulis tuis, schlägt er sich an die Brust und unterbricht das Stillschweigen, was (Lib. V. cap. 12.) die Zerknirschung der Beichte des Missethäters bedeute (Luk. 23, 41.). Wenn ein Frömmler das Geständniß ablegt: „er selbst sei einer der größten Sünder", so darf man ihm glauben. Geistig aber soll der Weihrauch der Gottesergebenheit angezündet werden in dem Rauchfaß des Herzens, mittelst des Feuers der Liebe. Auf dem Concil von Trient brach Streit aus zwischen dem französischen und dem spanischen Gesandten. Der Graf von Luna, Gesandter Philipps II., verlangte bei der Messe *vor* dem französischen Gesandten beweihräuchert zu werden, und ebenso wollte Luna den Kelchdeckel *vor* Terrier küssen. Als die Patres diesen Streit dadurch beizulegen suchten, daß man *zwei* Rauchfässer und *zwei* Kelche in der Messe fungiren lassen wollte, wurde Terrier störrisch; man sagte sich Grobheiten, der Gottesdienst wurde unterbrochen und in der Kirche herrschte ein fürchterlicher Tumult. Es blieb nichts anderes übrig, als die Ceremonie des Anräucherns und Kelchküssens für einmal zu beseitigen. Der Brodteller, Patena genannt, weil er offen sich ausbreitet, bedeutet (Lib. II. cap. 59.) ein offenes und weites Herz, und auf diesem, auf weit sich erstreckender Liebe, soll das Opfer dargebracht werden, damit das Brandopfer der Seele fett werde. Dieses weite Herz besaßen die Apostel, als Petrus (Matth. 26, 35.) sprach: „Und wenn ich mit Dir sterben müßte, so will ich Dich nicht verleugnen. Desgleichen sprachen auch alle Jünger." Das nach dem Vaterunser folgende Schweigen bezeichnet (Lib. V. cap. 25.) die Stille über dem Grabe des Herrn, wegen des Sabbaths. Zufolge Pater Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, bedeutet der geweihte Kelch das Grab Christi, wie auch den bittern Kelch des Leidens, welchen Er austrinken mußte; die Palla, womit der Priester den Kelch bedeckt, bedeutet den viereckigen Grabstein; die Patena bedeutet das Schüsselchen, worin die Salben waren, mit welchen der Leichnam Christi einbalsamirt wurde; die viereckige Leinwand, worauf der Kelch steht, bedeutet das Grabtuch, in das der Leichnam Christi gewickelt wurde; das Läpplein, womit der Priester den Kelch austrocknet, stellt die Tücher vor,

flüssig oder bedeutungslos ist, sondern alle zielen dahin, daß die Majestät dieses großen Opfers mehr hervorleuchte, und die Gemüther beim Anschauen der heilsamen

---

mit denen der Leichnam Christi abgetrocknet wurde; das seidene Tuch, welches über den Kelch gedeckt wird, soll an den Vorhang des Tempels erinnern, welcher beim Tode Christi von selber zerriß. Der Altar, vor welchem der Priester die Messe liest, muß von Stein sein, weil der hl. Paulus sagt: „Der Fels war Christus" (1. Kor. 10, 4.); und da Jesus (Joh. 8, 12.) spricht: „Ich bin das Licht der Welt", so geht uns ein Licht auf, warum man am hellen Tage eine Menge Wachslichter ansteckt. Nach Angabe Innocens' **III.** (**Lib. I. cap. 3.**) tragen die Akolyten, während das Evangelium gelesen wird, brennende Wachskerzen, nicht um die Dunkelheit zu erhellen, sondern um vor den Nächsten die Werke des Lichtes leuchten zu lassen. Das Geheimniß alles Kunstunterrichts besteht darin, daß der Lehrling erfahre, was er in der Natur zu suchen und von ihr zu brauchen habe. Die beiden Seiten des Altars bedeuten die Juden und die Heiden; bedeutungsvoll transportirt der Priester das Meßbuch von einer Seite zur andern, weil das Evangelium von den Juden auf die Heiden übergegangen sei. Der Ministrant folgt dem Priester bei jeder Bewegung, weil Christus (Joh. 12, 25.) gesagt habe: „Wo ich sein werde, da soll auch Der sein, der mir dient." Um den Jubel beider Völker, die bei der Geburt Christi sich freuten, zu bezeichnen, werden an die Seiten des Altars, das Kreuz in der Mitte, zwei Leuchter mit brennenden Kerzen gestellt; denn der Engel (Luk. 2, 10.) sagte zu den Hirten: „Ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird." Das ist nach der Versicherung unseres Innocens' (**Lib. II. cap. 21.**) der wahre Isaak, welcher durch Lachen verdollmetscht wird. Die Worte: „Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht" (Matth. 11, 30.), verpflichten den Priester, das Meßbuch auf ein Kissen zu legen, wahrscheinlich, damit ihm keine Beulen zustoßen. Es ist ein Zeichen von Geschicklichkeit, den Unwissenden zu spielen, wo kein Wissen ist. Wenn dem aufzuopfernden Weine im Kelche Wasser beigemischt wird, so wird dadurch, einer humoristischen Ansicht der trienter Prälaten (**Sess. XXII. cap. 7.**) zufolge, die Einigung des gläubigen Volkes mit dem Haupte Christus dargestellt, da in der Offenbarung Johannis (19, 6.) die Völker Wasser genannt werden. Der Kelch wird zur Rechten der Hostie gestellt, als sollte er (**Lib. II. cap. 58.**) das Blut aufnehmen, welches aus Christi rechter Seite fließend geglaubt oder (sic) gesehen wird. In der amtlichen Vorschrift über den **Uffizio della Settimana Santa** ist angegeben, daß beim Vorlesen der Epistel und der Gebete die Kerzen nicht angezündet werden, um die Finsterniß zu bezeichnen, welche beim Tode Christi die Erde bedeckte; und vom Altare bleiben die Decken weg, um die Nacktheit des Erlösers am Kreuze darzustellen. ¡Wie züchtig sind doch solche Motive gedacht, und mit wie unbefangener, schaumgeborner Seelenschöne haben die Gedankenkünstler sie benutzt! In der Biographie des im Jahre 1860 verstorbenen Philologen Friedrich Thiersch findet sich unter den Aufzeichnungen desselben manches heutzutage fast Unglaubliche. So wird erzählt, wie im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts am Charsamstag die in ein Grab zu legende Statue des Erlösers öfters durch einen lebendigen nackten Menschen ersetzt, und diese Rolle in der Jesuitenkirche zu München von dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Grafen Anton von Törring-Seefeld übernommen wurde. Der Einfluß der antiken Umgebungen, unter denen die kurialistischen Amtsbrüder leben, schimmert häufig durch ihre Schöpfungen durch. Die Koryphäen des Romanismus eröffnen uns zuweilen überraschende Aussichten; aber wir gewinnen nie jene feste Zuversicht, die uns die Entschiedenheit immer einflößt, selbst wenn sie auf Irrwege führt. Gar zu sinnige, wenn auch immerhin reichbetreßte Bilder, ermüden auf die Länge unsere Schwachheit, stören auch wohl die traute Heimath unseres Gefühls. Wer mit den wenigsten und einfachsten Symbolen das meiste und bedeutendste ausspricht, der ist der größte Künstler. Sämmtlicher Mummenschanz wird jetzt noch getrieben, und nach den so eben vorgeführten Beweggründen wird's hoffentlich Niemandem einfallen, zu behaupten, daß der Geist von den sklavisch beobachteten Formen gewichen sei. Man hat dem Protestantismus vielfach zum Vorwurf gemacht, daß er eines erhabenen Pathos, einer dichterischen Ader entbehre und den Glauben vor den incompetenten Richterstuhl des Verstandes stelle. Wessen religiöses Bedürfniß durch ein Quodlibet sog. Mysterien sich befriedigt fühlt, der ist überreif für's Tollhaus oder

Geheimnisse zur Betrachtung der göttlichen Dinge, die in diesem Opfer verborgen sind, angefeuert werden. Doch, hievon Mehreres zu sagen, ist nicht nothwendig; theils

---

für's Kloster. Wer eine Religion bloß mit Hülfe mißrathener Kinder einer abgelaufenen Kulturperiode in einzelnen Schönheiten zusammenrafft, der wird ebensogern an die Götter des Olymps glauben, als an das Christenthum, und die einen mit dem andern verwechseln. „¡ Ich habe sie gesehen", ruft Proudhon, „ich habe sie gesehen, die Gottesbekenner meiner Zeit, und die Lästerung schwebte auf meinen Lippen!"

Ein messelesender Bischof ist buntscheckiger ausstaffirt, als ein bloßer Priester. Sechs Kleidungsstücke sind Bischöfen und Priestern gemeinsam, dieweil es sechs Verrichtungen gebe, zu denen die Bischöfe und die Priester gleiche Befugniß haben. Dann aber gibt es nach Angabe Innocens' III. (Myst. miss. lib. I. cap. 10.) neun besondere Zierden der Bischöfe; „denn sowohl im Alten, als im Neuen (?) Testament sei die Verfügung zu lesen, daß die höhern Priester außer den gemeinsamen Kleidungsstücken noch besondere haben sollen. Dort aber gab es viererlei gemeinsame und ebensoviele besondere Stücke; hier giebt es sechs gemeinsame und neun besondere. So fordert es ein mystischer Grund. Denn jene wurden Fleischlichen und Weltlichen; diese werden Geistlichen und Vollkommenen gegeben. Die Vierzahl entspricht dem Fleisch, von wegen der viererlei Feuchtigkeiten, und der Welt, von wegen der vier Planeten; die Sechszahl hingegen dem Vollkommenen, weil sie, gebildet aus der Zusammenfügung ihrer Theile, eine vollkommene Zahl ist. Daher hat Gott am sechsten Tage Himmel und Erde und allen Schmuck derselben vollendet." Herr Innocens bemüht sich, der Einbildungskraft durch den Verstand ein Gegengewicht zu halten. Aber der Grund ist niemals weiser, als die Folge; und die Folge darf der Zweckmäßigkeit des ursächlichen Bandes nicht zuwider sein. Außer dem schon aufgerollten Kleidermagazin trägt nun der Bischof folgende Siebensachen: Sandalen, Stiefel, Talar, Rauchmantel, Doppelmütze, Ring, Gürtelschurz, Handschuhe, Stab. Man gibt zuweilen Räthsel auf, um den Scharfsinn zu üben; aber hätten wir einen Oedipos unter uns, wir könnten ihn kühn herausfordern, uns die biblische Erklärung der bischöflichen Garderobe und Pantomimen zu geben. Wer Geduld und Langmuth in mannhaftem Grade zu besitzen glaubt und nicht befürchtet, die klaren Wasser seiner Denkungsart dürften sich trüben, sobald sie sich mit dem Urquell der päpstlichen Unfehlbarkeit mischen, der lese folgende Zeilen: Die Sandalen oder Schuhe, sandalia, welche Ihr an den Füßen Eurer messelesenden Prälaten sehet, befinden sich dort, weil geschrieben stehet (Ps. 60, 10.): „Meinen Schuh strecke ich über Edom" (Lib. I. cap. 34.). Nach Herrn Thomas von Aquino (L. c. cap. 16.) ist das Tragen der Schuhe an den Füßen so viel, als das Leben der gestorbenen Kirchenväter betrachten und unsere Fußstapfen vor der Wunde der Sünde bewahren. Hohel. 7, 1. heiße es: „Wie schön ist Dein Gang in den Schuhen, Du Fürstentochter." „Der Gang", sagt dieser gläubige Thomas, „der Gang sei der Fortschritt der Werke in den Schuhen, d. h. in Betrachtung des Lebens der Kirchenväter." Wenn man dem Bischof die Schuhe auszieht, so geschieht dies nach der Angabe Innocens' III., weil Gott zu Moses gesagt hat: „Ziehe Deine Schuhe aus von Deinen Füßen; denn der Ort, da Du stehest, ist ein heiliges Land" (2. Mos. 3, 5.). Aus den Schuhriemen sehe man die unaussprechliche Einigung, die unauflösliche Verknüpfung, womit die Göttlichkeit des Wortes sich mit unserem Fleische verband. Die Schuhe haben eine ganze Sohle, aber ein gefenstertes Oberleder, weil die Schritte des Priesters unterwärts verwahrt sein müssen, damit sie nicht vom Irdischen beschmutzt werden, nach Matth. 10, 14.: „Schüttelt den Staub von Euern Füßen", — und oben geöffnet, damit sie zur Kenntniß der himmlischen Dinge offen seien, nach Ps. 119, 18.: „Oeffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an Deinem Gesetz." Daß aber die Sandalen an einigen Stellen offen, an andern geschlossen sind, das bezeichne, es müsse die evangelische Predigt weder Allen offenbar, noch Allen verborgen sein (¿ Matth. 28, 19.?), wie geschrieben stehe: „Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben und Eure Perlen nicht vor die Schweine werfen" (Matth. 7, 6.). Der Cyniker brandmarkt durch Dero preiswürdigen Einfall die noble Passion, das Volk als Canaille zu behandeln, mit dem Stempel der päpstlichen Unfehlbarkeit. Seine Triebfeder ist nicht von dem Verlangen nach Erkenntniß und Verwirklichung reiner Menschlichkeit in Bewegung gesetzt worden. — Mittelst der Stiefel, caligæ, werden die Füße

weil dieser Gegenstand eine weitläufigere Erklärung fordert, als unserem Vorhaben gemäß wäre, theils weil die Priester fast unzählige Bücher und Auslegungen, welche

---

den Sandalen verbunden, weil (L. c. cap. 34.) durch das Mittel der Seele die Gottheit der Menschheit verbunden worden ist; denn wie der Fuß den Körper stützt, so regiert die Gottheit die Welt. Derselbe Freidenker (L. c. cap. 48.) hat in den Worten: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen" (Jes. 52, 7.) entdeckt, daß der Prophet schon einige Jahrhunderte zum voraus über die bischöflichen Stiefel in Entzücken gerathen sei. Unsere derben Vorfahren sagten: „Wenn die Bischöfe Jäger werden, dann müssen die Hunde Messen singen." Mancher gefällt sich in der Kunst, durch den Wohllaut der Sprache zugleich auch das Gefühl in Anspruch zu nehmen. „¡ O, Maria, hilf uns doch aus diesem Jammerthale!" Die Redensart „auf dem Strumpfe sein" mag weniger von seelenwanderischem Entzücken herrühren, als etwa vom beschaulichen Leben am Hofe Friedrich Karl Joseph von Erthals, wenn nach der kurfürstlichen Tafel die Prälaten auf die Waden der schönen Frauen wetteten, um sie mit dem Band ihres Kapitelkreuzes messen zu dürfen. Man liest in der Augsb. Allg. Ztg. vom 20. Jan. 1867: „Eine fast komische Wuth hat den Kardinalvikar erfaßt, und namentlich die Tänzerinnen sind Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit. In Betreff der Farbe der Tricots, der Länge der Unterkleider sind von hoher Stelle sehr sachverständige Verfügungen getroffen worden." Der scholastische Leisten paßt schlecht zur zügellosen Freiheit der Wissenschaft. — Der hyazintfarbene Talar, tunica, bedeutet jenen ungenähten Rock Christi, welchen die Kriegsknechte nicht zerschneiden wollten, indem sie dafür hielten, es würde ein großer Schaden entstehen, wenn Jemand sich vermäße, die evangelische Lehre durch Ketzereien zu zerreißen. Er bezeichne die Beharrlichkeit. Deßwegen (!) werde Joseph als Derjenige beschrieben, der unter seinen Brüdern ein langes Gewand getragen habe (Lib. I. cap. 39, 35.). Herr Thomas von Aquino (L. c. cap. 28.) beschäftigt sich ebenfalls mit den Kriegsknechten, wo er beiläufig die Stelle Joh. 19, 34. einigermaßen in die Länge zieht: „Der Kriegsknechte Einer öffnete seine Seite mit einem Speer, und alsbald gieng Blut heraus, welches nämlich warm ist, und das Leben des Menschen enthält, damit es die im Glauben Kalten erwärme und gleichsam die Todten in einem guten Leben wieder lebendig mache, nach Ps. 102, 7.: Ich bin gleich wie ein Pelikan in der Wüste. Der Pelikan", lauten des Herrn von Aquino geflügelte Worte, „der Pelikan ist ein Vogel, der die kaum gebornen und gegen ihn sich erhebenden Jungen tödtet, die Todten drei Tage hindurch betrauert, mit seinem Schnabel die eigene Seite durchbohrt und, das Blut auf die getödteten Jungen gießend, diese wieder ins Leben zurückruft: So kommt Christus den im Glauben Kalten und in Sünden Todten mit seinem Herzblute zu Hülfe." So lauscht der Mensch der Natur einzelne Geheimnisse ab und zwingt sie, seinen Zwecken zu dienen. In der Bulle „De salute animarum" verleiht Pius VII. den Capitularen des aachener Collegiatstiftes das Vorrecht, violetseidene Großtalare zu tragen, mit seidenen Schnüren aufgeschürzt, und im Winter Hermelinfell, im Sommer Mozetten über die Chorhemden. Das einige Deutschland muß sich geschmeichelt fühlen durch solche Begünstigung und wird es diesem hl. Vater nicht genug verdanken, daß Allerhöchst Er, bei der mit Aengsten überlasteten apostolischen Sorge für das Heil seiner Schafheerde, und bei der obligaten Thränenabsonderung über die sich immer weiter ausbreitende Ketzerei und Freigeisterei, doch sich Zeit genommen, die bezüglich ritualistischer Fragen sonst ziemlich zugeknöpften Collegen von der Nadel anzuweisen, welche Schnüre sie für die Talare der so herrlich ausgezeichneten Domherrn zu wählen haben. „Es erschien", schreibt der Verfasser der röm. Briefe über das vatikanische Concil (Augsb. Allg. Ztg. vom 19. Jan. 1870), „es erschien der Mühe werth, den nach einer auffälligen Auszeichnung begierigen Erzbischof von Algier, Lavigerie, fester an die Curie zu binden, und so wurde denn ein liturgisches Kleidungsstück erfunden, welches nur er allein, und sonst kein Bischof der abendländischen Kirche tragen dürfe. Man nannte es Superhumerale, und nach der Beschreibung ist es eine Art breiter um die Schultern geschlagener, mit Fransen besetzter Stola, von welcher zwei schildförmige Binden herabhängen. Der Effekt soll großartig sein, und selbstverständlich ist Herr Lavigerie seitdem tiefüberzeugter Infallibilist." Eine Lebensweisheit, welche die Gestalt der Schmerzen zeigt, zeigt deren Gränzen und

über diesen Gegenstand von frommen und gelehrten Männern geschrieben sind, in Bereitschaft haben werden. (Catech. rom. De sacram. III, 65.)

---

lindert und tröstet damit. „Schneider," lehrt J. P. Gury, Mitglied des Regularordens, welcher die Gesellschaft Jesu genannt wird, „Schneider sündigen nicht, indem sie Tuch zurückbehalten, wenn man von reichen Herrn gewiß ist, daß sie die Ueberreste nicht zurückgegeben wissen wollen, oder daß sie sich wenig darum kümmern." Der kleinere Theil muß sich zum größern verhalten, wie der größere zum Ganzen. — Ueber den Talar zieht der Bischof den Rauchmantel, dalmatica, so genannt, weil sie in Dalmatien angetroffen worden ist. Sie bezeichnet (Lib. I. cap. 40.) in ihrer Weite Christi Erbarmen, welches Er vor Allem sowohl lehrte, als übte. Ihre Form bedeutet Freigebigkeit, wegen der weiten Aermel, da nach dem Apostel (1. Tim. 3, 3.) der Bischof nicht geizig sein soll (Lib. I. cap. 56.). Die schwerbegriffenen Wahrheiten werden dem Publiko nur durch ihre Anwendung nützlich. Herr Innocens (Lib. I. cap. 7.) definirt einen Bischof mit „speculatoris tenens officium": eine Andeutung, wie die leithammelnde Geschäftsroutine ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen weiß. Andere leiten das Wort Bischof von „beißen" und „Schaf" ab und halten dafür, die Wolle sei das Ziel der Naturgeschichte der Schafe. Es erinnert uns das an die Wahrnehmung Dr. Carl Scherzer's unter den Quiché-Indianern im Hochlande von Guatemala, in deren Sprache Missionär oder Pfarrer „Aufesser aller Hühner" bedeutet. Volkswirthschaftlich gesprochen ist der Werth der Arbeitskraft bestimmt durch den Werth einer bestimmten Menge von Lebensmitteln. Die Begriffe von „Weiden" und „Ausweiden" decken sich in seltenen Fällen. In den zwei Jahren, die seit der ersten Ankündigung des vatikanischen Concils verflossen sind, hat Pius IX. (nach Angabe der Augsb. Allg. Ztg. vom 19. Jan. 1870) 89 Bischöfe in partibus geschaffen, deren Gemeinden im Mond oder im Sirius sich befinden. Da wäre also die Bedeutung der Würde in einem anderen Hochlande zu suchen. In der Zergliederung der moralischen Ideen gebührt die Siegespalme denjenigen Literaten, welche am meisten bestrebt sind, das Bestehende auf den Normalzustand zurückzuführen. — Um die Lenden soll das Chorhemd mittelst des Gürtelschurzes, succinctorium, festgemacht werden, „auf daß (L. c. lib. I. cap. 52.) die Keuschheit des Priesters durch keine Reize der Begierlichkeit gelöst werde. Die Lenden sollen also gegürtet sein der Selbstbeherrschung wegen; sie sollen unterbunden sein der Enthaltsamkeit wegen, weil diese Art von Teufeln nicht anders ausgetrieben wird, als durch Gebet und Fasten. — Die Handschuhe des Prälaten, chirothecæ, erfreuen sich eines dunkeln Ursprungs; leichter würdet Ihr die Quellen des Nigers auffinden, als den Vers der Bibel, welchem die Handschuhe entnommen sind; es ist dieser: „Laß Deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut." Durandus von Mende hat diese Entdeckung gemacht; aber Innocens III. bestätigt mit seiner Gewährschaft (Lib. I. cap. 41, 57.) „daß die Handschuhe die Felle jenes Zickleins seien, welche Rebekka um Jakobs Hände wickelte, damit sie einer behaarten Hand ähnlich würden. Das Zickleinfell sei der Sünde zu vergleichen, mit welcher die Mutter Rebekka, d. h. die Gnade des hl. Geistes, die Hände des wahren Jakobs umhüllte, damit Christus dem früheren Adam ähnlich würde. Denn Christus ward, ohne Sünde, der Sünde gleich, damit Er das Geheimniß der Menschwerdung vor dem Teufel verberge. Ganz zweckmäßig wird durch die Handschuhe die Behutsamkeit angedeutet, welche öffentlich dergestalt handelt, daß sie die Absicht im Dunkeln läßt." Allzuviel Oel auf der Lampe beeinträchtigt den Docht. Die wissenschaftlichen Entdeckungen und ihre Verbreitung unter die Massen würden ihres schönsten Glanzes verlustig gehen, wenn sie nicht zum moralischen Glück, wie zum physischen Wohlbefinden unseres Geschlechts beitrügen. — Derselbe Innocens (Lib. I. cap. 60.) verfügte, daß die Bischofsmütze, mitra, die Kenntniß der beiden Testamente bezeichne, und daß ihre beiden Zipfel die beiden Testamente seien. Das Begründete reicht so weit als sein Grund, und nur so weit. Pius VII. beurkundete seine Oberherrlichkeit den französischen Bischöfen gegenüber u. a. damit, daß er ihnen die Bewilligung ertheilte, beim Lesen der Messe das Scheitelkäppchen bis zum Canon aufzubehalten. Noch immer ermangeln Mütze und Kappe des Schmucks der Schellen. Die Schellen, ehemals ein Schmuck der Fürsten, bedeuten den Adelsstand. Fremde Narrheit belachen ist der Zucker des Lebens; heilsame Nutzanwendung davon das Salz. „Euere Rede sei allezeit lieblich und mit Salz

Matth. 23. 27. ¡Wehe Euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, Ihr Heuchler, die Ihr gleich seid den übertünchten Gräbern, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths!

---

gewürzet." — Der Ring, annulus, schließt einen wenig räthselhaften Sinn in sich; er bedeutet (Lib. I. cap. 61.), daß der Bischof der Gemahl der Kirche sei, obschon die hl. Schrift lehrt (1. Tim. 3, 2.), daß er nur der Gemahl seiner Frau sein soll. Materielle Mittel lassen sich durch keine noch so große sittliche Kraft vollaus ersetzen. Die uralte Ordnung der Natur zwingt auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Der Finger, daran sich der Ring befindet, hat eine handgreifliche Bedeutung; er ist nichts weniger als der hl. Geist, nach den Worten der hl Schrift (1. Mos. 8, 19.): „Das ist Gottes Finger." Die rhetorische Dogmatik ist in einigen ihrer Lehrstücke der lebendigen Erfahrung abgeneigt. — Der Hirtenstab, baculus, birgt nichts Geheimnißvolles für Protestanten; sie haben seine Härte schon oft gefühlt. Indianer in Mexiko müssen sich vor den Kirchenthüren auspeitschen lassen, wenn sie die canonischen Gebühren nicht zur rechten Zeit entrichten und die Messe versäumen. Der mexikanische Episkopat wird es sich zur Ehre anrechnen, wenn wir ihm bezeugen, daß er sich jeden Versuchs enthält, einen moralischen Druck auf indianische Entschließungen zu üben. Wie mit der geistigen, so wächst auch mit der finanziellen Schlagfertigkeit das Bedürfniß der Kraftäußerung und der Stolz der Geltung. Stellen in der Bibel, welche auf Unterwürfigkeit gedeutet werden können, pflegen von der Klerisei mit unvergleichlichem Eifer ausgebeutet zu werden. Der Hirtenstab bedeutet das Hüten der Schafe, welches aus drei Theilen bestehe: sie bei sich zu behalten, sie zu führen und sie zu stacheln. St. Paulus machte den Entwurf dazu an jenem Tage, als er (1. Kor. 4, 21.) den Korinthern schrieb: „¿Soll ich mit der Ruthe zu Euch kommen?" David hatte davon eine Vorempfindung in den Worten (Ps. 45, 7.): „Das Scepter Deines Reichs ist ein gerades Scepter" (Lib. I. cap. 45.). Zum Ideenreichthum darf sich der Mittheilungstrieb gesellen. Clemens IV. hat im Jahre 1265 den Millionen, welche er in Süditalien an den Herzog von Anjou verkaufte, erklärt, daß wenn ihr König einmal den jährlichen Tribut an die apostolische Kammer zu zahlen versäumte, die ganze Nation dem Interdikte verfallen, d. h. des Gottesdienstes und der Sakramente verlustig werden solle. — Wenn sich ein Bischof zur Feier der Messe vorbereitet, so liest er den 52. 83. 114. 128. Psalm, damit (Lib. I cap. 47.) etwelche aus der Uebertragung seiner fünf Sinne entstandene Unreinigkeiten durch erwähnte Lektüre gereinigt werden. Wenn während der Messe der Bischof dem Volke den Rücken kehrt, so geschieht dies, weil Gott zu Moses gesagt hat: „Siehe, ich sende meinen Engel vor Dir her" (2. Mos. 23, 20.). Wenn er sich zuweilen umwendet, so geschieht dies, weil Paulus geschrieben hat: „Wir sehen jetzt räthselhaft" (1. Kor. 13, 12.). Wenn er betet, so steht er auf der rechten Seite des Altars, weil von Habakuk (4, 3.) prophezeit ist: „Gott kömmt von Mittag her." Ist das Lesen des Evangeliums beendigt, so werden Buch und Rauchfaß dem Bischof zurückgebracht, weil (Lib. II. cap. 48. 49.) alles Gute Demjenigen wieder darzubringen ist, von dem es ausgegangen; daher am Schluß der Ueberschrift vieler Psalmen stehe: „ein Psalm Davids". Damit die Kirche zeige, daß sie die Worte des Evangeliums in die Herzen aufgefaßt habe, wird das Glaubensbekenntniß gesungen, welches jedoch der Bischof nur anfängt, um zu bezeichnen, daß alles Gute von Christo ausgehen müsse. Damit aber der himmlische Sangesmeister nicht sagen müsse: „Wir haben Euch gesungen und Ihr habt nicht getanzt", so antwortet der Chor katholischer Lehre mit zusammenklingenden Stimmen und bekennt in feierlichem Frohlocken den katholischen Glauben. Nach dem Dafürhalten von Immanuel Kant hat die philosophische Magd die nichtphilosophischen Ungeheuer, indem sie ihnen die Fackel vorträgt, so lange zu beleuchten, bis diese aus innerem Grauen über die eigene, allmälig erkannte Ungestalt auf das ihnen geziemende Größenmaß zusammenschwinden.

Die pompöseste Messe ist diejenige, welche Seine Heiligkeit selbst liest: Die Pontificalmesse. Eigene Ceremonienmeister müssen da den Figuranten beim Hin- und Hertrippeln behülflich sein. Eine Gruppe seelenvoller Erscheinungen erhält ihren wichtigsten Zuwachs von Schönheit, wenn sie insgesammt durch eine gemeinschaftliche Ursache zu ihrem Ausdrucke in Geberden und Stellungen gestimmt werden. Das Auffallendste bei der Mascarade ist, daß drei nichtgeweihte Oblaten vorliegen, wo-

1. Kor. 14, 14—20. 23. Wenn ich in Zungen (d. h. in fremder Sprache) bete, so betet zwar mein Geist, aber mein Verstand ist ohne Frucht. ¿Wie ist es nun? Ich will im Geiste beten, ich will aber auch mit dem Verstande beten; ich will im Geiste

---

von der Küster oder ein röm. Senator erst zwei als eine Art von Voressen verschlucken müssen; denn man erinnert sich, daß Papst Viktor III. mit einer Oblate vergiftet wurde. Gleicherweise wird von dem Weine vorgetrunken. Der Papst geht nach der Weihung der Oblate und des Weines wieder an seinen Thron zurück. Er verrichtet die Communion nicht am Altar, sondern ein Diakon oder Subdiakon trägt die Hostie auf goldener Patene vor den Thron. Wenn an dessen Stufen angelangt, kniet der Papst hin, um die Hostie zu empfangen, die er ab der Schüssel nimmt. Während der Diakon sich wieder zum Altar begibt, um den Kelch mit dem geweihten Weine zu holen, bleibt der Papst auf den Knieen liegen. Diese Ortsveränderung geschieht, weil, behauptet Innocens III. (L. c. lib. VI. cap. 9.), Christus in Emmaus in Gegenwart von zwei Jüngern Brod gebrochen und in Jerusalem in Gegenwart der zehn (?) Apostel gegessen habe. In Emmaus, lese man (Luk. 24, 30.), habe Er gebrochen; aber man lese nicht, daß Er gegessen habe. Diakon und Subdiakon serviren dem Papst die Oblate und den Kelch, weil die Jünger Christus ein Stück gebratenen Fisches und Honigseim gebracht haben (Luk. 24, 42.) Das Stück des gebratenen Fisches sei der Leib des gekreuzigten Herrn, welcher auf dem Altare des Kreuzes gebraten wurde; der Honigseim sei das Blut Christi. Der Papst verschluckt nicht einmal ganz jene dritte, von ihm geweihte Oblate, sondern brockt einen Theil derselben in den Kelch; von dem andern Theile nimmt er ein Stückchen selbst, ein zweites gibt er einem vor ihm auf den Knieen kauernden Diakon oder Subdiakon. Einen Theil des Weins, beziehungsweise des Bluts, sammt Nerven und Knochen u. s. w. Christi, schlürft er aus der Weinsuppe mittelst eines Röhrchens; den Rest sammt dem im Saugnapf aufgeweichten Stück Oblate genießt der Subdiakon. Pius IX. pflegt während der Feierlichkeit die Schnupftabakdose hervorzuziehen und einige Prisen zu nehmen, eine Gewohnheit, von der sein weißer Talar nicht selten die Spuren zeigt: wunderliche Zeichen, die übereinstimmen mit der Stimmung eines Menschen, der „es satt hat". Der Bischof von Rom trägt keinen Hirtenstab, sondern als Knecht der Knechte Gottes, wie er sich titulirt, bloß einen Scepter. Innocens III. belehrt die Welt nämlich (Lib. I. cap. 52.), der hl. Petrus habe seinen Krummstab dem Eucharius, Bischof von Trier vermacht; seitdem wird er in der Hauptstadt des ungenähten Rocks als Reliquie verehrt. Am 13. April 1869 feierte Pius IX. sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum in der Peterskirche. Der seinen Eltern geraubte Mortara empfieng bei der Gelegenheit die Communion. Nachmittags fand der Empfang sämmtlicher Deputationen statt. Nach der Vorstellung, Ueberreichung der Geschenke und Zulassung zum Fußkusse hielt der Papst in italienischer Sprache eine Rede, die er laut und mit einem gewissen oratorischen Schwunge sprach. Er sagte, daß die katholische Kirche immer (sic) triumphiren werde in ihren Kämpfen gegen ihre offenen, wie ihre heimlichen Feinde. Rom müsse der Mittelpunkt ewiger Wahrheit bleiben. Nachdem er noch mit erregter Stimme beigefügt, er hoffe (sic), der hl. Stuhl werde aus den Kämpfen der Gegenwart nur noch größer und erhabener hervorgehen, ertheilte er den Anwesenden seinen Segen, worauf diese das übliche Vivat ausbrachten. Aus angestammter Ehrfurcht gegen den sog. Apostelfürsten hielt in früheren Zeiten der Papst einzig in der Laterankirche Hochamt, deren Hauptaltar den Altar in sich schließe, an dem der Apostel Petrus Messe gelesen haben soll; die Dreikrone wird bei dieser Gelegenheit als Tafelaufsatz auf den Altar gepflanzt. Hält der Papst in der Peterskirche Hochamt, so ertönen während des Emporhebens der Hostie und des Kelchs milde Posaunentöne, die durch eine eigenthümliche akustische Wirkung an der Kuppel sich brechend wie aus den Wolken herzukommen scheinen. — Man möchte der Vermuthung Raum geben, Herr Innocens habe auf eine schalkhafte Weise seinen Gegenstand vergeistigen, die zerstreuten Splitter hölzerner Phantasterei in Brennhäuflein sammeln wollen. Lebte der Mensch noch, so würde er uns mit wahnwitziger Expertise wiederholen: „Wenn Ihr auf den Grund der Mysterien der Messe dringen könnt, so werdet Ihr Honig aus einem Felsen und Oel aus einem Kieselsteine saugen" (Prolog. myst. miss.). Dieser saftige Lapidargedanke ist eine vom Zaune gerissene Anspielung auf 5. Mos. 32, 13. Weniger unpassend wäre es gewe-

lobsingen, ich will aber auch mit dem Verstande lobsingen. Sonst wenn du im Geiste ein Dankgebet sprichst, ¿ wie soll der, welcher die Stelle des Unkundigen einnimmt, das Amen zu Deiner Danksagung sprechen, da er nicht weiß, was Du sagst? Du magst wohl schön danksagen, aber der Andere wird nicht erbaut. Ich sage Gott Dank, daß ich mehr als Ihr alle in Zungen rede. Aber in der Gemeinde will ich lieber fünf

---

sen, wenn seine Heiligkeit den 36. Vers zitirt hätte: „Man wird sagen: ¿ Wo sind ihre Götter, ihr Fels, darauf sie traueten?" — oder Jes. 33, 11: „Mit Stroh gehet Ihr schwanger, Stoppeln gebäret Ihr." Es ist ein Glück, daß es den romanisirenden Dichterlingen an kirchengeschichtlichen Kenntnissen fehlt, sonst hätten sie das ungereimte Zeug schon in Reime gebracht, zum Hohngelächter der Schuljugend. Ein englischer Kleiderhändler ließ einst seinen neuerfundenen Garibaldiüberrock als „höchsten Triumph der Gesittung" in gereimter Lyrik besingen. Um die Wichtigkeit einzusehen, welche der Aberglaube einiger Eiferer den priesterlichen Abzeichen beischreibt, erfahre man, daß während der Herrschaft der blutigen Maria anglikanische Geistliche von ihren Drängern gezwungen wurden, vor dem Feuertode die Posse einer Entsetzung vom Priesterthum durchzumachen: Man legte ihnen erst die hl. Gewandung an und riß dann unter Schimpf und Schmach Stück für Stück wieder ab. Der Märtyrer Nikolaus Ridley, dem man die Vermummung wieder aufzwingen wollte, nannte sie „zu läppisch, um für das Schauspiel einen Hanswurst damit auszustaffiren." Es ist nichts Leichtes, vor dem Richterstuhl der Vernunft Meinungen, die so wenig gewohnt sind, die Sprache derselben zu reden, ihr Recht widerfahren zu lassen; weniger schwer fiele Uns der Versuch, die getroffene Auswahl dickleibiger zu machen. Doch dazu besitzen Wir zu regen Schönheitssinn. Dessen rühmen sich natürlich nicht Viele und wer sucht, der findet zuweilen. So liegen im Staube von Schartekensammlungen ganze Wunderhörner voll Mistik begraben, wo das Poetische mühsam herauszuwaschen ist, wie Goldkörner aus Hühnerfutter.

Die alten Römer und Griechen beurkunden über die Neueren in den schönen Künsten einige Ueberlegenheit, wo Geschmack und Beobachtungsgabe hinreichen, um zur Meisterschaft zu gelangen; in Wissenschaften, welche strenge Experimente und ausführliche Analysen erheischen, entbehren sie der Autorität. Die Religionswissenschaft anlangend, so belehrt uns Herr Joh. Adam Möhler, daß das Priesterthum und der Opferkultus in den vorchristlichen Religionen just das Wahre und das Tiefste in denselben sei. Die Beschlußpartei des Concils von Trient (Sess. XXII.) bringt uns zur Kenntniß, „daß das hochheilige Meßopfer u. a. jenes Opfer sei, welches zur Zeit der Natur (?) und des Gesetzes durch verschiedene Opferbilder als das bezeichnet wurde, welches alle durch sie angedeuteten Güter als die Erfüllung und Vollendung jener aller in sich begreife." Anders urtheilt der Heide Seneca, wo er (Lit. XLI.) an seinen Freund schreibt: „Du thust das Beste, und das für Dich Heilsamste, wenn Du, wie Du schreibst, in Deinem Streben nach geistiger Veredlung beharrest. Es ist aber thöricht, diese zu wünschen, da man sie sich selbst geben kann. Nicht zum Himmel braucht man die Hände zu erheben, noch den Tempeldiener anzuflehen, daß er uns zum Ohre des Götterbildes näher hinzutreten lasse, als könnten wir so mehr erhört werden: Gott ist Dir nahe, er ist bei Dir, er ist in Dir." Die vorchristlichen Griechen und Römer hatten ihre religiösen Geheimlehren oder Mysterien: es waren Glaubensvorstellungen und Kultusgebräuche, die, obgleich an sich verständlich, doch von den Priestern so verhüllt und umdunkelt waren, daß nur der Eingeweihte ihren Sinn und Ursprung verstehen konnte. Diese Gebräuche nahm das neurömische Heidenthum auf; seine Wortführer trugen Sorge, jene Umdunklung nach und nach zu Glaubensartikeln zu verdichten. Vernehmen wir, was der kurz vor Jesu Ankunft lebende Denker Cicero (De legib. lib. II. cap. 14.) schreibt: „So viel Herrliches und Göttliches Athen hervorgebracht und ins menschliche Leben eingeführt hat, ist nichts vorzüglicher als jene Geheimlehre, wodurch wir aus einem rohen und wilden Leben zur Menschlichkeit (Humanität) herausgebildet und gemildert worden sind. Wir haben durch sie nicht nur mit Freudigkeit leben, sondern auch mit besserer Hoffnung sterben gelernt." Der mit dieser Lehre nicht unbekannte, griechisch gebildete Apostel Paulus knüpfte sie (Apg. 17, 22—23.) ans Christenthum an und sprach zu Athen: „Ihr Männer von Athen, ich sehe, daß Ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid. Ich bin hieher gekommen und habe gesehen Euere Gottesdienste

Worte durch meinen Verstand reden, damit ich auch Andere unterrichte, als zehntausend Worte in Zungen. ¡Ihr Brüder! seid nicht Kinder am Verstande, sondern an der Bosheit seid kindisch; am Verstand aber seid vollkommene Männer. Wenn nun die ganze Gemeinde zusammen käme, und Alle würden in Zungen reden, und es kämen Unkundige oder Ungläubige herein, ¿würden sie nicht sagen, Ihr wäret unsinnig?

---

und fand einen Altar, darauf war geschrieben: Dem unbekannten Gott. Nun verkündige ich Euch denselbigen, dem Ihr unbewußt dienet." Dem Allem zum Trotz fährt die röm. Pfaffheit fort, sich als Bürgen und Vollstrecker des Testaments zu geberden, welches Christus für die aus den Schatten des geistigen Todes gehobene Menschheit errichtet hat. „Die Kirche", schreibt Innocens III. (L. c. lib. IV. cap. 4.), „die Kirche nimmt ganz bereitwillig nicht allein aus den Satzungen des Gesetzes, sondern selbst aus den Schriften der Heiden dasjenige auf, was ihr in Wort oder That zweckmäßig erscheint; nur beschneidet sie dem gefangenen Weibe die Nägel und den überflüssigen Haarwuchs, damit dasselbe, von fremdartiger Täuschung gesäubert, würdig sei, in die Schlafkammer der Wahrheit einzugehen. Als Gott die Beschneidung abänderte, führte er nicht ein entgegengesetztes ein, d. h. die Vorhaut." Mit der tragischen Größe hats ein- für allemal ein Ende, wenn der Held mit Bewußtsein und Selbstgefälligkeit auf seine Schwächen sieht. Die Gebräuche bei der Fronleichnamsprozession entsprechen der Beschreibung der Dianaprozession (Apuleij. metam. lib. II. Polyd. Virg. de invent. rer. lib. VI.). Virgil ermahnt die Bauern, sie sollen die Hostie begleiten, wenn man mit ihr in Prozession um die Felder herumzieht: „Terque novas circum felix eat hostia fruges (Georg I. 345.). Dreimal umgeh' heilbringend die jungen Früchte das Opfer". An Sonntagen pflegt der röm. Priester vor Beginn der Messe Wasser zu weihen; daher der Name Weihwasser, womit er sich selbst, seine Assistenten, den Altar und das Volk besprengt, welche Besprengung, sagt Bellarmin (De missa lib. II. cap. 15.) eine gewisse Versöhnung und Vorbereitung zum künftigen Opfer ist. Der Gebrauch des Weihwassers stammt aus dem Heidenthum: „Ter socios pura circumtulit unda, Spargens rore levi et ramo felicis olivæ. Lustravitque viros. (Virg. Aen. VI. 229—231.). Dreimal die Reinigungsquell' um die Freunde tragend, sprengt er das stäubende Naß mit beglückendem Oelzweig und entsündigt die Männer." Ovid verlacht die Einbildung der Römer seiner Zeit mit den Worten: ¡Ah, nimium faciles, qui tristia crimina cædis Fluminea tolli posse putatis aqua (Fast. II. 45.). O Ihr Thoren, die Ihr glaubt, daß Eure Blutschuld sich durch eine milde Fluth von Wasser heben lasse!" Die Göttin Vesta wurde, nach Virgil, mit heiligem Waizen verehrt: „Canæ penetralia Vestæ farre pio supplex veneratur Aen. V. 744—745.). Und den Schrein der grauenden Vesta ehrt er mit heiligem Korn." Horaz spricht von Opfern von hl. Waizen: „Mollivit aversos Penates farre pio" (Carm. III. 23, 20.); und Tibull sagt in seinem Panegyrikus an Messala: „Parvaque cœlestes pacavit mica. Ein Brödchen besänftige die Götter." Der Schauspieldichter Plautus läßt im Amphitryon die Sophia zur Alcmene sagen: „Jovi aut mola salsa hodie, aut thure comprecatum oportuit. Sie hätte ihre Andacht gegen Jupiter verrichten sollen mit gesalzenem Brodkuchen, oder mit Weihrauch." Das Wort immolare, opfern, kömmt von mola, d. h. Mehlteig, oder kleine, runde Mehlküchlein. Die ägyptischen Priester, welche Keuschheit gelobt hatten, enthielten sich des Kochsalzes und aßen ungesalzenes Brod. — Die päpstlichen Priester müssen sich vor der Messe die Hände waschen, was im Meßritual ausdrücklich vorgeschrieben wird; ebenso mußten die Heidenpriester vor jedem Opfer thun. Hesiod verbietet, dem Jupiter Wein zu bringen, man habe denn die Hände zuvor gewaschen. Aeneas (Virg. Aen. II. 719—720.) durfte seine Götter, welche er bei der Berennung Troja's zu retten willens war, nicht anrühren, er hatte sich denn zuvor gewaschen: „Donec me flumine vivo abluero." Vor jedem Opfer mußten die Heidenpriester beichten und Vergebung der Sünden erbitten von den Göttern und Göttinnen, den Halbgöttern und Halbgöttinnen, wie Pythagoras in seinen goldenen Versen und Orpheus in seinen Hymnen lehren und Numa den Römern vorschrieb. Gerade so die Meßpriester, wenn sie in ihrem sog. Hochamte Gott bitten, er möge alle ihre Sünden nachlassen, um der Verdienste von Kalenderheiligen willen, deren Tugenden, nach üblichem Curialstyl einen heroischen Grad erreicht haben. Die Gottheiten der heid-

19. ¿Was lehrt die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) von den stillen Messen und den Seelenmessen?

Daß der Priester für Abwesende, selbst für Solche, die nicht

---

nischen Völker sind diesen die Hebel ihres Wohlseins, und nichts weiter. Die urchig heidnischen Begriffe „Götter, Heroen" bilden einen Bestandtheil röm. Glaubensdokumente, z. B. des röm. Katechismus. Numa Pompilius verordnete den Priestern das Chorhemd (alba), und darüber einen farbigen Leibrock mit einem ehernen Brustschild, dazu den Schleier (amictus); und gerade so sind die Meßpriester, deren Chorhemd noch jetzt alba, deren Kopftuch noch jetzt amictus, heißt, die einen bunten Oberrock, casula, goldene und silberne Brustschildlein tragen. Schon die antike Selbstverläugnung der Priester war dafür angesehen, als huldigten sie der Maxime: „Das Hemd ist näher als der Rock." Dasjenige Stück, woran am wenigsten Fleisch, wurde geopfert; daher der Name „os sacrum". Plutarch erzählt, daß Numa den Priestern vorgeschrieben, bei Anbetung ihrer Götter sich hin und her zu wenden, um sie zu begrüßen. ¿Und was thun die Meßpriester anders, wenn sie laut Vorschrift des Meßrituals um großer Geheimnisse willen sich bald gegen das Volk, bald gegen den Altar wenden? Der Gebrauch des Weihrauchs stammt ebenfalls aus dem Heidenthum. Wer sich einer klassischen Bildung erfreut, der erinnert sich bei den Rauchwolken der Beschreibung von Tempeln und Altären, wo bei Opfern der Weihrauch zum Olymp emporstieg. Virgil singt vor dem Altare der paphischen Venus: „Ubi templum illi centumque sabæo thure calent aræ sertisque recentibus halant Aen. I. 416—417.). Wo ein Tempel ihr steht und von sabischem Weihrauch hundert Altäre ihr glühn und von frischen Kränzen erduften." In der angenehmen Erwartung, es werde der vatikanische Donnerer von seinem Isolirstuhle herab bald wieder einmal einigen Zündstoff aussprühen, erinnern Wir Uns, daß Jupiter gewöhnlich mit einem Blitzstrahle abgebildet wird. Ovid berichtet: „Sæpe Jovem vidi, cum jam sua mittere vellet Fulmina, thure dato sustinuisse manum. (Fast. V. 301 - 302.), d. h. Wenn Jupiter den Strahl hat wollen werfen und selben richtete, die arge Welt zu treffen, oft ich gesehen hab', sobald man ihm Weihrauch geopfert, er die Hand zurückgezogen auch." Wo immer auf altrömischem Bildhauerwerk ein heidnisches Opfer vorgestellt wird, da ist allemal ein Genius im Festgewande, der bei dem Priester steht und ein kleines Gefäß in der Hand hält, in welchem der Weihrauch aufbewahrt wird. Gerade so stehen jetzt dem Meßpriester Chorknaben (in Südamerika, wo das Concubinat der röm. Priester die Regel, eine mit Keuschheit gepaarte Ehelosigkeit die Ausnahme bildet, sehr oft die eigenen unehelichen Sprößlinge) in weißen Hemden zur Seite, mit einem Rauchfaß, welches der Celebrirende mit lächerlichen Schwingungen um das Opfer und den Altar herumschlenkert. „¿Sollte sich", frägt der verliebte Ferdinand in Schillers Kabale und Liebe, „sollte sich nicht der Künstler am meisten geschmeichelt fühlen, wenn man ihn über seinem Werke vergißt?" Pythagoras hält das Gefühl der innern Würdigkeit für den größten Reiz zur Tugend. Endlich läßt sich der Priester von dem Diakon, oder von einem Ministranten, wie weiland die hl. Pythia, räuchern, vielleicht um sich länger zu conserviren. Der Enthusiasmus, der stets die Arbeit des schaffenden Genius begleitet, erklärt sich da aus etymologischen Ursachen. Wir könnten die Reihe der ausgehobenen Stellen mit Leichtigkeit erweitern; doch Wir hoffen, der unparteiische Leser ist nun hinreichend überzeugt, daß verschiedene Meßgebräuche Bruchstücken abgetretener Kulturstufen abgeborgt sind, deren Ungehörigkeit mehr oder minder in die Augen springt. Statt dies einzuräumen, wird röm. Seits behauptet, man müsse schließen, daß die ursprünglichen Ueberlieferungen religiöser Gebräuche sich bei mehreren Nationen erhalten haben: Teste David cum Sibylla.

19. Die Sucht nach mühelosem Gewinn ist zu allen Zeiten eine Krankheit gewesen, die am sittlichen Marke des Staatslebens zehrte. Unter tausend Formen ist sie aufgetreten; gemodelt je nach dem Volkscharakter, nach der Verschiedenheit der Verfassungen und Verkehrsverhältnisse. In ihrem innersten Wesen war sie stets gleich: der unverschämte und unermüdliche Kampf des Eigennutzes gegen die Interessen der Gesammtheit. Das röm. Glaubenssystem genießt die Auszeichnung, daß sich jene Sucht in Gestalt einer Verrichtung zu zeigen vermag, welche eine sich für unfehlbar ausge-

wissen, daß etwas für sie gethan wird, Messe lesen könne (stille Messen); daß, außer der besondern Erwähnung und Fürbitte, eben die besondere Darbietung oder Zuwendung des Opfers, welche durch den Priester

---

bende Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) als die edelste und erhabenste aller Verrichtungen bezeichnet. „Durch das unbedingte Verbot der freiwilligen Opfer für die Sakramente," hieß es auf einer Generalkongregation des Concils von Trient, „würde den Laien die Gelegenheit zu guten Werken, den armen Pfarrern aber der Lebensunterhalt genommen. Der hl. Paulus habe die Worte: „„Du sollst dem Ochsen nicht das Maul verbinden, der da drischet (1. Kor. 9, 9.),"" so angewendet, daß Derjenige, welcher dem Altar dient, auch durch den Altar ernährt werde." Dieses Gutachten bezeichnet bei vielen Pfründnern den physischen und psychischen Horizont ihres Daseinsgefühls. Noch gibt es in Oesterreich Pfründner, welche an 600,000 Gulden jährliche Einkünfte beziehen, während 6000 fleißige Pfarrer darben müssen. In der Vorrede zum röm. Meßbuch steht: „Wenn die Himmelsbewohner je eine Erfindung (inventum) der Sterblichen beneiden könnten, so wäre es gewiß die Erfindung der hl. Messe." Es ist noch nicht lange her, seit der menschliche Geist dahin getrieben worden ist, die Fülle seiner eigenen Bildungen nach denselben wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu begreifen, aus denen er die organischen Schöpfungen der Natur nach ihren innern und äußern Verwandtschaften in Arten, Geschlechter und Familien sondert. Die Wissenschaften der „alleinseligmachenden" Theologie durften die Aufgabe nicht zurückweisen, sich und ihre Ergebnisse dem Alltagsleben näher zu rücken: Jede produktive Arbeit muß einen Ueberschuß lassen. Erst mit der Zeit, in welcher man Messen, Abläße und Predigten reichlich bezahlte, eröffneten die Mönche neben ihren Handwerksschulen auch gelehrte Schulen; und sie wurden nach priesterlichen Weihen erst lüstern, als man das Thun der Priester besser als die Handarbeit honorirte. Einige Väter des allerheiligsten Oberkirchenraths suchten, wie man sich ausdrückt, die äußerste Grenze der Reformen zu berühren, ohne wider die sog. Dogmen anzustoßen. Sie brachten vor: „Viele Communicanten wüßten gar nicht, was sie empfangen, weil die Seelsorger vernachläßigten, sie über die hohe Würde und über die Früchte dieses Sakraments zu belehren. Es würden alle unwürdigen Leute, solche die im Concubinate lebten, männlichen und weiblichen Geschlechts, und die größten Verbrecher, ja sogar (sic) Menschen, die weder das Vaterunser, noch den englischen Gruß beten könnten, zum Empfange des Sakraments zugelassen. Es werde für die Spendung des hl. Abendmahls unter dem Namen von Almosen Geld gefordert; was aber noch viel abscheulicher aussehe: es herrsche selbst zu Rom die Gewohnheit, daß der Communikant eine brennende Kerze mit einem daran gebundenen Stück Geld in der Hand tragen und dem Geistlichen zurücklassen müsse, und daß Denjenigen, welche diese Spende nicht brächten, die Communion nicht gereicht würde." Zur Abstellung dieser und ähnlicher Mißbräuche wurden fünf Canones mit einer sehr schönen Vorrede ausgefertigt. Diese Canones sind nicht veröffentlicht worden: Eine etwas zweideutige Beruhigung. Man beschloß nämlich, dieselben zurückzubehalten, bis das Concil vom Meßopfer handeln würde; allein sie kamen auch da nicht zum Vorschein, sei es, weil man sich nicht getraute, sie durchzuführen, oder weil man sie über wichtigeren Dingen vergaß. Die Gefahr hat einen eigenen Reiz, dem man sich, wenn man ihn einmal empfindet, nur schwer entzieht. In Frankreich herrschte früher die Sitte, daß adelige Communicanten dem Priester Oblaten mit aufgedrücktem Familienwappen zustellten, damit er sie weihe und ihnen gelegentlich austheile. Es wird kaum geleugnet werden, daß der Hinblick auf einen unwürdigen Austheiler den Empfänger stört und ihn leicht in eine Stimmung zu setzen vermag, wo der Glaube in seiner Richtung auf das Höhere unterbrochen wird. Die Gränzen der Geistesarbeit, sofern sie als bloße Mithelferin bei den sachlichen Berufen erscheint, sind äußerst dehnsam, und in tausend Fällen mangelt aller Maßstab, mit welchem man ausmitteln könnte, wo der Kopf bestimmend vorwiege, und wo die Hand. Die Geldform der Hostie ist eine Art Abkommen zwischen vulgärem Vorurtheil und berechneter Bigotterie: Eine doppelsinnige Verflachung des Gegenstandes. Der mystische Grund für diese Form soll der sein, weil Christus für dreißig Silberlinge verkauft worden sei und weil (Matth. 20,

geschieht, denen, welchen es zugewendet wird, bei sonst gleichen Verhältnissen mehr nütze, als allen Andern; ja, daß er auch für Verstorbene Messe lesen könne, damit diese eher von den Qualen des

10.) geschrieben stehe, die Arbeiter im Weinberge haben Geld empfangen. Wir treffen in den Schriften des englischen Geistlichen, Robert Malthus, die volkswirthschaftliche Analogie zu jener Verweigerung des Brodes des Lebens: „Ein Mensch, der geboren wird in einer Welt, die bereits besetzt ist, hat, wenn seine Familie nicht die Mittel besitzt, ihn zu ernähren, oder wenn die Gesellschaft nicht seiner Arbeit bedarf, nicht das mindeste Recht, irgend einen Antheil an Nahrungsmitteln zu beanspruchen. Er ist zu viel auf der Erde; am großen Tische der Natur ist für ihn kein Platz. Die Natur heißt ihn fortgehen und vollzieht auch in den meisten Fällen ihren Urtheilsspruch. Jeder ist auf dieser Erde nur für sich da. Um so schlimmer für Die, die hienieden zu viel sind. Man hätte wahrlich auch gar viel zu thun, wenn man für Alle, die um Brod schreien, sorgen müßte." Herr Malthus starb als Hagestolz, und ist seine These ebenso albern, als unmenschlich: Es gibt eben keine Welt, die besetzt wäre, und es wird nie eine solche nachweisbar sein, weil ja jeden Augenblick Leute sterben. Mag auch in manchen Ländern der Zuwachs der Bevölkerung ein rascherer sein, als der Zuwachs von Lebensmitteln: Es bleibt ein Ausfluß staatlicher Unvernunft, wenn ganze Klassen, ohne ihr Verschulden, einem anhaltenden Siechthume preisgegeben sind, bevor die Unfruchtbarkeit der Erde dazu zwingt. Der seiner Souveränitätsrechte sich immer mehr bewußt werdende sog. vierte Stand wird im Interesse der Selbsterhaltungspflicht seiner Angehörigen in nicht gar fernen Jahren beschließen, wie viel oder wie wenig die andern Stände zu leisten haben. Das ganze westliche Europa spürt die überhandnehmende Bodenverarmung, eine Folge des Gehenlassens habgierigen Raublandbaues. Im modernen Staatshaushalte erscheint aber die Menschenvermehrung als stetiger Faktor; und kaum minder stetig ist die Ausbreitung des Bewußtseins der Gleichberechtigung Aller: ¡Um so schlimmer für Die, die im gegebenen Falle zu Wenige sind!

Es geht über unser Fassungsvermögen, was das Geld des Messehandels dem Geber einbringen soll, da ja jeder röm. Priester ohnehin verpflichtet ist, täglich eine Messe zu lesen und mehr als eine nicht lesen darf. ¿Wie viele Messen werden also jährlich mehr gelesen, weil sie die Leute extra bezahlen, als wenn dieses nicht der Fall wäre? Antwort: Nicht eine. Die gewerblichen Fähigkeiten, welche nicht veräußerlich sind, können keinen Marktpreis haben; aber man kann sie aus der Einnahme, die sich aus ihnen ziehen läßt, schätzen. Die großherrlichen Mufti's sind nicht zufrieden, auf Reisen alles, was dem Bauer gehört und sich vertilgen läßt, aufzuzehren. Wenn sie sammt ihren Kawassen, Kaffeebrauern und Pfeifenstopfern sich den Magen gefüllt, so haben sie noch die Unverschämtheit, das sog. Zahngeld einzutreiben: eine Erkenntlichkeit für die Anwendung ihres Gebisses, das sie etwelchermaßen abgenutzt haben, da sie dem Steuermaterial die Ehre erwiesen, sein Eigenthum zu verschlingen. In besser eingerichteten Staaten, wo eine Art Regel die Beraubung der Bürger leitet, tritt das abgekürzte Verfahren unter stattlicheren Formen auf. So war der Grund der preußischen Kammerauflösung im Jahr 1862 die Annahme des Antrages: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, daß der Staatshaushaltetat in seinen Titeln durch Aufnahme der wesentlichen Einnahmen- und Ausgabenposten mehr zu spezialisiren sei." Nach jesuitischer Finanzdogmatik darf ein Priester, welcher Geld empfangen hat, um eine Messe zu lesen, für dieselbe Messe noch von andern Leuten Sporteln erheben, indem er ihnen denjenigen Theil des Opfers zurechnet, der ihm selbst, als Priester zukömmt; „nur", meint Herr Escobar, „nur darf er sich nicht nochmals für eine ganze Messe, sondern bloß für einen Theil, etwa für den Drittel bezahlen lassen. Ein Priester darf auch die Messen, für welche er die Löhnung eingestrichen, durch einen andern Priester escomptiren lassen, diesem einen Theil der empfangenen Summe für gehabte Mühewaltung abtreten und die Differenz für sich behalten, als eine Art von Commissionsgebühr. Das verwandelte Blut wird so auf originelle Weise wieder zu einer Art von Circulationsmittel. Wenn Christus empört war, im Tempel die zum Opfer bestimmten Tauben verkaufen zu sehen, ¿was würde Er sagen, wenn Er, das große Opfer, sich selbst verkaufen sähe in dem

Fegfeuers befreit werden (Seelenmessen). Der Bischof von Rom ertheilt gewissen Altären sog. Heiliger das Vorrecht, daß, so oft eine Messe daran gelesen wird, eine Seele aus dem Fegfeuer erlöst sein soll.

Handel mit den Messen? Es sollte Uns leid thun, falls der Leser durch Uns auf den Gedanken gebracht würde, die röm. Meßgeschäfte würden oft kaum anders betrieben, als die frankfurter Meßgeschäfte: Viele Priester machen nicht einmal Wechselgeschäfte, sondern spekuliren einfach auf die Spekulation; die persönliche Einnahme wird dann nicht in bestimmten Zahlen ausgedrückt, sondern hinter Rechnungsformen versteckt. Obwohl nämlich verboten ist, mehr als eine Messe täglich zu lesen, fällt's wohl selten Einem ein, die Azung für bestellte Messen auszuschlagen, wenn er auch aller Wahrscheinlichkeit nach nie dazu kommt, sich sämmtlicher eingegangenen Verbindlichkeiten zu entledigen. Eingedenk des Grundsatzes verschiedener Glaubens- und Creditvereine, à la Isaak Loyola und Ignaz Pereira: immer so ehrlich als möglich zu sein, beschönigt der Meßlieferant seine Finanzoperation mit der casuistischen Probabilität, daß er möglicherweise das Alter Methusalah's erreichen werde; und um auf alle Fälle gesichert zu sein, hält der Biedermann mit seinem Gewissen doppelte Buchhaltung, kauft in Rom einen Dispens (**reductio missarum, bula** de la **composicion**), oder beichtet einem Kollegen das läßliche Sündlein, eine Anzahl meßgierige Gläubige zu seinen Gläubigern gemacht zu haben. Augenscheinlich heißt das, sich über das Prinzip des Reichthums, über das Wesen des Geldes, über den Gegenstand der Arbeit und über die Bedingungen des Tausches zu irren. Dieser pharisäische Sinn entsteht auf dem hierarchischen Bildungsgebiete hauptsächlich in Folge von Ueberschätzung der Absolutionsbefugniß, deren Inhaber so wie Gott sein will und sich über das gemeine Gewissen stellt, gleich als gehörte das Begehen von Unrecht auch zu den Attributen der Allmacht. Die Immunität in der verschiedentlichen Entwicklung ihres Begriffs soll die Form sein, in welcher das Bedürfniß einer vom Staate unabhängigen Sicherung vorzüglich zu erreichen gestrebt wurde. Die gangbare Schulmeinung von der päpstlichen Untrüglichkeit pflegt bei ausgiebigen Dispensangelegenheiten als unerschütterliches Axiom, als baare Münze angepriesen zu werden. Wo halbwegs Schaden sich voraussehen läßt, da machen Viele, um auszuweichen, lieber dem grellsten Unsinn den Hof. Das Geld wird, polizeiwidrig genug, wohl nie wieder erstattet, wahrscheinlich, weil die unmöglich bleibenden Leistungen als einem Geschäfte nicht anklebende Drangsale zu betrachten sind. Ludwig XIV. fühlte einst einige Gewissensregungen wegen unerfüllter Verbindlichkeiten; aber sein Beichtvater beseitigte die Unannehmlichkeit, indem er Allerhöchst dem Schuldenbeladenen begreiflich machte, daß das Eigenthum von Allerhöchst Dero Unterthanen Allerhöchst Ihm gehöre, und daß Allerhöchst Er dasselbe huldreichst behalten dürfe. Das Dominikanerkloster zu Chiquinquira, einem berühmten Wallfahrtsorte in Neu Granada, schuldete Anfangs der vierziger Jahre circa eine Million Messen. Mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse erlaubte Gregor XVI. den Mönchen, das Promessengeschäft mit einer einzigen, am Allerheiligentage gelesenen Messe abzumachen und so leichten Kaufs fertig zu werden. Vielleicht lag ein Grund dieses herablassenden Benehmens in einer sinnreichen Anwendung der kirchlichen Atomtheorie auf das kirchliche Wechselrecht. Alles Ueberflüssige darf im Rechte hinweggedacht werden. Werthschätzungen lassen sich auf Arbeitsquanta zurückführen, und in jedem Werthbildungsprozeß muß die höhere Arbeit stets auf gesellschaftliche Durchschnittsarbeit reducirt werden. Wir setzen nicht den mindesten Zweifel in die Redlichkeit dieses hl. Vaters; und wäre es nicht von wegen der bereits bezogenen, nichts weniger als atomistischen Meßsporteln, so würden wir ein Auge zudrücken bei der antieuklidischen Marotte, daß ein Theil dem Ganzen gleich sein könne. Beim gewöhnlichen Laufe der Dinge lassen sich Verträge einzig durch den freien Entschluß derjenigen Personen wieder aufheben, durch welche sie abgeschlossen wurden. Die Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) genügt sich damit, auf den Rechtsboden des einen der „beiden" Rechte versessen zu bleiben. Es ist schon oft Einer um weniger gehängt worden. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ließ die deutsche Justiz gelegentlich ein Dutzend Zigeuner an den Chausseebäumen aufknüpfen, lediglich, weil sie Zigeuner waren. Da nämlich der Stamm der Zigeuner alle Draußenstehenden im Punkte des Bestehlens für vogelfrei erklärte, so erklärte

Auf daß, da bereits Vieles entweder durch die Verderbniß der Zeiten, oder durch die Fahrläßigkeit und Bösartigkeit der Menschen eingeschlichen zu sein scheint,

---

die Justiz die Zigeuner im Punkte des Hängens für vogelfrei. Es gibt in jeder Rede immer einen Punkt, der als vorzüglich lichter Punkt im Ganzen erscheint. Europäische Wallfahrtsorte können den an sie gemachten Bestellungen ebensowenig entsprechen, als amerikanische. So soll das Kloster Einsiedeln jährlich Hunderte von Messen an Landgeistliche verschleissen, weil es die angenommenen Bestellungen trotz seiner 14 Altäre und 30 Priester nicht selber auszuführen vermag. Verbraucht ein Arbeiter bedeutend mehr Zeit in der Schaffung einer Waare, als gesellschaftlich erheischt ist, weicht die für ihn individuell nothwendige Arbeitszeit bedeutend ab von der gesellschaftlich nothwendigen, oder der Durchschnitts-Arbeitszeit, so gilt seine Arbeit nicht als Durchschnittsarbeit, seine Arbeitskraft nicht als durchschnittliche Arbeitskraft. Sie verkauft sich gar nicht, oder unter dem Durchschnittswerth der Arbeitskraft. Ein bestimmtes Minimum der Arbeitsfertigkeit ist also vorausgesetzt. Im Revier der gallikanischen Kirche besorgen meist Buchhändler gegen bestimmten Rabatt die Lieferung der durch priesterliche Arbeitskraft zu schaffenden Waare. Vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht entrollte sich am 20. und 27. August 1869 der schmähliche Handel, der mit Messen getrieben wird: Käufer, Verkäufer, Makler, die sich gegenseitig betrügen; Pfaffen, welche, wenn sie kein baar Geld bekommen können, wenigstens Gold und Silberwaaren, Bücher 2c. einsacken und mit Meßwechseln bezahlen; Prospekte, in denen man die Gottheit en gros und en détail verschachert wie einen Ballen Kaffee. Kurz, die ganze Fäulniß der Boutique Mastai und Komp. breitete sich auf der Scene aus. In Anton von Buchers Buch „die Jesuiten in Baiern" findet sich folgendes unter den „Ueblichkeiten, welche für die oberteutsche Provinz (Kurfürstenthum Bayern) auf den Grund der Bestätigung des ehrwürdigen Pater Mutius Vitellescus, sodann auf Befehl und Gutheißung des auch ehrwürdigen Pater Goswin Nickel, und endlich des ehrwürdigen Pater Thyrsus Gonzalez durchgesehen und genehmiget worden sind im Jahre 1693": „Jeder Hochaltar in unsern Kirchen dieser ganzen Provinz ist vermöge der päpstlichen Bewilligung Gregors XIII. für Uns und Unsere Freunde dergestellt privilegirt, daß mit jedem hl. Meßopfer, das auf demselben gebracht wird, eine arme Seele erlöset werden kann, ohne daß die Unsrigen deßhalb die Collekte für die Verstorbenen einzulegen brauchen." Der Jesuitenorden besaß ein Handlungshaus auf Martinique, das in allen möglichen Artikeln und u. a. (wie dazumal in christlichen Kolonien üblich) auch in schwarzem Menschenfleisch machte. Als es sich banquerott erklärt hatte, erbot es sich gegen die Gläubiger in Marseille, den Betrag ihrer Guthaben in Messen für sie abzuherrschen; doch hatten die materialistischen Kaufleute, vielleicht Hugenotten oder Juden, keinen Sinn für ein solches Geschäft. Die Werthgröße einer Waare kann sich nur im Gebrauchswerth einer andern Waare ausdrücken, als relativer Werth. Die Form eines unmittelbar austauschbaren Gebrauchswerths oder Aequivalents erhält eine Waare dagegen umgekehrt nur als das Material, worin der Werth einer andern Waare ausgedrückt wird. Messelesende Beichtiger mögen Uns zu Gute halten, wenn Wir Uns in Folge einer leidigen Ideenassociation bewogen fühlen, sie durch ein exegetisches Müsterchen aus ihrem Glaubensherbarium in unliebsame Verwunderung zu versetzen. Nicht selten erreicht dieses das Höchste, was einem Dichter gelingen kann: Das scheinbar Unsagbare hausbackener Empfindungen neu und überraschend auszuprägen. Die Verfasser des röm. Katechismus haben nämlich den entfernten Versuch gemacht, die Protestanten mit den Pfeilen ihres Witzes zu durchbohren. Sie lehren bei Gelegenheit der Erklärung des siebenten Gebots: „Endlich glauben Einige, der Diebstahl sei dadurch gerechtfertigt, weil sie, geplagt von Schulden, auf eine andere Art sich nicht davon befreien könnten, außer durch einen Diebstahl. Mit diesen muß man also handeln und ihnen zeigen, es gebe wirklich keine schwerere Schuld, als jene, an die wir uns täglich im Gebete des Herrn erinnern: „Vergib uns unsere Schulden." Angesichts solcher Glaubenszulagen erscheint es befremdend, wenn Leute, welche auf Bildung Anspruch machen, die Unterwerfung unter die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) durch das Bedürfniß zu begründen suchen, dem endlosen Hin und Her der Vernunftgründe durch das Machtgebot einer harmonisch in sich abgerundeten Autorität Halt zu gebieten. Trotz der ängstlichen Sorgfalt vor Zerreißung der Maske, hat die eben erwähnte Doppelsinnig-

was der Würde eines so großen Opfers fremd ist, die demselben schuldige Ehre und Verehrung zur Verherrlichung und Erbauung des gläubigen Volkes wieder hergestellt

---

keit doch etwas Trauervolles. Viele Wege führen von Rom. Nicht gering war die Entrüstung Pius' IX. über die Insubordination seines Hofjuden, James Rothschild, als dieser den 1860 fälligen Zins der päpstlichen Schulden zu spät bezahlte, d. h. nach Uebermittlung eines Wechsels von Peterspfennigen. Man liest in der Augsb. Allg. Ztg. vom 19. Febr. 1866: „Das vom päpstlichen Finanzrath genehmigte Budget für 1866 ergab 12,671,156 Scudi für die Ausgaben, 6,489,962 Scudi für die Einnahmen, also einen Ausfall von 6,181,194 Scudi. Gegen das Vorjahr betragen die Ausgaben 617,886 Scudi mehr. Die Interessen der Staatsschuld verlangen 6,700,000 Scudi, das Waffenministerium kostet 1,589,749 Scudi, um 294,705 Scudi mehr als im Vorjahr." Und dann gleich hinterher: „Der Gewohnheit gemäß hat der Papst am 8. Februar die Fastenprediger der Hauptkirchen von Rom empfangen. Der hl. Vater sprach dabei von der Schwierigkeit, heutigen Menschen das Himmelreich zu predigen, von denen die meisten nur an materiellen Erwerb, an Eisenbahnen, Bergwerke, Fortschritte, Anlehen (!?) u. dgl. denken." ¡Roma locuta est! „Der Uebel größtes ist die Schuld", heißt's in der Braut von Messina. Ein Jeder pflegt die Wahrheit irgendwie mit der Glückseligkeit in ursachlichen Zusammenhang zu bringen und empfindet von vornherein starkes Mißtrauen gegen jede angebliche Wahrheit, die er nur als eine Quelle des Verderbens zu erkennen vermag. Welche Kapital-Gimpel noch fernerhin auf die päpstliche Leimruthe sich werden locken lassen, wissen wir je länger, desto weniger. Die Augsb. Allg. Ztg. vom 20. Mai 1870 berichtet aus Rom: „Die Finanzverwaltung bemüht sich, die für die laufenden Ausgaben bis zu Ende des Jahres nöthige, aber fehlende Summe von siebenunddreißig Millionen Franken zu finden. Der Plan wäre, eine Anleihe von sechzig Millionen Franken auf Grundeigenthum der Kirche und milder Stiftungen bei Rothschild zu erheben." Wie die Dinge jetzt stehen, so gewinnt es den Anschein, daß die Centralorgane des Papstgethüms von Seite des Kredits noch bälder werden ihrer Auflösung entgegen geführt werden, als von der Seite des Glaubens.

Als Kapellen und Oratorien, besonders im neunten Jahrhundert, sich ins Unendliche mehrten und mit ihnen die zur Ehre der sog. Heiligen errichteten Altäre; als in eben dem Maße die Messen sich häuften, mußten die Priester immer öfters in die Lage kommen, dieselben ohne Communicanten zu halten. So entstanden die Privatmessen oder stillen Messen. Sie bestärkten den Wahn, als ob die Meßhandlung nur Gott zu Ehren vollzogen werde. In der griechischen Kirche haben Privatmessen nie Eingang gefunden; in keiner ihrer Kultusstätten findet sich mehr als ein Altar; Winkel- oder Seitenaltäre sind unbekannt. Die Messe darf dort überhaupt nur an Sonn- und Festtagen gefeiert, dann auch in ein und demselben Tempel nicht wiederholt werden. Durch die stillen Messen ist dafür gesorgt, daß Solche, die ihre Andacht gerne auf ein kurzes Maß beschränken, ihrem Bedürfniß und ihrer kirchlichen Pflicht in einer Viertelstunde genügen können. Der Bischof von Orense wünschte auf dem Concil von Trient sehr, der Papst möge für Beisteuern zu den sog. Kreuzzügen und zum Bau der Peterskirche nicht so viele Vorrechte ertheilen, weil kraft dieser Vorrechte am Ende jeder Spanier die Messe in seinem Hause hören wolle. Die heidnisch-römische Sitte, den Manen Opfer darzubringen, ist in die Kirche des Abendlandes übergegangen. Dieses geschah etwa durch eine Gabe, insgemein Nahrungsmittel an Priester und zum Liebesmahle, oder, noch altrömischer, durch Libationen auf die Gräber verehrter Todten, wobei die Spendenden mit ihren Freunden oft selbst ein ziemliches tranken. Hatte man früher in Meßliturgien der Verstorbenen mit Gebet und Fürbitte gedacht, so boten die stillen Messen bei fortschreitender Ausbildung der Lehre vom Fegfeuer den Hinterbliebenen willkommene Gelegenheit, durch den Mund der Priester Verstorbene den sog. Heiligen empfehlen zu lassen. Daher der Ursprung der Seelenmessen oder Todtenmessen. Bei ihnen zeigt sich auffallend die Losreißung der kirchlichen Stellvertretung von der subjektiven Glaubenstheilnahme. Im spätern Mittelalter waren fast alle Messen zu Todtenmessen geworden, entweder zu Ehren von sog. Heiligen, oder zur Befreiung von Todten aus dem Fegfeuer. Die Theilnahme einer Gemeinde war hiebei ohne Bedeutung; die Anwesenden communicirten doch nicht, sondern die Priester allein sich selbst. In Thibet

werde: beschließt die hl. Versammlung, daß die Bischöfe, als Diözesane fleißig sorgen und verpflichtet sein sollen, Alles zu verbieten und wegzuschaffen, was entweder

---

haben die Lamas, nach dem Berichte von Hüc und Gabet, „Gebetsmühlen" erfunden. Solch eine Mühle heißt Tschü Kor, d. h. ein Gebet, das sich dreht. Dergleichen treffe man an den Ufern der Bäche und der Flüsse in Menge, und sie beten dann, vom Wasser in Bewegung gesetzt, Tag und Nacht zu Gunsten Dessen, der sie errichtete. Von einer Uebersicht der christlichen (?) Religion, welche genannte Lazaristen-Missionäre einem thibetanischen Lama wollen gegeben haben, war er seinerseits nicht im mindesten überrascht, sondern bemerkte, daß Alles, was sie vorgebracht, von den Glaubenssätzen des Oberlamas in Thibet nicht abweiche. Die Buddhisten haben den Krummstab, die Bischofsmütze, das Meßgewand, das Chorhemd, zwei Chöre mit Wechselgesang, Psalmodien, Teufelaustreibung, das Rauchfaß mit fünf Ketten, Segnungen, bei welchen der Lama seine rechte Hand auf das Haupt des Gläubigen legt. Ferner haben sie den Rosenkranz, die Ehelosigkeit der Geistlichen, geistliche Uebungen in Zurückgezogenheit, Heiligenverehrung, Fasten, Prozessionen, Litaneien und Weihwasser. Ob das Alles christlichen Ursprungs sei, darüber wollen Hüc und Gabet keinerlei Nachweis im Lande selbst gefunden haben.

Häufig sind die größten Ereignisse nur die plötzlich hervorbrechenden Folgen langsamer und unscheinbarer Veränderungen, wo nicht gar allgemein verspotteter und verachteter, anscheinend ohnmächtiger Bestrebungen. Nach mäßiger Berechnung sind 150,000 röm. Priester in aktivem Dienst; es würden somit Leib und Blut, Nerven und Knochen, Seele und Gottheit Christi jährlich etwa 54,750,000 Mal als Sühnopfer für Lebende und Todte dargebracht werden. Alltäglich wird vor unsern eigenen Augen, nur daß wir's nicht sehen, ein ungeheurer Wunderluxus aufgewandt, gegen den, recht bedacht, alle in der Offenbarungsurkunde angeführten Wunder und alle Wundersagen der alten Welt geringfügig erscheinen. ¿Und wozu? Um etwas zu bewirken, was auch ganz einfach durch die Predigt des Evangeliums bewirkt werden kann und bewirkt wird. ¡Nun gar, nach der von der Beschlußpartei des Concils von Trient beliebten Verkümmerung, zur Vergebung bloß der läßlichen, kleinen Sünden, der Peccatillen, wie die Jesuiten sie nennen, der Bagatellen! Sess. XIII. cap. 3. werden wir nämlich belehrt, Christi Wille sei gewesen, daß dieses Sakrament empfangen werde gleichsam (sic) als Gegenmittel, wodurch wir von den täglichen Schulden befreit und von der Todsünde bewahrt sind. „Ein Mal, ein einziges Mal", sagt der Apostel Paulus im Hebräerbriefe, „sei das Opfer Christi geschehen, wegzunehmen Vieler Sünden." „Hundert, hunderttausend Mal", wird die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) sagen, „für das Heil eines einzigen Menschen", wohlverstanden, wenn er genug hinterlassen hat, um die hundert oder hunderttausend Messen zu bezahlen. So sinkt dieses Opfer auf die Stufe einer bei jeder Gelegenheit anzuwendenden Arznei herab, die wie die gewöhnlichste leichte Waare verkauft und gekauft wird. Die wirthschaftlichen und politischen Folgen der scheinbar abgedroschensten und gleichgültigsten Prozedur sind hier kaum abzusehen. Wenn, wie das Concil von Trient (Sess. XIII. can. 11.) lehrt, Diejenigen zu verfluchen sind, welche sagen, daß der wahre Glaube allein hinlänglich sei zum würdigen Genusse des hl. Abendmahls; wenn das hl. Abendmahl, gleich allen übrigen Sakramenten, schon an und für sich, kraft der bloßen äußern Handlung (ex opere operato), beseligende Wirkungen hervorbringt und es auf die Gesinnung der Nichtpriester, sobald diese der Gnade nur kein Hinderniß entgegensetzen, dabei nicht ankommt, ja, wenn sie nicht einmal nöthig haben, anwesend zu sein, ¿kann die Anschauung, welche solche Lehren durchzieht, eine der Wahrheit befreundete genannt werden? ¡Wer sieht nicht ein, daß da der Zweck sittlicher Besserung und religiöser Erhebung außer Acht gesetzt und der Messe eine Gottes unwürdige, gleichsam magische Wirkung zugeschrieben wird! Selbstverständlich ziehen darum Viele die Folgerung: der recht häufige Gebrauch des sog. Altarsakraments sei auch bei dem unwürdigsten Genusse der sicherste Weg zur Sündentilgung und Versöhnung mit Gott. Da möchte einer mit Karl Eberhard Immermann ausrufen: „¡Selbst der liebe Gott verlieret sehr bei mir an dem Gewichte, weil nach ihrem Ebenbilde schnitzen ihn viel tausend Wichte!" Zwar kann das Concil (Sess. XXII. cap. 6.) den Wunsch nicht unterdrücken, das Volk möge jedesmal nicht nur geistlich, sondern auch sakramentalisch communiciren, damit

der Geiz, dieser Götzendienst, oder die Ehrfurchtslosigkeit, welche kaum von der Gottlosigkeit getrennt sein kann, oder der Aberglaube, dieser falsche Nachäffer der wahren

---

es von diesem hochheiligen Opfer eine reichere Frucht empfange; aber daß dieses nicht ernstlich gemeint, sondern eine bloße Redensart ist, sieht man aus der Bestimmung des cap. 2 desselben Dekrets, wo von der Messe nicht als Sakrament, sondern als Opfer gesagt wird, „es werden durch dieselbe die Früchte des blutigen Opfers in reichstem Maße mitgetheilt." ¿Was soll man nun von einer reicheren Frucht denken, die noch über die im reichsten Maße mitgetheilte Frucht hinausgienge? Am 2. Mai 1507 las Luther die erste Messe. „Es ist", bemerkte er in späterer Zeit, „es ist ein herrlich Ding gewest um einen neuen Priester und erste Messe. Selig war die Frau, die einen Priester getragen hatte. Ein geweihter Pfaffe war gegen andere getaufte gemeine Christen wie der Morgenstern gegen einen glimmenden Docht." Die Beschäftigung, einen Wissenszweig wenigstens in seinen höheren Stadien zu lehren, ist eher eine Hülfe, als ein Hemmniß weiterer Ausbildung in dem betreffenden Fache. „Wollte man", sagt Herr Pater Martin Cochem, aus dem Capuzinerorden, „wollte man es sehr genau und strenge nehmen, so muß man bekennen, daß wir durch die Aufopferung der hl. Messe Gott mehr geben, als wir durch unser Gebet begehren können. Darum scheint es keine Ursache zu geben, warum oder auf was für eine Weise unsere billige Bitte von Gott abgeschlagen werden könnte. Denn was wir begehren, ist nichts anderes, als etwas Erschaffenes oder Irdisches; was wir aber opfern, sind lauter göttliche und unschätzbare Dinge. ¿Soll denn der freigebige Gott, der selbst gesprochen hat, daß er einen Trunk kalten Wassers reichlich vergeben will, uns unbelohnt lassen, da wir ihm den Kelch, voll vom Blute seines Sohnes, welches Er in der Messe wieder vergießet, andächtig opfern?" Die Ansagebulle des vatikanischen Concils rühmt die Bemühungen der Päpste für Religion, Frömmigkeit, Ehrbarkeit, wobei es aber, nebenbei bemerkt, nicht ganz klar ist, worin die Bemühungen für Religion von denen der Frömmigkeit sich unterscheiden sollen. Es ist ein Grundfehler des röm. Kirchensystems, daß bei ihm von jeher die Frömmigkeit zu sehr nach der Madonna- und Heiligenverehrung, dem Aufblühen von Wallfahrtsorten und der Erfindung neuer Andachten und Bruderschaften, nach der Anzahl der gebeteten Rosenkränze und gestifteten Messen beurtheilt wurde. Die Vollkommenheit der Industrie besteht darin, daß man sich das größte und beste Produkt für die geringste Arbeit, für das geringste Opfer beschafft. Anton von Bucher erzählt in seiner Schrift „die Jesuiten in Bayern" folgendes: „Es berichtet Pater Ludwig Sekard, daß die münchener Jesuiten-Congregation aus dem frommen Almosen der Sodalen ein paar prächtig mit Gold und Silber verzierte Sargtücher um tausend Gulden habe herstellen lassen, und gleich hernach, daß es an Pactisten fehle, welche für die verstorbenen Sodalen gratis Seelenmessen lesen wollen, bei welcher Aeußerung sich ein deutlicher Widerspruch aufdringt, indem Einige diese Bettelei um Pactisten oder Messeleser und den übertriebenen Aufwand auf ein Sargtuch nicht wohl zusammenreimen können. Sie sagen: Nach den Grundsätzen des Pater Sekard und seiner Collegen würden um tausend Gulden wenigstens zweitausend Seelenmessen, auf einem privilegirten Altare gelesen, wenigstens zweitausend Seelen aus dem Fegfeuer erlösen; hingegen tausend reiche Sargdecken nicht eine einzige." Individuen, welche durch die Art ihrer individuellen Variation günstiger im Kampf ums Dasein gestellt sind, vermögen eher der Vernichtung zu entgehen, als die übrigen. Sie erlangen daher ein relatives Uebergewicht der Zahl und befestigen dabei jenen Grad der Abweichung, der sie den übrigen günstiger gegenüber stellt. „Die Vervielfältigung der Messen", schreibt der Jesuit Cellotius (De hierarch. lib. VII. cap. 2.), bringt Gott so viel Ehre und den Seelen so großen Nutzen, daß es zum Messelesen nicht zu viele Priester geben kann, wenn auch alle Männer und, wo es möglich, auch alle Weiber und sogar die unbeseelten Körper und alle unvernünftigen (sic) Thiere Priester würden." Die Anhänger dieses Vielgötterdienstes mögen sich einmal die Genugthuung gewähren, ihr Prinzip (Catech. rom. de sacram. VI. 2.) bis ans Ende zu verfolgen, und ihre Theorie läuft auf ihre eigene Verneinung hinaus. Wo ein halb Dutzend Bettelmönche wohnen, da besitzen sie schon einen Tempel mit zwei, drei Altären, mit Geräthen von Gold, Silber und Seide. Der ärmste Kapuziner speist wenigstens so gut, als der Handwerker, der den ganzen Tag über arbeitet. Er betrach-

Frömmigkeit, eingeführt hat. Und um Vieles in Wenigem zusammenzufassen, sollen sie hauptsächlich, mit Rücksicht auf den Geiz, jede Art von Lohnbedingungen, Ver-

---

tet sich als einen Ueberwinder seiner selbst, indem er die Ehren der „Welt" verläßt, die ihm doch die Bequemlichkeiten nie bieten würde, die ihm sein Stand verschafft. Es ist etwas Eitles um das Gelübde freiwilliger „Armuth", das die Wirkungen der Armuth zu erfahren scheut, oder sie nicht empfindet. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Kranke und Sterbende Vergabungen machen zum Besten der Ruhe ihrer abgeschiedenen Seelen. Daher vorzüglich stammen die unermeßlichen Reichthümer, über welche die röm. Kirche (ein Theil des Klerus) zu verfügen hat, und die ihr noch angehören. Die Saug- und Fangorgane der ultramontanen Partei wären nur verächtlich, wenn nicht erbschleichende Pfaffen und sterbende Bett- und Betschwestern fort und fort die ergiebigsten Hülfsquellen eröffneten. Der Skandal der Testamente übertrifft oft die Unsittlichkeit der Vermögen. Lüguorianische Camarilla-Intriguen bringen weniger Kapitalien in Fluß, als die Compromisse des Boudoirs. Die communistischen Innungen der österreichischen Monarchie besitzen noch Hunderte von Millionen Gulden Vermögen, obgleich sämmtliche K. K. Kuttenträger und Klosterjungfern das Gelübde freiwilliger Armuth abgelegt haben. Wir glauben nicht an den Nutzen einer Klasse, welcher nur die Beschäftigung obliegt, in Ruhe einen Theil der Genußmittel zu verzehren, welche die Andern mühsam erworben haben; denn wenn man den Steuerpflichtigen den Theil der Abgaben ließe, welche man zum Unterhalt jener Klasse braucht, so würden dieselben Werthe von ihnen g a n z benutzt werden. Daß unter Beobachtung der gesetzlichen Form das corporative Privateigenthum eingezogen werden mag, ist eine Satzung, älter als die Reformation, und welche am wenigsten eine die Hinfälligkeit irdischer Dinge betonende Geistermacht bestreiten sollte. Die Natur des Vermögens, die Gesetze, welche seine Bildung und seinen Verbrauch leiten, unterscheiden sich nicht in Bezug auf den Gebrauch, welchen man von demselben macht. Stiftungen zu abgeschmackten Zwecken, oder wo der gute Zweck mit Aenderung der Zeiten wegfällt und der Stifter in offenbarem Irrthum schwebte, müssen, allenfalls unter dem Titel einer gezwungenen Anleihe, der Uebergangsform wegen, verwendet werden zum Vortheil des Gemeinwesens. Der glücklich ausgewählte Ausdruck „todte Hand" weist wie von selbst auf „herrenloses Gut". Pater Claret, Leibbeichtiger Isabellas II. wurde beschuldigt, er habe allein aus dem Escorial einen Werth von sieben Millionen Realen mitlaufen lassen. Wenn der Kredit einer Staatsgemeinschaft fest sein soll, so muß das Börsenpublikum der Meinung leben, daß eine Regierung die Mittel wie den Willen habe, ihre Versprechungen zu halten. Herr Joseph Görres fürchtet die Einwanderung des Staats in die Kirche (?), weil dieser unter den Schutz und Schirm und die Aufsicht des Hohenpriesters sich begebe und mit ihm den Raub über die Einfalt theile. Nach der mit Gutheißung des Bischofs Ignatius zu Regensburg (1862) gedruckten Sittenlehre des Jesuiten Gury wird beim Versprechungseid Gott nicht eigentlich als Zeuge der versprochenen Sache, sondern nur des eben gegebenen Versprechens, oder der wahren Absicht, das Versprechen zu halten, beigezogen. Die Finanzen pflegen die schwache Seite, wie der genialen Leute, so der Revolutionen zu sein, und wenn die röm. Curie so sehr gegen „die Revolution" erbost scheint, so ist's vielleicht, weil auch das sog. Schifflein Petri sich bloß durch fortwährendes Pumpen flott erhält. Wer anscheinend bloß verbraucht, ist deßhalb nicht unproduktiv, sondern Produkt seiner Arbeit ist er eben selbst; das verbrauchte geistige und physische Arbeitsmaterial speichert er in seiner Persönlichkeit auf. Was abstrakt gerecht für den Einzelnen erscheint, ist im großen Ganzen zu einem volkswirthschaftlichen Krebsschaden geworden. Als Richelieu (1641) von der französischen Geistlichkeit sechs Millionen Franken als außerordentliche Staatssteuer forderte, gab diese durch den Mund des Erzbischofs von Sens zur Antwort: „Der alte Brauch der Kirche während ihrer Blüthe war, daß das Volk beisteuerte für die Bedürfnisse des Staats sein Gut, der Adel sein Blut, die Geistlichkeit ihre Gebete." Die rothe Eminenz war nebenbei einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgestanden. In Frankreich führte er die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den weltlich-modernen durch. Die von ihm vollbrachte Gründung des absoluten Königthums mußte bei der damaligen Zeitlage als ein Herausschritt aus dichter Finsterniß in minder dichte gelten, und zwar deßhalb, weil der königliche Absolutismus zu seinem Bestehen zunächst eines

trägen und Verabreichungen zur Haltung neuer Messen, so auch die zudringlichen und unanständigen Forderungen, oder vielmehr Erpressungen von Almosen und andere

---

neuaufkommenden sozialen Elements, des dritten Standes, der Bourgeosie, schlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritte dieses Standes in die weltgeschichtliche Bewegung that sich aber für diese das Thor einer neuen Entwicklungsbahn auf. Der vierte Stand, dessen Herrschaft über die Mastbürger in der Natur der Verhältnisse liegt, befindet sich dermalen bereits im Stadium der Tastversuche und der Flegeljahre und wird den Rest nach dem Gesetz der großen Zahlen niederstimmen.

Wenn nach der Lehre des Concils von Trient (Sess. XIV. de extr. unct. cap. 2.) das Wesen des röm. Sakramentes der letzten Oelung u. a. darin besteht, daß es die Vergehen, *die etwa noch auszusöhnen sind*, und die Ueberbleibsel der Sünde tilgt, so sieht man nicht ein, welchen Nutzen das Fegfeuer und die für Gestorbene gelesenen Messen bringen sollen. Nach dieser Theorie wäre ein begnadigter Verbrecher besser daran, als ein Christ, dessen Sünden getilgt sind: Die Obrigkeit erläßt den Rest der Strafe, kann aber das Gefühl der Schuld nicht wegnehmen; Gott hingegen nähme das Gefühl der Schuld weg, erließe aber den Rest der Strafe nicht. Das Meßopfer ist so schwach und unwirksam, daß es mitunter tausend und aber tausend Mal dargebracht zu werden braucht, bevor es die Schuld für vergebene läßliche Sünden tilgen, bevor es eine einzige Seele aus den Qualen des Fegfeuers erlösen kann; und am Ende weiß man doch nicht, ob sie nun erlöst ist, vorausgesetzt selbst, daß sie wirklich gequält war, und vorausgesetzt, daß es überhaupt ein Fegfeuer gibt. Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, schreibt: „Obwohl bei gleicher Berechtigung die in Form einer Fürbitte zu leistende Sühne mehr der Seele zukommt, für welche sie bestimmt ist, so ist es dennoch (sic) keine ausgemachte Sache, und das Ganze hängt von der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes ab.“ ¡So predige man denn mindestens die Unsicherheit der in das Fegfeuer hinein zu bewirkenden Hülfeleistung, und die Einfältigen werden bald aufhören, Seelenmessen zu bestellen! Will man sich nicht zum opus operatum im unverhüllten Sinne bekennen, so muß man zugeben, daß die Seelenmessen den Todten nicht mehr helfen, als irgend ein frommer Wunsch für sie, der, unsicher in seiner Wirkung, nur ein Ausdruck liebevoller Gemeinschaft mit ihnen ist. Mag auch Einer in der Hölle sich befinden: der Meßpriester nimmt an, er sei im Fegfeuer. Irgendein lachender Erbe kommt und spricht: „Hier ist Geld für dreihundert Messen. Sie haben nicht nach der Sittlichkeit des Verstorbenen zu fragen; es ist wahrscheinlich, daß er Gott niemals zu Gesichte bekommen wird, indem er als Heuchler und straflos ausgegangener Schurke, die Hände voll fremden Gutes und mit den Verwünschungen der von ihm ausgebeuteten, in Folge ungesunder Beschäftigung schwindsüchtig gemachten, um ihren Lebensgenuß betrogenen Arbeiter belastet, gestorben ist. Darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern; lesen Sie nur.“ Und der Proletarier des Altars, die Augäpfel gen oben kehrend, denkt: „Amen, ich muß leben.“ Der Friede des pflichtigen Bewußtseins ist ihm die Krone des Lebens. Wenige Gelehrte halten ihre Lieblingswissenschaft nicht für den Mittelpunkt alles Wissens. Zu Luthers Zeiten hieß es: „Der Bauch ist der Pfaffen Gott; darum thun sie anbeten Brod.“ Man nannte sie damals *Bauchredner* und übersetzte ihr secula seculorum mit Seckel und Seckellerung. *Sie* nennen Alles „Gabe Gottes“, und unter diesem Titel streichen sie es ruhig ein. König Johann von England war gottlos genug, einst über einen fetten Hirsch auszurufen: „¡Welch dickes Thier; und doch hat es noch nie Messe gelesen!“ Wenn ein Spanier Seelenmessen durch Testament befohlen hat, so wird das zu deren Bezahlung nöthige Geld von dem sichersten Theile der Erbschaft und im Vorzug vor allen andern Schulden genommen. Ist eine solche Anzahl von Messen bestellt, daß für die Erben nichts mehr übrig bleibt, so nennt man dies: seine Seele zum Erben einsetzen. Mitunter lassen ungeduldige Rechtsnachfolger Seelenmessen für *Lebende* lesen, in der Hoffnung, diese bälder ins Jenseits zu spediren. Der Bischof von Poitiers hatte sich im Oktober 1860 einer Meßbestellung zu Gunsten der Seele eines im Treffen bei Castelfidardo gebliebenen kreuzritterlichen Freischärlers entledigt; im November des nämlichen Jahres stand der Todtgeglaubte wieder vor dem Zuchtpolizeigerichte von Laval. Daß ein Priester *für sich selbst* Seelenmessen testamentarisch angeordnet hätte, ist

dergleichen Dinge, die von der Pfründehandelsseuche oder doch gewiß vom schändlichen Gewinne nicht weit entfernt sind, völlig verbieten. Die mehr von abergläubi-

---

wohl noch nicht vorgekommen. Auch wenn die Seelenmessen nichts kosteten, würde doch die priesterliche Nachfrage nach dem klassischen Artikel eine schleppende bleiben. Menschen, welche von der Vernunft geleitet werden, d. h. Die, welche ihren Nutzen nach der Leitung der Vernunft suchen, begehren nichts für sich, was sie nicht auch für alle Uebrigen wünschen. So ausgebreitete Wurzeln im Kreise der röm. Geistlichkeit der Glaube an die Nützlichkeit der Meßtheorie geschlagen hat, so luftig blieb der Glaube an ihre Haltbarkeit. Seine katholische Majestät, Philipp V., König von Spanien und beider Indien, mit dem Uebernamen der Fromme, wurde auf dem Sterbebette veranlaßt, 100,000 Stück Messen für die Ruhe seiner Seele lesen zu lassen. Der etwas weitsichtige Staatsmann wünschte (in categorischem Imperativ), daß deren Verdienst, sobald er ihrer nicht mehr bedürfe, auf seinen Vater und seine Mutter übertragen würde, und falls diese schon im Himmel wären, auf alle Diejenigen, welche sich noch in der päpstlichen Schuldentilgungsanstalt unbezahlt gebliebener Disciplinarbußen, beziehungsweise in läuternden Flammen büßender Liebe befänden. Ein solcher Akt, durch welchen der Monarch über etwas verfügte, worüber ihm nicht das mindeste Schaltungsrecht zustand, war nicht nur an und für sich nichtig, sondern mehr als Alles geeignet, die Gültigkeit seines letzten Willens zu annulliren, da solcher füglich als einem Geistesschwachen abgelistet betrachtet werden konnte. Hätte der Pfaffenknecht ein paar tausend Quadrupel für einen vollkommenen Sündenablaß nach Rom geschickt, so wäre das Geschäft kürzer, und nicht schlechter abgemacht gewesen, vorausgesetzt, es wäre überhaupt möglich, zu wissen, daß die Bedingungen, unter denen allein Abläße gültig sind, in einem besonderen Falle erfüllt wurden. Nachdem seine Apostolische Majestät, Ferdinand II., Wallenstein und dessen Freunde hatte ermorden lassen, ließ der gestrenge Herr (aus dem Beutel der geliebten Unterthanen) dreitausend Seelenmessen lesen. Zu Padua ist eine Seelenmesse für Felix Orsini veranstaltet worden. Eine subjektive Glaubenstheilnahme von Seite Ferdinand's und Orsini's war beim Einen nicht möglich, beim Andern kaum denkbar. Allerhöchst Dero eigenes Gewissen zeihte den „Advokaten des röm. Stuhls und der päpstlichen Heiligkeit" des Meuchelmordes. Hätte Wallenstein Verrath geübt, so wäre er als Meineidiger, d. h. in einer sog. Todsünde gestorben, und für diese Gattung von Sündern helfen alle Messen nichts, wie der Jesuitenzögling wissen mußte. Dieses Motiv der Erwägung dürfte zuweilen störend auf die Apostolische Gemüthsruhe gewirkt haben. Der Inhalt der K. K. That war nichts Anderes, als was in den gemeinsten Verbrechen die Seele von Bösewichtern bestimmt; die Farbe erhielt sie von der Mode der Zeit. „¡Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!" lautete einer seiner Wahlsprüche. Der allezeit Mehrer des Reichs starb in seinem Bette. Die verwerfliche Inconsequenz und das Vorurtheil der öffentlichen Meinung pflegte damals noch für gekrönte Missethäter ein besonderes Recht des Lebens in Anspruch zu nehmen, als hätte der Baum der historischen Erkenntniß etwas mit einem Stammbaume zu schaffen. „Im Durchschnitt", sagt Goethe, „im Durchschnitt bestimmt die Erkenntniß des Menschen, von welcher Art sie auch sei, sein Thun und Lassen; deßwegen auch nichts schrecklicher ist, als die Unwissenheit handeln zu sehen. Niccolo Machiavelli hat die zweischneidige Waffe vor Aller Augen gelegt, die fürstliche Gewalt als eine organisirte Bestialität zu handhaben; er hat gelehrt, wie nöthig es sei, daß man lerne, nicht gut sein zu können. Wer eine Politik wählt und befürwortet, welche die erprobten Mittel der humanitären Entwicklung verwirft oder verkümmert und die Gewaltthat auf ihre Fahne schreibt, um den Fatalismus roher Naturkraft ins Feld zu führen, der werde mit derselben Münze heimbezahlt.

Die erste Pflicht eines Christen ist, wahr zu sein, aber auch ganz wahr, und keinen Gesichtspunkt der Gerechtigkeit für zu hoch zu halten. „Die wahre Politik", schreibt Immanuel Kant, „die wahre Politik kann keinen Schritt thun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben, und ob zwar Politik für sich selbst eine schwere Kunst ist, so ist doch Vereinigung derselben mit der Moral gar keine Kunst; denn diese haut den Knoten entzwei, den jene nicht aufzulösen vermag, sobald beide einander widerstreiten." Es wohnt der ungeschminkten Geschichte eine wunderbare Kraft des Trostes inne; aus ihrem ernsten Buch ertönt nicht allein der Spruch des Richters,

scher Verehrung, als wahrem Gottesdienst erfundene gewisse Anzahl von Messen und (!) Kerzen sollen sie ganz aus der Kirche entfernen, und das Volk belehren, was für eine

---

sondern auch der Spruch des Stärkern. Thaten, als Ereignisse eines bloßen Einzelwesens betrachtet, stehen so vereinzelt und bedeutungslos da, als der Mensch selbst, der sich von seinem Geschlechte trennen wollte; die Sache der Menschheit verläßt kein Ehrenmann, und der Mensch ist das wichtigste Studium des Menschen. „Jede Tyrannei", schreibt Ludwig Börne, „jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es selbst, und es hat sie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden steht Schwäche auf der ersten Sprosse, Feigheit auf der zweiten; und über diese weg muß die Macht schreiten, will sie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei sitzt." Die Selbstherrlichkeit ist auf dem christlichen Boden etwas Gemachtes; nicht aber die von derselben unterdrückte Menschenwürde, durch deren Wiederbelebung die eigenthümliche Rechtsordnung Unseres Meisters wiederherzustellen ist. Mit verhältnißmäßig seltenen Ausnahmen ist die Geschichte der christlichen Völker nicht eine Bethätigung der christlichen Lehre von der Nächstenliebe und vollends von der Feindesliebe gewesen, sondern ein gräßliches Pasquill auf diese Lehre. Den Fürsten, die unter dem Vorwande, man müsse den Befehlen des Kaisers gehorchen, die freie Predigt des Evangeliums verfolgten, ruft Luther zu: „¡Wir sollten wohl sehen, wenn ihnen der Kaiser ein Schloß oder Stadt nähme, wie fein sie finden sollten, daß sie nicht gehorsam sein müßten. Nun es aber gilt, den armen Mann schinden und ihren Muthwillen an Gottes Wort büßen, muß es kaiserlichen Gebots Gehorsam heißen. Solche Leute hieß man vor Zeiten Buben; jetzt muß man sie christliche gehorsame Fürsten heißen!" Nicht Kampf gegen „Tyrannei", sondern ein unbeachtetes, zweckloses Ringen wäre es, wenn man den Tyrannen nicht beikommen wollte. Das „Volk", ein bloßer Gattungsbegriff, wird noch keinem Tyrannen schlaflose Nächte verursacht haben, und die „Tyrannei" braucht keinen Schlaf. Wenn z. B. Massimo d'Azeglio in seiner berühmten Schrift „die Ereignisse in der Romagna" die Worte braucht: „Keine europäische Macht hinderte Oesterreich, den aufglimmenden Funken, welcher seine lombardischen Staaten zu ergreifen drohte, mit Blut auszulöschen", so ist es bloß der Respekt vor diesem Ehrenmanne, der Uns abhält, in einer derartigen Phraseologie nicht eine knabenhafte Expektoration zu erblicken. So klingt ungefähr die Sprache aller wuthschnaubenden und dabei doch lammfrommen Doktrinäre. Die Kriegführung, die sie anrathen, ist grundsätzlich dieselbe, wie sie im gegnerischen Lager gewünscht wird, aber in der Ausführung unendlich schwächer und darum erfolglos. In tausend Fällen ist es nicht einmal das beleidigte Rechtsgefühl, weßwegen taktische Einheiten Ströme Blutes vergießen. Wo es sich z. B. um Wiedererlangung oder Ausdehnung von erbschaftlichen Souveränetätsrechten beliebiger Individuen von Gottes Gnaden handelt, oder um Sächelchen, welche die herrschenden Ideen von der sogenannten Heiligkeit des Eigenthums beschlagen, da steigert sich bei den glitzernden Bestien das Gefühl geographischer Zusammengehörigkeit bis zum Paroxysmus der Hundswuth; die Erkenntniß der angebornen Souveränetätsrechte Aller, die Wissenschaft des Friedens Aller mit Allen, erleuchtet bei Wenigen das Auge des Geistes zu siegesgewisser Klarheit. Die Idee einer allgemeinen Republik nach Tugendgesetzen, als eines Ganzen, auf das wir hinwirken, eilt ihrer Reife entgegen, sobald allgemein bekannt wird, daß Tausende die Fähigkeit erwerben können, einen oder mehrere ihrer Hauptgegner mit Leichtigkeit, mit mechanischer Gewißheit und ohne die geringste Gefahr für die eigene Sicherheit unschädlich zu machen. Ob der jeweilige Präsident einer Vollziehungsbehörde König oder Kaiser betitelt werde, ob sein Amt ein paar Dutzend Jahre hindurch erblich bleibe, ob die Landkarten so oder anders gefärbt erscheinen, ob dieses oder jenes Regierungsgefüge für vorzüglicher gelte, ob die Staatsrettereien noch einige Dutzend Male von vorn beginnen, ist Uns gleichgültig; aber nicht gleichgültig ist Uns, mit anzusehen, daß die Lebensbedingungen der Gesittung ferner ungestraft angetastet werden. „So lange die Macht allein auf der einen Seite steht", sagt J. J. Rousseau, „die Aufklärung und die Weisheit allein auf der andern, so lange werden die Gelehrten selten große Gedanken denken, die Fürsten selten große Thaten thun, und die Völker werden nicht aufhören, niedrig, verderbt und unglücklich zu sein." Es liegt nur an der schulmäßigen, abgezogenes Denken erkünstelnden Erziehung, daß man so leicht verleitet wird, diejenigen Gewaltinhaber als über dem

und woher vorzüglich (?) die so kostbare und himmlische Frucht dieses heiligsten Opfers uns zufließe. (Ibid. sess. XXII.)

Gesetze stehend zu betrachten, deren Kraftäußerung je nach Belieben Leidende voraussetzt. Gegenüber von Geboten, welchen ein Christ beipflichtet: „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte;" — und: „Ihr sollt vollkommen sein; denn ich bin vollkommen," erscheint das absolutistische Gottesgnadenthum, das sogenannte Gottesgnadenthum, als ein Ausfluß unausstehlicher Anmaßung. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, die Herrschaft des Friedens, d. h. Unser frommer Wunsch soll verwirklicht werden. Wenn eine Verfassung nicht Alle beschützt, dient sie Niemandem zum Schutz. Die Bedingungen der Macht über Sein oder Nichtsein müssen bei jedem Sterblichen als gleich angenommen werden, und es ist kein Grund vorhanden, die Logik nicht bis aufs Aeußerste zu treiben. Was die Gottesfurcht nicht vermochte, wird die Todesfurcht vermögen. „Der schöne Tag muß bald erscheinen", schreibt Garibaldi am 24. Juli 1862, „der schöne Tag muß bald erscheinen, an dem wir abermals mit den Räubern unserer Erde handgemein sind, und dann unter andern Bedingungen als in der Vergangenheit, die ich Scherz nennen würde." Am 5. Mai desselben Jahres hatte Ich mit dem Einsiedler von Caprera eine Unterredung über dieses Thema. Als Jemand dem Angelo Brofferio die Frage vorlegte, warum die Mazzinisten so häufig von dem Dolche Gebrauch machten, erhielt er zur Antwort: „Wir gebrauchen den Dolch mit dem nämlichen Recht, mit welchem die Fürsten gegen uns Schwert und Strick gebrauchen" (Augsb. Allg. Ztg. 1. Juni 1866). „Wir haben einen Fürsten", sagt Plinius zu Trajan, „wir haben einen Fürsten, damit er uns bewahre, einen Herrn zu haben." Wenn man der grenzenlosen Thorheit absagt, daß ein Volk um seines Fürsten, beziehungsweise Industriebarone willen da sei, dann wird man auch den weibischen Schmerz über untergegangene Dynastien bez. Industrien vergessen. Das Wesen einer unumschränkten Monarchie liegt in der Unverantwortlichkeit der regierenden Person, weil man bei der Fehlbarkeit aller Menschen, einem Menschen unentsetzbare Gewalt nur dann einräumen kann, wenn man sich verpflichtet, ihm niemals von seinen Fehlern Rechenschaft abzuverlangen. Das Beispiel Ludwigs XVI., Napoleons I., Karls X., Dom Miguels, Don Carlos', Ludwig Philipps (la boutique incarnée), Otto's von Griechenland, Soulouqes, Franz' II, Cusa's, Georgs des Welfen, Maximilians von Mexiko, Isabella's der Keuschen u. A. weist auf Abschwächung des alleinseligmachenden Lehrsatzes der Unverantwortlichkeit der Fürsten und auf Kräftigung des protestantischen Grundsatzes der Volkssouveränität. ¡Welcher Jubel rauschte durch die Welt, als der argbefleckte Thron Isabellas stürzte! Als im Monat August 1867 eine Deputation des Washingtoner Vereins der großen Armee dem mexikanischen Gesandten Romero eine Beglückwünschungs-Adresse übergeben hatte, erwiederte Letzterer u. a. folgende Worte: „Ohne mich in eine Erörterung einzulassen, ob die Hinrichtung Maximilians an und für sich gerecht, und ob sie zum Frieden und zur Wohlfahrt Mexiko's nothwendig war, möchte ich mir nur die Bemerkung erlauben, daß die Reste der europäischen Intervention, während Maximilian lebte, sich in der Stadt Mexiko zwei Monate hindurch vertheidigten und diese Vertheidigung leicht einige Wochen länger fortsetzen konnten, daß sie in dieser Weise Blut vergossen, welches, wenn es auch nicht durch die Adern eines Fürsten strömte, nicht weniger kostbar war, und daß sie den Widerstand aufgaben, sobald sie sich von dem Tode ihres Oberhauptes überzeugt hatten. Es wird mir zum Vergnügen gereichen, die so eben vernommene Adresse dem Präsidenten Juarez zu übergeben." Die Gründe, mit welchen Graf Bismark die Beschlagnahme der Güter des Exkönigs von Hannover und des Exkurfürsten von Hessen vor der preußischen Kammer rechtfertigte, passen so gut zu unseren Anschauungen, daß wir nicht ermangeln, sie hier einzuflechten. Der berühmte Staatsmann sprach: „Ich kann den Begriff der staatlichen Nothwehr nicht einengen lassen auf den Fall, wo ein Land thatsächlich angegriffen ist und diesen Angriff abzuwehren hat, sondern ich muß in ihr einbegreifen das Recht und die Pflicht einer Landesregierung, dafür zu sorgen, daß der Friede nicht gestört, daß verhütet werde, was das Vertrauen auf diesen Frieden schädigen kann; denn ohne dieses Vertrauen hat der Friede nicht den Werth, dessen eine große Nation bedarf. Ein Friede, welcher der Befürchtung ausgesetzt ist, jeden Tag, jede Woche gestört zu werden, hat nicht den Werth eines Frie-

Wenn Jemand sagt, durch die Sakramente des Neuen Bundes werde die Gnade nicht kraft vollbrachten Werkes (ex opere operato) mitgetheilt, sondern der Glaube

dens; ein Krieg ist oft weniger schädlich für den allgemeinen Wohlstand, als ein solcher unsicherer Friede. In dieser rein politischen Auffassung werde ich mich nicht irre machen lassen durch juristische Deduktionen; über solche juristische Zwirnfäden wird die Regierung nicht stolpern in der Ausübung ihrer Pflicht, für den Frieden des Staates zu sorgen." Ein höheres Gut, als dasjenige aller Friedensstörer, ist das Leben jedes friedliebenden Christen. Der Glaube an das Große und Edle wird gekräftigt, wenn die Klasse von Menschen vernichtet wird oder in beständiger Furcht vor Vernichtung schweben muß, vor denen Millionen noch götzendienerisch im Staube liegen und sich gelegentlich zur Schlachtbank führen lassen. Die Völker werden auf die einfachste Weise von der Welt zu dem Bewußtsein gezwungen, daß sie in letzter Instanz, und nicht die Kabinette, über Krieg und Frieden entscheiden. Aus dieser Wendung in die Bahn des Rechts und der Ehre gibt es keine Umkehr zu der früheren falschen Regiererei. „Bei gleicher Stärke und bei gleichen Grundsätzen wird der Sieg für Die sein, welche die Gefahr der allgemeinen und eigenen Freiheit zu entscheidenden Originalideen entflammt", schreibt Joh. von Müller. Vom Standpunkte des Königlichen Priesterthums jedes einzelnen Christen wird die Lehre von der Leichtigkeit eines persönlichen Zusammenstoßes mit bevorrechteten Trägern des Königlichen Priesterthums als ein Fortschritt der Erkenntniß gefeiert werden. Ich gebe zu, daß diejenigen Geschichtenschreiber, welche nie über das trügerische Zusammenwürfeln der Interessen von Regenten- und Völkerindividuen hinauswollen, sich schwer in einen veränderten Zustand der europäischen Dinge werden hineinfinden; von dem Begriff der Geschichte ist eben der Maßstab bedingt, den Jeder für die Werthschätzung seiner Helden mitbringt. Den Meisten ist sie weiter nichts, als ein Magazin politischer Gaunerstreiche, oder eine Chronik von Aergernissen, oder ein abgekarteter Zeitvertreib zu pommadiger Weltverdauung, oder ein genealogisches Tafelwerk, manchmal dienlich zur Herleitung von Legitimitätsansprüchen.

Fast alle Vertheidiger des päpstlichen Religionssystems sprechen nur oberflächlich von dem Erlaße der Sünden, als Wirkung des sog. Sühnopfers der Messe; es ist die Sorge, dem der Communion vorausgehenden sog. Bußsakramente das Seine zu wahren, weßhalb dort die Sündenvergebung so karg abgemessen erscheint. Dafür ergehen sie sich des Breiteren darüber, daß durch dieses Opfer die Verdienste und Wohlthaten des Opfers Christi zugeeignet würden. Durch die Vorstellung, jede Messe könne nur ein gewisses Maß von den Früchten des Leidens Jesu den Menschen zueignen, ist dafür gesorgt, daß die Gläubigen immer aufs Neue Veranlaßung bekommen, Messen für sich und die Ihrigen lesen zu lassen. Christus hat das Sakrament des hl. Abendmahls zur Vergebung der Sünden und zur Verkündigung seines Todes eingesetzt; der röm. Katechismus (De sacram. III, 39.) lehrt: „Was man immer von der Kraft und den heilsamen Wirkungen dieses wundervollen Sakraments sagen kann, so muß man glauben, daß es gar keine Gläubigen gebe, welche die Kenntniß solcher Dinge nicht angehe, und denen dieselbe nicht äußerst nothwendig wäre. Weil jedoch die unermeßlichen Vortheile und Früchte dieses Sakraments durch keine Beredtsamkeit erklärt und auseinandergesetzt werden können, so müssen die Seelsorger wenigstens einige behandeln und zeigen, welch ein großer Ueberfluß von Gütern in diesen allerheiligsten Geheimnissen verborgen liege." Es werden nun für alles Mögliche Messen und Tedeums angestimmt, z. B. für Locomotiven, Freiheitsbäume, Brücken, die unbefleckte Empfängniß, Heirathen, gutes Wetter für die Bleicher, Regen für die Müller, eine glückliche Reise, ein günstiges Strandrecht, Einigkeit der röm. katholischen Fürsten, Ausrottung der Ketzer, Namenstage, Hetzjagden, Konkordate, Viehseuchen, Staatsstreiche, den ungenähten Rock zu Trier, Fang vieler Häringe (Irland), das sog. legitime Königthum, das sozialistische Regiment, die französische Republik, das Kaiserthum, wieder die Republik u. s. w. Manche halten sich für monarchisch gesinnt, bloß weil sie eines Herrn und einer Livree nicht entbehren können. Des Räuberhauptmanns (wiener Curialstyl) Garibaldi Einzug in Mailand ist durch feierliches Meßgepränge in der dasigen Kathedrale verherrlicht worden. Die dreifarbige Fahne hielt bei der Gelegenheit die auf der Thurmspitze befindliche sog. Gottesgebärerin, ohne dabei, wie einst die Madonna von Rimini, die Augen zu verdrehen. Leidenschaftliche

auf die göttliche Verheißung reiche hin zur Erlangung der Gnade: der sei verflucht. (Ibid. sess. VII. de sacram. can. 8.)

Aufregungen stören das Selbstbewußtsein eines hehren Geistes, der in seinen Kämpfen zuweilen wieder den freisten Aufschwung nimmt. Seltsam war nach dem Berichte der kölnischen Zeitung (27. Aug. 1867) unter den Prozessen der Stadt Thorn ein Streit mit dem röm.-katholischen Pfarrer der Patronatskirche, welcher für den Magistrat nicht beten wollte. Letzterer hatte ihn verklagt und den unschätzbaren Werth des Klageobjekts auf sechszig Thaler angegeben. Gewalthaber finden jeweils eine bärenmäßige Huldigungswuth bei den unauslöschlichen Charakteren, so daß sie sich kaum darum kümmern, was so geschmeidige Knechte denken: Die Erklärung für ihre Gesinnungswandlungen läßt sich auf Zweckmäßigkeitsgründe zurückführen. So hatte von 1806—1815 Frankreich seinen eigenen Katechismus, worin der Kriegsdienst für die erste Pflicht der Christen erklärt ward; den Kaiser ehren und ihm dienen, für ebensoviel, als Gott dienen und Gott verehren. Anordnung von Bittgängen mit Ausstellung des „Sakraments", d. h. eines aus Waizenmehl und Wasser geformten Scheibchens Backwerk, um vom Himmel die Bekehrung David Strauß's, Ernst Renan's, Dr. Wilhelm Joos's u. A. zu erflehen und gleichzeitig den Peterspfennig wieder ins Laufen zu bringen, ist auch in christlich-germanischen Ländern an der Tagesordnung. Aus dem nordöstlichen Tyrol wurde der „Neuen freien Presse" nachstehendes Kulturbild mitgetheilt: „Als der Beschluß des Herrenhauses vom 21. März 1868 auf dem gewohnten Wege des Wort Gottes und unter dem Titel Abschaffung der Ehe in unsere stillen Thäler drang, that ein seiner Rohheit und seines Aberglaubens wegen berüchtigter Bauer den grotesken Ausspruch: „Wenn zehn Bischöf' nimmer die G'walt haben, ein einzig'n Teufel auszutreib'n, so scheiß i drauf. Geg'n a par lumpige Wetterhexen thut's der Pfarrer a." Zur Erläuterung dieses Kraftwortes ist zu bemerken, daß von vielen Kanzeln Tyrols gepredigt wird, im Wiener Reichsrath sitze der Teufel, und daß unsere allerchristlichsten Bauersleute felsenfest glauben, jeder Priester habe kraft seiner Weihe Gewalt über die geheimen Kräfte der Natur, die Hexen, die bösen Geister oder Teufel, ja selbst über den Zorn Gottes mehr oder weniger, je nach seiner Rangstufe. Die schätzbarste Eigenschaft eines Pfarrers ist jedoch, wenn er wetterg'waltig ist. „Solang der Pfarrer da ist, schlägt kein Wetter", kann man in manchem Kirchspiel hören. Ist eine Landgemeinde mit einer geweihten Assekuranz versehen, so braucht sie eine profane nicht zu suchen. In diesem Fall sieht der Bauer ruhig in die schwarzgraue Wolke, die über dem Wetterhorn aufsteigt: die Glocken erschallen, der Pfarrer eilt in die Kirche und gibt den Wettersegen, und „wenn er was kann", streicht der Hexenzauber über die Bergkuppen hin, ohne die Feldfrüchte zu schädigen. Bezeichnend ist der Ausspruch, den man einem salzburgischen Pinzgauer in den Mund legt. Dieser ging nämlich nach einem schweren Wetterschlag kopfschüttelnd über die zerstörten Saaten hin und konnte es nicht verwinden, sich höchst ehrenrührig über die gerühmte Wettergewalt des Pfarrers auszusprechen. Man bedeutete ihm jedoch, daß der Pfarrer krank sei und deßhalb der Cooperator (Helfer) den Wettersegen gegeben habe. „¡Der Cooperator!" rief der Bauer aus, „¡Der Cooperator! Das hätt' er wohl können bleiben lassen; denn das war ohnehin kein Wetter für ein' Cooperator." ¿Was ist aberwitziger, als sich einzubilden, Gott stehe gleich einer Schildwache da, um auf alle Dummheiten zu horchen, die Denjenigen, welche Messe lesen lassen, durch den Schädel fahren, um alle Wünsche, welche größtentheils in vermessenen Sondergelüsten bestehen, zu erfüllen? Der geistige Gehalt der Meßtheorie fehlt da nicht nur, sondern wird nicht einmal vermißt. Am Ende der zwanziger Jahre hatte die in Frankreich ihr Wesen treibende Jesuiten-Congregation Weinhändler angestellt, die ihr Getränk zu niedrigeren Preisen verkauften und, während sie ihre Gäste betrunken machten, ihnen zugleich einige pfäffische Redensarten und Gebete beibrachten. Pariser Schauspielerinnen lassen an jedem Tage, an dem sie die Bühne betreten müssen, erst eine Messe lesen, um desto sicherer unter Mitwirkung dieses Opfers Beifall zu erndten; und sie thun daran nicht Unrecht, weil sie, aus Respekt für das Concil von Trient, die hl. Handlung als ein Mittel gegen alle Nöthen anzusehen gelernt haben. Die Praxis steht bei ihnen auf der Höhe der Theorie. „Der Mächtigste unter den souveränen Lamas", erzählen Hüc und Gabet, „ist der Bandschan Rembudschi, der zu Dschaschi Lumbo (d. h. Orakel-

Wenn Jemand sagt, die vorzüglichste Frucht des hl. Altarssakramentes sei die Nachlassung der Sünden, oder es gehen aus ihm keine andern Wirkungen hervor: der sei verflucht. (Ibid. sess. XIII, can. 5.)

---

berg), der Hauptstadt des jenseitigen Thibet, wohnt. Die Pilger, welche nach Thibet wallfahrten, versäumen nicht, Dschaschi Lumbo zu besuchen und dem Bandschan Opfergaben zu spenden. Die mongolischen Karawanen bringen alljährlich ungeheure Summen nach jener Stadt. Der Bandschan nimmt die Gold- und Silberstangen der Gläubigen und beschenkt sie dafür mit Fetzen von seinen abgelegten Kleidern und Flicken Papiers, auf welchen thibetanische Sprüche zu lesen sind; sodann mit Figürchen von gebranntem Thon und mit rothen Pillen, welche ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten abgeben." Zu Rom stehen viele Geistliche (die sog. preti di piazza) auf öffentlichem Platze, wartend, bis Jemand sie zu einer Messe miethe. Es geschieht dort, daß Priester sich bezahlen lassen, um in der Stunde der Weihung Lottonummern unter den Kelch zu legen. Wie der Mensch in Augenblicken von Empfindungen des Unermeßlichen bewegt wird, wächst ihm sozusagen auch der Maßstab für das Irdische unter den Händen. Die Lotterie trägt der päpstlichen Regierung jährlich circa vier Millionen Franken ein, und wird uns diese Summe von den Zionswächtern, mit Abrechnung jedes sittlichen Beweggrundes, als sachliches Motiv ihres Fortbestandes entgegengehalten. Junker Ignaz Loyola meint, „man müsse sich der göttlichen Mittel bedienen, als ob es keine menschlichen, der menschlichen, als ob es keine göttlichen gebe." Die Glückstrommel wird von einem Würdenträger der Curie öffentlich mit dem Segen bedacht: eine Spekulation auf das Laster. „¿ Ist es nicht eine Schande", schreibt Massimo d'Azeglio von der röm. Lotterie, „ist es nicht eine Schande, den Lehrern und Unterweisern des Volks den Krieg anzukündigen und ihre Anstrengungen zu hemmen, dagegen die Veröffentlichung und den Verkauf von Büchern, wie die Kunst der Magie, der Traumdeuter, der Führer für Lotteriespieler, zu gestatten?" In einem ordentlichen Staat soll den Bürgern keine Gelegenheit gegeben werden, auf etwas Anderes, als auf die Früchte ihrer Berufstüchtigkeit und Weisheit zu zählen, und mit der Ehre eines Landes ist es unverträglich, aus einer Einrichtung Vortheil zu ziehen, welche die Moral verdammt. Gesetzgeber, welche eine Staatslotterie genehmigen, geben zu einer gewissen Anzahl von Diebstählen und Selbstmorden ihre Zustimmung. Damit man sich nicht etwa von den Wirkungen des Meßopfers eine stümperhafte Vorstellung mache, so bemerkt Kardinal Robert Bellarmin (De missa lib. II. cap. 5.): „es erlange zwar immer unfehlbar einen Gnadenbeistand; doch sei keineswegs erforderlich, daß dieser unmittelbar eintrete; Gott könne denselben auch auf eine gelegene Zeit hinausschieben." Der Kardinal von Lothringen, ein Schuft, dessen Lebensgeschichte einen Geist ungezähmter Rohheit athmet, feierte zwei Tage nach Empfang des Berichts der Pariser Bluthochzeit, in Gegenwart Gregor's XIII. und seiner Kardinäle, mit ungewöhnlichem Pomp eine Messe zum Dank für das „glückliche Ereigniß". Seine Heiligkeit ließ zum Andenken eine Medaille schlagen mit der Aufschrift: Ugonottorum strages. 1572. Gregor XIII. Pontif. Max. an. I. Es wurde ein Jubiläum verkündet und der Kardinal Fabius Orsini nach Paris gesandt, um Karl IX. die Dankgefühle Gregor's auszudrücken. Das Haupt des in jener Nacht gemordeten Admirals Coligny ließ der König in Branntwein setzen und schickte es nach Rom zum Geschenk. Die Leiche schleppte der Pöbel zum Galgen, wo sie mit einer Kette an den Füßen aufgehängt wurde. Der Allerchristlichste wollte sich das Vergnügen gewähren, sie dort zu sehen; und da Jemand bemerkte, sie verbreite einen üblen Geruch, so riß er den königlichen Witz: „Die Leiche eines Feindes riecht immer gut." In der Sala regia, unweit der sixtinischen Kapelle befindet sich heute noch das Bild von Vasari, welches Gregor XIII. zur Veranschaulichung einer Episode aus jener Schlächterei malen ließ. „Die Betrachtung des Bildes", heißt es in der Augsb. Allg. Ztg. vom 29. Dez. 1869, „die Betrachtung des Bildes, welches der Papst, wie nun seit der Veröffentlichung der Depeschen des Nuntius Salviati erwiesen ist, mit Kenntniß des Hergangs und Billigung der grauenvollen That anordnete, möchte die Prälaten in die Stimmung versetzen, welche zur Votirung der Syllabus-Artikel über Religionszwang und körperliche Strafgewalt der Kirche (?) die geeignete wäre." Wahrscheinliche Veranlaßung zu dem Bubenstücke der Bartholomäusnacht gab ein Handschreiben Pius' V. an „Unsern geliebtesten Sohn in Christo, Karl, den Al-

Wenn Jemand sagt, es sei dem Messe haltenden Priester nicht erlaubt, sich selbst die Communion zu spenden: der sei verflucht. (Ibid. can. 10.)

---

lerchristlichsten König der Franzosen" (Lit. Pii V. lib III. lit. 45.). Es heißt dort: „Der König solle in gerechter Ahndung die heillosen Ketzer, die gemeinsamen Feinde, aus dem Wege räumen." An Katharina von Medicis schrieb er: „Hüten Sie sich, zu glauben, daß man Gott etwas Wohlgefälligeres erzeigen könne, als seine Feinde, die Feinde der katholischen Kirche, zu verfolgen." Einige Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, erblicken in jener Mordnacht einen politischen Aderlaß, an dem nichts auszusetzen sei, als daß er nicht reichlich genug ausgefallen; Andere einen Akt der Nothwehr, den die Kirche (?) seufzend unternommen. Diese Wechselbälge besitzen eine gewisse Weite des Spielraums und, je nach Umständen, eine dienstbeflissene Virtuosität in lyrischen Stoßseufzern und geistlichen Pulsschlägen. Sanfte Leidenschaften erheitern den Horizont des Daseins, bewegen, ohne zu ermüden, erwärmen, ohne zu verzehren, und verklären allmälig die Flamme, die in jedem Busen brennt, zum befruchtenden Segenslichte; sie sind die Insignien wahrer Stärke, welche das Scepter der Geistesherrschaft nie aus den Händen läßt. Pius V. wurde von Clemens XI. in den Heiligenstand erhoben und sein Andenken wird jährlich am 5. Mai bei allen röm. Priestern zum Gegenstand einer Brevierandacht gemacht. Es heißt im röm. Brevier: „Gott, der Du zur Zermalmung der Feinde Deiner Kirche u. s. w. den seligen Pius gewürdigt hast, zum Papst zu erwählen." Das Feldgeschrei: „¡La liberté, ou la mort!" ist schrecklich; schrecklicher erscheint das: „¡La messe, ou la mort!" Pius V. wüthete gegen die sog. Ketzer aufs grausamste. Er hat u. a. den berühmten Gelehrten Anton Palearius verbrennen lassen; er hat Ihre Katholische Majestät, Philipp II., der den Niederländern geschworenen Eide entbunden und durch Geld und Unterstützung von Mannschaft den Herzog von Alba in den Stand gesetzt, die Ketzer in den Niederlanden zu besiegen, jenen Bluthund, der (1573) bei seiner Rückkehr sich rühmte, daß er während seiner sechsjährigen Statthalterschaft achtzehntausend sechshundert Menschen wegen Ketzerei habe hinrichten lassen. Heinrich IV., der nach vielen Kämpfen Paris wohl einer Messe werth fand, mochte sich nach den meuchelmörderischen Versuchen eines Barrière und Chatel überzeugt haben, daß ein absolvirter König sicherer unter Fanatikern lebe, als ein gebannter Ketzer. D'Alembert sagt: „Wer gegen Jesuiten das Schwert zieht, muß die Scheide verbrennen." Jakob II., ein abgefallener Protestant, wurde gestürzt und aus Großbritannien vertrieben. Er hatte, wie der Bischof von Rheims über ihn höhnend witzelte, drei Königreiche für eine Messe eingesetzt und diese Königreiche schmählich verloren. Er hatte, wie man sich ausdrücken könnte, das Materielle so viel als möglich vergeistigt, hierin unähnlich seinem kollerigen Vorfahr, Richard III., welcher (nach Angabe Shakspeares) sein Königreich für ein Reitpferd hergeben wollte. Friedrich Schiller gar im „Graf von Habsburg", läßt seinen Helden sich. eines Pferdes baß entschlagen, das seinen Schöpfer (d. h. eine Oblate) hatt' getragen. Urban VIII. ertheilte dem Heere des Königs Sigismund von Polen, das (1627) gegen die ketzerischen Preußen zog, vollkommenen Ablaß, wobei es jedoch drei Tage in der Woche fasten, beichten und communiciren sollte. Wenn auch das in gehörigem Quantum genossene röm. Sakrament das bigotte Geschwader stärkte, so mußte das Fasten, d. h. die Beobachtung eines Speiseunterschiedes, wieder Vieles verderben; daher auch die gehorsamen Haudegen in der Schlacht bei Dirschau eine gehörige Kasteiung und Abtödtung erlitten. Andere Zeiten, andere Sitten: In seiner Einleitung zu der Schrift von Adam Mickiewicz „Buch der polnischen Pilgrime", meint (1833) der Herr Graf Karl von Montalembert: „Polen sei das von Oben erwählte Schlachtopfer, um mit seinem Blute die Vergehen der neueren Gesellschaft abzuwaschen, um jene Freiheit zu erkaufen, wonach die Welt dürstet, um die lange Verschwörung der Despoten, der Philosophen und der falschen Liberalen gegen die Würde und Unabhängigkeit des Menschen zu zerbrechen." Er beklagt, „daß das Christenthum in den Herzen der Völker erloschen, die dadurch eine Beute ihrer weltlichen Beherrscher geworden." Die drei nordischen Mächte Rußland, Preußen und Oesterreich hatten thatsächlich, obschon noch nicht vertragsmäßig, im September 1772 die erste Theilung Polens vorgenommen. Katharina II. befahl, in allen Kirchen ihrer neuen Länder öffentliche Dankgebete für dieses, wie sie es nannte, glückliche

Das Meßopfer wird nicht nur für die Sünden, Strafen, Genugthuungen und andere Nöthen lebender Gläubigen, sondern auch für die in Christo Verstorbenen, aber

Ereigniß anzustellen. Der lateinische, wie der griechisch-katholische Klerus dieser Provinzen schwankte einige Zeit, diesem Befehle zu gehorchen, aus Furcht, das so sehr verwundete Nationalgefühl der Polen zu beleidigen. „Die Jesuiten jedoch", berichtet Dr. Augustin Theiner, „die Jesuiten jedoch beeilten sich, ohne Weiteres dem Befehle der neuen Herrscherin zu gehorchen und veranstalteten die gewünschten Dankgebete mit der größten Feierlichkeit, besonders in Polocz. Auch waren sie die Ersten, welche Katharina II. als rechtmäßige Herrscherin dieser Länder anerkannten." Clemens XIII. beschloß, zu versuchen, was das Gewicht seiner Amtsehre zu Gunsten der orthodoxen Maria Theresia gegen „den Markgrafen von Brandenburg" (wie der hl. Vater und seine legitimen Lakaien, wohl im Gefühle eigener Nichtigkeit, Friedrich den Großen betitelten) auszurichten vermöge. Beim Hochamte am Weinachtstage 1758 weihte der Pfaffe ein Schwert, einen rothen Hut und eine mit Perlen besetzte goldene Taube, und übersandte diese Gegenstände mit höchlichem Gepränge an Marschall Daun, „damit er die von der Hölle ausgehauchte stinkende Ketzerei vertilge." „Der Würgengel", schrieb ihm der abendländische Oberhirte mit flegelhafter Ueberhebung, „der Würgengel wird an Deiner Seite kämpfen, die infame Nachkommenschaft der Anhänger Luthers und Calvins ausrotten. Und er, als der höchste Rächer aller Verbrechen, wird Deines Armes gebrauchen, um das gottlose Volk der Amalekiter und Moabiter bis auf den Grund auszurotten. Dieser Arm muß in das gottlose Blut getaucht, die Axt muß dem Baum an die Wurzel gelegt werden, der so verfluchte Früchte getragen hat. Nach dem reizenden Beispiele des hl. Karls des Großen (hatte sich neun Mal verheirathet) müssen die nördlichen Gegenden von Deutschland mit Schwert, Feuer und Blut wiederum zum wahren Glauben gebracht werden. Wird bei den Seligen im Himmel über ein wiedergefundenes Schaf, welches vom rechten Weg verirrt gewesen, die größte Freude rege: ¿mit welcher Freude wirst Du dann nicht erst dieselben, ja überdies noch alle Rechtgläubigen erfüllen, wenn Du diese Menge der Verkehrten und Gottlosen in den Schooß der göttlichen Mutter, der Kirche, zurückführen kannst? ¡Die allerheiligste Jungfrau, welche zu Marienzell mit höchster Andacht verehrt wird, helfe Dir in Deinen Unternehmungen! ¡Der hl. Nepomuk wolle um so brünstiger zu Deinem Vortheil beten!" u. s. w. Am Ende hatte eben doch unser Philosoph von Sanssouci gewonnen, der Jeden, „nach seiner Façon" selig werden ließ. Aehnliche Ehren waren dem Herzog von Alba zu Theil geworden. Durch den Congreß zu Mecheln (Sept. 1867) wurde die Welt noch einmal darüber belehrt, wie die Reformation damit begonnen, daß Luther eine Nonne aus dem Kloster entführt, der Liberalismus einen Juarez und einen Garibaldi hervorgebracht und in Portugal nach drei Nonnen Steine geworfen habe. Gemisch von Kultur und Barbarei, von Gräßlichem und abgeschmacktem Humbug ist ein so häufig wiederkehrendes Gebahren des Romanismus, daß selbst der Aufgeklärte das Widerliche davon weniger bemerkt und nur bei Gelegenheiten, wie die erwähnten, sich der Zusammengehörigkeit erinnert. Noch im Jahre 1866 hätte ein einziger entscheidender Sieg der österreichischen gegen die preußischen Waffen hingereicht, um den von Pfaffen und Vereinen geschürten Fanatismus vielorts zu Thaten blutiger Wuth vorschreiten zu lassen. Verdrossene Doktrinäre jammern über die seither eingetretene Frontveränderung der österreichischen Beschlußpartei, nicht aber über die Charakterlosigkeit der preußischen. Erstere lebt zur Zeit im Unfrieden mit Rom; Grund genug für die preußische, sich mit Pius IX. freundlich zu stellen. „¿Was wollen sie in Wien?" frägt man in Berlin. „Gut, so müssen wir das Gegentheil wollen." Und ebenso ist es anderwärts; nach hergebrachten, nachgeplapperten Formen wirft man das Gegengewicht der Menschenanhäufungen, das man in Großstaaten zusammengeballt hat, bald hierhin, bald dorthin. Im Augenblick, da man in Berlin das alte Schaukelspiel mit Wien wieder anhob, eröffnete der Wiener Volksverein eine Sammlung für die Nothleidenden in Ostpreußen. Eine Ehre ist übrigens der andern werth, und die röm. Curie hat die preußischen Freundlichkeiten damit vergolten, daß sie im päpstlichen Staatshandbuch für 1868 Hannover aus der Reihe der in Rom anerkannten Staaten strich. Was ihr in Italien und gegen ultramontane Fürsten als Verbrechen erscheint, gilt ihr im

noch nicht ganz Gereinigten, mit Recht nach der Ueberlieferung der Apostel dargebracht. (Ibid. sess. XXII. cap. 2.)

---

protestantischen Deutschland und gegen protestantische Fürsten als recht. Es war am 5. Mai 1868, als der Versteher der röm. Kirche seine Zuaven und Gensdarmen in die Gärten des Vatikans zu einer zweifachen Feier berief: zur Feier des Geburtstages Pius' V., und der Verleihung der Fahnen, von denen eine das Geschenk reicher amerikanischer Frauen, die andere das Geschenk der Königin Isabella von Spanien. Der Jubelgreis sprach: „Ihr denkt wohl, Soldaten, daß die Tage der Prüfung noch nicht vorüber sind, und daß Ihr neue Gefahren zu bestehen haben werdet. Ich bin ganz derselben Meinung, und vielleicht wird nur kurze Zeit verfließen, bevor ich Eures Armes und Eurer wohlbekannten Treue bedarf. Ich bin sicher, daß der Geist des Herrn, welcher bei den letzten Ereignissen und an dem für alle Zeit ruhmwürdigen Tage von Mentana uns beigestanden ist, immer mit Euch sein wird ꝛc." Es liegt in der Tendenz ultramontaner Politik, jeder Art hierarchischer Lebensäußerung ein gewisses Recht zuzuerkennen, als bestünde ein herrschender Schwerpunkt, der die Staatskörper in ihren völkerrechtlichen Bahnen festhält und die Auserwählten des Gothaer Almanachs um sich her kreisen läßt. Die Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, glauben so wenig als ich an die Vollkommenheit und Ewigkeit einer Staatsform. Eine Monarchie wird legitim durch Anerkennung des Grundsatzes, daß alle Menschen gleich sind vor dem Gesetze; sie bedarf da keiner besondern Stütze mehr. Eine wohlgegliederte Monarchie, in welcher aber andere Interessen als diejenigen der röm. Hierarchie die maßgebenden sind, ist dieser ebenso zuwider, als eine den Anforderungen unserer Tage entsprechende volksthümliche Verfassung, weil sie jede Freiheit, die politische nicht minder als die religiöse, haßt.

Alle Massenerscheinungen in der Geschichte müssen durch ein Zusammenwirken von Eigennutz und Ideal erklärt werden. Je nach der Natur und Geschichte eines Landes in veränderter Gestalt, zeigt sich uns überall der unauslöschliche Kampf zwischen Geist und Materie, zwischen Idealismus und Realismus; heute aber wieder einmal vorherrschend in dem Stadium, daß ein gesättigter, zum Theil übersättigter Materialismus zu den geistigen Gütern zurückstrebt. Das evangelische Christenthum kennt nur ein hl. Abendmahl; Messen gibt's von mancherlei Gattung, z. B. von fünf verschiedenen Farben: weiße, schwarze, rothe, grüne, violette. Die Chamäleonsnatur enthebt die Schwarzröcke der Mühe, den Leuten eine farbige Brille aufzusetzen. ¿ Erscheint dies nicht gewissermaßen als eine Nachahmung von Taschenspielerkünsten, ohne daß die Manie des Fortschreitens ins Blaue hinein hier den Schein für sich gewinnt, durch den jene in ihren Kreisen zwar nicht täuschen, aber doch zu Zeiten blenden und in Verwunderung setzen? „Das Chamäleon", bemerkt Alexander von Humboldt, „das Chamäleon ist das einzige Thier, welches das eine seiner Augen nach oben, und zugleich das andere nach unten richten kann. Nur unsere Pfaffen können das noch: mit dem einen nach dem Himmel, mit dem andern auf die Güter und Vortheile der Welt gerichtet." Vielleicht wird das nächste Concil in die Fußstapfen des zu Trient abgehaltenen treten (welches die Zahl der Sakramente vervollständigte), und zwei Farben, z. B. das sanfte Incarnat der Liebesgöttin und der Grazien, hinzufügen, um die hl. Zahl der Farben des Regenbogens voll zu machen. Dogmenträchtige Coelibatäre hängen immer durch irgend eine Schwachheit mit den übrigen Menschenkindern zusammen. „Weiße Gewänder", belehrt uns Innocens III. (Myst. miss. lib. I. cap. 65.), „weiße Gewänder werden angezogen an den Festtagen der Jungfrauen und Bekenner; rothe bei den Feierlichkeiten der Apostel und Blutzeugen, weßwegen die Braut in dem hohen Liede sagt: „„Mein Geliebter ist weiß und röthlich, auserseben aus Tausenden."" Diese sind die Rosenblüthe, jene die Lilien in den Thälern. Weißer Kleider bedient man sich auch an den Festtagen der Engel, von deren Lichtweiße der Herr (?) zu dem Teufel sprach: „„¿ Wo warest Du, als mich die Morgensterne priesen?"" Ferner bei der Geburt des Erlösers und seines Vorläufers, weil Beide rein geboren sind, d. h. ohne Erbsünde. „„Der Herr fuhr auf auf einer lichten Wolke"", d. h. Er nahm sein Fleisch, frei von aller Sünde, und gieng nach Aegypten, d. h. Er kam in die Welt, wie der Engel zu der Jungfrau sprach: „„Der hl. Geist wird über Dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird Dich über-

Wenn Jemand sagt, es sei Betrug, zur Ehre der Heiligen und zur Erlangung ihrer Fürbitte bei Gott Messe zu halten, wie die Kirche behauptet: der sei verflucht. (Ibid. can. 5.)

---

schatten."" Johannes, wiewohl in Sünde empfangen, wurde doch geheiligt in seiner Mutter Leib. Schwarze Gewänder sind anzuziehen an den Tagen der Trauer und Fasten, für die Sünden und für die Verstorbenen; denn die Braut sagt im Hohenliede: „„Ich bin schwarz, aber wohl gestaltet, Ihr Töchter Jerusalems, wie die Gezelte von Cedar, wie die Teppiche Salomonis. Schaue mich nicht an, daß ich so röthlich bin: die Sonne hat mich gebräunt."" In den Wochentagen und an den gewöhnlichen Tagen werden grüne Gewänder getragen, weil die grüne Farbe die Mitte hält zwischen der weißen und der schwarzen." Wir bedauern, daß der Preis der Buchdruckerschwärze ein zu hoher ist, als daß wir unserem Gewährsmann hier weiteren Raum gönnen könnten. Nie vermögen ungleiche Tauschgeschäfte eine geregelte und fortwährende Geltung zu erlangen. Wenn auch das Quantum der Meßprodukte, das eine gegebene Anzahl von Priestern innert vierundzwanzig Stunden erschaffen darf, genau bekannt ist, so ist dies weniger vom Stoffe der Fall, den die Taglöhner im Weinberge des Herrn zu ihren Erzeugnissen liefern. In letzterem Umstande nun haben Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, eine Handhabe der Erörterungen erblickt zwischen den Industrierittern vom Geiste und ihren Auftraggebern Das wirthschaftliche Bewußtsein hält die Stoffe für desto edler, je mehr sie dem menschlichen Zweckbewußtsein entsprechen. Bei jedem unproduktiven Verbrauche muß man ein Opfer mit einer Befriedigung vergleichen, und eine solche Schätzung ist Schwankungen unterworfen. Seit Gründung des Königreichs Italien ist ein bedeutendes Fallen der über alles Verhältniß emporgeschwindelten geistlichen Börsenwerthe selbst in Rom erfolgt. Es gibt Messen für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel: vom spottbilligen Wahnzoll einiger Dutzend Rappen an bis zur Summe, die einen Kapitalisten ruiniren würde, wenn er dumm genug wäre, sie zu bezahlen. Eine Willkür des Gewissens entsteht im Gefolge derartiger Ausgaben; ob mit Nothwendigkeit, darüber will ich nicht rechten, faktisch aber gewiß. Kaiser Vitellius ließ auf seiner Tafel eine Schüssel mit Papageienzungen auftragen. In einem von Joh. Voigt mitgetheilten Berichte über die letzte Krankheit Clemens' VII. ist zu lesen: „Die Aerzte sagen, der Papst habe innerhalb vierzehn Tagen wohl für 40,000 Dukaten Perlen, Edelgestein und Einhorn gegessen, oft in einer Medicin 3000 Dukaten an Werth. Aber der Diamant, den er zu Marseille gegessen hat, übertrifft sie alle." Man glaubte nämlich, er sei in dieser Stadt vergiftet worden. Clemens starb in denselbigen Tagen. Ein Luxus reicher Malayen besteht darin, den Kalk gebrannter Perlen mit Betel und Arecanuß zu kauen. Von der Cleopatra wird erzählt, sie habe einmal eine sehr kostbare Perle zerstoßen lassen und dieselbe dem Antonius, ihrem Liebhaber, im Getränke beigebracht. Ihre Katholische Majestät, Isabella II., fand sich (1848) bewogen, dem flüchtigen Pius IX. 50,000 Thaler für eine Messe allergnädigst (aus dem Beutel der geliebten Unterthanen) auswerfen zu lassen. Dergleichen Fälle bildeten freilich nicht die sittliche Grundlage Cleopatra's, Isabella's und der Nonne Patrocinio; aber sie klangen doch fortwährend durch die staatsrechtlichen Grundsätze dieser Frauenziefer und verwirrten die Anschauung von der Erhabenheit der königlichen Prärogative. Als Herrscherin, deren Befugnisse durch eine Verfassung geregelt worden, war Isabella eine Art von moralischer Person, im juristischen Sinne. Der Papst schenkte dem ehebrecherischen und liederlichen Weibe die goldene Rose für ihre Tugenden. Der röm. Katechismus (De sacram. III, 40.) lehrt: „Was immer die Seele durch die Hitze der bösen Begierden verloren hat, indem sie durch selbe in Kleinigkeiten fehlte, das erhält sie durch die Eucharistie wieder, welche die leichteren Verschuldungen alle tilgt." Mir wurde im spanischen Amerika einst vertragsgemäß eine Messe gegen sofortige Verabreichung einer halben Unze Rhabarber gesungen. Eine Regung von Großmuth verbot mir bisher, diesem anrüchigen Löwenvertrage ein Leumundszeugniß auszustellen; vom Standpunkte des sachkundigen Bewußtseins dachte ich eben: „Passez moi la cène, et je vous passerai la rhubarbe." Es sollte selbst die Möglichkeit des Verdachts beseitigt werden, als wolle der Tauschmakler ein nicht-controlirbares Geschäft abschließen, als sei die qualificirte Arbeit seiner priesterlichen Vermittlung nicht durch Verdauungsrücksichten geboten.

Wenn Jemand sagt, die Messen, in welchen der Priester allein sakramentalisch communicirt, seien unerlaubt und daher abzustellen: der sei verflucht. (Ibid. can. 8.)

Eine Nebeneigenschaft der bestellten Messen besteht darin, daß sie gleich andern Geheimnißkrämereien immer zum voraus bezahlt werden müssen, niemals aber auf Borg abgemacht werden; Judas erhielt ja von den Pharisäern auch keinen Wechsel ausgestellt, als er seinen Herrn hinopferte. Für Schulden aus Spiel oder Wette wird in der Regel kein Recht gehalten; ausgenommen bei erlaubten Spielen, welche eine erhebliche Anstrengung der Geistes- oder Körperkräfte des Spielenden erfordern. Diejenigen, welche fähig sind, „das vorzüglichste Amt" (Catech. rom. III, 23.) mit Ehren auszufüllen, haben eine gewisse Eigenliebe, ein gewisses Schamgefühl, das ihnen nicht gestattet, um den Sold ihrer geistigen Arbeitsobjekte zu feilschen. Jede Verbindlichkeit hört von dem Augenblicke auf, in dem ihre Erfüllung unmöglich wird. Das Opfer des Nächsten geht dem Opfer für den Nächsten voraus. Der Kardinal Robert Pulleyn (Sentent. lib. VII. cap. 17.) hält die Käuflichkeit der Messen für schändlicher, als die Verschacherung des Herrn durch Judas, da sie den Auferstandenen und Erhöhten treffe. „Judas", sagte der allerchristlichste Doktor Joh. Gerson, Judas verkaufte Christum einmal, die Päpste, Kardinäle und Priester verkaufen ihn alle Tage." Die Festsetzung des Preises von der Bestimmung der Waare trennend, hofft man hier die Beschaffenheit des Handels zu verbergen. „Was Ihr aus Tugend thut", räth Ludwig Börne, „was Ihr aus Tugend thut, scheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird Euerer Klugheit Euren Edelsinn verzeihen."

Die Messen entsprechen allen Bedürfnissen, und man kann sie ebensogut für die Seelen im Fegfeuer, als für die Genesung eines unpäßlichen Schweins lesen lassen. Es ist das Wesen einer Zuständigkeitsfrage, nur auf formellem Standpunkte erledigt zu werden. Dem Priester ist's einerlei, von welchem Altare er sein Geld einstreicht. In der ewigen Stadt besteht die Gewohnheit fort, jährlich im Monat Januar mit vielem Gepränge die Hausthiere zu segnen. Die thierärztlichen Wettbewerber setzen auseinander, wie verkehrt die Ansicht des Volkes sei, „angehexte" Krankheiten von natürlichen Ursachen abzuleiten, da dieselben, wie dies sie am besten wüßten, Werke des Teufels wären. Herr Pater J. P. Gury, Mitglied des Bettelordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, lehrt: „Nur die vernünftigen Geschöpfe, die Menschen nämlich und die Geister, können direkt beschworen werden; indirekt aber die unvernünftigen Kreaturen, wie die Sonne, das Wasser, die Wolken, die Heuschrecken u. s. w." Am Feste des hl. Antonius de porcis bringen Eingeborne Roms und seiner Umgebung Pferde, Esel, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine u. s. w. nach dem Kloster des hl. Antonius, wo ein Großwürdenträger im Kirchenornate vor der Versammlung seine Faxen zum Besten gibt, seine Zauberformeln murmelt und ein Thier nach dem andern mit Weihwasser besprengt und enthext. Dieses Hochamt wird von den Eigenthümern der Vierfüßer reichlich vergolten; es fällt der Viehsegen auf die gemästeten Mönche zurück, und der Nährstand zieht leer ab. Dabei streiten die Bauern um den Vorrang, und es ist im Jahre des Heils 1866 vorgekommen (Augsb. Allg. Ztg. 1. Febr. 1866), daß einer den andern bei der Kirche erstach und sogar noch den Pferden seines Gegners Stichwunden beibrachte. Falsche Ideen sind ein positives Uebel, weil sie zu falschen Maßregeln verleiten. Die wirthschaftlichen Beziehungen regeln sich eben so, wie alle andern von der Natur gegebenen Verhältnisse, durch gewisse, in ihrem innersten Wesen begründete ewige Gesetze. In der Bretagne führt man das kranke vierbeinige Inventar an die Kirchenthüren, damit es Messe höre. In Altbayern, Tyrol und einigen Kantonen der Schweiz bezahlen Bauern Messen, damit ihre Lebwaare gesund bleibe: Kälber und Füllen, wie ihre Mütter werden bei der Geburt mit Messen begrüßt. Der Messen wird dabei als Werkzeugen gedacht, und zwar in einer Weise, als sei das Werk, Brod und Wein in Nerven und Knochen u. s. w. zu verwandeln, nur so ein naturkundlicher Ausfluß der priesterlichen Leistungsfähigkeit. Ein Theil des Klerus gibt dadurch Beweise von Eifer und verbreitet eine höhere Meinung von der Wichtigkeit seiner Dienste. Die curialistische Kanzleisprache rechnet derartige Eigenthümer zu den Mächten des sozialen Beharrens. „Fällt erst den Bauern das Denken ein, dann ists zu Ende mit meinem Latein." In der Fastenzeit ist täglich in einer der Kirchen Roms „Station." Die Betheiligung des Janhagels an derselben ist stets eine ungemein große, und

20. ¿Warum wird die Lehre von den Seelenmessen verworfen?

Weil das Schicksal der Verstorbenen Gott allein bekannt ist und kein Mensch durch seine Werke sich selbst, viel weniger einen Andern in

---

nach italienischen Begriffen andächtige. Man betet den Rosenkranz vor einem Madonnabilde, zahlt für Seelenmessen und schimpft, wenn man nach Hause zurückgekehrt ist, über die Mißbräuche der Priesterherrschaft. Zu Santa Fe de Bogota ist sogar das Neue Testament Ursache von Messen. Sobald das Vorhandensein eines in die Volkssprache übertragenen Exemplars durch die Beichte oder sonstige Kniffe des Klerus ausgespürt wird, werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um des verbotenen Buches habhaft zu werden. Es wird eine Messe zu Gunsten des Ueberbringers versprochen und das corpus delicti wird von den Dominikanern jeweils verbrannt. Am 7. Dez. 1859 fand eine massenhafte Bibelverbrennung statt vor dem festlich erleuchteten Palast des dortigen Erzbischofs. Ein Theil der Bibeln war durch den Schreiber dieser Zeilen ins Land gebracht worden. Man liest in der Circulardepesche Gregors XVI. vom 15. Aug. 1832: „daß die Apostel öffentlich Bücher verbrennen ließen, und daß solches dazumal der Glaube und die Disciplin der Kirche gewesen sei.“ Jedermann kann aus Apg. 19, 19. ersehen, daß fragliche Prozedur einer freiwilligen Handlung der Besitzer jener Bücher beigemessen wird. Seine Heiligkeit schiebt hier dem Apostel Paulus tobsüchtige, nach Maßgabe der hochpreislichen Nützlichkeitsphilosophie fabrizirte Gedanken unter. Die Privatvernunft des mürrischen Pedanten schmeichelte sich wohl, daß Dero Citation ohne weitere Prüfung passire, oder wenigstens, daß Diejenigen, welche sie verwürfen, willfährig sein würden, vorauszusetzen, er selber habe sich getäuscht, und keineswegs die Absicht gehegt, Andere zu täuschen. Seine väterlichen Absichten verrathen weniger einen Geist der Redlichkeit und Mäßigung, als schlechtverhaltenen Ingrimms. Der kühne Gedankenflug, der durch die Erlaße der röm. Curie weht, verschmäht eine Rechtfertigung vor der Masse der Bibelkundigen. Der Selbstsucht dient nur die Lüge; dies ist ein ewiges Gesetz und eine ewige Wohlthat des Geistes.

20. Die christliche Sittenlehre in ihrer Reinheit und Strenge begünstigt nicht den schmeichelhaften Wahn, als könne Jemand ihren Forderungen in diesem Leben völlig gerecht sein. Sie benimmt uns vielmehr dieses Zutrauen, stärkt uns aber durch die Hoffnung, daß wenn wir an unserer Vervollkommnung schaffen so viel als in unserem Vermögen liegt, uns das, was über unsere Kräfte geht, auf eine andere Weise werde zu Theil werden. Der Mensch, auch der beste, kann nicht heilig sein, sondern nur nach Heiligkeit streben, und dieses unausgesetzte Streben macht eben das Wesen der Tugend und der Heiligkeit aus. Die evangelische Kirche anerkennt keine Verdienstlichkeit der guten Werke eines Menschen zu seiner eigenen Rechtfertigung bei Gott; somit auch nicht einen Ueberschuß an Verdienstlichkeit bei sog. Heiligen, aus welchem Ueberschuß sich ein Reservefond, unter der Verwaltung des Fürstbischofs von Rom, für minder hl. Individuen gebildet habe. Sie anerkennt daher auch keine auf solchen Sparhafen berechnete Ablösung begangener oder noch zu begehender Sünden gegen Bestellung von Messen, d. h. hier in der Eigenschaft auferlegter Kirchenbuße. Nicht bloß ohne biblischen Grund, sondern vollkommen sinnlos, sind die zu Ehren und zum Gedächtniß der gestorbenen Heiligen gelesenen Messen. Der Sieg der Canonisirten wird bei der Gelegenheit gepriesen, ihr Schutz angerufen u. s. w. Gesetzt, der biblische Begriff eines sog. Heiligen entspräche dem Begriffe, welchen sich die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) von diesen meist adeligen, also aus feudaler Anschauung gewählten Personnagen gemacht hat; gesetzt, die vom Menschen zu Rom verhängten Erhebungen in den Heiligenstand erhielten die Bestätigung Gottes; gesetzt, die Kalenderheiligen erfreuten sich schon vor dem jüngsten Gericht der unmittelbaren Anschauung Gottes, ¿wie nun? Sünden haben diese Leute nicht mehr; im Fegfeuer sind sie auch nicht. ¿Also wozu bedürfen sie der Messen? ¿Oder sollen sie durch Messen geneigter werden, für uns zu bitten? Dann wäre das Meßopfer eine captatio benevolentiæ: Christus würde geopfert werden, um uns die Heiligen geneigt zu machen. Das wollen nun zwar auch die Verfasser des röm. Katechismus nicht; sie sagen (De sacram. III, 58.): „in der Messe werde nicht den Heiligen, sondern Gott ein Opfer dargebracht, der die Heiligen gekrönt hat.“ War

den Himmel zu bringen vermag. Das Fegfeuer ist eine der hl. Schrift fremde, vom Aberglauben ersonnene und aufgenommene, grobsinnliche

---

es aber mit dieser Behauptung den Prälaten Ernst, so sind die Messen zu Ehren der Heiligen nichts: Der Gottheit Christum aufzuopfern zu Ehren eines Verstorbenen, einer Kreatur, wäre eine Herabwürdigung Christi. Wenn man etwas gibt zu Ehren einer Person, so ist klar, daß man diese Person für vorzüglicher hält, als das Gegebene. Man sieht, sie suchten nur nach einer guten Ausrede, erwischten aber eine schlechte, und die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) nimmt einstweilen in Abwesenheit der sog. Heiligen die Millionen in Empfang, welche zur Erlangung ihrer Dienste und zur Belohnung ihrer Verwendung bezahlt werden. So qualifizirt sich das Geschäft nicht mehr als ein zwar leichtfertiger, aber guten Glaubens unternommener Schwindel, sondern als ein sorgsam vorbereiteter und planmäßig ins Werk gesetzter Betrug. Eine Unzahl von Ordensstänkereien zwischen Jesuiten und Dominikanern ist aus dem Streite über den Adel ihrer heiliggesprochenen Stifter entstanden. Die Jesuiten behaupteten, nur ihr Heiliger sei ein Edelmann gewesen; während die Dominikaner dem navarrischen Heißsporn, Junker Ignaz von Loyala, ihren Dominicus, aus dem adamatischen, bis nahe an die Kreideformation hinaufreichenden Geschlechte der Guzmane, entgegensetzten. Wir versagen uns hier nicht gerne das Vergnügen, im Vorbeigehen unsern Lesern einen Gradmesser der gerühmten Einigkeit vor Augen zu stellen, mit dem ein Paar unter der Pflicht des hl. Gehorsams stehende Orden geschätzt sein wollen: Es geschah bei den Reibereien über die Lehre von der Vorherbestimmung und über das Maß des Beistandes der göttlichen Gnade zur Bekehrung des Sünders, als der Jesuiten- und Dominikanerorden sich auf den Papst beriefen und seine Entscheidung forderten. Schon Clemens VIII. stuhlrichterlichen Andenkens hatte (1597) eine Congregation niedergesetzt, die sechzig Sitzungen darüber abhielt; und Clemens starb, ohne daß ihm die Gnade geworden, die Gnadensache zu erledigen. Paul V. griff die Sache wieder auf, entließ die Congregation, versprach (1611) die Entscheidung zu gelegener Zeit und gebot den Zwiespaltern beider Orden Stillschweigen, daher die Geschlichteten sich nun darüber herumzankten, ¿für welche Partei sich wohl der Papst erklärt haben würde, wenn er gesprochen hätte? Wir bemerken hier zur Belehrung unserer Leser, daß beide Orden sich aus purer Eifersucht bekämpften. Erst trugen die Jesuiten den Dominikanern zu Ehren fleißig Rosenkränze am Gürtel und über den Rock herabhängend zur öffentlichen Schau herum und nahmen so lange mit Unterthänigkeit an der einträglichen Erfindung des Rosenkranzes, wie an den Bruderschafts-Privilegien Theil, bis sie es bei Gregor XIII. so weit gebracht hatten, daß die röm. Congregation der Jesuiten als das Haupt aller Congregationen erklärt wurde. Um dieselbe Zeit geschah es, daß die Dominikaner es hin und wieder bei den Leuten verdarben, und die Jesuiten säumten nicht, sich das zu Nutze zu machen: Sie errichteten nicht allein viele Congregationen unter dem Titel der unbefleckten Empfängniß (welch letztere von den Dominikanern von jeher in ihren Schulen bestritten worden war), sondern begiengen auch allenthalben das Fest besagter Empfängniß mit besonderen Feierlichkeiten und verdunkelten auf diese Weise ihren Nebenbuhler. Seit in Spanien und im Königreiche Italien keine Klöster mehr bestehen, schrumpft der früher so mächtige Dominikanerorden zum bloßen Schatten seiner früheren Größe zusammen. Der General des Ordens ist dermalen ein in die Dominikanerkutte gesteckter Jesuit.

Weder im Neuen Testament, noch im Alten findet sich eine Spur von Stufen im Kultus, von einer Unterscheidung zwischen Verehrung und Anbetung, welche das Papalsystem ersonnen hat, um dem Vorwurf zu entgehen, daß es Geschöpfe anbeten heiße. Die Menschheit Christi vernichtet den einzigen Vorwand, auf den man sich stützen könnte, um seine Zuflucht zu Heiligen zu nehmen. Auf die Frage, ¿wie es zugehe, daß die Heiligen im Himmel, denen auch die röm. Kirchenlehre weder Allmacht, noch Allwissenheit beilegt, die unausgesetzt aus allen Gegenden der Erde an sie gerichteten Gebete hören?, wird von den Sachwaltern des Systems geantwortet: „Sie hören das Gebet und seinen Inhalt durch Gottes Mittheilung." Offenbar stößt diese Erklärung die röm. Lehre von der Mittlerschaft der Heiligen über den Haufen; denn man macht auf solche Weise Gott zum Mittler zwischen Menschen und den

Vorstellung. Die von einigen sog. Kirchenvätern gehegte Meinung, daß es ein Reinigungsfeuer in Wirklichkeit gebe, hat das röm. Kirchen=

Heiligen, und nicht die Heiligen zu Mittlern zwischen Gott und den Menschen. Der Umweg ist vierschrötig: „Jemand will von einem Manne eine Gunst erlangen durch Fürsprache von dessen Mutter. Der Mann hört zwar gut; aber die Mutter ist taub. Deßhalb erzählt jener sein Anliegen dem Manne, damit derselbe es der Mutter mittheile, und diese dann ihr Fürwort bei ihm einlege." Herr Alphons Maria Liguori versichert in seinem Werke „Ruhm der Maria": „Gott erhöre Mariens Bitten, als wären es ihre Befehle; selbst aus der Hölle vermöge sie Seelen zu retten." Gläubig erzählt er, wie Papst Leo in einer Vision zwei Leitern gesehen. „Zu oberst auf der rothen stand Christus, auf der weißen Maria. Die auf der ersten versucht hätten, hinanzuklimmen, seien immer wieder heruntergepurzelt, bis eine Stimme sie ermahnte, auf der zweiten emporzusteigen. Das sei gelungen; denn Maria reichte ihnen die Hand: sie giengen ein ins Paradies." Der Mariolog wurde von Papst Gregor XVI. (1839) heilig gesprochen. Die röm Geistlichkeit nennt sich demüthig „Dienerin Gottes"; aber eigentlich macht sie Gott zu ihrem gehorsamen Diener, weil er sich gar häufig gefallen lassen muß, zu ihrem Gutdünken den Namen zu leihen. Seine Heiligkeit, Benedikt XIV. (De servor. Dei beatificat. II, 45.) sagt: „Die Meinung der Theologen, welche behaupten, es sei kein Glaubensartikel, daß der Papst sich im Canonisiren nicht täuschen könne, noch, daß ein canonisirter Sterblicher heilig sei, scheint in ihrer Wahrscheinlichkeit belassen werden zu müssen. Wir, d. h. der Benedikt, sind um so mehr dieser Ansicht, als so viele gelehrte und kräftige Vertheidiger des päpstlichen Ansehens behaupten, es sei nicht Glaubenssache, daß diese oder jene canonisirte Person unter der Zahl der Heiligen sei." Die Unsicherheit röm. Auffassung findet ihren sprechendsten Ausdruck, wenn selbst ein Papst unverholen seine Zweifel kundgibt. Den von Alexander VI. hingerichteten Predigermönch, Hieronymus Savonarola, erklärte Benedikt XIV. (Ibid. III, 25.) der Heiligsprechung würdig. Pius IX. hat, um seine Neutralität auch in nicht=weltlichen Dingen zu zeigen, im Juni 1859 ganz gemüthlich und weniger aus fiskalischer Absicht, als aus Rücksichten höherer Aequilibristik, einen vorrevolutionären Franzosen und einen vervollkommnungsfähigen österreichischen Unterthan gleichzeitig in den Heiligenstand erhoben. Seit einigen Jahren steht da wieder ein Zuwachs bevor, indem ein Theil des französischen Klerus auf Heiligsprechung der Jeanne d'Arc, Jungfrau von Orleans, antragen will. Im Jahre 1431 wurde diese Jungfrau wegen Zauberei und Ketzerei von einem geistlichen Gerichtshof verurtheilt und alsdann verbrannt, im Jahre 1455 nach einer Revision ihres Prozesses von drei Bischöfen völlig und kostenlos freigesprochen, im achtzehnten Jahrhundert von Voltaire modernisirt, und jetzt soll das vielgequälte Wesen noch heilig gesprochen werden. Die Jahrhunderte lange systematische Ausschließung der Deutschen aus der zu Rom herrschenden Clique scheint sich sogar auf den Himmel auszudehnen: Spanien, Italien, Südamerika, Frankreich liefern Heiligsprechungs=Candidaten in Menge; aber die 25 Millionen deutscher Katholiken gelten auch da als das Aschenbrödel der Nationen. ¿Was Wunder, wenn der weltumspannende Seherblick der röm. Curie über sie hinausschweift? Der Heiligenschub am Pfingstfeste 1862, mit sammt der bei jeder Gelegenheit oktroyirten Offenbarung von fünf neuen Wundern legen Beweis davon ab, welche Stellung die Spitzen des röm. Regiments zu der heutigen Bildung einnehmen. Wortführer der Priesterpartei reden von einem eklatanten Siege, den durch diese Heiligsprechung der Geist über den Stoff davon getragen. Die 26 japanesischen Heiligen sind 1597 den 5. Febr. gestorben. Seitdem auf Erden fast vergessen, haben sie scheints im Paradies unter der unzähligen Schaar anderer Märtyrer, die nicht zur Ehre der Heiligsprechung gelangt sind, still hingelebt. Auf Grund einer erbaulichen Beschreibung ihres Martyriums, von einem gewissen Ludwig Froës, haben die Franziskaner die Heiligsprechung der Märtyrer ihres Ordens bereits unter Urban VIII. betrieben, auch 1627 von ihm das Recht zu einer Messe an ihrem Todestag erhalten; dann aber ist die Sache liegen geblieben. Daß sie wieder aufgenommen wurde, ist entweder ein guter Einfall gewesen, um durch ein außerordentlich kostspieliges Kirchenfest Aufsehen zu erregen und den Papst nach seinem Geschmacke zu beschäftigen, oder von den Franziskanern ausge=

system in kritikloser Weise und dergestalt sich angeeignet, daß sie nicht wenig zur Verunstaltung des christlichen Lehrstückes vom hl. Abend-

---

gangen, die darauf verfallen sind, 70,000 röm. Thaler aus ihrer Bettelkasse daran zu wenden, um den Glanz ihres Ordens durch eine Schaar von 23 neuen Heiligen aufzufrischen. Ihnen zu willfahren, war bereits beschlossen, als den Jesuiten beifiel, sie müßten ebenfalls einige Heilige bekommen; und drei Japanesen ihres Ordens, die das große Opferfest bestanden hatten, wurden auch ihnen bewilligt. Der siebenundzwanzigste, ein Catalonier vom Orden der Trinitarier, gestorben 1625, ist bei der Gelegenheit, anderen Wünschen nachgebend, nur mitgenommen worden. Ob in den Gemüthern aller dieser Märtyrer die zur Heiligsprechung erforderliche Reinheit vorhanden gewesen, das möchte den deshalb abgehaltenen geheimen Consistorien ungeachtet dem hl. Vater ebenso unbekannt geblieben sein, als uns. Ihm erschien besonders tröstlich, in dieser schweren Zeit die Fürsprecher im Himmel zu mehren. Hätte die japanesische Gesandtschaft, die gerade damals durch Europa wandernd seinen Bildungsstand ohne Zeichen der Verwunderung betrachtete, nicht ein Recht gehabt, über europäischen Aberglauben zu lächeln, wenn ihr die Rangerhöhung ihrer einst hingerichteten Landsleute begreiflich gemacht worden wäre? In der betreffenden Canonisationsbulle vom 8. Juli 1862 heißt es: „Durch Wunder und durch Zeichen zeigte Gott deutlich, wie angenehm ihm eine so große Zahl Märtyrer sei: Das Blut einiger derselben blieb neun Monate lang flüssig und ohne Spur von Fäulniß; ein heftiger Wolkenbruch überschwemmte die Straßen von Miako; ein großer Komet mit einem ungeheuren Schweif erschien von den philippinischen Inseln bis Nagasaki; die Gesichter der Märtyrer blieben zwei und einen halben Monat lang ganz lebensfrisch." Wer weiß, daß die Kometen ihre regelmäßige Umlaufszeit um die Sonne haben, und daß ihre Erscheinung so wenig wunderbar ist, als jene des Mondes und der Planeten, der weiß auch, was er von dem kindischen Greise*) halten soll, der das Sichtbarwerden eines solchen Gestirns als ein Meerwunder verkündete. Bei Gelegenheit der Anfang März 1865 in der Jesuitenkirche zu Rom geschehenen Veröffentlichung des Seligsprechungsdekrets der turiner Nonne, Maria de Angelis, erlaubte sich Herr Mastai Ferretti einige Ausfälle gegen Frankreich. Er verdammte „die Regierungen, welche als Prediger der Verderbniß die öffentlichen Demoralisatoren ermuthigen und belohnen, die da die Presse, die Broschüren, die Bücher, das Theater u. s. w. zu Organen haben." Er rednerte vom jämmerlichen Zustand der Seelen Derer, welche so regierten und in den Augen Gottes und der Gesellschaft nicht allein wegen ihrer persönlichen Fehler, sondern auch wegen des Unrechtes, das die ihnen anvertrauten Völker begangen, strafbar seien. Als früherem Offizier ist es ihm zu verzeihen, wenn seine Einbildungskraft mitunter aus dem Geruche der Heiligkeit in denjenigen der Fechtstube abschweift: Er nannte sie „Lasterkloaken" und donnerte gegen die Heuchler, deren Herz voll Hochmuth, Lüge und Schrecken sei. Als er von der seligen Maria de Angelis sprach, erinnerte er daran, daß zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts es ihr gelungen sei, durch die Verwendung des hl. Joseph von Piemont und Italien den Frieden zu erlangen; daß ihr auch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Rettung Turins, ihrer Vaterstadt, gebühre, die damals von den Franzosen belagert war. Und indem er die Hoffnung ausdrückte, die selige Maria de Angelis werde noch heut zu Tage Turin, Piemont und ganz Italien vertheidigen gegen die höllische Legion, welche die unglückliche Halbinsel mit den sieben Todsünden belagere, schloß er seine Rede, indem er die Barmherzigkeit Gottes auf diese selbe Stadt Turin, auf Piemont, auf Italien und auf Belgien herabflehte. „Der sentimentale Ton", schreibt Heinrich Heine, „der sentimentale Ton, besonders wenn er mit patriotischen, sittlich-religiösen Bettelgedanken verbrämt ist, gilt bei dem großen Publikum als das Kennzeichen einer schönen Seele." Ein Grund, warum es derzeit so wenige Heiligsprechungs-Kandidaten gibt, mag wohl auch der sein, weil Derjenige, welcher nach dem Vorbilde gar manches im röm. Brevier verzeichneten Tugendhelden leben wollte, als Bettler oder Landstreicher beigesteckt werden würde.

---

*) Man liest in der Augsb. Allg. Ztg. vom 16. Feb. 1869: „Der Papst legt am 13. Mai das 77. oder 79. Jahr zurück; denn das Kirchenbuch von Sinigaglia soll während der damaligen Revolution an der betreffenden Stelle defekt geworden sein."

mahle beitrug. Amtliche Nachricht, ein Fegfeuer zu besitzen, erhielt die Welt zuerst im Jahre 1439, und zwar durch Stimmenmehrheit

Der evangelische Begriff eines Heiligen trägt dem Papst und seinen Helfern keine Rechnung, weil sonst ihre einregistrirten Heiligen am Kurs verlieren würden. Unglaublich sind die Summen, welche jährlich in thörichten Kirchenparaden vergeudet werden. Vor dem Kriege gegen den Diktator von Paraguay verknallte die ganze brasilianische Armee nicht so viel Pulver, als einzig in Rio de Janeiro und Bahia die Sklaven für ihre Schutzpatrone in Rauch aufgehen lassen. Man muß, wie ich, in derartigen Ländern länger gelebt haben, um das Gebahren der röm. Staatskirche zu durchdringen. Die Jungfrau Maria, sowie der hl. (?) Antonius haben in Brasilien den Gottesbegriff ganz und gar in den Hintergrund gedrängt. Auch in den sog. civilisirten Ländern kann man die Wahrnehmung machen, daß viele, besonders Frauen, in manchen Ländern dahin gekommen sind, in der Mutter Jesu nur noch die geheime Vertraute ihrer Schwachheiten zu sehen; die ewige Gerechtigkeit ist für sie kaum anders, denn in Gestalt einer Dame vorhanden, die man sich nachsichtiger einbildet, als es jemals eine nur etwas ernste gewöhnliche Frau sein würde. Man wähnt, sie zu ehren, indem man sie zugänglich für Alle und bereitwillig ausmalt, Jeden zu beschützen, der seine Zuflucht zu ihr nimmt. Die röm. Geistlichkeit, statt diese Ansicht zu berichtigen, beutet sie aus. Pius IX. hat am 25. Sept. 1863 durch seine Bulle **Quod jam pridem** ein neues Officium und eine neue Messe zu Ehren der unbefleckten Empfängniß der Mutter Jesu eingeführt. Das Bedenken gegen die Forderungen, welche an die sog. Himmelskönigin gestellt werden, ist nicht neu. Erasmus hat es als ergötzliche Satyre ausgesprochen in einem eigenhändigen Briefe der Jungfrau: „¡Maria, die Mutter Jesu, dem Glaucoplutus Heil! Daß Du, dem Luther folgend, eifrig verkündigt, es sei überflüssig, die Heiligen anzurufen, das weiß ich meinestheils Dir großen Dank; denn vorher brachten mich die gottlosen Anforderungen der Sterblichen fast ums Leben. Von mir allein forderten sie alles, als wenn mein Sohn immer ein Kind wäre, weil Er so gebildet und gemalt wird in meinem Schooße, als ob Er immer noch vom Winke der Mutter abhange und nicht wage, meinem Verlangen etwas abzuschlagen, in der Furcht, daß ich dafür seinem Durste die Brust entzöge" u. s. w. „In Befolgung der Lehren des röm. Katholizismus", sagen Einige, „finde man auch das Geheimniß des zeitlichen Glücks, die einfachste und großartigste Lösung der sozialen Aufgaben, beziehungsweise die entschiedenste Verneinung der Sturm- und Drangperiode und zugleich die edelste Frucht derselben." Jedermann hat die Wahl, vor welchem Altare er niederfallen will, indem zumal ältern Kalenderheiligen besondere wohlthuende Kräfte beigeschrieben werden und das Recht künstlerischer Existenz Keinem abgesprochen ist. „Vor allen Dingen", schreibt Bruder Lorenz Ganganelli an einen Mailänder Stiftsherrn, „vor allen Dingen tragen Sie Sorge, daß Sie niemals einen Heiligen auf Kosten der Uebrigen loben." Erzählungen über die durch Heiligenvermittlung erlangten Erfolge sind in römisch-katholischen Gegenden gäng und gäbe; und häufig sind unter den angeführten Beispielen es gerade die seltsamsten Bitten, welche als von dem meisten Erfolge begleitet dargestellt werden. Der Priester betet in der Messe: „Verleihe dieses den Verdiensten und Fürbitten Mariä und aller Deiner Heiligen." Er nennt hier die Heiligen *Deine*, nämlich Gottes Heilige, meint aber die Heiligen des Papstes, deren Viele gar nie Menschen gewesen sind. Der röm. Heiligenkultus ist ein Fetischdienst; zwar ein von geistigem Hauche durchwehter, aber nichtsdestoweniger ein Fetischdienst; denn sie beten zu den Bildern *als solchen*, und nicht zu deren Originalien: Wenn ihnen die fleischfarbene Madonna von Marienzell nicht hilft, so werfen sie ihr den Sack vor die Füße und nehmen ihre Zuflucht zur schwarzen Mutter Gottes von Einsiedeln. Die Aehnlichkeit zwischen den Namen gewisser Krankheiten und den Namen von sog. Heiligen ist Ursache, daß der Aberglaube diesen die besondere Tugend zuschreibt, ihre namensvetterischen Uebel zu heilen. Mancher bringt sein Geld heute noch lieber einem Priester, als einem Arzt, weil jener „für alle Nöthen" ein Mittel zu besitzen vorgibt. So wendet man sich durch priesterliche Vermittlung an den hl. Mathurin für die Narren (italienisch matti); an den hl. Eutropius (hydrops) für die Wassersüchtigen; an den hl. Avertinus (vertigo) für die an Schwindel Leidenden;

auf dem allerheiligsten Oberkirchenrath zu Florenz. Die griechische Kirche will nichts davon wissen. Die evangelische Kirche begnügt sich damit,

---

an den hl. Manus (manus) für die Krätze an den Händen; an den hl. Blasius (blasen) für das Halsweh; an den hl. Wolfgang für gelähmte Glieder; an den hl. Sebastian für die Pest; an den hl. Cyprian für das Zipperlein; an den hl. Melchisedech für Melkkühe, die wenig Milch geben; an den hl. Nikolaus (zu deutsch: Volksgewinner) für unfruchtbare Weiber; an die hl. Clara oder an die hl. Luzia (clarus, lux) für Augenkranke; an den hl. Expeditus für Prozeßsüchtige; an die hl. Liberata (délivrer) für schwer Gebärende u. s. w. Wir verweilen nicht länger bei den Einzelnheiten dieses ebenso heillosen als patzigen Spieles: wo solcher Unsinn Verehrer zu Hunderttausenden findet, sollte der höhere Blödsinn aufhören, von einer „dummen Menge" zu reden, die in Traumbüchern u. dergl. ihr Glück sucht. Der Staat, welcher Jedermann bestraft, der ohne wissenschaftliche Kenntniß der Heilkunde für Geld Heilversuche macht, sollte den Erwerb, der durch Heiligenbilder in gleicher Weise gemacht wird, ebensowenig dulden, da die Folgen solcher Duldung leicht sichtbar sind. Wenn Derjenige, der sich im Stadium der Heilbarkeit befindet, statt an den Arzt, sich an ein Heiligenbild wendet, so verpaßt er die günstige Zeit, wird arbeitsunfähig und kann in Folge dessen der Gemeinde zur Last fallen. Und doch legt man selten Hand an so fehlerhafte Zustände, sondern begnügt sich allenfalls mit dem werthlosen Geständniß der Fehlerhaftigkeit. Cicero (De natur. Deor. cap. 37.) erzählt, ein Freund von Diagoras habe diesen einst getroffen und zu ihm gesagt: „Du, der Du glaubst, daß die Götter keine Rücksicht auf die menschlichen Angelegenheiten nehmen, ¿siehst Du nicht an diesen Gemälden, wie Viele auf den stürmenden Wogen kraft ihrer Gelübde erhalten wurden, und den Hafen glücklich erreicht haben?" „Ja wohl", sagte Diagoras, „ich begreife die Sache; aber Diejenigen sind niemals gemalt, welche Schiffbruch gelitten haben und ertrunken sind." Unsere Schuld ists nicht, wenn auch das neurömische Heidenthum mehr für die Geisel der Satyre, als für einen ehrlichen Kampf geschaffen ist. Es liegt eine tragische Ironie darin, daß so manche Märtyrer, die sich selbst geopfert haben, um nicht Göttern zu opfern, die Ahnen der röm. Heiligen geworden sind, denen wiederum neben dem e i n e n wahrhaftigen Gotte Altäre errichtet und Weihrauchfässer geschwungen werden.

Durch Hang zum Bösen wird Mancher bestimmt, entweder alle Religion zu leugnen, oder eine falsche anzunehmen. E n t w e d e r hält er das Dasein Gottes darum für grundlos, weil er in dem Gedanken einer alles durchschauenden und nach strengen Gesetzen richtenden Macht so wenig, als in der Aussicht in eine nach ganz andern, als den von ihm befolgten Ordnungen eingerichtete Welt Befriedigung findet, o d e r er denkt sich die Gottheit so, daß deren Gunst oder Gnade, ohne innere Besserung, durch Aeußerlichkeiten und allerhand willkürliche, an sich vernunftlose Aufopferungen gewonnen werden können, und daß bloßes Bitten, ohne moralische Selbstthätigkeit, die Gottheit zur Gewährung der vorgetragenen Wünsche bewege. „Wenn es ein Wesen gibt", schreibt J. G. Forster, „wenn es ein Wesen gibt, das als Schöpfer alle Wesen in sich faßt, so bin ich überzeugt, daß das Glück seiner Geschöpfe ihm angenehmer ist, als ihr unaufhörliches Betteln, und daß man rechtschaffen, gut und edel sein und handeln könne, ohne aus Möglichkeiten und höchstens Wahrscheinlichkeiten sich Gesetze zu machen, vielweniger Absurditäten und Lügen zu glauben und seinen gesunden, schlichten Menschenverstand zu opfern. Dies ist freilich ein Punkt der Deutlichkeit und Unbefangenheit im Denken, wohin nur Wenige kommen; allein weil er für Wenige ist und weil, wenn ich mich sein bewußt bin, ich mich zu den Wenigen zählen muß, sehe ich nicht ab, daß ich mich darum weniger überzeugt halte und in meine Vernunft Mißtrauen setzen solle." Der röm. Katechismus (De sacram. III, 63.) behauptet, „das Meßopfer werde, nach der Lehre der Apostel (?!), mit nicht geringerem Nutzen für die Verstorbenen dargebracht, als für die Sünden, Strafen, Genugthuungen, Kummer und Elend der Lebenden." ¿Liegt nicht in dieser Opfervorstellung der ebenso unbiblische als vernunftwidrige Glaube, daß der Priester als solcher u n m i t t e l b a r auf Gott einwirke, und Gott durch das Meßopfer zur Aenderung seines Willens gleichsam genöthigt werden könne, ohne Rücksicht auf den sittlichen Zustand Dessen, für welchen das Opfer dargebracht wird? Also Gott zürnt, wie ein Sterb-

ihre Verstorbenen und alle Edle, welche sich um die Menschheit verdient gemacht, in ehrenvollem Gedächtnisse zu bewahren.

---

licher, wird gleich einem Sterblichen durch fremde Fürbitten und Opfer umgewandelt, erweicht, gebeugt, und soll dabei doch immer der vollkommene, unveränderliche Geist bleiben, der nach Christi Gebot im Geiste und in der Wahrheit zu verehren ist. ¡Welcher Widerspruch, welche läppische, dem Kindesalter der Menschheit angehörige Vorstellung! Durch eine Reihe von Zeitungen lief Ende April 1868 folgende Nachricht: „Herr Home, der berühmte „Spiritualist", d. h. Tischrücker, Geisterseher ꝛc., der vor einigen Jahren zu London und Paris in der vornehmen Welt so viel Aufsehen machte, erweist sich schließlich auch als Betrüger. Am 20. wurde vor dem Vicekanzler Giffras zu London die Verhandlung wegen Beschwindelung gegen ihn eröffnet. Eine alte Dame, Mrs. Lyon mit einem Vermögen von 150,000 Pfd. Sterl. verlor ihren Gatten, der vor dem Tode äußerte, es sei ihm, als würden sie binnen sieben Jahren wieder vereinigt. Sie verstand es von ihrem Tode. Als aber die Frist vorüber war, begann sie an Erscheinungen zu denken, und da man ihr jetzt von dem Seher Home sprach, suchte sie ihn im Oktober 1866 auf und setzte sich durch sein „Medium" mit dem Verstorbenen in Rapport. Nach längerem Verkehr erklärt endlich der Geist, Home sei sein lieber Sohn und sie solle ihn gleichfalls als solchen betrachten. Das Ende war, daß die Wittwe bewogen wurde, ihn bei Lebzeiten zum Erben einzusetzen. Wie dann die Dame zur Einsicht kam, daß sie betrogen sei, wird nicht gesagt; sicher aber ist, daß sie jetzt 60,000 Pfd. als ihr abgeschwindeltes Eigenthum zurückfordert." In der Erklärung des Meßopfers von dem ehrwürdigen Pater Martin Cochem, aus dem Capuzinerorden, ist zu lesen: „Wenn ein Mensch", sprach die hl. (?) Magdalena von Pazzis, „wenn ein Mensch das hl. Blut Gott dem Vater opfert, so opfert er ihm eine solche Gabe, daß Gott Vater gleichsam keinen Schatz hat, dieselbe zu vergelten. Denn diese Gabe ist so groß, daß Gott Vater sich seinen Geschöpfen verpflichtet zu sein erkennt." Herr Cochem fährt fort: „¡Welch hohe und wunderbare Worte sind dies¡ ¿Soll es denn möglich sein, daß die Opferung dieses hl. Blutes eine solche Gabe sei, daß Gott kein gleichmäßiges Gut habe, dasselbe zu vergelten, sondern den Opfernden schuldig bleiben müsse? Es ist aber dennoch so; ¿denn was ist außer Gott im Himmel und auf Erden, das dem kostbarsten Blute Christi gleich käme? Ein einziges Tröpflein gilt mehr, als ein ganzes Meer vom Blute der Märtyrer. Ja, ein einziges Tröpflein, wie der hl. (?) Thomas von Aquino sagt, ist mächtig genug, die ganze Welt von Sünden zu reinigen. Wenn Dir nun Gott auch Deine Sünden verzeiht wegen der Aufopferung dieses theuren Blutes, so ist dies noch keine gleichförmige Vergeltung, weil ein einziges Tröpflein die Sünden aller Sünder auslöschen kann. Wenn Er Dir wegen des hl. Blutes den Himmel gibt, so hat Er Dich nicht würdig genug bezahlt, weil das hl. Blut alle Sünder selig machen kann." Wohl verstanden, der Priester hat nach röm. System Macht, den Erlöser mitsammt dem durch dessen Tod erworbenen Verdienst entweder in Verschluß zu halten, oder ihn Gott für die Sünden Lebendiger oder Verstorbener darzubringen. Die geringere Macht, d. h. die theilweise oder gänzliche Erlassung zeitlicher Strafen für vergebene Sünden, besitzt kein Priester, sondern bloß der Papst. Ungeachtet nämlich das Concil von Trient (Sess. XIV.) das Schlüsselamt auf Bischöfe und Priester ausdehnt, soll die Befugniß zur Ablaßspendung an den besonderen Besitz der „Schlüssel des Himmelreichs" geknüpft sein. Diese habe der Apostel Petrus allein erhalten und sie sammt der durch deren Inhaberschaft bedingten Vollmacht nicht etwa seinen Mitaposteln, oder seinem Sohne, oder den Bischöfen von Antiochia, sondern einzig und allein den Bischöfen von Rom übermittelt. Zum Grundstocke des unendlichen Verdienstes Christi denken sie sich die überfließenden Verdienste seiner Mutter, des hl. Joseph und der übrigen Heiligen hinzugethan. Sie sollen einen unerschöpflichen Stapelplatz der „Kirche" bilden, und dem Schlüsselführer Petrus und seinen Nachfolgern anvertraut sein, um aus demselben reuigen Sündern das Angemessene zum gänzlichen oder theilweisen Erlaße zeitlicher Strafe zu verleihen. Papst Clemens VI. hat im Jahre 1343 die Lehre vom Vorhandensein sothanen Schatzes als Glaubensartikel verkündet! er ist nachmals auch den schon im Fegfeuer befindlichen Seelen zu Gute geschrieben und seitdem nicht erschöpft worden.

Obwohl die Kirche (?) gewohnt ist, zur Ehre und zum Andenken der Heiligen bisweilen (sic) einige Messen zu feiern, so lehrt sie doch, daß das Opfer nicht ihnen,

---

Nichts führt zu einem festeren Traume von Ueberzeugung, als die aus ganz allgemeinen Gründen hergeleiteten Erweise. Aber je heller es dem Redlichglaubenden wird, einzusehen, warum er eine irrige Meinung glaublich finden konnte, desto gewisser wird er, vom Wahne geheilt, das Gesundgedachte festhalten und geltend machen. Einige Sachwalter der Religion der Päpste meinen: „Es entspreche ihre Lehre vom Fegfeuer durchaus dem Bedürfnisse eines gläubigen und liebenden Gemüths, das sich gegen den Gedanken sträubt, als sei durch den Tod das Band der Liebe zerrissen, und dem es eine trostreiche Pflicht ist, den Verkehr, den die Gemeinschaft der Heiligen, wie jeder Verein voraussetzt, nicht zu vernachläßigen, sondern für die leidenden Brüder und Schwestern Fürbitte einzulegen, damit ihr Eintritt in die ewige Ruhe beschleunigt werde." Dies klänge vortrefflich, wenn die Lehre vom Fegfeuer Lehre der christlichen Kirche wäre; im vorliegenden Falle ist es aber eine Schlußfolge aus dem vermeintlich Nothwendigen auf eine nicht vorhandene Wirklichkeit. Erdichtungen mögen ästhetisch wahr sein, in welchem Falle sie nicht minder schön sein dürften, als die reale Wahrheit, zumal das Wohlgefallen am Schönen durch kein Begehren der Wirklichkeit der Gegenstände bedingt ist. Jene ungefälschten Seherstimmen z. B. haben der romantischen Nationalliteratur und den Verehrern historischer Zustände Stoff geliefert zur Kundgebung der kitzlichsten Empfindungen volksthümlichen Selbstgefühls: Ein nordischer Held mit Lorbeer umlaubt, wird in einem unterirdischen Bergschlosse erwachen und, ohne sich rasiren zu lassen, auf weitem Blachfeld, bald am Niederrhein, bald in Hinterpommern, bald in Westphalen, bald im Elsaß die letzte Entscheidungsschlacht fechten; die streitenden Schaaren werden im Blute bis an die Knöchel waten, und ist der Sieg errungen, dann wird der Feldherr seinen Schild an einen Birnbaum (oder an eine Birke) aufhängen, und das tausendjährige Reich bricht an, wo die Schwerter zu Pflugschaaren, die Lanzen zu Bratspießen, die Hinterlader zu Brunnenröhren verwendet werden. Die Weltgeschichte ist das Weltgerüchte. Sein Vollstrecker ist, nach Einigen, der im Berg Kyffhäuser schlummernde Kaiser Fritz, der Rothbart: bei seinem Erwachen werden die Throne erzittern, die gepanzerten Schraubendampfer leck werden, und wird der getreue Eckhart sich aufs Ohr legen. Die heidnischen Griechen übten den sinnigen Brauch, den Leichen ein Stück Geld in den Mund zu schieben, um dem Charon das Fährgeld für die Fahrt über den Styx zu entrichten. Nach einer uralten Sage pflegten die Germanen den Kriegern einen Säbel mit in die Gruft zu legen, im Wahne, sie bedürfen desselben, um außerhalb der Walhalla, im Schatten teutscher Eichen, zwischen den dunklen Chorälen der Windsbräute, unter dem Gebrülle der Barden und dem Geschrei des Rothwilds, den Kampf für Häuptling und Vaterland auszukämpfen. Sowie die Stunde der Mahlzeit nahet, tummeln sich die hünenhaften Gestalten, vom Tode auferstanden, auf ihren schnaubenden Rossen und trinken Lagerbier aus den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde. Nach der Meinung der (altgläubigen) Türken ist Mohammed der Mann, der die Schultern von gebratenen Kälbern zum reden veranlaßt hat. Im Vorbeigehen sei es gesagt, auch die Neuzeit hat ihre Seherstimmen: Garibaldi erwiederte (1861) einen Glückwunsch französischer Arbeiter folgendermaßen: „Der Tag ist nicht mehr ferne, wo der Mitschuldige der Tyrannen, der Hohepriester von Rom, genöthigt sein wird, eine Zuflucht zu suchen fern von dem Lande, das er während so vieler Jahre heimgesucht hat. Das unschuldige Blut Locatelli's und die Tausende von Opfern, deren Mörder er ist, werden ihn über die Erdfläche verfolgen, und die Völker werden frei von seiner unreinen Berührung, um so leichter sich die Hand reichen und dem Zwecke der Menschheit nachstreben können." Auf dem Friedenscongreß lautete die sechste von seinen zehn Thesen: „Das Papstthum, als die schädlichste aller Sekten, ist als verfallen erklärt." Anders scheint Pius IX. zu denken. Dem sog. hl. Collegium antwortete er auf die übliche Neujahrsanrede (1865) des Dekans der Kardinäle: „Der Sieg der Kirche (?) ist gesichert; nur der Tag ist ungewiß. Ich hoffe ihn noch zu erleben, um mit dem greisen Simeon ausrufen zu können: ¡Nun, Herr, laß Deinen Diener im Frieden sterben!" Beim Abschiedsbesuche Tonello's (Augsb. Allg. Ztg. vom 2. Mai 1867) sprach er über Garibaldi: „Sagen Sie jenem Unglücklichen, daß der arme Greis, welchen er den Vampyr des Vatikans nennt,

sondern Gott allein, der sie gekrönt hat, dargebracht werde. (Conc. Trid. sess. XXII. cap. 3.)

ihn beweint und liebt und heute Morgen die Messe nach seiner Intention celebrirt hat." Das bekannte Wunder der Chassepotgewehre am schrecklichen Tage von Mentana half dem armen Greise wieder auf die Beine. „Die Dankfeste", schreibt Immanuel Kant, „die Dankfeste über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die (auf gut israelitisch) dem Herrn der Heerschaaren gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee des Vaters der Menschen in starkem Contrast, weil sie außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist) noch eine Freude hineinzubringen, recht viele Menschen oder ihr Glück zernichtet zu haben." Der nämliche Mensch, der in seiner Allocution am 25. Juni 1869 die Verfolgungen der Kirche (?) bejammerte und dem Strafgericht des Himmels die nächste Tagfahrt bestimmte, ließ wenige Stunden nach dem Anrufen des Gottes, „der zugleich barmherzig ist und straft", einem politischen Delinquenten das Armensünderglöckchen läuten und den Kopf vor die Füße legen. Martini hieß der Unglückliche, der am 26. Juni den Weg der beiden Garibaldiner Monti und Tognetti ging. Die zahlreiche Menge, die das Schaffot umstand, glaubte fest an eine Begnadigung; aber der Henker des sog. Statthalters Christi that seine Schuldigkeit. Gegen den Feind der Freiheit muß diese, um nicht sich selbst der Zerstörung preiszugeben, sich schützen, dadurch, daß ihm die Möglichkeit genommen wird, die Freiheit aufzuheben.

Sämmtliche Schriftstellen, welche die Sachwalter der Religion der Päpste zur Vertheidigung der Lehre vom Fegfeuer vorbringen, stoßen entweder dieselbe um, oder verfehlen, deren Wahrheit zu beweisen. Sie sprechen entweder von zeitlichen Strafen nicht vergebener Sünde; oder sie haben auf Umstände Bezug, wo zeitliche und sichtbare Strafen im göttlichen Haushalte nöthig waren; oder sie zeigen, daß zeitliche Leiden keine Strafen für Sünde sind; oder sie sprechen von „Feuer", während das Vorhandensein von Feuer im Fegfeuer doch keineswegs röm. Glaubenslehre ist. Neuere röm. Theologen, in bescheidener Theilnahme an der Aufklärung, wollen in dem „Feuer" nur ein Bild der Gewissensqual erkennen, in der allein die Seele brenne. Der trienter Kirchenrath blieb allerdings bei dem allgemeinen Ausdrucke Reinigung; aber der röm. Katechismus braucht (V. 3.) den volksthümlichen Ausdruck Fegfeuer. Die Beweisgründe für das Dasein eines Fegfeuers schrumpfen zusammen zu einer Analogie, die um so falscher, als der Hauptpunkt der Vergleichung selbst ein hypothetischer ist. Es verhält sich damit, wie mit dem Kirchenleibe und dem darüber gesetzten Kirchenhaupte: Die christliche Kirche ist zusammengesetzt aus so vielen Leibern, als es Christen gibt; und jeder Leib hat seinen eigenen Kopf. „Manche meinen", sagt Franz Bacon, „Manche meinen, daß ihre Gedanken die Sprache bemeistern; öfters aber geschieht's, daß die Sprache über ihre Gedanken herrscht." Fragliche Brandschatzung scheint somit vornehmlich auf das hl. römische Reich teutscher Nation berechnet zu sein. Kardinal Cäsar Borgia verlor einst im Spiel 100,000 Dukaten; sein Vater, Papst Alexander VI., scherzte: „Es sind nur Sünden der Teutschen." Herr Joh. Adam Möhler hält dafür, „der entschiedene, bewußte, zweifellose Glaube, daß Christus vor unsern Augen dem Vater für uns sich darbringe, sei ganz geeignet, eine bis ins Innerste des Menschen tief über die letzten Wurzeln des Bösen hinabdringende Wirkung hervorzubringen, so daß die Sünde in ihrem tiefsten Keime von dem Willen abgelöst werde, und der Gläubige ein ganz neues, gottgeweihtes Leben beginne." Paul Sarpi berichtet, Papst Leo X. habe einen Theil der Ablaßgelder vertheilt, bevor sie gesammelt sein konnten. Namentlich habe er den Betrag aus Sachsen und alle Bezüge des teutschen Landes, das zwischen Sachsen und dem Meere liegt, seiner Schwester Magdalena, die mit Franz Cibo, einem unehelichen Sohne Innocens' VII., verheirathet war, als Mitgift geschenkt. In Betracht dieser Ehe sei Leo schon in seinem vierzehnten Jahre ins Kardinalscollegium gewählt worden und habe so den Grund zu den kirchlichen Würden des Medicäischen Geschlechts gelegt. Herr Joh. Tetzel hatte auf seine Ablaßbude geschrieben: „Sobald das Geld im Becken klingt, die Seel' aus dem Fegfeuer springt." Spottpreise waren es, wie der Ablaßreisende seinen Artikel verschleuderte: für Meineid sechs, für Testamentsfälschung sieben Groschen. Er verkaufte Circulationspapiere auch für noch

Da die katholische Kirche, vom hl. Geist belehrt, nach den hl. Schriften und den alten Ueberlieferungen der Väter in den hl. Concilien, und jüngst in dieser all=

---

zu begehende Sünden und behauptete, mehr Leute in den Himmel gebracht zu haben durch seine Zeddel, als der Apostel Paulus durch seine Briefe. Man hat damals schon gesagt, das Geld sei nicht der Preis, sondern nur die Bedingung des Ablaßes; das Erkaufen des Ablaßes werde als Pfand der Bußfertigkeit angesehen. Meßpriester und Ablaßhändler schienen ausreichend, wenn auch nicht unmittelbar das Heil zu bringen, doch der dazwischenliegenden Qual, die der rechtgläubige Sünder allein zu fürchten hat, wenigstens für Alle, die es bezahlen konnten, ihre Schrecknisse zu nehmen. Diese Zustände muß man ins Auge fassen, um sich den Zorn zu erklären, den Luther über die „Winkelmessen" ausgeschüttet hat, und um zu begreifen, daß die Messe in den smalkaldischen Artikeln der Schwanz des Drachen genannt worden ist, der viel Ungeziefers uud Geschmeiß erzeugt habe. Herr Joh. Adam Möhler beschließt seine Verherrlichung der Messe mit dem Zugeständniß: „Doch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Reformatoren auch durch mannigfache und zum Theil höchst ärgerliche Mißbräuche, besonders durch ein ungeistliches, salbungsloses, mechanisches Abhalten und Aufnehmen des geheimnißvollen Aktes irregeführt werden konnten." Nach der Moral der Höflinge ist der beste Finanzminister derjenige, welcher es am trefflichsten versteht, den Steuerpflichtigen die möglichst großen Summen so abzuzwacken, daß sie bei Laune bleiben. „Wo der Staat in seinem Fürsten enthalten ist", schreibt F. C. Dahlmann, „da ist der Ueberfluß am Hofe die erste Nothwendigkeit und die letzte; alles Andere gilt für Nebenwerk." Es hat Zeiten gegeben, wo Päpste und Gegenpäpste zugleich ihre Bedürfnisse befriedigt haben wollten; dumme Laien murrten höchstens, seufzten, schimpften und — zahlten. Man begreift die Gierigkeit, mit der die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) über eine nach Feuer riechende Bibelstelle herfällt, sobald sich dort irgendwelche Anspielung auf Bezahlung findet. Das erinnert an jenen Seminaristen, welcher behauptete, Pontius Pilatus sitze zur Rechten Gottes und werde kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten. Er hatte sein Credo mit den Worten „Pontius Pilatus" zu lesen angefangen. „Ich habe", schreibt Luther, „ich habe auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gehalten, und war mir dazumal sehr leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten; denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen und andern köstlichen Werken und Gebeten." Erasmus erwiederte dem Churfürsten von Sachsen auf seine Frage: ¿Was er von Luther halte? „Er hat zwei Sünden auf sich: er hat dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen; denn das Fegfeuer wärmet ihre Küche." ¿Und wenn erst gar, wie er erzählt (Epist. lib. XXII.), tückische Pfaffen Krebse mit aufgeklebten Wachslichtern Nachts über Gräber laufen ließen? Sämmtliche Dorfmagnaten versammelten sich und opferten zitternd für die armen Seelen der Ihrigen, d. h. für Krebse. Daß fragliches Heilsinstitut eine erst nach dem Canon der Messe gemachte Erfindung ist, zeigt u. a. auch der Umstand, daß in den öffentlichen Messen der Seelen im Fegfeuer keine Erwähnung geschieht; man betet dort bloß für Die, welche im Schlafe des Friedens, am Orte der Kühlung ruhen, während doch nach der Versicherung Herrn R. Bellarmin die Strafen des Fegfeuers sehr schrecklich sind. Die Hauptstelle, mit der röm. Streittheologen beweisen wollen, daß Gott nach der Sündenvergebung noch zeitliche Strafe vom Christen verlange, ist 2. Makkab. 12, 43—46. Es ist da von der Auferstehung, nicht aber von einem Fegfeuer die Rede. Aus Vers 34 und 40 derselben apokryphischen Schrift ist zu ersehen, daß die Ursache, weßwegen jene Leute erschlagen wurden, der Besitz einer Sache gewesen, auf welcher der Fluch des Gesetzes lastete. (5. Mos. 8, 25—26.): Sie waren einer Todsünde schuldig. Wenn darum die Stelle einen Glaubensartikel der damaligen Juden angibt, so ist erwiesen, daß sie es für gesetzlich gehalten haben, für die Vergebung Derjenigen zu beten, welche in Todsünde gestorben waren. Mithin müssen entweder jene Juden, oder die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) im Irrthum sein; denn letztere hält es für unverträglich mit ihrer Dogmatik, daß man für Die bete, welche in Todsünde starben. Andere noch angezogene Schriftstellen hängen mit dem Fegfeuer zusammen, wie die, welche von Sachwaltern des Papalsystems zum Beweis der Schriftmäßigkeit der religiösen Verehrung der Engel und sog. Heiligen angezogen wird (Off. 19, 10.): „Ich

gemeinen Versammlung gelehrt hat, daß es ein Fegfeuer gebe, und den dort zurückgehaltenen Seelen durch die Hülfeleistungen der Gläubigen, vorzüglich aber durch

fiel vor den Engel zu seinen Füßen, ihn anzubeten." Den Nachsatz: „Siehe zu, thue es nicht" lassen sie weg; — oder diejenige, welche von Fegfeuergesellschaften als Motto (Hiob 19, 21.) zu Markte getragen wird: „Erbarmet Euch meiner, erbarmet Euch meiner, Ihr, meine Freunde; denn die Hand Gottes hat mich gerührt." Diese Worte wurden von Hiob auf Erden gesprochen. Es wäre Sophisterei, wollte Einer die röm. Lehre von den zeitlichen der Sünde gebührenden Strafen aus der Erzählung beweisen, daß Sündern unter dem Alten und Neuen Testamente zeitliche Strafen auferlegt worden seien; es würde dieses die Frage rücksichtlich des Fegfeuers nicht einmal berühren, geschweige denn lösen. Die Frage ist, ob diese Strafen Solchen auferlegt werden, die sich im Falle der ihnen erlassenen und verziehenen Sünde befanden. Kein Concil hat bis jetzt erklärt, worin das Mittel bestehe, durch welches man den Seelen im Fegfeuer mittheilt, wenn das Ende ihrer Genugthuungen gekommen ist, noch, wie eine Seele, welche sich außer dem Bereiche körperlicher Sinneneindrücke befindet, durch einen Verbrennungsprozeß gepeinigt werden kann. Wenn man sich Selbsttäuschungen zu entziehen vermag, so wird man zugeben, daß hier jede Vermuthung gleiche Anwartschaft auf Wahrscheinlichkeit besitzt; denn es fehlt durchaus an Anhaltsmomenten, welche der einen Lösung ein größeres Uebergewicht lieferten, als der andern. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ein ernsthafter Gelehrter selten ein guter Geschäftsmann ist: das Nachdenken, dem er sich hingeben muß, um die Thatsachen kennen zu lernen, aus denen seine Wissenschaft aufgebaut ist, beeinträchtigt das Nachdenken, welches ihn auf die Mittel, ein Unternehmen in Schwung zu bringen, hinführen konnte. Der Jesuitengeneral Oliva (unter Larven die einzige fühlende Brust) predigte vor Innocens X.: „Die Päpste müssen reich und mächtig sein, um ganz ihren hohen Beruf zu erfüllen. Das Hohelied spielt schon darauf an: ¡Wie schön sind Deine Brüste, meine Schwester, liebe Braut! Gott will nicht, daß die Kirche den Amazonen gleiche, die nur noch eine Brust haben." Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) hat mit ihrer Fegfeuertheorie Gott nach ihrem Bilde gebildet; sie hat der Gottheit ihren Geist gegeben, dieselbe mit ihren Neigungen bekleidet, ihr ihre Ansichten geliehen. Weil sie nun bei dieser Mischung sich auf Widersprüchen mit ihren Grundsätzen ertappte, so erkünstelt sie eine heuchlerische Demuth, beschuldigt die Vernunft der Ohnmacht uud nennt die Ungereimtheiten ihrer Selbstsucht Mysterien. Es gibt für pfründenbesitzende Theoretiker Augenblicke dumpfer Melancholie, dafern sie amtliche Behauptungen vertheidigen müssen, deren Widerlegung überall sonst abgeschlossen ist. Mit Ueberschlagung der gehässigeren Stücke wendet sich ihr Blick auf das riesenmäßige Gebäude der Hierarchie, das, könnte man es renoviren, Schutz gegen Verachtung und Hunger gewähren würde. „Mit allem menschlichen Wissen", sagt J. Moleschott, „mit allem menschlichen Wissen hat es eine eigene Bewandtniß: Heute sind wir überglücklich unter dem ergreifenden Eindruck, und morgen belächeln wir genügsam das oberste Ergebniß der Forschung als ein uraltes Besitzthum, das sich von selbst zu verstehen schien." Zwei Schlüssel führet Rom auf jeder Bulle: zum Himmel einen, und den andern zur Chatulle.

Die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) scheint entweder mit den armen Seelen der Gerechtfertigten Mitleid gefühlt zu haben, oder bezüglich der Nothwendigkeit und Wirksamkeit der Strafen des Fegfeuers nicht so recht fest von der Unfehlbarkeit ihrer subjektiven Meinung überzeugt gewesen zu sein. Von einem zeitweiligen Reinigungs- und Mittelzustande zwischen Seligkeit und Verdammniß findet die evangelische Kirche keine Kunde in der hl. Schrift, welche doch allein über solche Zustände der künftigen Welt Aufschluß geben könnte; und unbegreiflich ist ihr, wie es in der Macht der Hinterbliebenen liegen könne, tröstend und helfend hinüber zu wirken und den Verstorbenen den Aufenthalt in jenem Reinigungszustande durch diese oder jene Mittel zu verkürzen, oder durch Unterlassung dieser Mittel zu verlängern. Papst Gregor, mit dem Uebernamen der Große, weiß Beispiele (Dial. IV, 55.), daß die Seelen Abgeschiedener um das Meßopfer bitten. Er hat in einem von ihm gestifteten Kloster einem Mönche, in dessen Sterbebette einige Goldstücke entdeckt wurden, die derselbe aus ärztlicher Praxis für sich behalten hatte, jeden Trost versagt und die Düngerstätte zur Bestattung angewiesen. Später will er dann durch dreißig

das angenehme Opfer des Altars geholfen werde, so befiehlt die hl. Versammlung den Bischöfen, sorgfältig dahin zu streben, daß die von den hl. Concilien überlie-

Messen den Verendeten aus dem Fegfeuer befreit haben; doch hält er es für sicherer, im Leben selbst alles Gute zu thun, als es nach dem Tode durch Andere thun zu lassen. Das Fegfeuer ist ebenso nothwendig für die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), als unnöthig für die christliche Kirche. Die Messe ist fast nur einträglich wegen der Flamme des Fegfeuers, und ihr Werth würde um einige neunzig Procent sinken, wenn sie nicht für Todte gelesen werden dürfte. Und bei Allem dem, ¿kann irgend ein Priester sagen, wie viele Messen erforderlich sind, um eine Seele aus dem Fegfeuer zu befreien? ¿Kann er wissen, wann eine Seele ins Fegfeuer eintritt, oder dasselbe verläßt? Wir glauben auf's Ueberzeugendste nachgewiesen zu haben, daß bezüglich der Meß- und Fegfeuertheorie das Princip selbst an einer Reihe falscher Voraussetzungen krankt, die eigentlich so klar vorliegen, daß nur Derjenige von ihnen befangen sein kann, der überhaupt nie über die Sache nachgedacht hat, oder dessen Lebensunterhalt von der handwerksmäßigen Betreibung des Meßgeschäfts abhängt. Wir dürfen nicht von Vielen erwarten, daß sie ihre Carriere aufgeben und sich zu Einsiedlern und Bettlern ihres Prinzips machen: In Mexiko veranstaltet der Klerus Lotterien, um Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen; die Spieler erhalten Loose, auf denen man die Namen der verstorbenen notirt. Wessen Loos gezogen wird, der wird durch ein zu diesem Behufe veranstaltetes Fest direkt in's Paradies versetzt. Es ist kaum denkbar, daß die Feinde des röm. Kirchensystems etwas Filzigeres zu dessen Entwürdigung ersinnen könnten, und unsere Eiferer sollten sich schämen, über Kränkung der „Kirche" in Europa zu klagen, während solche Betrügereien von ihren Amtsbrüdern jenseits des Ozeans getrieben werden. Der dritte Artikel der Verfassung der Apostolischen Musterrepublik lautet: „Die Religion der mexikanischen Nation ist und wird sein die Römisch-Apostolisch-Katholische; die Nation schützt sie durch weise und gerechte Gesetze und verbietet die Ausübung einer jeden andern." Noch 1860 waren die Einkünfte der mexikanischen Klerisei mehr als doppelt so groß, als diejenigen der Regierung. Ein in die Oeffentlichkeit gelangter Brief Pius' IX. an Maximilian, Kaiser von Mexiko, enthält folgende Hauptpunkte: „Die katholische Religion muß nach wie vor mit Ausschluß jedes andern Glaubens der Ruhm und die Stütze der mexikanischen Nation sein; die Bischöfe müssen in Ausübung ihres Hirtenberufes ganz frei sein; die Mönchsorden müssen hergestellt werden; das Gut der Kirche muß unberührt bleiben; Niemand darf die Erlaubniß erhalten, falsche Lehren zu verbreiten; die Geistlichkeit muß den öffentlichen, wie den Privatunterricht beaufsichtigen; die Bande, welche die bürgerliche Regierung der Kirche bisher aufgelegt, müssen zerrissen werden" u. s. w. Pius IX. hat im Juli 1859 an den Kardinal-Erzbischof von Albano ein Schreiben gerichtet, worin er Dankgebete für den Frieden anordnet. Es wird da folgender interessante Beitrag zu der oft proklamirten politischen und confessionellen Verträglichkeit des glorreichen Dieners der Jungfrau Maria geliefert: „Gott zu danken für die Herstellung des Friedens zwischen den zwei kriegführenden katholischen Großmächten, ist Unsere Pflicht; aber die Bitten fortzusetzen, ist ein wahres Bedürfniß, in Betracht, daß verschiedene Provinzen des Kirchenstaates eine Beute der Zerstörer bestehender Ordnung sind. Und in diesen Provinzen ist es, wo in Unseren Tagen eine angemaßte fremde Gewalt proklamirt, daß Gott den Menschen frei gemacht habe, sowohl in seinen politischen als religiösen Meinungen, derart verkennend die von Gott auf Erden eingesetzten Autoritäten, denen Gehorsam und Achtung gebührt; ebenso vergessend die Unsterblichkeit der Seele, die, wenn sie vom Fegfeuer zum Ewigen gelangt, von ihren religiösen Meinungen dem allmächtigen, unerbittlichen Richter Rechenschaft wird ablegen müssen. Dann wird sie, aber zu spät, inne werden, daß es nur einen Gott und einen Glauben gibt und daß, wer die Arche der Einigkeit verläßt, in die Sündfluth der ewigen Strafen untergetaucht werden wird u. s. w." Wir überlassen es Andern, den Zeitraum zu bemessen, der zu einer solchen Kur erforderlich sein mag. Mit der Kräftigung des Königreichs Italien wird der Contrast zwischen den Ansprüchen der petrinischen Patrimonialherrschaft und ihrer Macht unvermeidlich greller und aufreizender. Es ist fatal, wenn ein Papst selbst nicht weiß, was er glauben muß: Nach der Theorie der röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) gelangt man

ferte Lehre vom Fegfeuer geglaubt, festgehalten, gelehrt und überall gepredigt werde. (Ibid. sess. XXV. Decret. de purgat.)

---

im gewöhnlichen Laufe der Dinge entweder ins Fegfeuer, oder in die Hölle; aus ersterem sodann jeweils in den Himmel, und niemals in die Hölle. Auch in Bezug auf die Letztere mochte das conservative Begriffsvermögen des Königs von Rom etwas getrübt sein; denn ein Verlassen der Hölle findet unter keinen Umständen statt. Unser Seligmacher scheint die Abfertigung nicht gekannt zu haben, mit der Clemens VII. einige neidische Kardinäle heimschickte, die Michel Angelo recht kenntlich in die Hölle versetzt hatte: „Es thut mir leid; aber ich kann nur aus dem Fegfeuer erlösen." „Man constatirt", schreibt der Verfasser der röm. Briefe vom Concil (Augsb. Allg. Ztg. 11. Mai 1870), „man constatirt nur etwas in Rom allgemein Bekanntes, wenn man erinnert, daß Pius IX. bezüglich seiner theologischen Kenntnisse und geistigen Bildung überhaupt mit keinem einzigen seiner Vorgänger seit 350 Jahren verglichen werden kann. Man müßte bis auf Innocens VIII. und Julius II. zurückgehen, um Päpste zu finden, denen es im gleichen Grade an theologischer Einsicht und wissenschaftlicher Bildung gebrach." In der Allocution vom 17. Dez. 1860 expectorirt sich der Alte von den sieben Bergen höllisch confus, wenn er sagt: „Eine Handvoll (?) Rebellen, von der Hölle ausgespieen (sic), schreckt nicht zurück, die Throne der (?) Fürsten umzustoßen, welche durch das legitime (?) Recht seit so vielen Jahren in den verschiedenen Staaten Italiens regieren." In der Allocution vom 30. Sept. 1861 gebärdet sich dieselbe Knechtsgestalt vollends, als hätte sie eine Tarantel in die Nase gestochen und wird dafür von der „Times" unzart auf die Finger geklopft: „Es ist eine Schmach, den unfehlbaren Statthalter des Himmels und Stellvertreter Christi also fluchen, lästern, verleumden und lügen zu hören. Spricht er doch von der rührenden Anhänglichkeit des röm. Volks an ihn, während die ganze Welt weiß, daß die weltliche Herrschaft des Papstes zusammenstürzt, wenn die Franzosen Rom verlassen. Die weltliche Macht der Päpste hätte fallen können, wie andere kriegerische Dynastien, mit Würde; aber sie stirbt, wie sie gelebt hat. Diese systematische Feindschaft gegen die Freiheit der Menschheit stirbt mit der Klage der verletzten Freiheit auf ihren Lippen und stößt unglaubliche schamlose Lügen aus, mit der Fackel der Brandstiftung in der einen und mit dem Dolche des Meuchelmörders in der andern Hand. Sie wird ihr unerbittliches Schicksal erreichen, begleitet von Allem, was ihr die Sympathie und Achtung der Menschheit rauben mußte." Pius IX. hat der Sache des Ultramontanismus mehr geschadet, als alle die bösen Freidenker, Freimaurer und Rationalisten, welche allsonntäglich von tausend Kanzeln herab, tagtäglich in Dutzenden von Priesterseminarien niedergeorgelt werden. In einem eigenhändigen Schreiben Napoleons III. ward dem Papst die Anzeige, daß die französischen Truppen in Folge der Uebereinkunft vom 15. Sept. 1864 binnen zwei Jahren Rom verlassen würden. Mit lachender Miene antwortete der Geist, der stets verneint, d. h. Monsignore Non possumus, dem Botschafter Herrn von Sartiges in zweideutiger, wenig complimentöser Weise: „¡Ach, in zwei Jahren, da ist entweder der Esel todt, oder der Zügel zerrissen!" — Um wieder auf den Ablaß und das Fegfeuer zurückzukommen: Die Lehre vom Ablaß, wie sie gemeiniglich aufgenommen wird, ist niemals durch ein sog. allgemeines Concil bestimmt worden; denn selbst die trienter Prälaten entschieden nichts weiter über die Sache, als daß der Ablaß nützlich sei. Sie behaupteten nicht, daß er ein Erlaß der nach richterlich vergebenen Sünden schuldigen Strafen sei, dachten auch kaum daran, ob Derjenige, dem sie die Macht zuschrieben, Ablaß zu ertheilen, dieselbe einem Anderen, der sie nicht hat, rechtmäßig und wirksam zugestehen und übertragen könne. Wenn man die Eile erwägt, mit welcher der Beschluß über den Ablaß zu Trient durchgieng, so bedünkt uns, es haben jene Kirchenfürsten den Erdenfürsten ein Beispiel geben wollen, sich kurz vor Beendigung der Kammern das Budget und die Civilliste Hals über Kopf votiren zu lassen. Herr Thomas von Aquino (In suppl. quæst. 25. art. 2.) bemerkt, „daß die Meinung über den Ablaß mannigfach sei; denn Einige sagen, daß solcher Ablaß nicht so viel werth sei, als er gepriesen wird, sondern Jedem nur so viel, als sein Glaube und seine Andacht erfordert. Aber die Kirche lasse jenes so predigen, damit sie durch einen gewissen frommen Betrug die Menschen anlocke, Gutes zu thun, wie eine Mut=

Ps. 49, 8. 9. Kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gott Sühnung für ihn geben; denn es kostet zu viel, ihre Seelen zu erlösen, daß er es muß lassen anstehen ewiglich.

---

ter, welche ihrem Kinde einen Apfel verspricht, um es zum Gehen zu locken." Andere sagen, „das Maß der Vergebung sei nicht zu messen allein nach der Frömmigkeit des Empfangenden, noch nach dem Maße dessen, was dargeboten wird, sondern in Bezug auf die Sache, für welche der Ablaß ertheilt werde." Aber auch dadurch wird das Herkommen der röm. Kirche (Papst) nicht gerettet, welche für dieselbe Sache bald einen größeren, bald einen geringern Ablaß aussetzt. Offenbar wollte die Theologie des Mittelalters nur etwas entschuldigen, was sie als Thatsache vorfand, und so getröstet sich der kirchlichste Scholastiker: „Das werde von Allen zugestanden, daß der Ablaß doch etwas werth sein müsse, weil es gottlos wäre, zu sagen, daß die Kirche (?) etwas Vergebliches thue." Auch entdeckt er noch eine kleine sittliche Bedeutung: „Durch die Neigung, welche der den Ablaß Empfangende zu der Sache gewinnt, für welche der Ablaß gegeben wird, öffne sich sein Herz der Gnade. So werde der Ablaß ein Mittel zur Vermeidung der Sünde, und werde nicht zur Zerstörung der Seelen gegeben, oder wenn unordentlich gespendet." Doch selbst für diesen Fall ermuthigt sich Herr Thomas von Aquino zur Versicherung, daß dann zwar der den Ablaß Ertheilende sündige, nichtsdestoweniger aber der Empfangende den vollen Ablaß erlange. Eine sog. biblische Begründung fand sich in der allgemeinen Vollmacht, Sünden zu erlassen; als habe Christus gesagt: „Ich gebe Euch Macht, Ablaß zu verkaufen für die Lebendigen und die Todten." Was man die rationelle Begründung genannt hat, ist nur das gefährliche Pochen auf das Thatsächliche: „Die Kirche (?) würde lieblos handeln, wenn ihr Erlassen diesseitiger und doch immer erträglicher Strafen nicht auch wirklich eine Milderung der jenseitigen Strafen enthielte." Unter minder gebundenen röm. Theologen ist immer wieder die Anerkennung aufgetaucht, daß der Ablaß nur Erlaß der von der Kirche (?) in Wirklichkeit auferlegten Strafen sei. Allein da die in der Beichte auferlegten Bußwerke insgemein mild sind und von den Gläubigen selbst vollzogen, oder durch Andere auf ihre Kosten besorgt werden, so wäre kaum ein Gegenstand für den Ablaß übriggeblieben; daher zu seiner Rechtfertigung die Lehre aufkam, daß er vielmehr von Strafen im Fegfeuer erlöse, also nicht bloß vor dem Richterstuhle der Kirche (?), sondern auch vor dem Richterstuhle Gottes gelte. Herr Dr. Hermann Rolfus findet für gut, diese Ansicht abzuschwächen, indem er behauptet, „die Kirche könne den Verstorbenen die Gnade des Ablaßes nicht auf dem Wege der Lossprechung zuwenden, sondern auf dem Wege der Fürbitte, die sie für die Verstorbenen an den Herrn richtet." Wodurch und nach welchem Maße diese jenseitigen Strafen für die röm. Gläubigen entstehen und für etwas mehr Genugthuung nehmen, als etwa auf dem Sterbebette seit der letzten Beichte noch ungebüßt bleibt, wenn doch die im Beichtstuhl ausgesprochene richterliche Sündenvergebung und die darin auferlegte Genugthuung vollgültig, das ist der röm. Theologie immer unklar geblieben.

Schon längst erwartet die Welt den biblischen Nachweis des Vorhandenseins eines dritten Ortes außer Himmel und Hölle, und dann den Nachweis, daß dieser dritte Ort gerade der Vorstellung des röm. Fegfeuers entspreche, und nichts Anderem. Man darf kühn behaupten: Wenn je ein Fegfeuer vorhanden wäre, so stünde es auf der Liste vakanter Plätze. Angenommen, es stürben von 20,000 röm. Katholiken 500 im Jahr, so rechnen wir erst von dieser Zahl Diejenigen ab, welche in Todsünden dahinfahren und Diejenigen, welche ein gutes Leben geführt und unmittelbar ins Paradies eintreten. Es unterliegt keinem Zweifel, die Frömmigkeit der 19,500 Ueberlebenden ist mehr als hinreichend, um Diejenigen vom Fegfeuer zu befreien, welche weder gut genug zur unmittelbaren Seligkeit, noch schlecht genug zur Verdammniß waren. Angenommen noch, es erfüllten von den 19,500 nur 600 ihre Pflichten als röm. Katholiken, so werden ihre Gebete, ihre Wallfahrten, ihre Meßopfer u. s. w. immerhin eine größere Anzahl von Seelen aus dem Fegfeuer ziehen, als innert Jahresfrist in diese Anstalt eingetreten sind. Der Romanismus hat etwas von der Taktik jener Bettler geborgt, die den Zustand ihres Uebels verschlimmern, um desto eher das Mitleid der Menge zu erregen. Diejenigen, die das Stoßgebet:

Matth. 23, 14. ¡Wehe Euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, Ihr Heuchler, die Ihr der Wittwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor; darum werdet Ihr desto mehr Verdammniß empfangen!

„Gelobt und gebenedeit sei das heiligste Sakrament des Altars" andächtig beten, gewinnen 200 Tage Ablaß; 300 Tage aber jedesmal, wenn sie dasselbe während der hl. Fronleichnamszeit dreimal im Tage beten (Dekret Pius' VI. vom 26. Mai 1776). So oft Jemand das Gebet des hl. (?) Cajetanus betet, kann er 100 Tage Ablaß gewinnen. Betet er es aber an einem Donnerstag, und verrichtet er zugleich seine Beichte und Communion, so gewinnt er einen Ablaß von 7 Jahren und 7 Quadragenen d. h. vierzigtägigen Fastenzeiten (Dekret Pius' VI. vom 17. Sept. 1796). Dieses Gebet muß jedoch vor dem sog. hochwürdigen Gute, sei es ausgesetzt oder im Tabernakel verschlossen, gebetet werden. Wer an einem Donnerstag eine Stunde lang eine Andachtsübung zum hl. Sakrament verrichtet, gewinnt 300 Tage Ablaß; die Andacht kann an jedem beliebigen Orte, in der Kirche oder zu Hause gehalten werden (Dekret Pius' VII. vom 14. Febr. 1815). Wer zu Ehren des allerheiligsten Sakraments die öffentliche Abbitte betet, gewinnt 300 Tage Ablaß (Dekret Pius' VII. vom 26. August 1814). Diejenigen, die knieend eine Andacht zum hl. Sakramente verrichten, wenn das Zeichen mit der Glocke zur hl. Wandlung gegeben wird, erhalten ein Jahr Ablaß; zwei Jahre aber, wenn sie in die Kirche gehen, oder der Kirche sich nähern, um das hl. Sakrament anzubeten. Wer an den Festtagen beichtet und communicirt, um einen Ablaß zu empfangen, gewinnt 5 Jahre; wer aber alle Monate seine Andacht verrichtet, oder wer sie verrichtet an den Festtagen des Herrn, der allerseligsten Jungfrau, oder der hl. Apostel, sowie am Feste des hl. Johannes des Täufers, gewinnt 10 Jahre Ablaß (Dekret Gregors XIII. vom 10. April 1580). Diejenigen, die nach der Meinung des hl. Vaters ein Vaterunser oder ein Ave Maria beten, wenn das hl. Sakrament zu einem Kranken getragen wird, gewinnen, falls sie es nicht selbst begleiten können, einen Ablaß von 100 Tagen. Falls sie dasselbe aber einem Andern in ihrem Namen begleiten und eine Fackel tragen lassen, gewinnen sie einen Ablaß von drei Jahren und drei Quadragenen. Begleiten sie es aber selbst, so gewinnen sie, wenn sie es ohne brennende Fackel begleiten, einen Ablaß von 5 Jahren und 5 Quadragenen; wenn sie es aber mit einer brennenden Fackel begleiten, von 7 Jahren und 7 Quadragenen (Constitution Innocens' XII. vom 5. Jan. 1695). Wer nach abgelegter Beichte am Feste des hl. Fronleichnams beiwohnt, gewinnt 400 Tage Ablaß; ebenso wer der ersten oder der zweiten Vesper dieses Tages beiwohnt; ebenso von 400 Tagen Diejenigen, die an diesem Tage die hl. Messe lesen oder derselben anwohnen (Bulle Eugens IV. vom 26. Mai 1433). Kraft ebendieser Bulle gewinnen Die 200 Tage Ablaß, die der Prozession beiwohnen. Wer das Pange lingua sammt Versikel und dazu gehörigen Gebete betet, gewinnt 300 Tage Ablaß, welcher täglich einmal gewonnen werden kann. Vollkommene Abläße empfangen Alle, welche 1) das Stoßgebet: „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars von nun an bis in alle Ewigkeit" einen ganzen Monat hindurch beten; 2) Die am ersten Donnerstage eines jeden Monats das hl. Sakrament besuchen und das oben angeführte Gebet des hl. (?) Cajetanus beten; 3) Die an dem Feste des Schutzheiligen ihrer Pfarrkirche in derselben das hl. Sakrament empfangen; 4) den Hymnus Pange lingua sammt dazu gehörigem Versikel und Gebete wenigstens 10 mal in einem Monat beten; und zwar können ihn diese am Donnerstage in der Charwoche, am Fronleichnamsfeste, oder an einem Tage in der Oktav, sowie an einem beliebigen Tage im Jahr, den sie selbst wählen können, gewinnen; 5) wenn das vierzigstündige Gebet abgehalten wird, Die drei Tage hindurch das hl. Sakrament besuchen. Alle diese Abläße sind zugleich in den obenangeführten Dekreten, Bullen und Constitutionen enthalten und den Verstorbenen zuwendbar. In einer Bulle vom 15. August 1100 bewilligte Pascal II. neun Jahre Ablaß für jede Stufe der von Jerusalem nach Rom transportirten sog. hl. Treppe unter der Bedingung, daß man auf ihr mit zerknirschtem Herzen u. s. w. auf den Knieen hinaufrutsche. In einem Erlaße der hl. Congregation der Abläße vom 2. Sept. 1817 bewilligte Pius VII., grauhaarigen Andenkens, diesen Ablaß aufs Neue und für immer und erklärte, daß man denselben auch auf die Seelen des Fegfeuers anwenden könne, also unleugbar Solchen, denen er nicht auf eine bewußte und sittliche Weise angeeignet werden kann.

Matth. 26, 15. Judas sprach: „¿Was wollt Ihr mir geben? Ich will ihn Euch überliefern.“ Und sie boten ihm dreißig Silberlinge.

Einige päpstliche Unterthanen, Hirten vom Gebirge, die weit genug in den vier Spezies gekommen sind, pflegen, wenn oben angelangt, die Zahl der achtundzwanzig Stufen mit der Neun zu multipliziren. Gemäß einer Bulle, welche Papst Clemens XI. im Jahre 1718 Seiner Katholischen Majestät, Philipp V., bewilligte, gibt es nämlich neun Tage im Laufe eines Jahres, an welchen eine fromme Person eine Seele retten kann. Clemens XII. bewilligte Allen vierzig Tage Ablaß, welche dem ersten Meßopfer eines geweihten Priesters in Andacht beiwohnen. Pius IX. ließ am 19. Januar 1850 einen siebenjährigen Ablaß für Alle verkünden, welche an einem neuntägigen Gebet in den Pfarrkirchen des Kirchenstaates zu Ehren der Reinigung der Madonna Theil nehmen würden. Der Herr Pater Martin Cochem, aus dem Kapuzinerorden, schreibt: „Maria hat der hl. Mathildis (Lib. I. cap. 19.) geoffenbaret: Ich habe meinen Sohn am Lichtmeßtage mit so großer Andacht und Dankbarkeit Gott dem Vater dargebracht, daß, wenn die Andacht aller Heiligen in eines Menschen Herz ausgegossen würde, man sie dennoch mit meiner Andacht nicht vergleichen könnte. Wenn nun Maria dies gethan, als sie noch auf Erden lebte, ¿was würde sie nicht jetzt thun, da sie im Himmel wohnt, und mit allen Tugenden und göttlichen Gnaden ganz überfüllt ist? ¡O wie kräftig, o, wie andächtig, o, wie unergründlich heilig würde dasjenige Meßopfer sein, welches die glorwürdigste Mutter Gottes dem höchsten (sic) Gotte aufopfern würde!“ Die Gefangenen des Reservekorps des hl. Stuhls in den Abruzzen trugen eine vom Kardinal de Angelis unterzeichnete Karte bei sich, auf welcher hundert Jahre vollständigen Ablaßes für Jeden versprochen war, der die Waffen gegen den König Viktor Emmanuel trüge. Damit der Schatz der päpstlichen Gnadenkammer niemals sich mindere, so wurden, weil doch die Verdienste der sog. Heilgen End und Gränze haben, die unendlichen Verdienste Christi mit den endlichen Verdiensten der sog. Heiligen weislich verbunden, wodurch besagter Schatz unerschöpflich ward. Der Papst muß die Stunde, wo der Herr kommen wird, genauer kennen, und der jüngste Tag kann nicht nahe sein, da der Ablaß mitunter auf viele tausend Jahre ertheilt wird. In allen etwas bedeutenden röm. kath. Städten bestehen Kirchen und Altäre, welchen besondere Vorrechte zu Gunsten Derjenigen bewilligt sind, welche Abläße erhalten wollen: in der Kirche des hl. Eusebius zu Rom 7440 Tage für jeden Besuch; in der Kirche der hl. Maria 11,000 Jahre. In der Kirche zu Santa Pudenziana zu Rom, die sich eines Altars rühmt, an dem der hl. Petrus Messe gelesen habe, verheißt eine Inschrift: „Wer diese Kirche besucht, erlangt einen Ablaß von 3000 Jahren, die Erlaßung des dritten Theils seiner Sünden und noch viele andere Abläße.“ Es mag als eine Unbilligkeit erscheinen, daß den in Rom Heimischen, oder Die so glücklich sind, dahin zu kommen, so leicht gemacht wird, überflüssigen Ablaß zu erwerben; doch tröstet Herr Joh. Perrone, Mitglied des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird: „kaum werde Jemand gefunden so von allen Mitteln entblößt, daß er sich nicht Ablaß verschaffen könne.“ Nach seiner Angabe ist die Wirkung der Abläße bei Todten nicht so sicher, wie bei Lebenden. Der oberste Himmelsanwalt geräth mit seinen Nullen zuweilen ins Unerlaubte; er giebt nicht zu, daß das Gesetz des Weltalls: „Alles geordnet mit Maß, Zahl und Gewicht (Weish. 11, 22.)“, auch das Gesetz der röm. Curie sei. „Nur Der“, sagt Joh. Gottlieb Fichte, „nur Der, der entweder ohne alle Ahnung für Gesetzmäßigkeit und göttliche Ordnung, oder ein verstockter Feind derselben wäre, könnte einen Eingriff in jenes höchste Gesetz der Geisterwelt wagen wollen.“ Riesige Kräfte werden da verwendet, um Berge von einer Maus zu entbinden, um nichtige Dinge zu Tage zu fördern und Andere zur Beschäftigung mit solchen Nichtigkeiten zu verleiten. Wenn ein Papst sich beigehen läßt, seine Schätze zu verschwenden, die ihn nichts kosten, so hält er weder bei Bagatellen still, noch läßt sich sein in andern Dingen sonst so knauseriger Unternehmungsgeist durch die Regel der ehrlichen Leute einschüchtern, daß man der Wahrscheinlichkeit einige Rechnung tragen müsse. Die goldenen Verheißungen, die vom Papstthum gegeben werden, gelten weniger der buchstäblichen Auffassung desselben, als der spekulativen. Es gibt nichts Trüglicheres, als Thatsachen, ausgenommen Zahlen. Hunderttausend Jahre sind eben so schnell erfunden, als ein Tag; und es bedarf einer geringen Zahl canonisirter Heiliger zur

Mark. 8, 36—37. ¿Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch an seiner Seele Schaden? ¿Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?

Füllung des Schatzes der überzähligen guten Werke, wenn man bescheiden annimmt, daß die Zahl der guten Werke eines Jeden dieser ungefähr unendlich ist. Vor allen Dingen natürlich müssen unsere Leser die Ueberzeugung gewonnen haben, daß alle Kalenderheiligen existirt, daß sie mehr gute Werke verrichtet haben, als sie zu verrichten schuldig waren, daß die auf den unendlich großen Schatz sog. überzähliger guter Werke auf lange Sicht gezogenen Wechsel von Gott acceptirt worden sind, beziehungsweise deren Aussteller bei Gott Kredit genießen. Die wirthschaftlichen Charaktermasken der Menschen sind nur die Personifikationen der wirthschaftlichen Verhältnisse, als deren Träger sie sich gegenüber treten. Ein allerdings etwas weit hergeholtes Gegenstück zur priesterlichen Wechselreiterei entnehmen wir aus dem Berichte der Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet, von Hüc und Gabet: Ein Lama wollte sie bewegen, bei der „Andacht zum Besten der Reisenden in aller Welt" theilzunehmen. „Viele Reisende", so erläuterte er, „viele Reisende wandeln auf mühseligen Pfaden, namentlich auch Pilger und hl. Lamas; sie können vor Ermattung nicht weiter, und schicken wir ihnen Pferde von Papier zu Hülfe." Er ging in seine Zelle und holte einige Papierstückchen, die er uns zeigte; auf jedem stand das Bild eines gesattelten Rosses in vollem Laufe. „Diese schicken wir den Reisenden. Morgens gehen wir auf einen hohen Berg, beten und besorgen die Pferde, und zwar in der Weise, daß wir ein Päckchen davon in die Lüfte werfen. Der Wind treibt sie fort; durch Buddhas Macht werden sie in lebendige Rosse verwandelt, und der Reisende kann sich hinaufsetzen. Der fünfundzwanzigste Tag eines jeden Monats ist für diese fromme Handlung bestimmt; es steht aber Jedem frei, ob er für die Reisenden in erwähnter Weise sorgen will, oder nicht." Aehnlich wie mit diesen Papierstreifen verhält es sich mit den Ablaßzeddeln, d. h. mit deren Wirkung zum Behuf der Befreiung Leidender aus zeitlicher Noth. Jedenfalls wäre die papierene Frömmigkeit der Ueberlebenden seit jeher mehr als hinreichend gewesen, um eine größere Menge Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien, als Leute gestorben sind, und das Vorgeben, daß nun dennoch Leidende in fraglicher Lokalität vorhanden seien, erweist sich als Prellerei.

Wäre man bei dem evangelischen Heilswege geblieben, wonach Christus mit Einem Opfer Alle vollendet hat, welche geheiligt werden und wonach nicht das Fegfeuer, sondern das Blut Christi von aller Sünde, von Todsünden und sog. läßlichen Sünden reinigt (1. Joh. 1, 7.), so wären Fegfeuer und Seelenmessen nie aufgekommen. ¿Wozu will man denn auch opfern und Gott mit Messen versöhnen, der ja versöhnt und uns gut ist? Paulus ruft uns zu (2. Kor. 5, 20—21.): wir sollen uns versöhnen lassen, Gott sei versöhnt. Nicht also an der Versöhnung Gottes fehlt es; diese ist durch Christum geschehen, sondern an Buße und Glauben fehlt es. Der röm. Katechismus (De sacram. IV, 30.) nimmt zu guter Stunde unsern Standpunkt ein, wenn er die Kraft einer wahren Reue darin bestehen läßt, daß wir durch sie die Vergebung aller Sünden vom Herrn sogleich erlangen. In Wahrheit ist die Ohrenbeichte nicht wegen der Sünde und des Seelenheils der Gläubigen, sondern der Priester wegen eingesetzt und zähe festgehalten. Daher werden sog. Todsünden vergeben, auch wofern der bloße Wunsch nach der Ohrenbeichte vorhanden war; und die vergessene Todsünde wird zugleich mit der gebeichteten vergeben, weil doch da die innerliche Beugung vor dem röm. Priester, als dem Stellvertreter der Gottheit, stattfindet. Sobald der Christ wahrhaft bußfertig und gläubig ist, so daß sein Glaube auf seine Lebensweise zurückwirkt, dann wird er selig, ohne anderen Priester, als den Hohenpriester im Himmel. Bei dem evangelischen Heilswege hätten also Seelenmessen nie entstehen können, und morgen würden sie wieder aufhören, wenn er allgemein eingeführt wäre. Allein dagegen würde der Papst und ein Theil des Klerus*) wie ein Mann sich erheben und es als eine unerhörte Ketzerei und Lieb-

---

*) Die sich oft wiederholenden Worte „Papst und ein Theil des Klerus" sind von Mir mit Absicht gewählt. Ich unterscheide genau die ehrliche Einfalt und Selbsttäuschung einer zwar geweihten, aber nicht eingeweihten, Mehrzahl von der wissentlichen Lüge einer eingeweihten Minderzahl. Die eine wird von Mir bemitleidet, die andere an den Pranger gestellt. Mein Verfahren trägt seine Rechtfertigung in sich selbst. Ich kann bei der Gelegenheit nicht umhin, eine Sophisterei zu entlarven, womit listige Proselyten-

2. Pet. 2, 3. Und durch Geiz mit erdichteten Worten werden sie an Euch hantiren, von welchen das Urtheil von langem her nicht säumig ist, und ihre Verdammniß schläft nicht.

---

losigkeit gegen die Verstorbenen erklären, daß man nicht einmal dazu beitragen wolle, diese aus ihrer entsetzlichen Angst zu erlösen. ¿Aber warum wollen denn die staatsangestellten Hirten dies nicht umsonst thun? ¿Machen sich die Priester, welche etwa an das Vorhandensein eines Fegfeuers glauben, nicht einer grausamen Unterlassungssünde schuldig, wenn sie eine einzige Seele in den Qualen lassen? ¿Was würde man von einem Manne sagen, der an einem Leidenden vorüberginge und ihm nur dann Hülfe erzeigte, wenn er ihm vorher eine Summe Geldes entrichtet hätte? ¿Würde er nicht unbarmherzig erscheinen, da er helfen kann, aber aus metallener Gefühllosigkeit nicht helfen will? „Niemand", sagt J. Moleschott, „Niemand hat einen Satz begriffen, hat ihn in Fleisch und Blut verwandelt, der ihm in der Anwendung nicht treu bleibt." ¡Wie sehr tadelt man den Priester und Leviten, welche an dem unter die Mörder Gefallenen vorüberzogen, ohne sich seiner anzunehmen! ¿Und was ist da viel anderes? Es wäre doch wohl die Frage, ob das Feuer im Fegfeuer nicht ausgienge. Jeder hat das Recht, das zu seinem Unterhalt unumgänglich Nothwendige zu dem niedersten Preise, zu welchem es angeschafft werden kann, zu kaufen. Wenn ein Despot seine Unterthanen nur so viel Luft einathmen ließe, als sie ihm bezahlten, so würde er eine schreiende Ungerechtigkeit begehen; er würde sich eine Sache vergüten lassen, deren Genuß Allen unentgeldlich zusteht. Wir stellen diese äußerste Voraussetzung nur auf, um zu zeigen, wie albern es ist, wenn man die Rechtmäßigkeit der Bezahlung von Meßsporteln auf den Vortheil begründet, welche bestellte Messen verschaffen. Die mit dem Gelde der (gläubigen und ungläubigen) Steuerzahlenden besoldeten Meßpriester müssen täglich eine Messe lesen (kraft Quartalzapfens) und dürfen täglich nicht mehr lesen als eine. Auch von denjenigen Priestern, welche als solche sich keiner Staatslöhnung erfreuen, ist Keiner geneigt, viele Messen um wenig Geld zu lesen, und so muß der Arme länger im Fegfeuer aushalten, als der Reiche: die Folgen der Armuth sowohl, als die wohlthätigen Wirkungen des Geldes, erstrecken sich auf diese Weise bis über das Grab hinaus. Wenn Reiche so durch Andere die göttliche Gerechtigkeit versöhnen könnten, ¿warum hätte Christus gesagt: es sei schwer für die Reichen, ins Himmelreich einzugehen? — Die neuere theologische Wissenschaft auf dem Standpunkt der Entwicklung des Protestantismus und im Glauben an die Unzerstörbarkeit menschlicher Freiheit, erkennt an, daß auch jenseits ein gnädiges Walten Gottes und eine Entwiklungsfähigkeit des Geistes stattfinde. Achten nun einige röm. Dogmatiker es dem röm. Kirchensystem eigenthümlich, daß es den Menschen nie ohne seine Selbstthätigkeit denke, und beschreiben sie das Fegfeuer als das Eingehen der verschiedenen mit dem Bundeszeichen der Liebe abgeschiedenen Gläubigen in solche Verhältnisse, die ihrem noch mangelnden religiös-sittlichen Geistesleben entsprechen und dasselbe vollenden, so ist unser Protestantismus mit diesem ausgelöschten Fegfeuer leicht einverstanden. Denn das ist dann nicht mehr eine bloße Stätte der Qual, die, so wenig als ein Zuchthaus, für alle die rechte Reinigungsstätte sein würde, sondern eine Bahn zu vielleicht mühevoller, aber heiterer Thätigkeit. Wie aber da Ablaß oder Messen passen sollen, um einen Zustand abzukürzen, der dem Geiste nothwendig, oder doch förderlich ist zu seiner Reinigung, das ist nicht einzusehen. Einem Armen die zu seinem Seelenheile erforderliche Zahl Messen anrathen, liefe aufs Nämliche hinaus, als wenn der Arzt einem Bettler zur Herstellung seiner Gesundheit eine Vergnügungsreise nach Italien anriethe. Es ist undenkbar, daß ein auch nur halbwegs vernünftiger Priester im zeitlichen Akte der Wiederholung des Opfers Christi die unmittelbare Erscheinung der göttlichen Liebe er-

---

macher die zurückhaltende Bescheidenheit von Protestanten, hinsichtlich ihres Urtheils über die Seligkeit der Nichtprotestanten, verdrehen. Der Trugschluß lautet: „Da die protestantische Kirche den röm. Katholiken die Seligkeit nicht absprече, die röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) dagegen den Protestanten als solchen die ewige Verdammniß in Aussicht stelle, so sei es sicherer, als röm. Katholik zu sterben." ¡Wie wenn nicht geläuterte Begriffe diese Verdammungssucht, als der Religion Christi unwürdig, längst dargestellt hätten! ¡Wie wenn Diejenigen, welche sich durch solche Vorspiegelungen bethören lassen, nicht in dem Grundirrthume befangen wären, daß die in der katholischen Kirche cursirenden Ansichten, und die Gesetze und Lehren der eigentlich römischen Kirche, dieselben seien und daß der römische Katholizismus die Religion der katholischen Kirche gewesen sei und noch sei!

21. ¿Möchte nicht ein röm. Katholik geneigt sein, auf Alles, was Wir gegen die Messe vorgebracht haben, zu antworten: „Ich überlasse diese Dinge meinem Seelsorger. Er ist verantwortlich für das, was er mich lehrt, und wahrscheinlich schätzt er sein Seelenheil ebenso hoch, als Ihr das Eurige. Er wird darum Sorge tragen, mich nicht in Irrthum zu führen, und wenn ich ihm folge, bin ich sicher?"

Zur Beantwortung dieser Meinung genügt die Bemerkung, daß jene Juden, welche auf den Rath ihrer Schriftgelehrten hin Christum

---

blicken sollte. ¿Sind Wir nun nicht noch ziemlich barmherzig, wenn Wir behaupten, die Priester selbst glauben nicht an die Wirkung ihrer Messen? ¡Hier sind sie, die Seelsorger, welche lehren, das beste Werk sei, seinem Nächsten in den Himmel zu verhelfen, gleichwohl aber klagen, das Mitleid sei erkaltet, weil man für die Seelen der Verstorbenen nicht genug Messen bestelle! Das Concil von Trient sagt zwar nicht gerade mit dürren Worten, die Wirkung der Messen richte sich nach ihrer Menge; doch geht diese Ansicht klar genug aus den Worten (Sess. XXV. cap. 4.) hervor: „Es ereigne sich oft in einigen Kirchen, daß die Liebesgaben von Verstorbenen für abzuhaltende Messen so gering sind, daß sich nicht leicht Jemand findet, der sich dieser Verrichtung unterziehen will, weßhalb der fromme Wille der Erben sich verliert, und die Gewissenbeschwerung Derjenigen, welche das Vorgenannte angeht, veranlaßt wird." Gut, daß Gottes Gedanken andere sind, als Concilsgedanken.

21. ¡Wie unendlich muß nicht die Lehre von der Messe den Priester in den Augen der Menge erhöhen! ¡Was zu vollbringen soll für ihn zu schwer sein, der im Besitze der Fähigkeit geglaubt wird, eine Oblate oder ein Glas Wein in die Gottheit umzuwandeln! ¡Was darf man sich zu theuer denken, wenn es sich um Erwerbung der Gunst eines Menschen handelt, von welchem man zuverläßig zu wissen meint, daß er mit der Macht bekleidet ist, den Zugang zu Gott aufzuthun und Opfer für die Tilgung der Sünden Lebendiger und Todter darzubringen! ¿Wer wollte sich und die Seinigen nicht aus der schrecklichen Qual des Fegfeuers retten und nicht gerne einen Theil seines Vermögens für sie aufwenden? ¿Wie kann der Meßpriester das von ihm übernommene „vorzüglichste Amt" versehen, wenn er nicht selbst Gott ist? In eitler Selbstvergötterung stellen die Verfasser des röm. Katechismus (De sacram. III, 55. 61. VI, 2. 8. 23.) den Meßpriester so ziemlich mit dem sich selbst opfernden Heilande auf eine Stufe und sagen: „Vor Allem müsse man dem Volke begreiflich machen, wie groß, erhaben und vortrefflich das Priesterthum sei. Der Priester stelle bei der Messe die Person Christi dar (ein vom Concil von Trient absichtlich gewählter zweideutiger Ausdruck, in den man so viel oder so wenig hineinlegen kann, als nach Zeit und Umständen räthlich erscheint); er sei als Mittler zwischen Gott und den Menschen aufgestellt (¿1. Tim. 2, 5?); er verdiene die Früchte des Leidens Christi und leiste Genugthuung; seine geistliche Gewalt übertreffe alle Kraft der Engel; es würden die Priester mit Recht nicht nur Engel, sondern Götter (!) genannt (¿1. Theff. 2, 4?), weil sie die Kraft und die Macht des unsterblichen Gottes unter den Menschen verwalten; die Gewalt sowohl, den Leib und das Blut Unseres Herrn zu wandeln und zu opfern, als auch die Sünden nachzulassen (¡und nach Gutfinden zu behalten!), die ihnen sei gegeben worden, übersteige alle menschliche Fassungskraft, so daß auf Erden nichts dieser Gewalt Gleiches und Aehnliches gefunden werden könne." Einige der angesehensten Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, lehren: „Der Priester sei höher und verehrungswürdiger, als alle Heiligen, Engel und Erzengel, weil diese aus Brod oder Wein keinen Gott zu machen vermögen und es sich zur höchsten Gnade rechnen würden, wenn sie einen Priester bei der Messe bedienen könnten; selbst die Maria übertreffe er an Würde, weil diese Gott nur einmal in ihrem Leibe getragen, der Priester ihn aber täglich beim Meßopfer in Händen habe und genieße; ja, Gott habe dem röm. Priester noch größere Allmacht gegeben als Er selber besitze: Gott hat zwar das Weltgebäude aus Nichts erschaffen, und doch brauchte Er sieben Tage dazu. ¿Wie aber der Priester? ¡Sehet an, welche Gewalt Der hat! ¡Tagtäglich

kreuzigten und wünschten, daß ihnen ein Mörder freigegeben werde, dasselbe hätten sagen können. Aber das Urtheil über den sittlichen Werth oder Unwerth einer Glaubenslehre steht beim Gewissen des Einzelnen. Die Religion vor Allem ist eine persönliche Angelegenheit; Jedermann muß für sich selbst Rechenschaft vor Gott ablegen, und es gibt weder Seligkeit noch Verdammniß durch Stellvertretung. Zu guter Letzt bedenke man, daß das Zeugniß von Priestern in Betreff der Transsubstantiation und des Meßopfers ein parteiisches ist, insofern als ihre Glaubwürdigkeit, ihr Einfluß, ihre Würden und Pfründen aufs engste mit der Aufrechthaltung dieser Lehren verknüpft sind;

---

in dem Opfer der Messe macht er sogar Gott, diesen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; also Gott selbsten macht er, und zwar mit fünf kleinen Worten; nicht in sieben Tagen, sondern in einem einzigen Augenblick!" Alles, was Aegypten und Indien Fabelhaftes erdacht, um ihre Priester über die Nichtpriester zu erheben, hat Rom überboten mit seiner Meßtheorie, „dieser", wie der sog. hl. Franz von Sales sich ausdrückt, „dieser Sonne der geistlichen Uebungen, diesem Herz der Andacht, dieser Seele der Frömmigkeit, diesem Mittelpunkt der christlichen Religion, diesem unaussprechlichen Geheimniß, das den Abgrnnd der göttlichen Liebe umfaßt, und in welches hineinzublicken die Engel gelüstet." ¡Wenn die Zahl der Priester und die Häufigkeit der Messen nicht den Werth des röm. Wunders verminderten, wenn ein einziger Priester im Rufe stünde, es wirken zu können, Der wäre fast wie Gott! Die Extreme begegnen sich hier. Die Richtigkeit des gewöhnlich nur auf die Mechanik angewendeten Axioms: „Keine Sache ist stärker, als ihr schwächster Punkt", bewährt sich überall und immer: Ich halte dafür, daß in der langen Kette charakterischer Glaubenslehren, welche das päpstliche Religionssystem zusammenhalten, die Lehre von der Transsubstantiation und dem Meßopfer scheinbar das stärkste, in Wirklichkeit aber das schwächste Glied ist, und beruhige mich mit der Ueberzeugung, daß mit Zertrümmerung dieses einen Ringes der Ankerkette das Schiff der Kirche (Papst und ein Theil des Klerus) trotz aller Manöver des Steuermanns an einen Felsen treibt, an dem es zerschellen muß.

Bis auf die Jetztzeit schleppt sich, bald offen, bald im Geheimen wirkend, eine Priesterkaste, welche, anstatt der Religion Jesu, als höchster sittlicher Macht zu immer weiterer Geltung zu verhelfen, hinderliche Lasten von unbiblischen Vorstellungen und Gebräuchen aufbürdet und den Fortschritt auf fast jedem Felde der Erkenntniß zu hemmen trachtet. Es bildet zumal, wie ich glaube sonnenklar dargethan zu haben, die aus mittelalterlicher Verfinsterung in die Bildung des neunzehnten Jahrhunderts hineinragende Lehre von der Transsubstantiation und dem Meßopfer eine unübersteigliche Schranke für den endlichen Triumph des Christenthums. Nie und nimmer, so lange sie aufrecht steht, wird dieses nach seinem vollen Inhalt zum Bewußtsein der Menschheit gebracht werden können, wird eine Verwirklichung des erhabenen Gedankens möglich sein, alle Völker der Erde in eine Familie zu vereinen und durch ein gemeinsames Glaubens- und Liebesband zu fesseln. Juden und Mohammedaner betrachten das Vorgeben als etwas Monströses uud Lächerliches: einen Gott zù machen, das Gemachte anzubeten und es nachher zu essen; Millionen Christen fühlen sich dadurch aufs Tiefste gekränkt. ¡Das hl. Abendmahl der ersten Kirche, und die päpstliche Messe! ¡Welch ein Unterschied! Und doch ist letztere, ob noch so verkleidet und umgestaltet, aus ersterem hervorgegangen. Die Messe liefert den traurigsten, aber auch den merkwürdigsten Beleg, welch heillose Störungen durch den Romanismus bewirkt werden, wie fruchtbar der Irrthum, oder vielmehr Betrug und Eigennutz sich erweisen, und wie der Sieg der Vernunft Jahrhunderte lang hinausgeschoben werden kann. Man fühlt sich ordentlich erniedrigt im Stolze seiner bessern Kenntnisse, solch' erbärmlichen Trugglauben noch bekämpfen zu müßen; und man weiß kaum, ob man weinen soll über die Sorglosigkeit, Charakterlosigkeit und das theilnahmlose Schweigen vieler Gebildeter, oder ob man seine Entrüstung auslassen soll gegen die gleisnerischen Gaukler, welche mit frecher Stirn vor die Menge treten und

insofern als mit dem Glauben an Transsubstantiation und Meßopfer das ganze römisch-katholische Lehrgebäude und mehr als ein politisches Gebäude, das von ihm seinen innersten Halt hernimmt, steht und fällt.

Sprüche Salom. 1, 28. So will ich auch lachen in Euerem Unfall und Euerer spotten, wenn da kommt, was Ihr fürchtet.

Jes. 44, 9. Die Götzenmacher sind allzumal eitel, und ihr Köstliches ist kein Nütze. Sie sind ihre Zeugen und sehen nichts, merken auch nichts; darum müssen sie zu Schanden werden.

Röm. 11, 9. Es werde ihnen ihr Tisch zum Fallstrick und zum Fang und zum Aergerniß und zur Vergeltung.

Off. 18, 11—13. Die Kaufleute auf Erden werden weinen und Leid tragen bei sich selbst, daß ihre Waare Niemand mehr kaufen wird: die Waare des Goldes und Silbers . . . und Leichname und Seelen der Menschen.

---

sich brüsten, kraft apostolischer Nachfolge und göttlicher Sendung die Grundpfeiler der christlichen Religion zu sein. Die Annalen aller Zeiten und Völker bieten kein ähnliches Beispiel von Betrogenen und Betrügern, von Leichtgläubigkeit und schamloser Keckheit. ¡Wohl wäre es etwas Gewaltiges und Erhebendes, der unmittelbaren leiblichen Gegenwart Christi gewiß zu sein, wie die röm. Kirche sie verkündet, in diesem scheinbaren Weine, in diesem scheinbaren Brode in der Monstranz! ¿Aber ist es nicht auch etwas Schimpfliches und Frevelhaftes, wenn diese verkündete leibliche Gegenwart doch nur eine Unwahrheit ist, und wenn der Mensch, der unsterbliche Geist, das Ebenbild und Kind Gottes, vor diesem Wein und Brod, oder vor diesem Scheine von Wein und Brod knieen und da seinen Gott suchen soll? Es ist dieses Meßopfer und dieses Verbleiben des wieder Fleisch und Blut gewordenen Gottes unter dem Scheine von Brod und Wein der höchste, heiligste Moment der röm. Kirche; aber es ist auch die letzte, äußerste Verirrung derselben, die gräulichste Entweihung des in den irdischen Staub hinabgezogenen Himmels. Mit dieser Verirrung hängt denn das übrige Wesen des Romanismus folgerichtig zusammen: Wer an die Lehre von der Messe nicht glauben kann, dem kann nichts ein hinreichendes Gegengewicht gegen die eine Unwahrheit, ein Ersatz für den darin liegenden Tod des geistigen Lebens sein. — Der Gewinn des Priesters ist nicht weniger enge mit der Lehre von der Messe verbunden, als sein Kredit und sein Einfluß. So verbinden zwei Beweggründe, welche einen so mächtigen Einfluß auf das Betragen eines Mannes äußern, Habsucht und Herrschsucht, ihre Kraft, den Priester zur Vertheidigung des Papalsystems zu veranlaßen. Es sind das Beweggründe, welche zu allen Zeiten Menschen verleitet haben, den Gesetzen Trotz zu bieten, das eigene Gewissen zu betäuben, Ströme Blutes zu vergießen und den Frieden von Familien zu Grunde zu richten. Könnte das Entsetzen über ein so erbarmungsloses Spiel mit Menschenwürde und Menschenwohl durch irgend etwas noch erhöht werden: die Betrachtung würde dahin führen, daß es eben nur ein Spiel ist; daß dieses ganze, erstaunliche Gerüste eigentlich nur dazu beibehalten wird, um einer kleinen Partei auf einem kleinen Theile der Erde zum Fußgestell zu dienen. ¡Möge es Mir gelungen sein, die Achillesferse der verkörperten Lüge bloß zu legen!

Aphorismen.

Als Pontius Pilatus an Christus die Frage stellte: „¿Quid est veritas? ¿Was ist Wahrheit?“ (Joh. 18, 38.) erhielt er keine Antwort. Man hat eine Antwort im Anagramm gefunden: Est vir qui adest.

Die Stelle Offenb. Joh. 13, 18. lautet: „Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thiers; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundert und sechsundsechzig.“ Zählt man aus den lateinischen Worten:

L a t I n V s r e X s a C e r D o s, diejenigen
50. 1. 5. 10. 100. 500.

Buchstaben zusammen, welche einen Zahlenwerth vorstellen, so erhält man 666. Dieselbe Ziffer wird erhalten, wenn man die Buchstaben der griechischen Worte:

E K K Λ H Σ I A I T A Λ I K A (Ecclæsia italica)
5. 20. 20. 30. 8. 200. 10. 1. 10. 300. 1. 30. 10. 20. 1.

zusammenzählt. Der sog. Kirchenvater Irenäus sagt, der Name des Antichrists sei

Λ A T E I N O Σ (Lateinos). Der hebräische Name für Rom ist
30. 1. 300. 5. 10. 50. 70. 200.

ת י י מ ו ר (Romiith). Die Ziffer 666 ergibt sich auch aus den
400. 10. 10. 40. 6. 200.

Worten: r ö m i s c h e r P a p s t, wenn man jeden
80. 50. 30. 9. 90. 3. 8. 5. 80. 60. 1. 60. 90. 100.

Buchstaben nach seinem Zahlenwerthe bestimmt. ¿Wer ist dem Thiere gleich?

Die Stelle Matth. 24, 26. lautet: „Wenn sie zu Euch sagen werden: Siehe, Christus ist in den Kammern, so glaubet es nicht.“ Das griechische Wort für Kammer ist tameion und es wird im Lateinischen übersetzt mit promtuarium, ciborium, —auf deutsch Monstranz.

¿Wer hat von einem Gastmahle erzählen hören, wo die Eingeladenen den Gastgeber zum Nachtische aufgespeist haben? ¿Sollte die Mutter Jesu es je über sich haben bringen können, die Knochen und Nerven ihres Sohnes zu essen? Saturn, erzählt die Fabel, verschlang seine Kinder.

Es ist bezeichnend, daß in einigen europäischen Sprachen das Volk den Begriff der Zauberei mit „Hocus-Pocus“ ausdrückt. Es sind das die leise gesprochenen, von den Anwesenden nicht verstandenen Worte der Verwandlungsformel: „Hoc est enim corpus meum.“ Der Begriff des Meßopfers (oblatio) ist nachgerade auf den Begriff Oblate zusammengeschrumpft. Vox populi, vox Dei.

Wenn man die Worte des hl. Abendmahl „das ist mein Leib“ buchstäblich verstehen müßte, so hätte sich Christus seinen Jüngern mit eigenen Händen gegeben. Dies anzunehmen ist ebenso abgeschmackt, als das Glauben an jenes Pariserwunder, dem zu Folge der hl. (?) Dionysius seinen Kopf noch küßte, nachdem er schon abgeschlagen war. In approbirten Lügendenbüchern steht überdies, daß der Enthauptete besagten Kopf in beide Hände genommen habe und nach einer zwei Stunden von Paris entfernten Gegend (Saint-Denis) hinausspazirt sei. Bei derartigen Gelegenheiten hat allerdings nur der erste Schritt seine Schwierigkeiten.

¿Warum nicht die Vergötterung eines sechspfündigen Laib Brodes? Die Gaukelei wäre selbst für einen Köhlerglauben zu handgreiflich; wenngleich mit mathematischer Gewißheit behauptet werden darf, daß man dem Leib Christi so näher käme, als mittelst der Windbeutelei einer Oblate.

Sintemalen nach röm. Theorie jedes Atom der Oblate und des Kelchinhalts Leib und Blut, Nerven und Knochen Christi enthält, so möchten wir den Priestern anrathen, ihr Abendmahl mit der homöopathischen Kraftsuppe einzuleiten. Eine altehr-

würdige Autorität der Hahnemanie hat folgendes Recept dazu hinterlassen: „Man nehme zwei verhungerte Turteltauben, hänge sie am Küchenfenster in der Art auf, daß ihr Schatten in einen porzellanenen Topf mit sieben Maß Regenwasser falle, koche behutsam sieben Stunden lang und gebe einen Tropfen nach je sieben Tagen in einem Glas Wasser." Eine solche Brühe hätte wenigstens nicht den herben Beigeschmack von Knochen und Nerven.

Mit der Steuer der Wahrheit geht es gemeiniglich, wie mit der Steuerfrage überhaupt. Die Meinung, die der indirekten Steuer günstig, der direkten feindselig sich erweist, ist für uns ziemlich kindischer Art. Man wird kaum in Abrede stellen, daß die indirekte Einräumung, es verzehre Einer mit der Hostie nicht bloß den Leib und das Blut, sondern auch die Nerven und die Knochen Christi, den Betrag der Schwierigkeiten gegen die Glaublichkeit der Transsubstantiation vermehrt. Dennoch pflegt dies geringen Eindruck auf die Menge zu äußern, und es zeigt sich der Unterschied zwischen dem, was man als unwahr nur so zugibt, und dem, was man durch direktes Einräumen als unwahr fühlt.

Die röm. Kirchenmutter entschädigt ihre Kinder für das zeitweise Opfer der fünf Sinne mit einem Ohrenschmaus: Die Musik spielt nach der Elevation einen Tusch (etwa nach der Melodie: „Wer niemals einen Rausch hat g'habt," oder: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt"). Vorher wird die Hörerschaft durch einige Adagio's eingelullt; als Intermezzo ist auch schon vorgekommen ein Stücklein aus „Robert der Teufel" in ein Gloria in excelsis travestirt.

Ein Franzose, der einem feierlichen Hochamte beigewohnt hatte, wurde gefragt, wie ihm das Ding gefallen habe. „C'était magnifique", meinte er, „je trouve seulement que c'était beaucoup de bruit pour une omelette." Ein Engländer hätte an den Ausruf des Prinzen bei Fallstaffs Wirthshausrechnung gedacht: „¡Wie schrecklich! ¡Für einen halben Penny Brod zu dieser Unmasse von Sekt!"

Charles Maurice Talleyrand, Erzbischof von Autun, kurz vor seinem Tode gebeten, die sog. Wegzehrung zu nehmen, erwiederte: „Ich würde sie gerne nehmen, aber mein Arzt hat mir die Mehlspeisen verboten." Der Witzbold hielt es für unmöglich, daß Priester sich nach Beendigung bezahlter Messen auf der Straße begegnen, ohne einander ins Gesicht zu lachen, gleich den Augurn des alten Roms. Er täuschte sich: Ein Komödiant, der auch in Zukunft seine Rolle gut spielen will, darf nicht über das eben gegebene Stück lachen.

Zwingli hielt in Bern unter mehreren Predigten auch eine über die Messe. Während dessen stand ein Priester im Begriff, das Meßgewand anzulegen. Da er Zwingli's Worte hörte, zog er dasselbe wieder aus, legte es auf den Altar nieder und rief: „¡Hat es eine solche Gestalt um die Meß, so will ich weder heut noch nimmermehr Meß halten!"

Nachdem christliche Missionäre die Angelsachsen Northumberlands bekehrt hatten, forderten sie dieselben auf, selbst den Götzen zu zerstören, welchen sie bisher angebetet. Niemand wagte, Hand an den so lange durch Ehrfurcht geheiligten Gegenstand zu legen. Inmitten der Zögerung erhob sich Einer aus der Priesterkaste und zerschlug den Götzen, dessen Nichtigkeit er besser kannte, als die Andern.

In Neu-Granada ist es der Priesterschaft gelungen, die Worte „santisimo sacramento del altar" als Begrüßungsformel der Indianer einzuführen. Diese Worte haben mit einem „Gruße" ungefähr so viel zu schaffen, wie der englische Gruß mit einem Gebete. Freilich, durch öfteres Wiederkauen werden die heterogensten Gehirnabsonderungen am Ende zusammengeleimt, und Vieler „Ueberzeugung" wird bloß in dem Maße gefördert, als man ein und dieselbe Phrase wiederholt.

Wer sagt, die Hostie sei adorabel, der kann, ohne sich eine beißende Zurechtweisung zuzuziehen und ohne an einen Deus ex machina zu appelliren, selbst vom evangelischen Standpunkte aus Recht haben: er darf nur das Beiwort adorabel vom lateinischen os, oris ableiten.

Vor einigen Jahren predigte ein Pater Ratisbonne in der Kathedrale von Tours den Leuten vor, „daß nicht nur Gott in der Messe verzehrt werde, sondern auch die Jungfrau Maria, und daß er für seine Person sie gegessen habe." Es thue der gefräß'ge Herr noch einen Schritt, und gleich wird er die Apostel ebenfalls aufspeisen. Bescheidener benahm sich ein gewisser Oswald, Professor am bischöflichen Seminar zu Paderborn. In seinem Handbuch der Mariologie (1850) gründet er das Mit-

erlöserthum Mariä darauf, „daß sie, das Verdienst Christi zunächst für das weibliche Geschlecht ergänzend, diesem im hl. Abendmahl mit dem Leibe des Herrn zugleich ihre Milch mittheile.“ Es soll diese vorgreifende Entdeckung eines neuen Glaubensartikels in Rom nicht gefallen haben.

Ein röm. Katholik, welcher Messe gehört, begegnete einem aus der Kirche heimkehrenden protestantischen Bauer. „¿Sagt mir, mein guter Mann, da Ihr und ich Gott aufrichtig anbeten, welches kann der Unterschied sein zwischen Eurer Religion und der meinigen?“ „Ich finde einen großen Unterschied“, antwortete der Bauer: „Sie haben soeben den Gott angebetet, den der Priester gemacht hat; und ich den Gott, der den Priester gemacht hat.“

Der Jesuit Eberhard Neidhard, Beichtvater Anna's von Oesterreich, sprach eines Tages, aufgeblasen von Anmaßung, zu den Granden des Hofes von Madrid: „Ihr müßt mich respektiren; denn jeden Tag habe ich Euern Gott in meinen Händen und Eure Königin zu meinen Füßen.“ Jedenfalls war's nur die zweite Hälfte des Wortspiels, wovon sich der Schalk einen Schauer von Ehrfurcht versprach. Der Beichtvater Peters des Großen war zugleich dessen Hofnarr.

Aus triftigen Gründen verschmäht es die gegenwärtige röm. Kirche (Papst und ein Theil des Klerus), den hausbackenen Verstand der Protestanten vermittelst des „weltlichen Arms“ zum Geständniß zu zwingen, daß Christus seinen Bund mit der Menschheit durch eine Oblate besiegelt und bei der Gelegenheit etwas Wein in seine eigenen Knochen und Nerven u. s. w. umgewandelt habe: Die Trauben sind eben sauer und das Holz zu theuer, um die Ketzer zu erleuchten. Am guten Willen, das Licht zu löschen und die Feuer wieder anzuzünden, fehlt es nicht.

Simon, der Magier, wollte die Gaben des hl. Geistes kaufen; röm. Priester wollen sie verkaufen. ¿Wer ist weniger zu entschuldigen? Mitglieder des Regularordens, welcher gemeiniglich die Gesellschaft Jesu genannt wird, verkaufen die Gaben des hl. Geistes nicht; sie geben dieselben: für Almosen.

Während der Conventsregierung in Frankreich, als das röm. Religionssystem in jenem Lande bekanntlich aberkannt war, verkaufte einst ein Priester polizeiwidriges Weihwasser, zu zehn Centimen die Maaß. Der Polizeicommissär sah hierin nichts Gefährliches für die Sicherheit der Republik, dachte aber doch, es könnte das Geschäft zum Vortheile der Staatssteuer ausschlagen und verurtheilte den Priester, das Patent eines Limonadenverkäufers zu nehmen.

Man hört so viel von unruhigen Geistern, welche sich wider die gesellschaftlichen Uebelstände erheben; sie wollen, versichert man, „die Ausbeutung der Menschen“ abschaffen. Ohne mich zu allen ihren Lehren zu bekennen, billige ich doch diese Seite ihres Strebens. Allein sie werden nimmer zum Ziele gelangen, so lange sie nicht mithelfen, daß „die Ausbeutung Gottes durch den Menschen“ abgeschafft werde.

In der Rede, welche Garibaldi am 24. Sept. 1866, als am Tage seines Einzuges in Florenz, hielt, rief er, von der klerikalen Reaktion sprechend, aus: „¡Nichts ist gefährlicher, als ein schlechter Priester!“ „¡Tod den Priestern!“ erscholl es im Haufen. „Nein, erwiderte Garibaldi, ich will Niemandes Tod. Wollt Ihr die Priester zu Grund richten, so macht es wie ich, und geht an ihren hl. Buden vorbei.“

In Bezug auf Religionssysteme entbehrt oft die Vernunft ihrer Kraft gegen zwei Missionäre: Beispiel und Furcht. Ueberdies sind in jenem Lande die Vorurtheile der Großen Gesetze für die Kleinen. Der indische Bonze, welcher lehrt, die Erde ruhe auf einem Elephanten oder auf einer Schildkröte, und der Aegypter, welcher den Apispriestern gemäß behauptet, daß die Erde auf den Hörnern eines Stiers getragen werde, gründen diese Unterscheidungslehren gewiß auf lächerliche Voraussetzungen. Dessen ungeachtet gelten sowohl Indier, als Aegypter für Weise. ¿Und warum? Weil sie die gemeine Eselei zu theilen scheinen. Man scheut sich zuweilen, unter dem Namen eines Andern über sich selbst zu erröthen.

In einer Irrenanstalt erklärte ein Kranker einem besuchenden Fremden in zuvorkommender Weise die Einrichtungen. Auf die Frage: „¿Was für ein Geschäft haben denn Sie in diesem Hause?“ antwortete der Kranke mit funkelnden Augen: „¡Ich bin verrückt!“ Als ihn darauf der Fremde verwundert anblickte, setzte der Patient hochfahrend hinzu: „Leider bilden die Männer von meinem Talente jetzt noch die Minderheit in der Welt; aber ich sage Ihnen: sobald wir die Mehrheit sein werden, so müssen Alle da draußen in dieses Haus.“ Irrenhäuser scheinen guten Theils zu

dem Zwecke gebaut zu sein, einer sich außerhalb derselben befindenden Menge glauben zu machen, sie selbst sei ganz bei Trost. Peruanische Indianer drücken die Köpfe ihrer Kinder platt, weil der ihrige platt gedrückt wurde.

Ein Wahnsinniger war einem Arzte zur Behandlung übergeben worden. Dieser rückte der fixen Idee seines Patienten sachte auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Schlusse stand und einsehen sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte er plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und sprang trotzig ab; und es war aus mit allen Bemühungen, ihn zu heilen.

„Wie erfinderisch", schreibt Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense, „wie erfinderisch wird der Mensch durch politischen Zwang: Lauter Strickleitern, Löcherscharrer, Verkleidungen, um an die freie Luft zu kommen! Und wenn sie die freie Luft haben, werden sie ächt deutsch darüber grübeln, ¿ob ihnen besser sei? Dann wird es sein, wie bei dem Prinzen: „¿Dites-moi, si je m'amuse?"

¿Meint man, dem Messias ergienge es zu Rom besser, als ehemals, wenn Er jetzt wieder erschiene und in derselben Weise aufträte, wie ehemals? Gekreuzigt würde er nicht, (weil das Kreuzigen nicht mehr Mode), aber nach dem Standrecht von Gottes Gnaden zu Pulver uud Blei begnadigt, oder behufs lebenslänglicher Voruntersuchung in die Kasematten von Civita Vecchia eingesperrt.

Man beruft sich mit einem Schein von Gewissenhaftigkeit auf das sog. historische Recht. ¿Gibt es denn aber ein Recht gegen die Pflicht der Selbsterhaltung, welche jedem Einzelnen, wie den Gesammtheiten innewohnt? Ebensogut als ein historisches Recht könnte man eine historische Moral annehmen. Es geht mit dem Rechte oft so, wie mit der Wahrheit: „¿Was ist Recht?"

Die Beharrlichkeit in der ausschließenden Rechthaberei, wie sie eigentlich pfäffisch ist, hat eine unglaubliche Stärke. Wird immer das nämliche dunkel, mystisch, zwar aus verdrehten Schriftstellen, aber jedesmal im alterthümlichen Ueberlieferungstone wiederholt, so gewöhnt sich am Ende die Mehrheit daran. Selbst auf manchen sonst Gebildeten lagert sich ein solches Bleigewicht des Hergebrachten, daß er sich des Eindruckes nicht erwehrt: „Dieser Behaupter muß doch fühlen, er habe Recht, wenn ich gleich nicht weiß, wie." Der Mob meint, er besitze den Gradmesser seines Unwohlseins an den dasselbe etwa begleitenden Schmerzen. Wenige Kranke sind im Stande, vernünftig über ihre Leiden zu sprechen.

Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen. Gewiß trägt gerade die Massenhaftigkeit des im Papismus enthaltenen Unwesens viel dazu bei, rechtliche Leute (die in pflichtgetreuer Seelsorge lebenden römischen Geistlichen nicht ausgenommen) an demselben festzuhalten. Wenig bekannt mit den charakteristischen Lehren einer Genossenschaft, der sie eigentlich bloß in Folge geographischer Verhältnisse und Vorurtheilen der Erziehung angehören, sind sie geneigt, eine ihnen von Seite des Protestantismus zukommende Belehrung für Verläumdung zu halten, weil ihre kurzsichtige Gutmüthigkeit das Jahrhunderte lange Fortbestehen wissentlicher Lüge und besoldeter Narrheit als unmöglich erscheinen läßt.

Es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen Spotten über die Religion und Spotten über Diejenigen, welche sie durch ihre närrischen Meinungen entheiligen. Es wäre ruchlos, der Achtung gegen die Wahrheit zu ermangeln, welche der Geist Gottes geoffenbart hat; aber es wäre gleichfalls ruchlos, wollten wir es an Verachtung der Lüge fehlen lassen, welche der Geist von Menschen der Wahrheit entgegensetzt. Eine Idee, welche den Schöpfer zur Materie machen will, und welcher gemäß Christus wie eine Pille verschluckt werden soll, ist eine Lästerung Gottes und eine Versündigung an der Vernunft.



Inhalts-Verzeichniß.



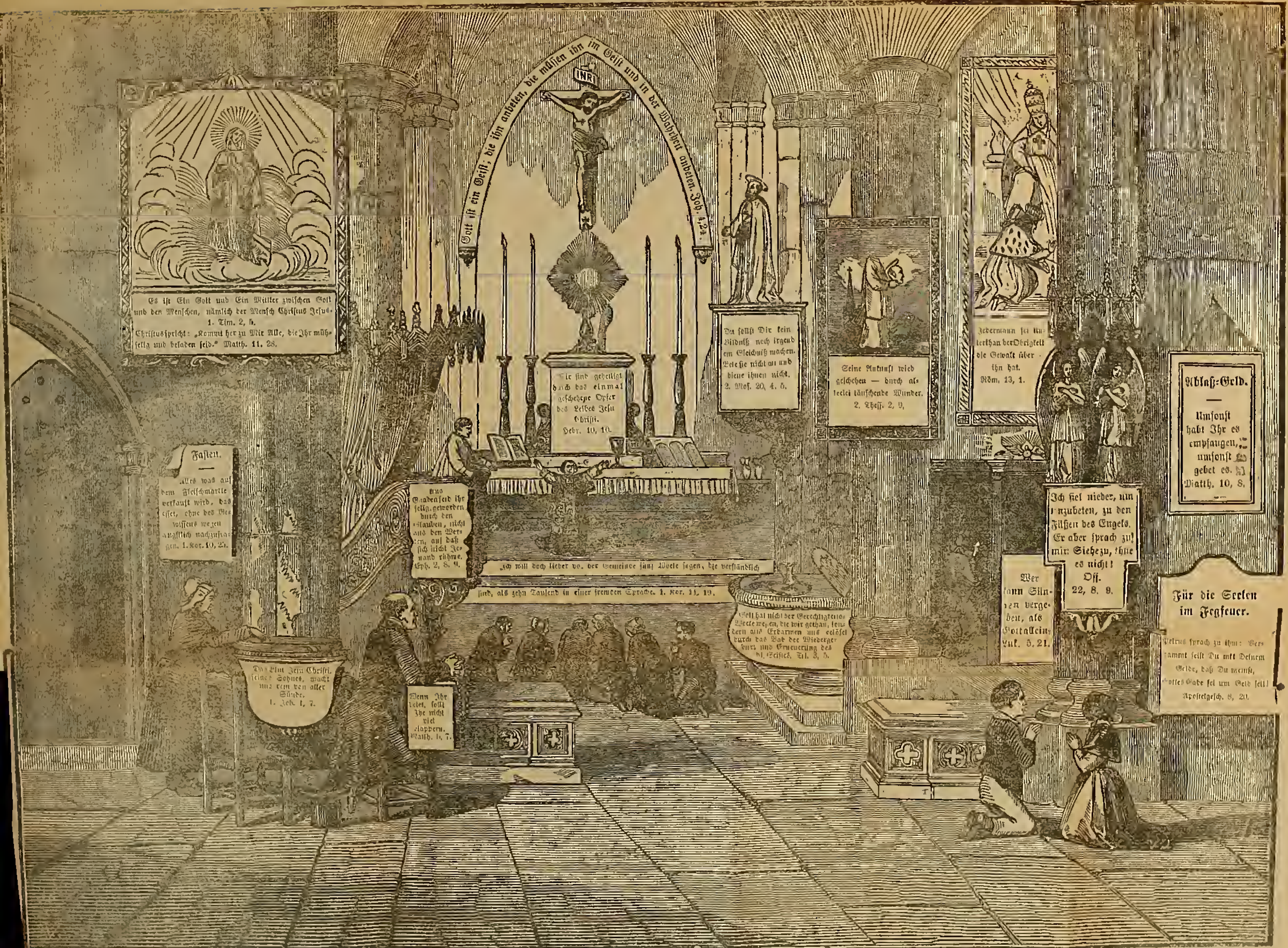
Ich ersuche aufmerksame Leser, mir Berichtigungen mitzutheilen. Alles, auch das Unbedeutendste ist mir da willkommen und soll in den spätern Auflagen Verwendung finden.



Berc



Berathungsgegenstände für das Concil.




LIBRARY OF CONGRESS
0 017 353 657 4
